UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class Book Volume

053ZLK 15

Ja 09-20M

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/diezukunftheraus1518hard

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Fünfzehnter Band.

Berlin.
Verlag von O. Häring.
1896.

053
ZUK
v.15

Inhalt.

Abendstimmung 411
Aktiengesellschaften 283
Als sie mein Herz begruben . 34
Amme, bei der 612
Aera, die neue 571
Arbeit, fremde 151, 209
(Vergl. hierzu **3**, 441.)
Arbeitgeberfrage, die 320
Arbeitgebiet, das, geschichtlicher Forschung 25
Aergerniß, das 227
Auferstehung. Gedicht . . . 372
Ausgleich, der oesterreichisch-ungarische 204
Bäckerschutz, der, und die Ladenschlußstunde 439
Bacon, der Staatsmann und Freund 272
Banktechnik, neue 427
Baratieri s. Prozeß.
Barbarossa 529
Beer, Anton s. Komponist, ein neuer.
Berg, der wandelnde 49
Bernstein 477
Bettler, der 181
Bevölkerung, die, Budapests . 31
Bilitis s. Lieder.
Blutkreislauf s. Ursache.
Börsenexperimente 378
Börsengesetz s. Vor dem B.
Börsensommer 525
Börsien 1
Ceremonienmeister 97
Charfreitag in Berlin. Gedicht 70
Dämmerung. Gedicht . . . 372
Depositen 141
Deutschen, die, im Auslande . 516
(Vergl. hierzu **14**, 234.)
Diebstahl, politischer 109
(Vergl. hierzu: Politik und Diebstahl.)
Dolus Eventualis 176
Duellgerichte 223
Durch! 623
Ehe, freie 310
Finanzgeschäfte 185
Galiläer s. Kaiser.
Gedanken eines alten Mannes . 510
Geldmarkt, der, den produktiven Ständen! 63
Geschichtauffassung, materialistische 449
Getreidespielverbot, das . . . 469
Getreideterminhandel, s. Ohne Getreideterminhandel.
Görres 262
Großbanken 167
Hebbels Judith 68
Heilserumvergiftung 105
Heimchen, das, am Herd . . . 132
Hoftheaterbazar, der 480
Hopfengeschäft, das 45
Illusion und Suggestion in der Sozialpolitik 487
Judith s. Hebbels J.
Kaiser und Galiläer 385
Kaisertelegramm, das, am Friedensfeste 337
Kälte-Industrie 620
Kamarilla 241
Kampf, der, gegen den Zwischenhandel 547
Kleinbahnen s. Kornhäuser.

132733

Komponist, ein neuer 277
Konquistadoren 80
Konsumvereine 602
Kornhäuser und Kleinbahnen . 266
Kriminalpsychologie, die, als Grundlage der Kriminalpolitik 9
Kulturgeschichte und Völkerpsychologie 366
Künstlerverein, der deutsche, in Rom 519
Ladenschlußstunde, die s. Bäckerschutz.
Lamprechts deutsche Geschichte . 120
Leist 96
Lieder, die, der Bilitis . . . 459
Mahdi, der 48
Maifest, das, der Volksschullehrer 258
Malerei 541
Mandschu-Briefe 585
Menschen, gebildete 126
Metaphysik s. Musik.
Mittel und Wege 73
Musik und Metaphysik . . . 397
Nacht, schlaflose. Gedicht . . 412
Norwegens moderne Literatur 295, 353
Notizbuch . 239, 286, 381, 430, 574
Oberkaiser, der 289
Ohne Getreideterminhandel . . 333
(Vgl. hierzu: Getreidespielverbot, das.)
Parerga 556
Parteien, politische s. Sozialreform.
Pastorenpolitik 404
Phantasie, kunstschaffende . . . 37
Politik und Diebstahl 373
Preis s. Werth.
Priester und Frauen 593
Prozeß, der, Baratieri . . . 345
Rechtsstaat, der 481
Reichsgerichtsentscheidung, eine 33, 165
(Vergl. hierzu: Von Mellage zu Brausewetter **14**, 558.)
Religion und Verbrechen . . . 57
Rivierafahrt. Gedicht . . . 70
Ruskin, John 463
Salons, die pariser 494
Satisfaktion 145
Seelen, tote 433
Selbstanzeigen 28, 71, 137, 233, 281, 475, 569, 617
Sonett 332
Sozialpolitik s. Illusion.
Sozialreform und politische Parteien 500
Stabreim-Tragoedie, eine . . 134
Steppe, die. Gedicht . . . 414
Strafprozeßnovelle, die . . . 248
Strafrechtsschule, die positive . 193
Suggestion s. Sozialpolitik.
Talmud, der 144
Theater 188
Torelore 335
Tropennacht. Gedicht . . . 413
Türken-Hirsch, der 235
Ursache, die, des Blutkreislaufes 473
Venezuela Eisenbahn, die . . . 328
Verbrechen s. Religion.
Verschickung 566
Völkerpsychologie s. Kulturgeschichte.
Volksrednerin, eine 117
Vor dem Börsengesetz 83
Waffe, eine, im Frauenkampf . 139
(Vergl. hierzu: **14**, 567.)
Werth und Preis . . . 315, 416
Widukind s. Stabreim-Tragoedie.
Wünsche, drei. Gedicht . . 371
Zwischenhandel s. Kampf.

Berlin, den 4. April 1896.

UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Börsien.

Herrlich hatte das Wort sich erfüllt, das um die Geburtstunde des Schutzverbandes gegen agrarische Uebergriffe aus dem Munde hehrer Helden erklungen war. Alle redlichen Menschen hatten sich der neuen Organisation angeschlossen und gegen die unproduktive und destruktive Gesellschaft der Landwirthe das seidene, mit leuchtenden Goldfäden bestickte Banner entrollt: so hatte Ludwig Bamberger, der, nach eigenem Geständniß, im Schweiß des Angesichtes sein tägliches Brot ißt und unter Qualen Coupons abschneidet, es wörtlich vorausgesagt und also war es geschehen. Schon drängte die Zeit; der Volkswirth Weigert, der in einem geschichtlich denkwürdigen Augenblick so treffend betonte, daß es sich nicht etwa um einen Kampf für den Geldbeutel, sondern um einen idealen Kampf handle, hatte in seiner gewaltig widerhallenden Zornrede auch richtig erkannt, daß des Joches drückende Schwere endlich nun abgeschüttelt werden müsse. Ungeheures drohte am Horizont: ein Staatsbeamter sollte den Börsenverkehr überwachen, ein Börsenausschuß sollte befugt sein, Sachverständige zu vernehmen, der Börsenpreis sollte dem gemeinen Handelswerth nach der wirklichen Geschäftslage des Verkehrs am Börsenort entsprechen und beim Börsenhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten sollte vor der Ankündigung — man denke! — die Lieferfähigkeit der Waare festgestellt werden. Einzelne gemeingefährlich Wahnsinnige faselten sogar von einem Verbot des Terminhandels und von der Verstaatlichung der Brotkorneinfuhr;

wieder Andere wollten, unter der Führung der Latifundienbesitzer Albert Schaeffle und Adolph Wagner, die Goldwährung, die Basis des Reiches, über den Haufen werfen. In solcher äußersten Noth schlossen die Angegriffenen sich fest zusammen. Da oder dort versuchte wohl ein wüster Agitator, den Empörten begreiflich zu machen, der ehrbare Kaufmannsstand, dessen Bürgersinn und Gewissenhaftigkeit allgemein anerkannt sei, habe nicht das Allergeringste zu fürchten und brauche deshalb der Uebermacht des mobilen Kapitals und gar den Jobbern und Papierroggenhändlern nicht ein Söldnerheer zu stellen, — umsonst: täglich tutete die Börsenpresse den Weheruf durch die Gassen, der ganze Handelsstand sei gefährdet und der Vernichtung geweiht, und die ruhigen Kaufleute, die vorher vielleicht selbst manchmal gedacht hatten, der Produzent sei für das Wohlergehen des Volkes am Ende doch wichtiger als der Händler, waren nun verständig genug, von dem Heilsruf aus goldenen Hörnern sich locken zu lassen. Ein altes Grollgefühl kam hinzu; in unserem Lande war die Bourgeoisie niemals zu offener Herrschaft gelangt, sie hatte insgeheim nur die Dinge nach ihrem Sinnen gelenkt und die Sehnsucht nach der in unserer Staatsentwickelung einstweilen fehlenden Stufe war immer lebendig geblieben. Jetzt war für den Wunsch die Stunde gekommen; wurde sie jetzt versäumt, dann brachte keine Ewigkeit sie je zurück. Die Leiter des Schutzverbandes erkannten denn auch bald, daß sie sich nicht mit der Abwehr agrarischer Uebergriffe begnügen durften, sondern als kernhafte Männer zu muthigem Angriff vorrücken mußten. Und da unaufhaltsam der Anhang der Bürgerwehr wuchs, war der Sieg ihren Fahnen gesichert. Dem mächtigen Anprall erlagen die Feinde, das Bündlerheer zerstob vor dem Sturm und streckte die Waffen und bis fern nach Sorquitten und Podangen führte der Triumphatorenzug die reisigen Helden des Freiheitkrieges. Die Herrschaft über das Land, das nach langer Bedrückung endlich nun wieder aufathmen konnte, ergriff der Konvent, in den Geheime Kommerzienräthe, Generalkonsuln und Bankdirektoren entsendet wurden und der als routinirten und sachverständigen Berather den bewährten Minister Faßbinder sich kooptirte. Das erste Lebenszeichen der neuen Regirung war ein Erlaß, der den durch die frühere Mißwirthschaft arg verrufenen Namen Deutschland abschaffte und dem befreiten Reich die volksthümlichere Benennung Börsien verlieh.

Im Uebrigen war es durchaus nicht etwa, wie ängstliche Seelen nach diesem ersten Streich fürchten mochten, auf radikale Aenderungen

oder gar auf einen raschen, gewaltsamen Umsturz des Bestehenden abgesehen. Nein: die Unheilszeit der abenteuerlichen Experimente sollte im Gegentheil nun für immer abgeschlossen sein und Alles wieder zur alten Ordnung kehren, da auch dem Kurzsichtigen klar geworden war, daß der früher leichtfertig gewählte Weg geradezu in den Abgrund führen müsse. Natürlich wurden sofort alle Gesetzentwürfe zurückgezogen, die zum Schaden des Gesammtinteresses, des künftig allein maßgebenden, listig ersonnen waren; also keine Beschränkung des Margarinehandels, keine Vertheuerung des Zuckers, keine staatliche Ueberwachung der Börse. Und eben so natürlich war es, daß sofort internationale Verhandlungen angeknüpft wurden, um schnell die noch geltenden Handelsverträge zu lösen. Der oft erprobten Geschicklichkeit des Herrn von Faßbinder war der schnelle Erfolg des Strebens zu verdanken. Aber wie anders sah dieser Erfolg jetzt aus, wie ganz anders als damals, wo die nun kläglich überwundenen Volksfeinde ihn in wilden Wünschen erträumt hatten! Sie wollten die Verträge, die der einzige wirklich bedeutende Staatsmann des Reiches zum Wohl der Gesammtheit geschaffen hatte, beseitigen, um auf dem frei gewordenen Gelände thurmhohe Zollschranken zu errichten und durch Monopole und Kornwucher dem armen Manne das Brot zu vertheuern; die neuen Herrscher brauchten keine Verträge mehr, denn ihr Ziel war die völlige, von keiner künstlichen Schranke gehemmte Handelsfreiheit, die allein, der unermeßliche Richard Cobden hatte es längst gesagt, der Forderung der Vernunft und der Humanität genügt. Zwar warnten einzelne Stimmen und riethen, weil doch vorläufig leider noch nicht das ganze Ausland dem großen Freihandelsgedanken gewonnen sei, mäßige Zölle zu bewahren, damit Börsiens Industrieprodukten nicht die fremden Märkte gesperrt werden könnten. Aber so rückständige Ansichten konnten im Bereich des gesunden Menschenverstandes nicht aufkommen, der nach allzu langer Verwirrung endlich wieder in seine Rechte eingesetzt war und die uralt heilige Weisheit neu prägte: Billiges Brot sichert niedrige Löhne, niedrige Löhne ermöglichen billige Waaren, — also wird börsische Arbeit auch ohne Zollschutz die Konkurrenz auf allen Weltmärkten schlagen können. Die Bürger griffen an die Stirn und begriffen doch nicht, daß so einfache Wahrheiten Jahrzehnte hindurch verkannt worden waren. Ihr Staunen wuchs, als sie sahen, wie einfach auch sonst sich Alles zum Besten fügte und wie es, um den Volkswohlstand gegen Erschütterung zu schützen, nur nöthig war, die wirthschaftlichen Kräfte in freiem Spiel walten zu lassen. Einer

politischen Umwandlung bedurfte es dazu nicht; allerdings wurden die sozialpolitischen Gesetze abgeschafft, die alberne und gefährliche Spielerei mit dem Staatssozialismus mußte ein Ende nehmen und für uferlose Flottenpläne und koloniale Räuberromantik war die Zeit vorbei, denn Börsien kannte keinen Großmachtkitzel und Handel und Wandel konnte nur gedeihen, wenn in der Welt ringsum Ruhe und Friede war. Aber die soziale und die koloniale Politik war ohnehin ja jedem verständigen Menschen längst ein Gräuel gewesen und das Land sah sie ohne Bedauern in Trümmer fallen. Sonst blieb Alles beim Alten; sogar den Reichstag ließ die Toleranz der neuen Herren bestehen und er lieferte brauchbare Abstimmungen, seit die demagogischen Junker zerschmettert waren und es sich gezeigt hatte, daß der Bauer, wenn er nur nach seinem Sinn und unter dem Rickertschutz des Wahlgeheimnisses wählen darf, sich nicht als Agrarier, sondern als gemeinnützigen Konsumenten fühlt.

Der oft erfolglos unternommene Versuch, ein Staatswesen nur auf die gesunde Vernunft, nicht auf sozialistische oder biologische Kindereien zu gründen, war endlich gelungen. In Börsien gab es fortan keinen Zwang, kein Polizeiregiment mehr und Jedem war es erlaubt, im Kampf ums Dasein fröhlich die Kräfte zu regen. Mit einem Schlage waren die ekelhaften Interessenstreitigkeiten beseitigt und das Gemeinwohl war zur obersten Gottheit erhöht. Kein Zoll, keine indirekten Steuern, keine Selbsteinschätzung, kein junkerlicher Uebermuth, — es war eine Lust, zu leben. Man besann sich wieder auf die ewigen Gesetze des Wirthschaftlebens, kaufte, wo die billigste Waare zu haben war, suchte im Schweiß des Angesichtes redlichen Profit und harrte, bis von Angebot und Nachfrage die Preisbildung verständig bestimmt ward. Vielleicht wäre der Uebergang vom Wahnsinn zur Vernunft nicht so leicht gewesen, wenn nicht eine gründliche Säuberung des Verwaltungpersonales die Bahn frei gemacht hätte; als aber liberale Männer Landräthe, Präsidenten und Minister geworden waren, vollzog sich der Umschwung ganz sacht und bequem. Und nun sah das Volk in heller Freude, wie die Prophezeiungen der unersättlichen Agrarier sich, eine nach der anderen, prompt erfüllten. Zuerst wurden die Junker, die sich bei den schlechten Preisen nicht halten konnten, expropriirt; ausgezeichnet: diese Parasitensippe war man nun also los und das Land, das vorher zu unnützlicher Latifundienwirthschaft vergeudet worden war, konnte parzellirt und billig an kleine Leute vergeben werden. Mitunter erwarb auch ein reicher Zeitungverleger oder ein Börsenbaron ein größeres Gut; diese kapital-

kräftigen Käufer, so las man in den offiziösen Blättern, würden sich auch ohne Abschreibungen in ihrem Besitz behaupten können und es würde offenbar werden, daß nicht die Landwirthschaft, sondern der verschuldete Landwirth nothleidend gewesen war. Außerdem hatte der Besitzwechsel noch einen nicht zu unterschätzenden Vortheil: die Söhne der verarmten Junker konnten nicht mehr Kavallerieoffiziere, Oberpräsidenten und Botschafter werden, ein Revirement wurde nöthig und die Tante Voß durfte sich mit einem Lorbeerkranz schmücken, denn die hellen Haufen des Bürgerthumes zogen in die Armee, in die Ministerien und Diplomatenhotels ein; es war ein schöner, festlicher Tag und Bamberger hielt im Cirkus Busch, wo die agrarische Ruchlosigkeit einst ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, eine ergreifende Feierrede. Dann kam ein gewaltiger, beglückender Kulturfortschritt. Ungeheure Mengen fremden Getreides wurden ins Land geschleppt, die Kornpreise sanken, die Anbaufläche nahm ab, allmählich wurde in Börsien der Körnerbau ganz eingestellt und die Landbevölkerung, die draußen nicht mehr lohnende Beschäftigung fand, strömte den Städten zu. Das war ein Triumph des allerneuesten Kurses: das Gewimmel, das auf dem platten Lande bedürfnißlos vegetirt hatte, war der städtischen Civilisation gewonnen; zu jeglicher Arbeit waren Hände billig zu haben und kein Strike, kein Boykott und keine Begehrlichkeit konnte ferner den Unternehmer schrecken, dem eine schier unübersehbare Reservearmee zu Gebote stand; die Industrie konnte einen unerhörten Aufschwung nehmen und durch billige Preise jeden Wettbewerb aus dem Felde schlagen; und — die Hauptsache — das Börsiervolk war glücklich, denn es hatte billiges Brot und billigen Zucker und durfte ungehindert von früh bis spät Margarine für Butter essen. Ganz so billig, wie mans erwartet hatte, war das Brot und der Zucker nun freilich nicht, weil Händlerringe die Preise machten, und auch mit dem Margarinegeschäft haperte es allgemach, denn die fremde Butter kam zu Schleuderpreisen ins Land. Dafür aber blühte der übrige Handel, — in den Hauptstädten wenigstens; in der Provinz sah es trüber aus, da die Landkundschaft fehlte, aber der Zug zur Centralisation war eben unaufhaltsam und die Kleinkrämer mußten sehen, wo sie blieben, und sich, wenn sie stark und geschickt genug waren, in den frischen und frohen Kampf mit der hauptstädtischen Konkurrenz stürzen. Das Geld lag ja auf der Straße, die Emissionen und Gründungen hörten nicht auf, überall war zu verdienen und es war ein stolzes Gefühl, daß in Venezuela, in China und Afrika von Börsiergeld Eisenbahnen und

Fabriken gebaut werden konnten. So eroberte die Kultur siegreich sich die Barbarenwelt. Warum sollten die Träger dieser höchsten Kultur sich noch länger beim Ackerbau plagen? Es gab Getreide genug auf der Erde, die Arbeit mußte auch unter den Völkern endlich einmal vernünftig getheilt werden und die entwickelten Formen des Verkehrs heischten gebietend ihr Recht. Früher hatte man sich noch um die Wehrhaftigkeit des Volkes Sorgen gemacht und gefürchtet, einem Lande, das seinen Bedarf nicht durch eigene Produktion zu decken vermag, könne in Kriegszeiten Hungersnoth drohen. Jetzt lachte man über solche kindische Furcht: Händler führen keine blutigen Kriege, Händler brauchen Ruhe und offene Märkte für ihren Absatz. Und der Absatz, Das merkte Jeder, stieg ununterbrochen, die Syndikate, die getrusteten Industrien und die Riesenbazare machten glänzende Geschäfte und in Börsien herrschte Wohlstand und eitel Wonne. Was im tollen Jahr nicht erstritten werden konnte, was bei Kirchheimbolanden die tapfersten Herzen heiß entflammt hatte, — jetzt erst war es glorreich gesichert: die volle wirthschaftliche und politische Freiheit für Jedermann aus dem Volke. Die Zwingburgen, die steinernen Symbole der Hörigkeit, waren gebrochen, jeder liberale Mann konnte Minister und General werden, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse wurden nicht mehr vertheuert und die freisinnigen Forderungen fanden endlich Erfüllung: das Militärstrafverfahren sollte öffentlich sein, unschuldig Verurtheilte sollten auf Entschädigung Anspruch haben und die jährliche Festsetzung der Heeresziffer wurde beschlossen. Der Gespensterspuk einer dunklen Epoche war zerflattert, hell strahlten wieder die allzu lange von häßlichen Nebeln umhüllten Volksideale und kein Junkertrotz wehrte künftig dem Bürger das Recht, für Sonn- und Feiertage aus eigener Kraft sich sein Huhn in den Topf zu besorgen.

Dieser Paradieseszustand dauerte eine hübsche Weile. Dann brach plötzlich ein leises Unbehagen herein, ohne daß man recht wußte, woher es kam. Die Großkapitalisten wurden zuerst unruhig. Vielleicht war die Goldproduktion zu beträchtlich geworden, vielleicht genügte die Goldwährung nicht mehr und es war Zeit, zur Platinwährung überzugehen; in den Regirungblättern wurde ausgeführt, es handle sich dabei nur um eine technische Frage, die mit einem Umsturz des wohlthätig Bestehenden nichts zu schaffen habe. Aber auch unten, in den Massen, nistete die Unzufriedenheit sich ein. Der Arbeiter sah verdrossen, wie die Reservearmee immer stärker wurde und es ihm nicht mehr möglich war, einen erfolgreichen Kampf für

bessere Arbeitbedingungen zu wagen; er mußte sich in die Launen des Unternehmers schicken und wurde bei der geringsten Widersetzlichkeit stracks aufs Pflaster geworfen. Das ungeheure Händeangebot hatte den Lohn gedrückt, Frauenarbeit wurde, da die Männer so billig waren, überhaupt nicht mehr verlangt und der Mangel huschte auf leisen Sohlen durch die Proletarierhöfe; das Brot war billig, aber für den Arbeitlosen noch immer zu theuer. Auch wurde es in den großen Städten allmählich ein Bischen eng. Mit der Fabrikation war bald nichts mehr zu verdienen, denn das arbeitsame Börsenkapital hatte überall Fabriken gegründet, und da draußen, wo Nigger und Kulis die Maschinen bedienten, die Lebensansprüche noch geringer und die Löhne noch niedriger waren, strömte die Fluth der billigen Sachen ins Land; man hatte gehofft, die eigene Absatzmöglichkeit mehren zu können, und nun wurde der heimische Markt selbst die Absatzstätte für die überschüssigen Produkte aus China und Japan, aus Sibirien, Persien und Indien, aus allen Ländern, wo der Arbeiter sich von Reis, Grütze oder Bananenfrucht nährt. Hervorragende Nationalökonomen verkündeten freilich, diese Entwickelung sei durchaus nicht verhängnißvoll; man müsse eben, wie früher den Ackerbau, jetzt die Fabrikation völlig den Völkern mit niederer Kultur überlassen und sich ganz, mit gesammelter Kraft, nur dem Handel widmen. Immerhin brachte dieser neue Uebergang abermals einen Verlust an Kapital; die Besitzenden, deren Hypotheken bei der Expropriirung der Junker ausgefallen waren, mußten jetzt die industriellen Betriebe einschränken oder ganz schließen, ihr Lager war entwerthet und für ihre Gebäude fanden sich keine Käufer. Und wer mochte schließlich noch in einem Lande Kaufmann werden, wo Niemand mehr kaufen und bezahlen konnte? Mit dem großen Exporthandel, der an nationale Schlagbäume nicht gebunden ist, ging es allenfalls noch, obwohl auch er sich anstrengen mußte, um den asiatischen Wettbewerb unterbieten zu können; der binnenländische Kaufmann aber, der auf großen Umsatz bei kleinem Nutzen gerechnet hatte und dem mit jedem neuen Tage nun die Kundschaft zusammenschmolz, war in dem blutarmen Lande jähem Untergange geweiht. Die Proletarisirung ergriff immer weitere Kreise. Der Handwerker, der sich früher so gern auf den goldenen Boden zurück geträumt hatte, war längst von behenderen Fabrikanten über den Haufen gerannt worden; die Fabrikanten hatten sich, der Noth gehorchend, hastig in Händler verwandelt und nun brach

das Verhängniß auch in das sorgsam umhegte Händlerparadies. Für die verpöbelte Kunst war auf den ersten Rausch rasch ein böser Katzenjammer gefolgt, die nackten Mädchen zogen nicht mehr und selbst Zoten singende Kinder lockten die Leute kaum noch ins Theater. In den öden Sälen der großen Brauereien traten neue Propheten auf, predigten den nahen Untergang der bürgerlichen Gesellschaft und riethen, mit der Propaganda der That der neuen, diesmal wirklich beglückenden Rechtsordnung den Boden zu bereiten. So nagten von allen Seiten hurtige Leichenwürmer an der schimmernden Herrlichkeit und es kam der Tag, da im Heiligthum der Börse sogar das Stöhnen und Wehklagen anhub: die Börsier hatten Jahre lang so viel eingekauft und so wenig verkauft, das endlich das blanke Geld, der Werthmesser aller Dinge, zu fehlen begann und die schönsten Emissionen, Gründungen und Schwänzen unwirksam bleiben mußten, weil für die papiernen Werthe kein zahlungfähiger Abnehmer ringsum zu erblicken war. Ein paar Raubzüge anfangs freilich hatten dem Volk ungefähr eine Milliarde abgepreßt, aber die Haupträuber hatten sich mit ihrer Beute geschwind aus dem Staube gemacht, als die Finanznoth neue Steuern verlangte und das Murren der Aermsten mit gefährlicher Drohung bis an den erhabenen Sitz der Plutussöhne drang. Jetzt war auf dem erschöpften Boden nichts mehr zu ernten, die Bankaktien sanken, die Terminhändler zeigten verstörte Mienen und mit dem Börsierwohlstande war es vorbei.

Was nun geschah? Darüber melden die Chroniken nichts. Vielleicht waffneten die verzweifelnden Massen sich gegen das goldene Joch und schufen den Konventshäuptern einen blutigen Thermidortag, vielleicht kamen, auf modernen Panzerschiffen und mit Geschützen nach Krupps letztem Modell, die Barbaren unter einem neuen Attila oder Tamerlan und fegten den stinkenden Kehricht einer verfaulten Civilisation mit eisernem Besen zusammen. Die Geschichte nennt den Börsiernamen nicht mehr. Nur in Liedern, in warnenden Rügeliedern, klingt manchmal noch die Kunde von einem Fabelvolk, das die Kraft und die Gesundheit des eigenen Volksthumes nicht achtete, die starke Wehr leichtfertig zerbrach, in weichlicher Händlerbetriebsamkeit rasch erschlaffte und der Welt nur als Kulturdünger dienen konnte. Manche Historiker behaupten, dieses Volk, das den über den ganzen Erdball zerstreuten Menschenstämmen einen Riesenramschbazar errichtet hatte und bei billigem Brot elend verhungern mußte, habe einst das Legendenland Börsien bewohnte.

Die Kriminalpsychologie als Grundlage der Kriminalpolitik*).

Mein Thema ist die Kriminalpsychologie als Grundlage der Kriminalpolitik, — ein Problem, das mich seit etwa anderthalb Jahrzehnten gefangen hält, ohne daß es mir bisher gelungen wäre, zu einer mich nach allen Richtungen hin befriedigenden Lösung zu gelangen; ein Problem, dessen Lösung nach meiner Ueberzeugung nur durch das Zusammenarbeiten Mehrerer gelingen kann, während doch ein solches Zusammenarbeiten nicht möglich ist ohne Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Grundlage und ohne Uebereinstimmung über die anzuwendende Methode: so daß auch hier wieder es sich zeigt, wie die vorurtheilfreieste Forschung ohne vorgefaßte Begriffe an ein bestimmtes Problem heranzutreten niemals in der Lage ist.

* * *

Ich möchte ausgehen von dem Satz, der so oft als der Kernpunkt aller unserer Anschauungen, der Anschauungen der „jungdeutschen Kriminalistenschule", bezeichnet, der so oft bekämpft, so oft mißverstanden worden ist; von dem Satz, daß den Gegenstand der Bestrafung nicht das Verbrechen, sondern der Verbrecher, nicht der Begriff, sondern der Mensch bildet. Ich werde es streng vermeiden, mich auf eine Rechtfertigung dieses Satzes einzulassen. Ich nehme ihn als einen in unseren Kreisen wenigstens feststehenden an; und es handelt sich für mich nur darum, ihn näher zu erklären und in seinen weiteren Folgesätzen zu entwickeln. Nicht das Verbrechen, sondern der Verbrecher bildet den Gegenstand der Bestrafung, ist also maßgebend für die Art und für das Maß der Strafe. Daher kommt für uns als in erster Linie entscheidend nicht in Betracht die begriffliche Unterscheidung innerhalb der Thatbestände, wie sie das Strafgesetzbuch aufstellt, sondern die psychologische Unterscheidung innerhalb der verbrecherischen Menschen. Ich sage: in erster Linie, — und es sieht so aus, als ob damit das Prinzip selbst preisgegeben wäre; ich verbinde aber einen ganz bestimmten Gedanken mit dieser Einschränkung und möchte mir vorbehalten, im Verlauf meiner Auseinandersetzung darauf noch zurückzukommen.

---

*) Den nachstehenden Vortrag, den ich am einundzwanzigsten Februar dieses Jahres in der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftlehre" zu Berlin gehalten habe, bringe ich nach der stenographischen Aufnahme in möglichst unveränderter Gestalt. Nicht als ob eine Ueberarbeitung mir nicht als recht wünschenswerth erschiene, sondern weil ich auf die Ursprünglichkeit des gesprochenen Wortes nicht gern verzichten wollte. F. v. L.

Meine Frage ist also die: In welcher Weise können wir diesen Gedanken zur thatsächlichen Durchführung bringen? Wie kann das Prinzip der modernen kriminalpolitischen Anschauungen in Praxis umgesetzt, die Unterscheidung innerhalb der Verbrecher zur Grundlage der Strafdrohungen gemacht werden? Da bieten sich uns, wenn wir die Literatur und die Gesetzgebung der verschiedenen Länder betrachten, zunächst zwei scheinbar gangbare Wege: einerseits die Unterscheidung zwischen Erstlingsverbrechern und wiederholt abgeurtheilten Verbrechern, andererseits die Unterscheidung innerhalb der zum Verbrechen führenden Motive. Es wird sich zeigen, daß zwischen diesen beiden Wegen auch eine Verbindung denkbar, daß eine Kombination der beiden Eintheilungen möglich ist.

Wir finden bekanntlich in unserem Strafgesetzbuch Ansätze nach der einen wie nach der anderen Richtung hin. Ich erinnere daran, daß die Rückfallsschärfung bei einzelnen Verbrechen anerkannt und insofern die Unterscheidung zwischen erstmals und wiederholt Verurtheilten durchgeführt ist. Ich erinnere ferner daran, daß zwischen ehrloser und nicht ehrloser Gesinnung des Verbrechers unterschieden wird, so weit es sich um die Wahl zwischen Festungshaft und Zuchthaus handelt; daß beim Kindesmord die Verzweiflung der unehelich Gebärenden in Betracht gezogen und das Mitleid bei der Tötung des Einwilligenden berücksichtigt wird; daß die Provokation beim Todschlag einen Milderungsgrund abgiebt; daß bei Beleidigungen und Körperverletzungen die sogenannte Retorsion bis zur Straffreiheit führen kann; daß die gewinnsüchtige Absicht, die Absicht, sich oder einem Anderen einen rechtswidrigen Vermögensvortheil zu verschaffen, das Handeln um des eigenen Vortheiles willen oder zur Schädigung eines Anderen da oder dort auf die Fassung des Thatbestandes oder auf die Höhe der Strafe Einfluß hat. Es kann jedoch wohl keinem Zweifel unterliegen und bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, daß es sich hier überall nur um schüchterne Anfänge, um zusammenhangslose Einzelanwendungen handelt, innerhalb deren wir ein klar erkanntes Prinzip vermissen. Daß die Bestimmungen des Strafgesetzbuches über Rückfallsschärfung an den schwersten Fehlern leiden, ist allgemein zugegeben. Es sei nur erwähnt, daß, während die begriffliche Unterscheidung zwischen Diebstahl und Unterschlagung dem berufsmäßig ausgebildeten Juristen beinahe in jedem einzelnen Fall die größten Schwierigkeiten bietet und weitgehende Meinungverschiedenheiten hervorruft, dennoch diese Unterscheidung die Voraussetzung der Rückfallsschärfung bildet. Nach unserem Strafgesetzbuch wird nicht als rückfällig betrachtet, wer zweimal gestohlen und dann eine Unterschlagung begangen, oder umgekehrt, wer zweimal unterschlagen und dann gestohlen hat. Wenn ferner ein polnischer oder russischer Taschendieb, der sein Gewerbe international betreibt und in Paris, Wien und London wiederholt abgestraft

ist, nach Berlin kommt und wegen eines neuen Beweises seiner Geschicklichkeit vor den Richter gestellt wird, so kann er nicht als rückfälliger Dieb betrachtet werden, weil wir die im Ausland erkannten Strafen nach unserem Strafgesetzbuch nicht in Betracht ziehen dürfen. Und daß die Berücksichtigung des Motivs in unserem Reichsstrafrecht eine völlig prinziplose ist, daß wir viele Fälle anführen könnten, die den im Gesetz genannten gleichstehen und die doch vom Gesetze nicht in Betracht gezogen worden sind, Das kann ich wohl ebenfalls ohne weitere Auseinandersetzung als feststehend betrachten.*)

Ich stelle nun zunächst die Behauptung auf: auch wenn die eine oder die andere der beiden Eintheilungen mit voller Folgerichtigkeit, mit aller Klarheit und Bestimmtheit durchgeführt wäre, so würde damit doch nicht dem früher von mir aufgestellten kriminalpolitischen Fundamentalsatz, daß die Eigenart des Verbrechers maßgebend sein müsse für Art und Maß der Strafe, Genüge geleistet sein; oder mit anderen Worten: ich halte es für gänzlich verkehrt, wollten wir kriminalpolitisch etwa Alles abstellen auf eine folgerichtige, gleichmäßig durchgeführte Unterscheidung, sei es zwischen Erstlings- und Rückfallsverbrechern, sei es innerhalb der verbrecherischen Motive. Ich werde den ersten Theil dieses von mir aufgestellten Satzes ganz kurz erledigen, das Schwergewicht meiner Ausführungen auf den zweiten Theil legen. Ich möchte also rasch darüber hinweggehen, daß die Unterscheidung zwischen Erstlingsverbrechern und wiederholt Rückfälligen kriminalpolitisch, selbst wenn sie konsequent durchgeführt wird, unseren mehrerwähnten Grundgedanken nicht gerecht wird. Ich will es nicht besonders hervorheben, daß ein zum ersten Male vor Gericht stehender Verbrecher, der vielleicht seit Jahren sein verbrecherisches Handwerk betreibt, uns nicht deshalb weniger strafwürdig erscheint, weil er es so lange verstanden hat, sich der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen; daß ein Anderer, der in drei aufeinander folgenden harten Wintern arbeitlos war und in jedem dieser Winter je einen Diebstahl in äußerster Noth begangen und dafür die verdiente Strafe verbüßt hat, deshalb gewiß nicht strafwürdiger erscheint als ein zum ersten Male vor den Richter gezogener frecher Einbrecher. Eine von mir bereits angedeutete Erwägung macht es mir möglich, diese an sich interessante, aber für mich weniger wichtige Frage bei Seite zu schieben. Was ist Rückfall? Es ist bekannt, daß der Begriff des Rückfalles die größten Schwierigkeiten bereitet. Wir dürfen den Begriff des Rückfalles nicht so weit nehmen, daß jede Vorstrafe wegen eines beliebigen Verbrechens genügt;

*) So wird z. B. die Verzweiflung der unehelichen Mutter zwar bei der Kindestötung, nicht aber bei der Abtreibung oder bei der Kindesweglegung berücksichtigt.

wir dürfen ihn umgekehrt nicht so eng fassen, daß nur Vorstrafen, die unter den selben Paragraphen des Strafgesetzbuches fallen, die Anwendung der Rückfallsschärfung begründen. Wir werden vielmehr den Begriff des Rückfalles in einem mittleren Sinne zu nehmen haben, indem wir etwa — Das ist ja der technische Ausdruck — Gleichartigkeit zwischen dem erst begangenen und dem später verübten Verbrechen verlangen. Gleichartigkeit: also etwa Diebstahl und Unterschlagung, Raub und Erpressung oder Körperverletzung und Tötung. Wenn wir aber diesen Gedanken der Gleichartigkeit etwas fester zu fassen versuchen, dann kommen wir auf den Standpunkt, den am Schärfsten der von Mancini ausgearbeitete italienische Strafgesetzentwurf durchgeführt hatte: auf den Gedanken nämlich, daß die Gleichartigkeit der begangenen Verbrechen, die wir zum Begriff des Rückfalles verlangen, gefunden werden muß — nicht etwa in der engeren technisch-juristischen Verwandtschaft der übertretenen Gesetzesparagraphen, also etwa darin, daß die Verbrechen in dem selben Abschnitt des Strafgesetzbuches stehen, sondern — in der Gleichartigkeit des Motives. Der Entwurf von Mancini hatte Das mit aller begrifflichen Schärfe direkt ausgesprochen: Rückfall liegt vor, wenn das neu begangene Delikt auf der selben Triebfeder beruht wie die Delikte, wegen deren die Vorstrafen erkannt und vollstreckt worden sind.

Damit aber sind wir bei dem zweiten der früher von mir angedeuteten Wege angelangt. Mögen wir die Bedeutung des Motives beschränken auf seine Verwerthung für die Begriffsbestimmung des Rückfalles oder aber mögen wir von vorn herein und ohne Rücksicht auf Erstlings- oder Rückfallsverbrecher dem Motiv die entscheidende Bedeutung für Art und Maß der Strafe beilegen: stets stoßen wir auf die Aufgabe, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit ganz besonders hinlenken möchte, um so mehr, als auch der Versuch ihrer Lösung bis auf den heutigen Tag so gut wie niemals gemacht worden ist. Nach den Motiven wollen wir die Gleichartigkeit der Delikte zum Zweck der Rückfallsschärfung bestimmen. Nach den Motiven wollen wir überhaupt, vom psychologischen Standpunkt aus und für die Gesammtzwecke der Kriminalpolitik, die Eintheilung der verbrecherischen Subjekte gewinnen. Wenn wir Das thun wollen, so müssen wir uns doch klar sein darüber, welche Motive denn überhaupt zum Verbrechen führen. Wir müssen uns darüber klar werden, daß der Lösung jener weiteren Aufgabe eine vollständige Systematik der verbrecherischen Motive vorhergehen muß. Nur auf der Systematik der Verbrechens-Motive kann sich — von diesem Standpunkt aus — die Kriminalpolitik aufbauen. Ich sage: es ist so gut wie niemals der Versuch gemacht worden, eine solche Systematik aufzustellen; und ich möchte diese Einschränkung rechtfertigen: es findet sich ein interessanter Versuch nach dieser Richtung hin in dem im Jahre 1884 erschienenen Buche „Die Psychologie des Verbrechens"

vom Dr. Krauß in Freiburg. Ich will auf die Eintheilung, die Krauß giebt, hier nicht näher eingehen. Eine nähere Betrachtung würde uns sofort davon überzeugen, daß sie durchaus unzureichend und keinesfalls erschöpfend ist. Wollen wir also die Motive des Verbrechens legislativ verwerthen, so verlange ich in erster Linie eine vollständige Systematik der verbrecherischen Motive, — und Das wäre, was ich unter einer Kriminalpsychologie verstehen möchte. Die Kriminalpsychologie hätte demnach die Aufgabe, zu untersuchen: welche sind die Motive, die zum Verbrechen führen, und in welcher Weise gestaltet sich auf der Grundlage der gegebenen Motive die Ausführung der einzelnen Verbrechen?

Ich habe mir nun erlaubt, auf einem kleinen Blatt eine Uebersicht über die Triebfedern zum Verbrechen vorzulegen.*) Ich bemerke, daß mich diese Uebersicht in keiner Weise befriedigt; ich habe mich nichtsdestoweniger entschlossen, sie Ihnen vorzulegen.

Sie finden hier, daß ich zwölf verschiedene Triebfedern zum Verbrechen unterschieden habe. Sie werden sich auch bald davon überzeugen, daß ein scharfer, einheitlicher Grundgedanke für die Eintheilung nicht vorhanden ist. Das ist der Fehler meiner Motiventafel, zugleich aber auch der einer jeden anderen, die bis auf den heutigen Tag aufgestellt worden ist.

Zur Erläuterung meiner Tafel muß ich einige Worte mir erlauben.

Sie finden, daß ich als erstes Motiv den Leichtsinn erwähne (Gedankenlosigkeit bis zur Gewissenlosigkeit). Ich denke hier an das fahrlässige Delikt und ich betone damit, im Gegensatz zu Anderen, insbesondere auch zu Krauß, daß eine Eintheilung der Motive nach den menschlichen Leidenschaften allein nicht ausreicht. Nehmen Sie die Fälle des fahrlässigen Verbrechens, von der Entladung einer Flinte, die der Thäter für nicht geladen hielt, bis etwa zum Ringtheaterbrand in Wien, bei dem sich die gröbste Pflichtvergessenheit der sämmtlichen betheiligten Personen, der Stadtverwaltung wie der Feuerwehr, der Leiter des Theaters wie der letzten Angestellten, ergeben hat, und Sie überzeugen sich sofort, daß von Leidenschaft hier nicht die Rede sein kann, daß wir vielmehr Leichtsinn, Gedankenlosigkeit, Bummelei, oder wie wir es nennen wollen, als die psychologische Ursache des Verbrechens bezeichnen müssen.

Ich habe als zweite Gruppe der Motive den „beschränkten Altruismus", Mitleid, Liebe, Anhänglichkeit u. s. w. einzelnen Personen gegenüber, aufgestellt. Vom Arzt, der dem ihm befreundeten, in den letzten Zügen liegenden Patienten durch eine stärkere Morphiumdosis die Euthanasie gewährt, bis zu dem Vater, der die entehrte Tochter aus innigster Liebe zu

*) Der wesentliche Inhalt dieser „Motiventafel" ergiebt sich aus den weiteren Ausführungen.

ihr von dem schmachbefleckten Leben befreit, haben wir eine ganze Reihe von Verbrechen, die wir unter einem Sammelnamen zusammenfassen müssen, wenn auch der von mir gewählte Sammelname kein glücklicher sein mag.

Eine dritte Gruppe ist die des Selbsterhaltungtriebes in seinen verschiedenen Entäußerungen. Hier tritt die Noth an den Menschen heran, sei es der Nothstand für Leib und Leben, der, wie in dem berühmten Mignonette-Fall, die schiffbrüchige Mannschaft zum Kanibalismus treibt, sei es die wirthschaftliche Noth, die den Arbeitlosen zum Diebstahl oder den gequälten Schuldner zur Tötung des drängenden Gläubigers führt; sei es vielleicht auch nur die Angst vor der Prüfung, die den Kandidaten zur Fälschung, oder die Abneigung vor dem Militärdienst, die den Wehrpflichtigen zur versuchten Bestechung veranlaßt. Eine reichgestaltete Gruppe, die ich als die des „Nothverbrechens" bezeichnen möchte; an ihrer Spitze der erweiterte Selbstmord, in dem der Verzweifelnde mit sich aus dem Leben nimmt, was ihm in dieser Welt das Liebste war.

Es käme viertens die große Gruppe der dem Geschlechtstrieb entstammenden Sittlichkeitdelikte, deren selbständige Stellung wohl nicht bestritten werden wird.

Ich habe dann fünftens mit einem Ausdruck, der mir selbst nicht recht passend erscheint, als Leidenschaftverbrechen im engeren Sinne diejenigen Fälle bezeichnet, wo der Schmerz über eine wirkliche oder vermeintliche Kränkung, über verschmähte Liebe oder verletzte Ehre, zu Gewaltthaten führt, vielleicht zu Blutthaten, die gegen eine ganze Reihe von Personen gerichtet sind.

Zur sechsten Gruppe der Verbrechensmotive rechne ich Ruhmsucht, Eitelkeit, Herrschsucht u. s. w., — Motive, die nirgends in solcher Massenhaftigkeit und Großartigkeit uns entgegentreten wie etwa in den shakespearischen Königsdramen; die ihre gewaltigste Verkörperung in der unübertroffenen Verbrechernatur Richards des Dritten gefunden haben; die wir aber auch heutigen Tages, wenn auch in weniger ergreifender Gestalt, vor uns sehen in Leuten wie Reinsdorff oder Ravachol und Genossen, die im Wesentlichen durch die Eitelkeit zu ihren Thaten getrieben wurden, durch das Streben, wenn es nicht anders geht, durch eine herostratische That ihren Namen der Nachwelt zu überliefern.

Als siebente Gruppe bezeichne ich den Fanatismus der Ueberzeugung in seinen verschiedenen Gestalten. Zunächst der religiösen, der sittlichen, der künstlerischen oder wissenschaftlichen Ueberzeugung. Daran schließt sich der nationale Fanatismus, der den berühmtesten unter den polnischen Schriftstellern, Kraszewski, zur Begehung eines sogenannten gemeinen Deliktes, des Landesverrathes, führen konnte; der politische, der soziale und endlich der antisoziale Fanatismus der überzeugten Anarchisten.

Wir hätten dann unter Acht, Neun und Zehn drei untereinander zusammenhängende Gruppen: die Arbeitscheu, am Besten repräsentirt durch den Bettler und gewöhnlichen Landstreicher; dann den Wandertrieb, verbunden mit Abenteuersucht und Unabhängigkeitsinn, etwa beim Hochstapler, so weit dieser nicht durch nackte Geldgier getrieben wird; und die Gewinnsucht, die in ihren verschiedenen Ausgestaltungen zu den schier unübersehbaren Arten des gewerbsmäßigen Verbrechens führt.

Sie finden dann unter Elf den Muthwillen erwähnt, den Thatendrang, das Bubendelikt; und endlich unter Zwölf die Roheit, die von der Gewaltthätigkeit sich steigern kann bis zur brutalen Rücksichtlosigkeit gegenüber fremdem Menschenleben, so daß der Thäter aus Freude an der Tötung Dutzende von Menschenleben hinschlachtet, wie Das in den berühmten Giftmischerprozessen aller Jahrhunderte uns entgegentritt.

* * *

Ich hoffe, daß Sie diese meine Uebersicht recht lebhaft angreifen werden und ich werde dann die erwünschte Gelegenheit haben, näher zu beleuchten, was auf den ersten Blick vielleicht etwas fremdartig anmuthet. Eins ist aber wenigstens ohne Weiteres aus dieser Tafel ersichtlich. Wir besitzen in der deutschen wie in der außerdeutschen Literatur aller Länder zahlreiche Schilderungen des „Verbrecherlebens." Von juristischen und nicht juristischen Verfassern, zu wissenschaftlichen und zu anderen Zwecken ist das Verbrecherthum uns geschildert worden und die fremdklingenden Ausdrücke der Gaunersprache wie die Verbrecherkneipen spielen in diesen Schilderungen eine beherrschende Rolle. Ein Blick auf unsere Tafel aber lehrt uns wohl sofort: es ist ein sehr kleiner Bruchtheil des Verbrechens, das uns in jenen Schriften von ΩΣ (dem ehemaligen berliner Staatsanwalt) bis auf Paul Lindau geschildert wird. Und Das gilt selbst dann, wenn wir uns auf das gewerbsmäßige Verbrechen beschränken wollen. Sobald wir von Taschendieben und Einbrechern eine Stufe höher steigen in die Welt der Hochstapler, gerathen wir in die „Halbwelt", die nicht in den Verbrecherkneipen, sondern in der guten Gesellschaft verkehrt, so daß wir in der Wahl unseres Umganges, besonders in großen Städten, nicht vorsichtig genug sein können. Wir können aber auch noch höher hinaufsteigen; und dann finden wir da das Verbrecherthum der oberen Zehntausend, besonders als die gewerbsmäßige, auf Gewinnsucht beruhende Ausbeutung der politischen oder finanziellen Uebermacht u. s. w., die Korruption von Panama und Panamino, die Schwindeleien der großen Gründer und Börsenbarone. Hier paßt kein einziger Satz aus jenen berühmten Schilderungen des „Verbrecherthumes," die sich fast ausschließlich auf die Darstellung der Kriminalität

des fünften Standes beschränkt haben. Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserem Thema zurück.

Nehmen wir einmal an, es wäre gelungen, was auch mir noch nicht gelungen ist; wir hätten eine einwandfreie, nach allen Richtungen hin befriedigende Tafel der Triebfedern zum Verbrechen: wie können wir diese im kriminalpolitischen Sinne für Art und Maß der Strafe verwerthen? Soll diese vielleicht verschieden bestimmt werden nach der Verschiedenheit der einzelnen Motive? Das ist nicht etwa ein Gedanke, der lediglich in der Literatur ausgesprochen ist; es dürfte vielmehr bekannt sein, daß der Versuch einer Berücksichtigung der Motive wiederholt, insbesondere aber in dem schweizer Vorentwurf eines Strafgesetzbuches vom Professor Stooß in Bern gemacht worden ist. Freilich mit sehr bedenklichen, die Unklarheit des Grundgedankens verrathenden Schwankungen in den verschiedenen, jetzt kaum mehr zu übersehenden Lesungen dieses Entwurfes. Es ist nun diese Verwerthung der Motive in doppelter Weise möglich, wobei wir schließlich allerdings auf das selbe Ergebniß herauskommen, und gerade dafür erbitte ich mir Ihre besondere Aufmerksamkeit. Wir können erstens nach der Verschiedenartigkeit des einzelnen Motives unmittelbar eine nach Art und Maß verschiedene Strafe bestimmen. Und da wir doch in dem Strafgesetzbuch nicht etwa eine Zwölftheilung in Bezug auf die Art und das Maß der Strafe durchführen können, so würden wir etwa zwei, drei oder vier Motivengruppen zusammenfassen und im Strafgesetzbuch bestimmen: die Motivengruppen 1, 2, 3 rechtfertigen eine bestimmte Art und ein bestimmtes Maß der Strafe, die Gruppen 4, 5, 6 eine andere Art und ein anderes Maß u. s. w. Das ganze Strafensystem überhaupt und die einzelnen Strafdrohungen würden unmittelbar auf unserer Motiventafel aufgebaut werden. Stooß hat versucht, es so zu machen; er hat den Motiven ihre bestimmte Note, ihre Censur gegeben und unterscheidet, freilich ohne genügende Bestimmtheit, „edle", „achtungwürdige", „gemeine" und „niederträchtige" Motive. Wir würden also etwa sagen: der „beschränkte Altruismus" gehört zu den edlen Motiven; der Fanatismus der Ueberzeugung doch wenigstens zu den achtungwürdigen; die Gewinnsucht zu den gemeinen und die Bosheit des Giftmischers zu den niederträchtigen Motiven. Und je nachdem die verbrecherische That aus diesem oder jenem Motive hervorgegangen ist, tritt diese oder jene Strafe ein. Damit wäre die Eintheilung der Motive unmittelbar legislativ verwerthet.

Es ist aber auch ein zweiter Standpunkt möglich und es unterliegt mir gar keinem Zweifel, daß wir nothwendig auf diesen zweiten Standpunkt hinauskommen müssen. Wir überzeugen uns nämlich gar bald, daß wir überhaupt nicht a priori irgend eine Gruppe von Motiven als gemein oder edel, als achtungwürdig oder niederträchtig an sich bezeichnen können, sondern daß wir diese

Kategorien unseres Werthurtheiles nur mit Rücksicht auf den konkreten Fall zur Anwendung bringen können. Dann sind wir aber über die Eintheilung der Motive selbst hinausgekommen und es stellt sich sofort heraus, daß jene Eintheilung uns kriminalpolitisch im Stich gelassen hat. Nehmen wir irgend eine der verschiedenen Gruppen heraus. Es geht nicht an, zu sagen: wenn ein Delikt hervorgegangen ist aus dem Fanatismus, etwa der politischen Ueberzeugung, wenn es als „Märtyrerverbrechen" erscheint, wie ich es genannt habe, dann haben wir es zu thun mit einem Verbrechen aus achtungwürdigem oder vielleicht gar edlem Motive und Dem entsprechend haben wir die Strafe der Art und dem Maße nach zu bestimmen und etwa Festunghaft von mittlerer Dauer zu verhängen. Das geht nicht; denn wir finden innerhalb dieser Verbrechen die verschiedenartigsten Abstufungen. Jeder von uns, auch der friedlichste Staatsbürger, kann durch seine politische Ueberzeugung einmal in erregter Zeit zu einem Konflikt mit dem Strafgesetzbuch geführt und, selbst ohne Verwerthung des dolus eventualis, zum „politischen Verbrecher" werden. Solche Fälle verlangen zweifellos eine völlig andere Beurtheilung als diejenigen, wo wir es mit einem eingefleischten Gegner der Rechtsordnung zu thun haben, der vielleicht, von dem Beginn des selbständigen Denkens angefangen, seinen Lebensberuf darin gefunden hat, Krieg zu führen mit der Rechtsordnung, — und zwar aus seiner ehrlichen politischen Ueberzeugung heraus. Ganz eben so beim Nothverbrechen. Hier denken wir allerdings zunächst an den vom Schicksal verfolgten Familienvater, der in die fremde Kasse gegriffen hat, um sich und die Seinen vor Hunger und Krankheit zu retten; milde Strafe ist gewiß am Platze. Aber wenn wir uns vorstellen, daß Jemand überall, wo ihm die Verhältnisse unbequem werden, auf Kosten der Mitmenschen seinen Selbsterhaltungtrieb befriedigt, oder daß Jemand, um ihn kompromittirende Briefe an sich zu bringen, einen Mord begeht, so wird unser Werthurtheil ganz anders ausfallen. Und doch ist das Motiv das selbe da wie dort: die Verzweiflung. Oder erinnern Sie sich an jene typische Schilderung in Feuerbachs „aktenmäßiger Darstellung merkwürdiger Verbrechen", an den „Tartuffe als Mörder", den bayerischen Pfarrer Riembacher, der die Mädchen, mit denen er in unerlaubte Beziehungen getreten war, nach ertheilter letzter Oelung tötete, um seine Stellung und seine Priesterehre zu retten: wieder eine Verzweiflungthat des Selbsterhaltungtriebes. Sie sehen: der eine Fall liegt so, der andere anders. Es ist ganz unmöglich, das selbe Werthurtheil über die verschiedenen Handlungen zu fällen, obwohl sie dem selben Motiv entsprungen sind. Oder nehmen wir die Gewaltthätigkeit. Da haben wir einerseits den rohen Messerhelden; unser Rechtsbewußtsein verlangt da strenge Strafe. Aber kann es nicht auch Jedem von uns geschehen, etwa wenn er unter einem fortgesetzten Magenkatarrh leidet und andere Umstände

hinzutreten, wie Ueberanstrengung oder Aufregungen, daß er dann im Schoße der Familie zu Handlungen sich hinreichen läßt, die wir nicht anders als mit dem Worte Roheit bezeichnen können?

Und so kommen wir zu dem Gedanken, der mir, so weit es sich um die Negation handelt, hier der weitaus wichtigste ist. Ich stelle die Behauptung auf, daß, so werthvoll eine Kriminalpsychologie in dem früher erwähnten Sinne an sich für die Wissenschaft ist, dennoch eine solche rein wissenschaftliche, auf der Unterscheidung der Motive aufgebaute Kriminalpsychologie nicht unmittelbar für die Kriminalpolitik verwendbar ist. Es würde damit ohne Weiteres gesagt sein, daß alle legislativen Versuche nach dieser Richtung hin, namentlich der Versuch des schweizerischen Strafgesetzentwurfes, als prinzipiell verfehlt bezeichnet werden müssen und daß andere Versuche, wie im italienischen Strafgesetzbuch u. s. w., nur deshalb uns als erträglich erscheinen, weil von einer konsequenten Durchführung keine Rede ist.

Und daran schließt sich sofort eine weitere, positive Erkenntniß. Mögen wir das Eine oder das Andere thun, mögen wir die Motive auftheilen und sagen: Motive 1, 2, 3 sind edel, 6, 7, 8 sind achtungwürdig u. s. w., oder mögen wir für jeden einzelnen Fall jedem einzelnen Motiv gegenüber uns die Charakterisirung nach unseren Censurnoten vorbehalten, — stets ist, meine ich, klar, daß wir an die Motive von außen her einen neuen Maßstab herantragen und nach ihm diese Motive messen, daß also das kriminalpolitische Prinzip, das wir zur Anwendung bringen, nicht die Unterscheidung der Motive ist, sondern die Bewerthung der Motive nach jenem anderen, neuen Gesichtspunkt. Die große Frage kann mithin kriminalpolitisch nur die sein: nach welchem Maßstaab messen wir die Motive zum Verbrechen?

* * *

Die Antwort auf diese Frage läßt sich, glaube ich, mit aller Bestimmtheit geben. Denken wir daran, daß jedes Verbrechen, wie jede menschliche Handlung überhaupt, das Produkt ist aus den äußeren Faktoren, die im Augenblick der That den Thäter bestimmen, und aus der Subjektivität, der Individualität, dem Charakter, der Eigenart des Thäters im Augenblick der That: so wird uns in diesem Mischungverhältniß der beiden Faktoren die Grundlage für die Unterscheidung innerhalb der Verbrecher und damit für unsere ganze Kriminalpolitik gegeben sein. Es kann erstens nämlich sein, daß die äußeren Verhältnisse weitaus überwiegen, daß durch eine vielleicht im Leben des Menschen selten eintretende Verknüpfung der Umstände der Thäter zur That hingerissen wird. Und es kann zweitens sein, daß diese äußeren Umstände gänzlich zurücktreten, daß vielmehr gerade die Eigenart des Thäters für die That ausschlaggebend war. Die Gelegenheit macht den Gelegenheit-

dieb; der professionelle Dieb baldowert die Gelegenheit aus. In dem einen Falle handelt es sich darum, daß die That, wie sie begangen ist, hervorgerufen durch die Uebermacht der äußeren Umstände, der bleibenden Eigenart des Thäters durchaus nicht entspricht, daß der Thäter sich selbst und daß wir ihn in der That gar nicht erkennen, daß der Thäter nach der That sich an die Stirn fährt und fragt: wie ist es möglich gewesen, daß Du Das gethan hast? daß dem Thäter die That, die ihm als eine unbegreifliche Episode seines Lebens erscheint, durchaus fremd ist und daß wir mit Zuversicht sagen können: falls nicht etwa, was ja nicht anzunehmen ist, genau die selbe Verkettung von Umständen auf den selben Menschen wieder einwirken sollte, dann wird er auch nicht wieder die selbe That begehen. Auf der anderen Seite liegen diejenigen Fälle, wo die That der volle und wahre, greifbare Ausdruck der Eigenart des Thäters ist, wo die That das typische Abbild seiner Individualität darstellt, während die äußeren Umstände völlig zurücktreten, so daß wir wieder mit Bestimmtheit die Prognose, aber nun im entgegengesetzten Sinne, stellen können: wenn der Mensch sich nicht gänzlich ändert, wozu keine Aussicht vorhanden ist, so wird er das nächste Mal genau in der selben Weise sich verhalten. Es handelt sich im Grunde um die selbe Unterscheidung, die ja so oft schon in der Literatur verfochten worden und theilweise in die Gesetzgebung eingedrungen ist: die Unterscheidung zwischen dem sogenannten Gelegenheitverbrecher und dem Gewohnheitverbrecher. Ich habe an dieser Unterscheidung Verschiedenes auszusetzen und möchte über sie hinwegkommen. Aber der Grundgedanke, auf dem sie beruht, ist zweifellos berechtigt.

Der Ausdruck „Gelegenheitverbrecher" kann nämlich sehr leicht mißverstanden werden. Wenn Jemand bei jeder Gelegenheit stiehlt, so ist er kein Gelegenheitdieb in dem Sinne, wie der Ausdruck gemeint ist. Wenn Jemand bei jeder Gelegenheit sich einen Rausch antrinkt, dann ist er kein Gelegenheittrinker. Und doch liegt es sprachlich nahe, den Ausdruck „Gelegenheitverbrecher" gerade auf diese Fälle anzuwenden. Er wird daher besser vermieden. Der Ausdruck „Gewohnheitverbrecher" ist dagegen nicht nur bedenklich, sondern gänzlich falsch und seine Verwerthung für die Praxis mit den allergrößten Mißständen verbunden. Das weiß Jeder, der den Begriff der Gewohnheit wissenschaftlich festzustellen oder im Urtheilsspruch anzuwenden versucht hat, wozu uns die Gesetzgebung der verschiedensten Länder ja leider genügenden Anlaß bietet. Man begeht eben Verbrechen nicht aus Gewohnheit, sondern weil man eine bestimmte Absicht realisiren will. Meist hat man die Gewerbsmäßigkeit im Sinne, wo man von Gewohnheitmäßigkeit spricht. Der Ausdruck „Gelegenheitverbrecher" ist also sprachlich anfechtbar, der Ausdruck „Gewohnheitverbrecher" begrifflich unrichtig. Ich setze daher an die Stelle dieser

älteren und geläufigeren Unterscheidung die andere zwischen Augenblicksverbrechern und Zustandsverbrechern oder, wie ich sie auch sonst bezeichnet habe, zwischen akuter und chronischer Kriminalität. Die Ausdrücke sind auch nicht besonders glücklich; aber ich weiß bis heute keine besseren. Zustandsverbrecher ist Der, bei dem das Verbrechen das typische Abbild seiner Eigenart ist; Augenblicksverbrecher Der, bei dem, entgegen seiner bleibenden Eigenart, die That überwiegend durch die äußeren Umstände veranlaßt worden ist.

Nun könnte man meinen, es ließe sich diese Eintheilung in Augenblicksverbrecher und Zustandsverbrecher mit unserer Motiventafel etwa in der Art in Zusammenhang bringen, daß wir einzelne Motive als die des Augenblicksverbrechens und andere als die des Zustandsverbrechens unterscheiden. Ich möchte Das deshalb ausdrücklich als unrichtig bezeichnen, weil noch in der siebenten Auflage meines Lehrbuches dieser Gedanke durchgeführt ist. Ich habe hier das Nothverbrechen und das Affektverbrechen als Unterarten des Gelegenheitverbrechens hingestellt, während alle anderen Gruppen unter den Begriff des Zustandsverbrechens subsumirt werden. Ich habe in diesem Winter aus Anlaß meiner Vorlesungen über Kriminalpsychologie mich überzeugt, daß diese unmittelbare Verwerthung der Motive fehlerhaft ist und nicht angeht. Ein Beispiel wird genügen. Wenn wir das Affektverbrechen als Unterart des Gelegenheitverbrechens bezeichnen, so denken wir dabei nur an die Aufsehen erregenden Fälle, in denen ein bisher unbescholtener, ruhiger und friedliebender Mensch durch schwere Kränkung zur jähen Blutthat hingerissen wird. Und wir übersehen dabei die Leidenschaftlichkeit als dauernden Charakterzug, als bleibenden Zustand. Es giebt Menschen, die immer leidenschaftlich sind, bei denen jeder äußere Anlaß die leidenschaftliche Erregung wachruft und in Gewalt umsetzt, so daß diese der dauernden Eigenart des Thäters durchaus entspricht. Es ist also zweifellos, daß das Affektverbrechen nicht nur als Gelegenheitverbrechen, sondern auch als Zustandsverbrechen erscheinen kann, daß uns also die Eintheilung der Motive zum Verbrechen auch nach dieser Richtung hin wiederum im Stich läßt. Abermals also zeigt es sich, auch bei diesem Anlaß, daß die vom rein psychologischen Standpunkt ausgehende, auf die Unterscheidung der Motive gestützte Eintheilung der Verbrecher für die Aufgaben der Kriminalpolitik nicht unmittelbar verwerthet werden kann.

* * *

Ich stelle nun die Behauptung auf und werde, ohne in Einzelnheiten einzugehen, ganz kurz sie zu rechtfertigen versuchen, daß die Eintheilung in Augenblicksverbrecher und Zustandsverbrecher allen kriminal-

politischen Anforderungen vollständig genügt, daß wir — ich möchte Das gleich hinzufügen — ohne an unserem geltenden Recht viel zu ändern, ohne radikalen Bruch mit der Ueberlieferung, jene Unterscheidung durchführen können. Doch möchte ich zunächst einen anderen, scheinbar abseits liegenden Gedanken anregen und verfolgen. Die Eintheilung der Strafzwecke, zu der wir durch die Betrachtung der Wirkungen der Strafe auf die zu bestrafende Persönlichkeit selbst, nicht auf die Gesammtheit, gelangen, muß, wenn Alles stimmen soll, sich anpassen an die Eintheilung der Verbrecher, zu der wir vom psychologischen Standpunkte aus gelangt sind. Das wäre die sicherste Probe auf die Richtigkeit des Exempels. Wenn da oder dort die Sache nicht stimmt, so muß irgendwo ein Fehler stecken. Die Eintheilung der Strafzwecke also, so weit es sich um die Einwirkung auf die Persönlichkeit des Verbrechers handelt, und unsere Unterscheidung innerhalb der Persönlichkeit der Verbrecher müssen zu einander passen. Decken sich die beiden Ergebnisse, zu denen wir von dem Standpunkt einer bestimmten Theorie aus gelangen, so hat diese Theorie die große Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit für sich, auch wenn ihre Richtigkeit sich nicht unmittelbar streng wissenschaftlich nachweisen lassen sollte.

Von je her war es mir nun, neben allen Zweifeln und Bedenken, die sicherste Gewähr für die Richtigkeit meiner wissenschaftlichen Grundanschauung, daß nach ihr die beiden Eintheilungen vollständig zu einander stimmen. Die drei Strafzwecke, die wir dem zu Bestrafenden gegenüber je nach der Lage des Einzelfalles nach meiner Meinung zu verfolgen haben, sind: erstens die Abschreckung; zweitens die Besserung; und drittens die Unschädlichmachung (Sicherung der Gesellschaft). Nun sind wir zunächst allerdings nur zu einer Zweitheilung der Verbrecher gekommen: Augenblicks- und Zustandsverbrecher. Aber eine nahe liegende Erwägung zeigt uns, daß diese Zweitheilung in Wahrheit eine Dreitheilung in sich schließt. Der „Zustand" ist nicht plötzlich da, er entwickelt sich allmählich. Der Hang zum Verbrechen tritt uns erst in unscheinbaren Spuren entgegen, er wächst und festigt sich, immer tiefer senkt er seine Wurzeln, bis er schließlich unausrottbar geworden ist. Wir haben deshalb, wie ich es von je her gethan habe, innerhalb der Zustandsverbrecher zwei Unterarten zu unterscheiden: die angehenden, noch besserungfähigen Zustandsverbrecher und die gewordenen, unverbesserlichen Zustandsverbrecher. Damit aber haben wir die Dreitheilung: Augenblicksverbrecher, besserungfähige Zustandsverbrecher und besserungunfähige Zustandsverbrecher. Und es entspricht der Abschreckungzweck der Strafe dem Augenblicksverbrecher, der Sicherungzweck dem unverbesserlichen Zustandsverbrecher und der Besserungzweck dem besserungfähigen Zustandsverbrecher. Das ist die Probe auf das Exempel.

Die Durchführung dieser Eintheilung in ihren legislativen Folgerungen würde nun die Entwickelung eines vollständigen kriminalpolitischen Programmes

in sich schließen, — und dazu ist hier der Ort nicht. Gestatten Sie mir aber wenigstens, gewissermaßen an einem Paradigma zu zeigen, wie ich mir die Durchführung denke. Ich möchte mich hierbei beschränken auf die Freiheitstrafe, die übrigen Strafarten dagegen bei Seite lassen. Sie können mit Leichtigkeit in das System eingefügt werden.

* * *

Wir hätten, um meine Eintheilung durchzuführen, drei verschiedene Freiheitstrafen zu unterscheiden. Als Abschreckungstrafe hätte die Freiheitstrafe dem Verbrecher einen Denkzettel zu geben, ihm die Macht der Rechtsordnung klarzumachen, gegen die er sich aufgelehnt hat. Wir wollen sie, um irgend einen Namen zu gebrauchen, als Gefängnißstrafe bezeichnen. Sie müßte einen etwas größeren Spielraum haben als heute, etwa von einem Tage hinaufgehen bis zu zehn Jahren. Dabei können wir, um an das geltende Recht anzuknüpfen, jene im Eingang meiner Auseinandersetzungen erwähnte Einschränkung des Prinzipes, daß die Strafe sich nur nach der Eigenart des Thäters zu richten habe, berücksichtigen; also bei Bemessung der Strafe auch noch die objektive Bedeutung der That und den Werth, den das angegriffene, verletzte oder gefährdete Rechtsgut für die Rechtsgemeinschaft hat, in Betracht ziehen. Damit gelangen wir zur Aufstellung eines verschiedenen Höchstmaßes für die einzelnen Delikte, durchaus in der Art und Weise, wie unsere gegenwärtige Gesetzgebung es thut, also eines anderen Höchstmaßes beim Hausfriedensbruch, eines anderen bei der Sachbeschädigung, eines anderen beim Raub, Todschlag u. s. w., so daß der Unterschied von unserem geltenden System nur in der Beseitigung der Mindestmaße bestände, wie sie zu allgemeiner Befriedigung das holländische Recht seit einer Reihe von Jahren durchgeführt hat. Für den unverbesserlichen Zustandsverbrecher verwenden wir als Sicherungstrafe eine andere Freiheitstrafe. Ich will sie Zuchthausstrafe nennen. Der Gedanke der Sicherung würde an sich, da ein unausrottbarer Hang zum Verbrechen vorausgesetzt ist, dauernde Internirung, dauernde Einsperrung im Zuchthause erfordern. Aber wieder wird jene Einschränkung des Prinzips Berücksichtigung finden können. Wir werden uns fragen dürfen: lohnt es sich, wenn durch einen unausrottbaren verbrecherischen Hang Rechtsgüter gefährdet werden, die in der Werthschätzung der Rechtsordnung eine niedrigere Stufe einnehmen, mit dem schweren Geschütz dieser dauernden Internirung vorzugehen? Empfiehlt es sich nicht auch hier, gewisse Höchstmaße der Sicherungstrafe festzuhalten? Und wenn ich für meine Person auch kein Bedenken trage, einen unverbesserlichen Bettler oder Landstreicher lebenslänglich zu interniren, so würde ich doch der Aufstellung eines

Höchstmaßes für diese und ähnliche Fälle zustimmen können, um den Anschluß an das geltende Recht und an die überlieferten Anschauungen thunlichst zu ermöglichen. Endlich brauchen wir dem besserungsfähigen Zustandsverbrecher gegenüber als Besserungsstrafe eine dritte Art der Freiheitstrafe, etwa das Arbeithaus. Sie dürfte nicht zu kurz bemessen sein; denn der Charakter läßt sich nicht in Wochen und Monaten ändern: also ein Mindestmaß von zwei Jahren. Und das Höchstmaß dürfte nicht zu hoch gegriffen werden; denn wenn der Charakter nach ein paar Jahren sich nicht geändert hat, so läßt er sich überhaupt nicht mehr ändern. Wir würden also das Höchstmaß etwa auf fünf Jahre festsetzen. Hier würde die vielbesprochene sogenannte unbestimmte Verurtheilung ihren Platz finden. Es würde dann, sobald die Besserung festgestellt ist, aber nicht vor zwei Jahren und nicht nach fünf Jahren, die Entlassung einzutreten haben. Eine kurze Einschiebung sei mir hier gestattet. Wenn wir uns überlegen, ob und wie der Mensch gebessert werden kann, d. h. wie jene Aenderung des Charakters zu erreichen ist, die wir durch die Strafe bezwecken, so überzeugen wir uns, daß eine solche Aenderung des Charakters nur in einer beschränkten Anzahl von Fällen und nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen möglich, daß es also völlig verkehrt ist, wenn man in der Literatur oder im Strafvollzug Besserung oder Erziehung als Zweck der Strafe für die verschiedenartigsten Verbrechen hinstellt. Den politischen Fanatiker oder den Raufbold können wir im Gefängniß nicht erziehen, mag auch der Eine wie der Andere durch den Strafvollzug abgeschreckt werden und künftighin sich in die Rechtsordnung fügen. Ich möchte behaupten, wenn auch nicht mit voller Sicherheit, daß nur bei denjenigen Delikten von einer Besserung die Rede sein kann, die aus Arbeitscheu und Gewinnsucht hervorgegangen sind, so daß durch Erziehung zu regelmäßiger Arbeit dem Antrieb zum Verbrechen entgegengewirkt werden kann.

Die Aenderungen, die bei der Durchführung dieser Gedanken im Strafgesetzbuch vorzunehmen wären, sind gar nicht so schlimm. Wir würden im allgemeinen Theil, um nur auf die von mir berührten Punkte einzugehen, zwei neue Paragraphen brauchen, ähnliche Paragraphen, wie wir sie im schweizerischen Entwurf haben. In dem ersten erhält der Richter die Befugniß, überall da, wo er es nach seiner Meinung mit einem unausrottbaren Hang zum Verbrechen zu thun hat, die Sicherungstrafe zu verhängen; in dem zweiten wird dem Richter das Recht eingeräumt, überall da, wo er einem beginnenden verbrecherischen Hang zu begegnen glaubt, auf Besserungstrafe zu erkennen, wenn die sonstigen Voraussetzungen gegeben sind, unter denen überhaupt Besserung erwartet werden kann. Dann würde der besondere Theil sich sehr einfach gestalten. Wir würden insbesondere mit allen oder fast allen erschwerten oder milder bestraften Thatbeständen in unserem

Strafgesetzbuch aufräumen können, da dieses fast nur nach der objektiven Schwere der That bezw. nach der Art ihrer Verübung die Thatbestände abstuft. Die regelmäßige Strafdrohung für die verschiedensten Delikte würde lauten: „Die Handlung wird bestraft mit Gefängniß bis zu so und so vielen Jahren". Dann würde in denjenigen Fällen, in denen es wegen der Wichtigkeit des angegriffenen Rechtsgutes als nothwendig erscheint, hinzugefügt werden: „oder mit Zuchthaus bis zu so und so vielen Jahren" (bez. lebenslang); und in den Fällen, in denen wir noch auf Besserung rechnen können, würde der weitere Zusatz gemacht werden, daß unter den gegebenen Voraussetzungen nach Paragraph so und so viel des allgemeinen Theiles auf Arbeitshaus von zwei bis fünf Jahren erkannt werden kann. Mir scheint, daß, wenn wir uns auf diesen Standpunkt stellen, nicht nur alle unsere kriminalpolitischen Forderungen überhaupt vollständig verwirklicht werden können, sondern daß sie auch verwirklicht werden können in unmittelbarem Anschluß an die ganze Art und Weise, wie wir heute unsere Gesetzbücher zu machen pflegen, bei uns im Reiche im unmittelbaren Anschluß an unser Strafgesetzbuch.

* * *

Die Thesen, die ich aufstellen und zur Berathung anheimgeben möchte, wären demnach die folgenden: 1. Eine wissenschaftliche Kriminalpsychologie, aufgebaut auf der Unterscheidung der Motive, ist unbedingt nothwendig, weil wir ja erst aus der Untersuchung der Motive eine wissenschaftliche Rechtfertigung des eingenommenen kriminalpolitischen Standpunktes herleiten können. 2. Diese wissenschaftliche Kriminalpsychologie ist aber durchaus ungeeignet, die unmittelbare Grundlage für die kriminalpolitischen legislativen Bestimmungen zu bilden. 3. Dagegen führt uns die Kriminalpsychologie zu einer anderen Eintheilung, die kriminalpolitisch allen Anforderungen entspricht. Das ist die Eintheilung in Augenblicksverbrecher einerseits, in besserungfähige und besserungunfähige Zustandsverbrecher andererseits. 4. Die Durchführung dieser Eintheilung stößt dem geltenden Strafensystem der Gesetzgebung gegenüber auch durchaus nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten, so daß wir in einer kontinuirlichen Entwickelung unseres geltenden Rechtes das kriminalistische Reformprogramm zu verwirklichen vermögen.

Halle a. S. Professor Dr. Franz von Liszt.

Das Arbeitgebiet geschichtlicher Forschung.

Es ist nur wenige Jahre her, daß sich auf dem Gebiete der Geschichtwissenschaft eine lebhafte Erörterung über das „eigentliche Arbeitgebiet" der geschichtlichen Forschung erhob. Von dem unbezweifelten Grundsatz aus, daß der Staat im Mittelpunkt aller geschichtlichen Betrachtung stehen müsse und daß er in seinen Schicksalen vor Allem durch das Walten genialer Persönlichkeiten bedingt sei, wurde zu den neueren kulturgeschichtlichen Bestrebungen insofern Stellung genommen, als deren Ergebnisse zur allgemeinen geschichtlichen Betrachtung nur zugelassen werden sollten, wenn sie geeignet seien, Charakter und Wandlungen der historischen Staatengebilde aufzuhellen. Der Staat blieb also im Mittelpunkt des historischen Interesses und in ihm knüpfte sich das eigentliche Verständniß an die geniale Thätigkeit der Einzelperson: die sogenannten Zustände erschienen nur als Bedingungen für die freie Auswirkung der damit gegebenen Kräfte, nicht als konkurrirende Ursachen der geschichtlichen Bewegung: sie wurden behandelt und betrachtet analog den geographischen und sonstigen natürlichen Bedingungen geschichtlichen Werdens.

Dem gegenüber habe ich in einem Aufsatz*), der den Lesern vielleicht noch erinnerlich ist, zunächst von erkenntnißtheoretischen Grundlagen aus den Nachweis versucht, daß die Zustände keineswegs ein passives Element der geschichtlichen Entwickelung sind. Viel leichter als von logischen Betrachtungen aus läßt sich nun aber dieser Beweis auch von psychologischer Seite her führen. Gewiß: dem Forscher, der nur ein Zeitalter kennt, etwa das des achtzehnten oder das des neunzehnten Jahrhunderts, mögen die Zustände dieses Zeitalters bei wenig eindringlicher Betrachtung als etwas in sich Fertiges, Abgeschlossenes erscheinen, als der gleichsam willen- und seelenlose Niederschlag der historischen Wirksamkeit der vorausgegangenen Generationen. Und einer solchen Betrachtung können die Zustände dann allerdings nur Bedingungen weiterer historischer Entwickelung sein.

Eine solche Betrachtung ist aber oberflächlich. Zunächst sind in Dem, was wir „Zustände" nennen, zwei Theile zu unterscheiden: die Summe des früher Gewordenen, das in ihnen fortlebt, und die Summe des täglich Werdenden, das der Gesammtwille, der Gesammtintellekt und die Gesammtempfindung der Nation ihnen zuschafft. Daß in der letzten Summe ein wesentliches, verursachendes Moment aller künftigen Entwickelung liegt, sollte nicht erst noch betont zu werden brauchen. Aber auch die erste Summe ist keineswegs ein Passivkapital der jeweiligen Gegenwart, eine bloße Bedingung ihrer weiteren Entwickelung. Nicht umsonst ruft uns unser größter Dichter

*) S. „Zukunft" vom 8. Februar 1896.

zu: Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Nur in starken Aeußerungen des Kollektivwillens kann das geschichtlich Gewordene seinem wesentlichen, d. h. für Gegenwart und Zukunft bedeutsamen Inhalt nach erhalten bleiben: es wirkt nicht fort, wie Wind und Wetter und Meer und Gebirg: es will von Tag zu Tag errungen sein; sein Bestand bedarf ausgedehnter Willensäußerungen und tritt deshalb nicht bedingend, sondern verursachend ein in die Welt geschichtlichen Werdens.

Wirken aber so die Zustände nicht passiv, sondern aktiv, sind sie nicht minder Ursachen des geschichtlichen Lebens als die Einzelwillen der historischen Persönlichkeiten, so tritt alsbald die Frage auf: welche dieser Willensäußerungen denn die umfassenderen, bestimmenderen für den geschichtlichen Verlauf sind, die zuständlich-kollektiven oder die genial-individuellen? Und da ist nun kein Zweifel: es sind die zuständlichen. Kein Staatsmann kann in einer Zeit der Naturalwirthschaft kraft seines Willens geldwirthschaftliche Institutionen schaffen, kein Dichter in einem Zeitalter ausschließlich epischer Empfindung Dramatiker werden, kein Maler Pleinairist sein etwa in den Zeiten des fünfzehnten Jahrhunderts, die für die Malerei erst starke Betonung des Konturs und lokale Farbengebung kannten. „Eben Das", sagt der Philosoph Dilthey einmal,*) „sollen wir von der Geschichte lernen, wie der Mensch auch in seinen tiefsten Bezügen ahnunglos doch, wie von Wänden, von den geschichtlichen Bedingungen, unter denen er lebt (er meint Das, was wir als zuständliche oder kollektivistische Verursachung kennen gelernt haben), umschlossen ist". „Was in einer Kriegsgeschichte publizirt wird", hat Moltke einmal geäußert,**) „ist stets nach dem Erfolg appretirt; aber es ist eine Pflicht der Pietät und Vaterlandsliebe, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armee an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen." Es sei an diesen Zeugen genug; tausend weitere Aussprüche, nicht am Letzten solche unseres großen Staatsmannes im Sachsenwald, ließen sich hier aufführen.

Ist Dem nun so: sind die kollektivistischen Verursachungen die stärkeren, so kann die Geschichte in den tiefsten Fundamenten nimmermehr auf die Untersuchung der großen Leistungen der Einzelwillen aufgebaut werden; sie kann nur aufgebaut werden auf die breiteste Geschichte der Zustände. Diese sind das prius; ihnen erst folgt, in sie greift ein, in ihnen geborgen ist die Geschichte der genialen, eminenten Personen.

Man sieht: dieser Standpunkt ist der umgekehrte zu der bisherigen geschichtlichen Betrachtung. Diese ging von oben aus, von der Wirkung der Einzelpersonen; als Schauplatz dieser Wirkung erschien ihr vornehmlich der Staat,

*) Archiv für Geschichte der Philosophie 6, 89.

**) Nach Mittheilung des Majors von Moltke in seiner Vorrede zu des Feldmarschalls Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870 bis 1871.

alles unter dieser Linie Liegende war den großen Philosophen und Historikern der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts noch „Schein", ja „Lüge", — Gegensatz jedenfalls des Wesentlichen. Es ist die Auffassung, die heute noch in der abgeschwächten Form weithin verbreitet ist, daß in der Geschichtwissenschaft die Geschichte der Zustände wohl zuzulassen sei, aber nur als Illustration gleichsam, als Beiwerk der „eigentlichen", d. h. der politischen Geschichte, wobei dann diese wieder vornehmlich als Heldengeschichte gedacht wird.

Alledem ruft die neuere Geschichtwissenschaft ein entschiedenes „Nicht also!" entgegen. Die Grundlage ist in der Geschichte der Zustände, der materiellen wie der geistigen, zu legen; erst wenn deren Veranlassung- und Ablaufsreihen genau bekannt sind, darf gehofft werden, daß die politische Geschichte richtig verstanden werden wird. Die Kenntniß der Zustände ist kein Beiwerk, sondern die Grundlage alles historischen Verständnisses; und die Entwickelung der Staatsgeschichte ist nicht der Anfang geschichtlicher Wissenschaft, sondern deren Ende. Und weil deren Ende, so freilich auch deren Haupt. Nicht staatsfeindlich ist darum die neue Richtung, sondern nur bedacht, das Verständniß des Staates zu vertiefen. Sie ist eben so überzeugt davon wie die ältere Richtung, daß der Staat die wichtigste aller menschlichen Gemeinschaften, daß das Staatsleben die Blüthe des historischen Lebens ist: aber (hierin liegt der entscheidende Unterschied) sie glaubt diese Blüthe erst dann einigermaßen verstehen zu können, wenn sie Zweige und Stämme, Blätter und Wurzeln des historischen Werdens in den Zuständen genau untersucht hat.

Gedanken, wie die vorstehenden, sind nicht neu; neu ist höchstens ihre entschiedene und motivirte Aussprache. Einer solchen, und damit einer eingehenden Auseinandersetzung der neueren historischen Richtungen mit den älteren, scheint die Zeit jetzt zu bedürfen. Allgemein ist, bei Anhängern des Alten wie des Neuen, das Unbehagen über die gegenwärtige Lage der geschichtlichen Wissenschaft; allgemein wird diese Lage als Uebergangszustand empfunden.

So versuche man, durch freie Diskussion der erkenntniß-theoretischen und psychologischen Grundlagen der Disziplin weiter zu gelangen. Die Wahrheit ist nicht in eines Mannes Kopfe beschlossen: alle Wahrheiten sind sozial-psychischen Charakters. Erst in der Erörterung entgegengesetzter Anschauungen gelangt das Zünglein an der Wage, zwischen Einseitigkeiten nach beiden Richtungen hin, zu jenem Mittel der Auffassung, das allem Menschlichen gerecht wird.

Was die Geschichtwissenschaft anlangt, so habe ich geglaubt, eine Diskussion mit den kurzen, im Februar dieses Jahres in der „Zukunft" erschienenen Auseinandersetzungen eröffnen zu dürfen; sie entstammen dem Oktober vorigen Jahres. Inzwischen ist auch von gegnerischer Seite eine Meinungäußerung

erfolgt, in der Form einer Erörterung der Auffassung und Methode, die meiner Deutschen Geschichte zu Grunde liegt*). Ich habe sie mit Freuden begrüßt und auf sie in dem soeben ausgegangenen kleinen Büchelchen**) geantwortet, über das ich einige Worte hier äußern zu dürfen der freundlichen Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift verdanke. Der Leser findet dort den Aufsatz aus der „Zukunft" wieder, aber durch einen zweiten Theil ergänzt; außerdem ist eine eingehende Darstellung der geschichtlichen Auffassung Rankes gegeben, von der aus Stellung zu gewissen modernen Strömungen auf dem Gebiet der politischen Geschichte genommen wird. Ich hoffe, daß damit einstweilen ein wirksamer Anstoß für weitere Diskussionen der Grundlagen der Geschichtwissenschaft gegeben ist. Freilich nur ein Anstoß; völlig aufklärende Gesichtspunkte könnten nach meiner Ansicht, abgesehen von weiteren logischen und psychologischen Studien, nur durch einen befriedigenden Einblick in die Geschichte der historischen Wissenschaft seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erreicht werden. Ein solcher Einblick aber wird einstweilen durch keines der vorhandenen spezialwissenschaftlichen Werke vermittelt.

Leipzig, am dreizehnten März 1896.

Professor Dr. Karl Lamprecht.

Selbstanzeigen.

Der suspendirte Theaterdirektor. Rede des Direktors Müller-Guttenbrunn. Gehalten am 24. Februar 1896 in der außerordentlichen Generalversammlung des Raimund-Theatervereins in Wien. (Leipzig, G. H. Meyer).

Obwohl sich die gesammte deutsche Presse seit zwei Monaten eingehend mit der Direktorkrisis im wiener Raimund-Theater beschäftigt, glaubte ich die Rechtfertigungrede, die ich als „Angeklagter" zu halten genöthigt war, dennoch in Broschürenform der Oeffentlichkeit übergeben zu sollen, denn ich fand, daß in vielen auswärtigen Blättern das Wesen des Konfliktes, dessen Mittelpunkt ich wider meinen Willen geworden bin, mißverstanden wurde. Man bezeichnete den Streitfall da und dort als einen theatralischen Froschmäusekrieg und lächelte über Wien und die Wiener, die sich in so ernster Zeit über eine Theaterfrage so sehr erhitzten. Das ist ungerecht. Es ist ja wahr: das wiener Publikum war in Theaterfragen immer leicht aufzurütteln und es ereiferte sich ehedem oft über die nichtigsten Vorkommnisse hinter den Coulissen oder es mischte sich in die

*) Rachfahl, Deutsche Geschichte vom wirthschaftlichen Standpunkt; Preußische Jahrbücher, Band 83, S. 48 bis 96.

**) Alte und neue Richtungen in der Geschichtwissenschaft. Von K. Lamprecht. Berlin 1896, Gaertners Verlag, H. Heyfelder, IV, 79 S. M. 1,50.

Privatangelegenheiten seiner Lieblinge und ergriff in und außerhalb des Theaters leidenschaftlich Partei. Als Ferdinand Raimund seine Kollegin Luise Gleich, mit der er ein „Verhältniß" hatte, durchaus nicht heirathen wollte, da appellirte sie an das Publikum und dieses zischte seinen beliebtesten Komiker so lange Abend für Abend aus, bis er Luise zum Altar führte. Einer solchen unmittelbaren Antheilnahme für das Schicksal seiner Lieblinge ist das wiener Publikum auch heute noch fähig, und wer ihm aus dieser Naivetät einen Vorwurf macht, Der verkennt, daß sie ein Schatz ist für das wiener Kunstleben. Aber in meinem Fall handelt es sich gar nicht in erster Linie um die Theaterleidenschaft des Wieners. Die einmüthige Parteinahme des Publikums und der gesammten öffentlichen Meinung für einen bei Nacht und Nebel seines Amtes entsetzten Direktor wurzelt nicht in theatralischen Neigungen; sie ist der elementare Ausbruch eines tiefen Rechts- und Sittlichkeitgefühles und sie zeugt dafür, daß das soziale Fluidum unseres Zeitalters auch in der wiener Bevölkerung mächtig wirksam ist. Der Direktor eines Theaters, der nicht selbst als Schauspieler wirkt, hat mit dem Publikum gar keine unmittelbare Fühlung, er ist ihm eine mehr oder weniger abstrakte Persönlichkeit. Ein beliebter Schauspieler kann leicht als unentbehrlich gelten, ein Direktor nicht; er ist der großen Masse ein Begriff, in dem sich zwar die künstlerische Einheit des Ganzen verkörpert, aber dieser Begriff bleibt bei einem Personenwechsel fast unverändert und man kann viel leichter einen Direktor stürzen als einen Lieblingskomiker. In der wiener Theatergeschichte wenigstens ist kein Beispiel dafür vorhanden, daß sich das Publikum gelegentlich der Beseitigung eines Theaterdirektors jemals erhitzt hätte. Und diesmal ist es geschehen. Warum? „Weil die Sache dumm und brutal zugleich angefaßt wurde, weil man einen unerhörten öffentlichen Rechtsbruch beging," sagen die Einen. „Weil man den geistigen Arbeiter mit dem Geldsack erschlagen wollte," sagen die Anderen. Möglich. Die Thatsache aber steht fest, daß Unbildung und Protzenthum sich in Wien nicht ungestraft erkühnen dürfen, über geistige Fähigkeiten und künstlerische Leistungen zu Gericht zu sitzen. Und Das ist das Erfreulichste an dem Ereigniß, über dessen Entstehung und Entwickelung ich in meiner Rede so viel unerfreuliches Detail beibringe. Der Ausgang der Generalversammlung, in deren Verlauf ich aus meinen Anklägern Angeklagte gemacht habe, ist bekannt: 616 überzeugte Menschen wurden von 672 Aktien majorisirt. Das Empörende dieses Ergebnisses, das überdies mit Mitteln herbeigeführt wurde, über deren Lauterkeit die Behörden noch zu urtheilen haben werden, hat die öffentliche Meinung nur noch tiefer zu meinen Gunsten aufgewühlt; viele meiner Freunde waren darüber freilich ganz fassunglos. Ich aber sah, daß die Menschen für mich waren und nur das dumme Papier gegen mich stimmte. Und Das genügte mir. Man muß eine Sache nicht verloren geben, die so viel Wärme erzeugte, so viel ehrlichen Unwillen gegen einen begangenen Gewaltakt entfesselte, und man soll sich nicht als ein Opferlamm kapitalistischer Einrichtungen ansehen, so lange das letzte Wort in einer Sache nicht gesprochen ist. Und dieses ist noch nicht gesprochen, obwohl der selbe Ausschuß, der mich vom Amt suspendirte, weil ich ihm in künstlerischen Fragen nicht „gehorchte", mich jetzt entließ, weil ich mich allzu nachdrücklich vertheidigte. Das letzte Wort hat das wiener Publikum, das, erstaunlich genug, das Raimund-Theater

meidet, weil dort nicht etwa einem Lieblingsschauspieler, sondern „nur" einem ehrlichen Menschen ein Unrecht widerfahren ist.

Diese begleitenden Umstände, die ein Kulturbild geben, dürften meiner „Rede" wohl auch Leser gewinnen, die dem Theater fern stehen.

Wien. Adam Müller-Guttenbrunn.

Bismarcks Briefe an den General Leopold von Gerlach. Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck neu herausgegeben vom Dr. Horst Kohl. Berlin, Verlag von O. Häring, 1896.

Im Jahre 1893 erschien im Verlag der Besserschen Buchhandlung (W. Hertz) in Berlin der Briefwechsel des Generals von Gerlach mit dem Bundestagsgesandten Otto von Bismarck. Das Buch erschien als eine werthvolle Ergänzung der poschingerschen Sammlung von Berichten Bismarcks an den Ministerpräsidenten O. von Manteuffel; und von dem regen Interesse, das man dieser Publikation privater Briefe entgegenbrachte, legte die Thatsache Zeugniß ab, daß nach kurzer Zeit eine neue Auflage nothwendig wurde. In wissenschaftlichen Kreisen regte sich zwar das Bedauern, daß die Publikation offenbar nicht von einem Jünger der historischen Wissenschaft vorbereitet war und darum Vielerlei vermissen ließ, was für den Benutzer erwünscht gewesen wäre; aber nirgends regte sich Mißtrauen gegen die Genauigkeit der Wiedergabe des Brieftextes. Eingehende Beschäftigung mit den Briefen brachte mich auf den Gedanken, daß die Publikation fehlerhaft sein müsse: ich fand grelle Widersprüche zwischen den amtlichen und diesen privaten Aeußerungen Bismarcks, ich fand Ausdrücke und Wendungen, die nach meinem Gefühl so nicht aus Bismarcks Feder geflossen sein konnten, wie sie hier dem Leser entgegentraten; ich fand in manchem Briefe über Fragen der inneren und äußeren Politik Preußens Erörterungen, die sich mit dem Datum des Briefes nicht in Einklang bringen ließen. Fräulein von Gerlach, die Besitzerin der Originale, gestattete mir freundlich eine Vergleichung und deren Ergebniß war geradezu verblüffend: Lesefehler auf jeder Seite, Auslassungen in Hülle und Fülle, falsche Datirungen, Verschmelzung von Briefen verschiedener Tage, ja selbst Jahre, zu einem Briefe unter beliebig gewähltem Datum, Aufnahme fremder Bestandtheile in Briefe Bismarcks, — das Alles enthüllte diese Untersuchung. Vom Fürsten Bismarck ermächtigt, habe ich nun eine neue Ausgabe der Briefe veranstaltet, die einen genauen Text bietet und auch die Mehrzahl der in der ersten Ausgabe ausgelassenen Stellen enthält. Von einer Beigabe der Antworten Gerlachs habe ich abgesehen; so weit sie in die erste Ausgabe aufgenommen waren, bedürfen die Texte erst noch einer eingehenden Vergleichung; die Briefe Gerlachs an Bismarck aus den Jahren 1855 bis 1858 habe ich im zweiten Bande des Bismarck-Jahrbuches (Berlin, O. Häring) nach den Originalen mit möglichster Treue veröffentlicht.

Chemnitz. Dr. Horst Kohl.

Die Bevölkerung Budapests.

Ueber die Bevölkerung Budapests nach dem Stand der Volkszählung von 1891 liegt jetzt auch der zweite Band aus der Feder des Direktors der pester Kommunalstatistik, Körösi, vor. Das Material beider Bände ist vortrefflich verarbeitet. Die Aufschlüsse, die es giebt, sind geeignet, weit hinaus über den Kreis der Fachmänner das höchste Interesse zu erregen. Sie erklären Vieles, was ohne die Kenntniß der Thatsachen dem politischen Publikum des Auslandes unverständlich bleibt. Die „Zukunft" wird davon ebenfalls kurze Notiz zu nehmen geneigt sein; denn die Umwälzungen, die sich in der Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt seit der Wiedergewinnung der Selbständigkeit Ungarns vollzogen haben, besitzen nicht blos für Westösterreich, sondern auch für ganz Europa, insbesondere für das Deutsche Reich, die größte Tragweite. Körösi führt sie so vor, daß die Zahlen fast von selbst sprechen und die Tabellen unmittelbar Leben gewinnen. Wer die inneren Vorgänge des stets von unruhigen Zuckungen bewegten Ungarlandes tiefer verstehen will, darf also an den Grundzahlen Körösis nicht gleichgiltig vorübergehen.

Auf einen kurzen Ausdruck gebracht, ist das Ergebniß: die Hauptstadt Ungarns magyarisirt, judaisirt und protestantisirt sich in rapider Weise; Bildung und Wohlstand der Metropole konzentriren sich bei den Magyaren, Israeliten und Reformirten. Wer Körösis Zahlen liest, begreift daher sofort die letztjährigen kirchenpolitischen Vorgänge in Ungarn, sowie die Gegenwirkung der magyarischen, philosemitischen und immer stark protestantischen Hauptstadt gegen das deutsche, immer mehr antisemitische und römischkatholische Wien. In Deutschland mag man die Entnationalisirung des deutschen Elementes tief beklagen, vor den Thatsachen selbst aber darf man den Kopf nicht in den Sand stecken. Immerhin lauten diese Thatsachen für Deutschland nicht gerade trostlos, da Pest, das immer mehr auch Ungarn bedeutet, wie Paris Frankreich, an natürlicher Bundesfreundlichkeit für das Deutsche Reich durch Magyarisirung, Judaisirung und Kalvinisirung mindestens nicht mehr einbüßen wird, als wenn Slavisirung, Großgrundbesitzherrschaft und Katholisirung stattfinden würde. Doch lassen wir das nationale, politische und kirchliche Gefühl, Sympathien und Antipathien am Besten aus dem Spiel, um an den Thatsachen allein ohne Haß und ohne Neigung zu lernen.

Budapest zählte um 1870 nur 270 476 Einwohner. Die Zählung von 1881 ergab 355 682, diejenige von 1891 446 611 Seelen. Bei diesem Wachsthum sank relativ, Das heißt in Prozenten, die Zahl der römischen Katholiken von 72,33 (1870) auf 64,71 Prozent (1891), während der Antheil an der hauptstädtischen Bevölkerung für die Israeliten von 16,60 auf 21,03, für die Reformirten von 4,81 auf 7,42, für die Lutheraner von 5,29 auf 5,59 Prozent sich erhoben hat. Die Katholiken haben also, absolut betrachtet, zwar immer noch das Uebergewicht, sie sind jedoch, relativ betrachtet, im Rückgang begriffen, sie gehören auch viel stärker den dienenden Klassen an und stehen in der Volksbildung zurück. Was diese Bildung betrifft, so kommen auf 100 Personen, die nicht lesen und nicht schreiben können (Analphabeten): bei den Katholiken 29,09, bei den Reformirten 21,9, bei den Israeliten 20,49.

Unter allen Konfessionen ist die Magyarisirung rasch fortgeschritten. Bei

der vorletzten Zählung (1881) hatten sich sprachlich die Katholiken und Protestanten Augsburger Konfession (Evangelischen) zur Hälfte, die Juden zu 59 Prozent als Ungarn bekannt. Im folgenden Jahrzehnt haben sich die Verhältnisse gewaltig zu Gunsten des Ungarthumes geändert. Die Reformirten sind heute (1891) bis zu 96 Prozent, die Katholiken zu 62 Prozent, die Israeliten sogar zu drei Viertheilen Ungarn. Die Reformirten und Israeliten sind also mächtig dem Magyarismus zugewachsen und recht bedeutend ist die Magyarisirung selbst bei den Katholiken: um 62 Prozent und bei den Evangelischen: um 58 Prozent Magyaren. Diese bedeutende Zunahme des magyarischen Elementes geschah bei beiden Konfessionen auf Kosten des Deutschthumes, dessen Stärke bei den Katholiken von 36 Prozent auf 27, bei den Lutheranern von 31 auf 26, bei den Reformirten von 4 auf 2, bei den Israeliten von 35 auf 23, bei den übrigen kleineren Konfessionen gleichfalls in bedeutendem Maße gesunken ist. Das slavische Element dagegen hat sich bei allen Konfessionen fast in gleicher Höhe erhalten.

Aus Körösis Angaben ersieht man, daß die ungarische Sprache am Meisten verbreitet ist und daß unter hundert Personen um zwanzig mehr Ungarisch als Deutsch verstehen. Dieses Ergebniß ist um so überraschender, als vor zehn Jahren die deutsche Sprache noch die häufiger gesprochene war. Zur Beurtheilung der im Laufe des letzten Jahrzehntes eingetretenen Verschiebung in der Verbreitung der einzelnen Sprachen und namentlich der großen Eroberungen, welche die ungarische Sprache gemacht hat, mag erwähnt sein, daß die Zahl der ungarisch Sprechenden um nahezu zwei Drittel, die der slovakisch Sprechenden um mehr als ein Viertel, die der deutsch Sprechenden hingegen nur um 18 Prozent zugenommen hat. Hieraus ist zugleich wieder ersichtlich, daß die Slovaken zäher an ihrer Sprache halten als die Deutschen, die nach und nach ganz im Ungarthum aufzugehen scheinen. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Zahl jener Personen, die keine der drei Hauptsprachen sprechen (Serben, Rumänen u. s. w.) rapid abnimmt. Die deutsche Sprache wird am Häufigsten von den Juden, am Wenigsten von den Slaven verstanden, was bei dem fast allgemeinen Verständniß auch des Magyarischen den Einfluß der Israeliten — quot linguas quis callet, tot homines valet nach dem Wort Kaiser Karls des Fünften — unter den Magyaren selbst nur verstärken kann.

Die Anzahl der nur ihre Muttersprache sprechenden Personen beträgt nicht weniger als 220 729, also zwei Fünftheile der Bevölkerung. Dreißig Prozent aller Ungarn sprechen nur ungarisch, im Jahre 1881 waren es erst 18 Prozent, während zehn Jahre früher noch 20 Prozent ausschließlich das Deutsche sprachen. Keiner anderen Sprache kundig waren 143 297 = 43,89 Prozent, der deutschen Sprache kundig waren 169 863 = 52,02 Prozent, der slovakischen Sprache kundig waren 9 642 = 2,95 Prozent, der rumänischen Sprache kundig waren 991 = 0,31 Prozent.

Nach den einzelnen Stadtbezirken verfolgt, nimmt die Mehrsprachigkeit der Bevölkerung in dem Maße zu, wie der Wohlstand steigt, und in dem Maße ab, wie die Analphabeten stärker sind. Die wohlhabenden und gebildeten Klassen sind es, die neben ihrer Muttersprache das Magyarische reden, was ein weiteres für den Magyarismus äußerst günstiges Moment ergiebt. Die Magyaren widerstehen der Germanisirung viel stärker als die Deutschen der Magyarisirung;

in 35 670 Familien mit ungarischem Familienhaupt waren 87 366 Kinder mit ungarischer, nur 1818 mit deutscher, 128 mit slovakischer Muttersprache; dagegen finden sich in 17 792 Familien mit deutschem Familienhaupt 21 527 Kinder mit magyarischer neben 22 682 mit deutscher Muttersprache.

Stuttgart. Albert Schaeffle.

Eine Reichsgerichtsentscheidung.

Sehr geehrter Herr Harden,

Sie veröffentlichten in der „Zukunft" vom einundzwanzigsten März 1896 einen Artikel: „Von Mellage zu Brausewetter", der so typisch für die Art und Weise ist, wie Laien die reichsgerichtlichen Urtheile sich erklären, daß ich den Fall benutzen möchte, um Das einmal vor einem großen Leserkreise zu demonstriren.

Der Verfasser des Artikels reißt einen Satz eines reichsgerichtlichen Urtheiles aus dem Zusammenhang und zeigt an diesem Satze, welcher Selbstüberhebung sich ärztliche Laien, insonderheit Juristen, schuldig machen, wenn sie glauben, über die Geisteskrankheit bestimmter Personen selbst ein Urtheil fällen zu können. Ich kenne den Fall nicht, geschweige daß ich bei der Urtheilsfällung mitgewirkt hätte. Aber ich kann als Jurist sagen, daß das Urtheil Das nicht enthalten kann, was Herr Dr. S. Landsberg aus ihm herausliest. Ich will auch, ehe ich diesen Brief schreibe, mich nicht näher informiren; denn eine Berichtigung namens des Reichsgerichtes oder des urtheilenden Senates zu geben, ist nicht meines Berufes.

Ob der Landgerichtsdirektor Brausewetter zur Zeit, als er noch Verhandlungen leitete, geisteskrank war oder nicht, ist eine thatsächliche, keine Rechtsfrage. Darüber werden auch Laien mit mir einverstanden sein. Das Reichsgericht hat aber als Revisiongericht überhaupt keine Thatsachen festzustellen, sondern nur zu prüfen, ob auf die festgestellten Thatsachen die Gesetze richtig angewendet worden sind. Wenn die Thatsache, daß Brausewetter schon im Dezember 1895 geisteskrank war, als er die Verhandlung gegen die beiden Schriftsteller, welche die im Februar 1896 entschiedene Revision ergriffen hatten, leitete, rechtlich berücksichtigt werden sollte, mußte sie im angegriffenen Urtheile festgestellt sein. Dazu hatte aber das in erster Instanz erkennende Gericht, nur Veranlassung, wenn die Thatsache von irgend einer Seite angeregt war, insbesondere vom Beschwerdeführer. Das sagt der vom Herrn Dr. S. Landsberg citirte und benutzte Satz. Damals dürfte aber noch kein Mensch an eine Geisteskrankheit Brausewetters gedacht haben. Sie war also auch im Urtheil nicht festgestellt und konnte daher vom Reichsgericht nicht berücksichtigt oder vollends festgestellt werden. Hier hat der Vertheidiger der beiden Schriftsteller ein unrichtiges Rechtsmittel ergriffen; er konnte mit der Revision keinen Erfolg haben. Vielmehr liegt, da auch § 399 Ziffer 5 Straf-Prozeß-Ordnung (Wiederaufnahme des Verfahrens) nicht paßt, einer jener Fälle vor, an die der Gesetzgeber nicht gedacht hat und die daher zwischen den Maschen des Gesetzes durchfallen. Herrn Dr. S. Landsberg ist aber gerade Das passirt, was er dem Reichsgericht imputiren zu können glaubt: er hat sich auf ein Feld gewagt, das juridische, auf dem er unkundig ist.

Mit vollster Hochachtung

Leipzig. Dr. Melchior Stenglein.

Als sie mein Herz begruben.

Ich war schon lange sehr krank gewesen. Die Leute nickten mir auf der Gasse zu und sagten: „Sie sehen aber recht gut aus!“ Und hinter meinem Rücken: „Ein Jammer, ihn anzuschauen! Der geht nimmer lange um!“ Die Aerzte fühlten mir den Puls: „Höchst unregelmäßig und doch kein ausgesprochenes Fieber.“ Sie behorchten mein Inneres, erforschten die geheimsten Regungen und Gedanken, aber der eigentlichen Krankheit kamen sie nicht auf die Spur. Ich mußte weinen, wenn Andere lachten; ich gerieth in Zorn, während Andere den höchsten Gleichmuth bewahrten; ich jauchzte, wenn Andere in ernster Stimmung waren; ich lachte, ich liebte, ich haßte, wo es nach der Leute Meinung doch gar nichts zu lachen, zu lieben, zu hassen gab. Die Klügsten sagten das großartige Wort: Nervös! Ja, — aber wie konnte ich dabei nur wieder so versteinert ruhig sein, wo Andere in höchste Erregung kamen, wie konnte ich gelassen sein, wo alle Welt jagte, hastete, eiferte! Es stimmte nicht und es stimmte nicht.

Einmal, während meines Landaufenthaltes, wo sich sonst jeder Städter mit Vorliebe zu erholen pflegt, ward es mit mir so schlimm, daß um den Arzt geschickt werden mußte. Der machte auch selber einmal von dem allgemeinen Menschenrechte Gebrauch und lag im Bette an der Influenza. Er hatte sie auf den Juli verlegt, aus Rücksicht für das liebe Publikum, das sie im Winter bekommt. Also dieser kranke Doktor konnte mich nicht gesund machen. Hingegen war im Dorfe ein fremder Doktor auf der Sommerfrische anwesend. Der hatte eine schöne hohe Stirn, ein großes kluges Auge und einen langen weißen Bart; aber der Arzt in ihm mochte nicht gar arg gesucht sein, weil er Zeit hatte, unter den Hollunderbüschen herumzusitzen und den Bauersleuten zuzuschauen, — vom Säen an bis zum Ernten. Dieser Herr hörte von meiner Noth und kam zu mir. Er faßte mich an der Hand und hielt sie fest. War Das ein Pulsfühlen? Eisern umklammerte er meine Knochen. Er schaute mir ins Gesicht, aber nicht auf die blassen Lippen, nicht auf die eingefallenen Wangen, sondern ins Auge. Sein Blick stach mir fast das Auge aus, so scharf war er. Dann legte er sein Haupt an meinen Busen, drückte mir mit seinen Stirnknochen beinahe das Brustblatt ein. Endlich richtete er sich auf und sagte ganz kalt, grauenhaft kalt: „Am Herzen haperts.“

Ich erschrak über die Maßen. Das Herz war noch mein einziger Trost gewesen. Das Herz sei gesund! hatten sie gesagt, Einer wie Alle

„Es fehlt an Appetit, nicht wahr?“ fragte der Arzt, „auch an Schlaf natürlich. Besonders, wenn Sie tagsüber draußen an den Hütten der Arbeiterfamilien spaziren gehen oder auf der Straße hungerndem Gesindel begegnen, nicht wahr?“

„Es mag stimmen, Herr Doktor, es mag stimmen.“

„Das Bergsteigen dürfte Ihnen auch nicht behagen. Abgehauste Bauern. Auf den Feldern die Hirsche, lustige Jagd, Weidmannsheil! Halali! Da kriegen Sie Herzklopfen?“

„Es stimmt, Herr Doktor, es stimmt!“

„Vor Kurzem waren Sie, wenn mir recht ist, im Sektionsaal. Wirklich? Nun sehen Sie, die schlechte Luft dort! Die Vivisektionen! Da haben Sie Krämpfe bekommen in der Faust. Wie?"

„Aber ganz gewiß, Herr! Zum Tobsüchtigwerden ist mir manchmal."

„Und das Zeitungslesen vertragen Sie nicht. Parteienzank, Rassenstreit, Kriegsgeschrei, Börsenschwindel. Es flimmert Ihnen vor den Augen, Blutandrang nach dem Kopf, nicht wahr?"

„Es stimmt, es stimmt! Doktor, Sie kennen meine Zustände."

„Aber auch zu Hause, das viele Stubensitzen. Bei Ihren Kindern. Wie wirds diesen guten unschuldigen Wesen ergehen, wenn sie einmal keinen Führer, keinen Ernährer haben sollten! Die Welt ist hart. Nicht wahr, Sie denken daran? Ich möchte fast sagen, die Liebe thut Ihnen weh."

„Mein Gott, Doktor, es —" Habe nicht weiter sprechen können, das Schluchzen hat mich übermannt.

Darauf sagte der Doktor: „Lieber Freund, Sie leiden an einem Herzen. Sie haben ein Herz. Wollen Sie genesen, so giebt es nur ein Mittel, Sie müssen sich einer Operation unterziehen."

„Wie!" rief ich aus, „einer Operation? Am Herzen?"

„Wir werdens herausnehmen; es thut nicht weh, ist bald vorüber. Und dann haben Sie Ruh."

Unter höchstem Erstaunen war mein Einwand, daß ich immer gehört hätte, ohne Herz könnte der Mensch nicht leben.

„Pah, Thorheit!" lachte der Doktor auf. „Prächtig lebt man. Schauen Sie sich doch die Leute an. Gerade Solche, die kein Herz haben, leben am Besten. Auch erreichen sie ihre Ziele, weil sie gesund sind. Das Herz ist eine Mißbildung, wie der Krebs. Man stirbt daran. Wenn Sie sich nicht sehr bald entschließen . . .!"

Lange habe ich überlegt. Und als ich erwogen, daß die herzlosen Menschen thatsächlich völlig froh und ungefährdet dahinleben, während die Anderen immer leiden müssen, faßte ich mich und gab die Einwilligung zur Operation.

Aber ich bedingte mir, vorher noch einmal hinausgehen zu dürfen auf den Hügel, um frische Luft zu schöpfen, noch einen Blick zu thun in die schöne weite Welt.

„Gott, wie sentimental!" lachte der Doktor, „na meinetwegen. Aber schnell!"

Ich ging hinaus und blickte in die schöne weite Welt, weinend, jauchzend, — zum letzten Male.

Dann hat er mich aufs Bett gelegt, hat seine funkelnden Messerlein ausgepackt, hat mich betäubt mit Chloroform und hat seines Amtes gewaltet.

* * *

Wie lange ich geschlafen habe, ist mir unbekannt. Als ich erwachte, war Alles vorüber. Der Doktor war fort, ich fühlte eine kühle Leere in der Brust. Mir war nicht zum Lachen und nicht zum Weinen, — ich war ganz ruhig.

Draußen hörte ich Glockenklang und einen Choral singen. Ich ging ans Fenster. Ein Leichenzug schwankte vorüber, eine große Menschenmenge aus

Stadt und Land. „Wen begraben sie da?“ fragte ich hinab. Sie wiesen auf den schlanken Sarg aus Fichtenholz, den sechs Männer auf den Achseln trugen. Ein Kranz aus rothen Rosen lag darauf. „Wir begraben das Herz eines Poeten.“

Das war mir nun gerade höchst gleichgiltig, doch schaute ich näher hin. Hinter dem Sarge drein gingen mein Weib, meine Kinder, sie hielten weiße Tücher vor das Gesicht und weinten still vor sich hin. Ich läutete dem Kellner meines Hotels. „Johann, ist frische Leberwurst zu haben? Nicht? Dann wünsche ich Schinken mit Senf. Und Bier.“ — Der Langeweile wegen blickte ich wieder hinaus zum Fenster. Dem Sarge folgten auch meine Brüder, meine Schwestern, sie waren gebeugt in tiefster Trauer. Es folgten meine Freunde, es kamen Solche, die meine Feinde gewesen waren, die mich schwer beleidigt hatten im Leben, sie schritten ernst heran und starrten zu Boden. „Kellner, ist Das ein Senf? Das ist eine fade Salbe. Bringen Sie mir doch französischen Senf!“ Der Zug kam auf den Kirchhof. Feierlich sangen sie den Gesang von der Urständ und senkten den Sarg in das Grab. „Vater!“ schrieen meine Kinder grell auf und meine Frau sank am Grabe ohnmächtig zusammen. „Johann! Ist ein Filet de boeuf vorhanden? ein frisches? Schön. Und ein Glas Madeira.“

Schweigend verloren sich die Leidtragenden, nur die Meinigen blieben am Grabe zurück und konnten sich von ihm nicht trennen. Sie waren ganz verlassen. Der Hausherr hatte ihnen die Wohnung gekündigt. Sie waren nirgends daheim als an diesem Grabe, in dem das treue Herz ruht. „Ist Das Madeira? Seien Sie nicht dumm, Johann. Bringen Sie mir lieber eine Flasche Champagner. Gut gekühlt. Können sie auch durch das Stubenmädchen heraufschicken, na, begreifen Sie?“

Ich habe gegessen und getrunken und geschwelgt. Ich hatte Ruhe vor Liebe und hatte Ruhe vor Haß. Mir war Alles Wurscht. Nur essen und trinken und geilen und schlafen. Das schlug mir gut an, ich wurde ganz fett. So fett wurde ich, daß mich sogar meine Gläubiger nicht mehr erkannten. Ich fühlte keine Freude und kein Leid. Aber als ich so ganz mitten in dem Fettklumpen stak, da ward mir langweilig. Höllisch langweilig ist mir geworden. Es kam Niemand zu mir, ich hatte keinen Freund und keinen Feind. Ich aß und ich trank und ich schlief, — und ich ward immer fetter. Und endlich bin ich in meinem Fette erstickt.

In einem pompösen Metallsarg sollen sie mich hinausgetragen haben; begleitet hatten ihn nur drei Personen: der Wirth, der Schneider und der Gelegenheitmacher. Jeder hatte etwas Weißes in der Hand; aber kein Sacktuch, sondern die Rechnung wars, die unbezahlte.

. . . . Darauf erwachte ich, leidend und abgezehrt wie immer. Am Bette stand meine kleine Martha und guckte mich mit den Blauäuglein treuherzig an. „Vater,“ sagte die Kleine, meine magere Hand streichend, „Du hast so schwer geathmet im Schlaf. Fehlt Dir was?“

Sogleich legte ich meine Hand an die linke Seite der Brust: dort pochte es lebhaft und warm. „Nein, Du mein liebes, liebes Kind, mir fehlt nichts.“

Graz. Peter Rosegger.

Kunstschaffende Phantasie.

Ich glaube, der Name Vallotton ist noch so gut wie unbekannt außerhalb Frankreichs. Jedenfalls fehlt ihm ganz und gar der bekannte „Klang"; ich habe ihn in den neueren und neuesten Nachrichten nie gesehen. Und wenn er auch wirklich angefangen haben sollte, in seinem eigenen Paris als aufsteigender Stern am Firmament für das unbewaffnete Auge der Herren Bouvard & Pécuchet von der Kritik und aus dem Publikum sichtbar zu werden, so datirt sich Das doch erst von der letzten Nacht. Und auch die intelligentesten Mitglieder der genannten, weitverbreiteten Familie werden es sicherlich vorläufig nicht mit ihren strengen und empfindlichen Gewissen in Einklang bringen können, diesen Stern als einen Stern ersten Ranges leuchten zu lassen.

Vallotton ist ein repräsentativer Mann unserer auf allen Gebieten, auf der Oberfläche wie in den untersten Tiefen, so brechungreichen Zeit. Aber er ist nicht, wie die überwiegend meisten schaffenden Geister von heute, in dem Sinne ein Mann der Brechungzeit, daß er in sich selbst als Mensch und Künstler das viele Gebrochene verkörpert. Er ist Einer von Jenen, die heil aus dem Wirrsal heraustreten, in denen sich die Resultate klären und das Wesen des Strebens sich in neuen Formen bildet. Er ist ganz still durch alle Irrungen und Wirrungen seiner Zeitgenossen gegangen, still und unbemerkt, — „je n'ai pas d'histoire", schreibt er mir. Er versuchte und verfehlte, ohne weder in seinen Versuchen noch in seinem Verfehlen die Aufmerksamkeit besonders auf sich zu lenken, — und stand eines Tages da mit seiner eigenen, neuen und originalen Kunst in der Hand, wie Aladdin mit dem Apfel im Turban.

Vallotton ist noch ein junger Mann. Er ist von Geburt ein Schweizer — 1865 in Lausanne geboren —, ging aber mit siebenzehn Jahren nach Paris. Zuerst malte er Portraits, „sans grand éclat", und stellte im „Salon" aus. Um 1889 widmete er sich verschiedenen Untersuchungen, um „die Synthese von Form und Ausdruck" ausfindig zu machen. Darauf versuchte er sich in mehreren Kunstzweigen: Radirung, Lithographie; bis er schließlich auf dem Gebiet des Holzschnittes seine eigenste Kunstform fand.

Das Charakteristikon der zeitgenössischen Uebergangskunst und Uebergangsliteratur — als Uebergang wird sicherlich, in die große Entwickelungperspektive eingefügt, die ganze heutige Kultur erscheinen — ist: Zersplitterung in Details, Auflösung in Nuancen, Ausfließen aller Linien und Konturen. Und da es bei den künstlerischen wie überhaupt bei allen organischen Schöpfungen gilt, daß die Seele sich den Körper baut, der Inhalt sich selbst die Form giebt, so heißt Das in letzter Reihe, daß die schöpferische Substanz selbst zersplittert, aufgelöst, ausgeflossen ist. Wie Das gekommen ist, — Das nachzuweisen, gehört nicht

hierher; es genügt, die Thatsache zu betonen; eine Darlegung der Genesis dieser Thatsache würde das Geschichtbuch bedeuten, aus dem sich die Zukunft — die neue Rassekultur — erheben könnte, wie der Schmetterling aus der Larve. Alles Dies: die Zersplitterung, die Auflösung, das Ausfließen, will schließlich nur Eins sagen: die Festigkeit der Erde ist aufgehoben, das Gefühl von dem Grund und dem Boden — diese einzige lebendige Wurzel der Phantasie unserer Rasse — ist ausgerissen und nahe daran, zu verdorren. Soll eine neue Kunst kommen können, so muß erst diese Wurzel in den schwarzen, feuchten, trächtigen Humus wieder sorgfältig eingepflanzt werden. Eine solche neue, lebendige Kunst kann nur die von den Säften dieser Erde gebildete Blume sein. Sie muß nach Erde riechen. Ich nehme hier das Wort Kunst nicht in dem beschränkteren Sinne; ich meine darunter die gesammte Kultur, das ganze innerliche wie äußerliche Leben, den Menschen selbst in seinem ganzen Sein und Thun und Schaffen als Individuum und Genosse.

Auf dem sozialpolitischen Gebiete sind schon starke, mit der Erde vertraute Hände bemüht, den zerbröckelten und schwankenden Gesellschaftbau auf einem neuen Fundament, das tiefer als je in die Erde hineingegraben ist, neu aufzuführen. Wenn Das gelingt — und es muß ja gelingen —, wird sich sehr Vieles, was grundfest erschien, als in der Luft, am orientalischen Horizont, schwebend erweisen, als eine fata morgana semitischer Phantasie. In der Kunst und Dichtung vollziehen sich ähnliche Vorgänge. Im skandinavischen Norden hat sich der Brandesianismus, politisch wie literarisch, schon längst und deutlich als Das erwiesen, was er seinem Wesen nach immer war und naturbedingt sein mußte: ein mechanisch zusammengezimmertes Holzgerüst. Was zunächst auf ihn gefolgt ist, ist freilich ein vollständiges Wirrsal, wo Niemand weder ein noch aus zu wissen scheint; aber Das ist ja gleichgiltig; die Hauptsache ist: das Fremde ist ausgeschieden und an Mangel an Nahrung gestorben. Die fremde Pflanze siechte hin in dieser Erde; es hat sich erwiesen, daß sie vom Anfang an dazu verurtheilt war. Und in Deutschland? Es ist von symptomatischer und guter Bedeutung, daß ein Buch wie „Rembrandt als Erzieher", das Hausbibel in allen germanischen Häusern sein sollte und das von der Presse mit entschieden verdächtiger Verschnupftheit weggenörgelt wurde, seine dreiundvierzigste Auflage zur gleichen Zeit erlebte, als den von den kritischen Zeitunghebammen mit der allerlautesten Mühe der Reklame unglücklich entbundenen Theatermusen vom Publikum der Reichshauptstadt kurz und gut abgepfiffen wurde. Ziffern und Publikum können auch mitunter ein gescheites Wort sprechen. Auch ist es bemerkenswerth, wie Hans Thoma, der süddeutsche Bauernsohn, dem die alte, einheimisch deutsche, aus der Erde entsprossene Kunst noch im Blut liegt und in dem sie nach vierhundertjährigem Schlummer wieder lebendig geworden ist, aus

allen heutigen Schulen organisch ausscheidet, um mit instinktiver Kraft eine Brücke nach rückwärts wie nach vorwärts zu schlagen. Und in seinen Aquarellen — dieser Grundlage einer völlig neuen Freskomalerei — steht er im Gegensatz nicht nur zur modernen deutschen, sondern zur gesammten heutigen Malerei. Was er in ihnen geschaffen hat, ist nicht Rückschlag, Reaktion, sondern schöpferische Brechung, organische Wiederbelebung. Sie bedeuten nicht nur ein Wollen zur Rückkehr von der Zersplitterung, der Auflösung, dem Ausfließen; sie bezeichnen ein positives künstlerisches Können, sind eine durchgeführte That: von Vereinfachung der Mittel, von Vertiefung der Charakterauffassung, von Verstärkung des Eindruckes, von der Festigkeit in Allem. Thomas Kunst überhaupt ist ein neues organisches Gebilde innerhalb der Kunst, eben weil der Mann selbst ein im vorher erwähnten Sinne des Wortes wahrer, echter Künstler ist; und seine Aquarelle sind das ausgeprägteste Zeugniß davon. Sie sind die neue Technik, die uns von längst verflossenen, großen Kunstzeiten produktiv träumen läßt; und weil eben die Seele sich immer den Körper baut und der Inhalt sich selbst die Form giebt, heißt hier neue Technik nicht mehr und nicht weniger als neue Seele, neu lebendig gewordener, in produktivem Schaffen sich bethätigender Rasseninstinkt.

Und — dahin wollte ich kommen, um meine Ausführungen über Vallotton an Bekanntes anzuknüpfen — in der Art dieser Technik steht der Schweizer Vallotton in einem tief intimen Zusammenhang mit dem schwarzwälderischen Meister. Die Grundzüge seiner Holzschnittkunst sind die selben wie die der Aquarellenkunst Thomas: Vereinfachung, Vertiefung, Verstärkung, Festigkeit. Nur daß er sofort noch ein gutes Stück weiter geht, auf dem selben Weg wie Thoma. Thoma macht eben Aquarelle, Vallotton Holzschnitte. Der Abstand zwischen ihnen ist genau so weit wie der zwischen Malerei und Silhouette. Thoma braucht noch die Farben, wenige, grelle, unnuancirte Farben freilich, die sich gegen einander abheben und brechen in Linien, die wie Einschnitte wirken, — aber schließlich doch Farben. Vallotton geht noch weiter in seiner Reinigungkonsequenz und Vereinfachungwuth: er braucht nur Schwarz und Weiß. Weite Flächen; und ein paar Linien. Das heißt eigentlich: er braucht nur Eins, die Linie. Sein eigener Ausdruck: „La synthèse de la forme et de l'expression" könnte auch so formulirt werden: „Der Ausdruck, in der Linie erfaßt und festgehalten." Thoma grübelt faktisch, wie er mir gesagt hat, über dem rein geometrischen Element in der bildenden Kunst; Vallotton ist schon der Meister der psychologisch charakterisirenden Linie. Zu dieser Art von Technik, die uns jetzt gleichzeitig bei zwei in allen Hinsichten so völlig verschiedenen Meistern wie Thoma und Vallotton entgegentritt, giebt es auf den anderen Gebieten des geistigen Schaffens der Gegenwart manche Parallele. Und da bei allem echten Schaffen Technik

immer Wesensform bedeutet, d. h. die von innen bestimmte, organisch bedingte Weise des Keimes, zu wachsen, so erhält man durch eine Zusammenstellung aller dieser verwandten Erscheinungen interessante Aufschlüsse über die gemeinsame, einheitliche Art der schöpferischen Phantasie in unserer Zeit.

Jean Richepin hat in seinem Roman „Braves gens“ einen Kreis von jungen Leuten geschildert, der sich einst in Paris zusammenthat und die gesammte Kunst neuschaffen wollte. Jeder hatte sein besonderes Gebiet, je nachdem er als Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker thätig war; aber das Wesen der auszuführenden Reform war eins. Es hieß für sie Alle: die Kunst, die sich der Vollkommenheit am Meisten nähert, sei diejenige, welche die stärkste Illusion vom Leben giebt, und um diese Kunst erreichen zu können, müßte man die synthetischen Ausdrucksmittel ausfindig machen. Es ging natürlich diesem Kreis, wie es ähnlichen Kreisen zu allen Zeiten gegangen ist: man ernüchterte sich allmählich und kam auseinander; die Poeten wurden Journalisten, die Maleradepten schlugen sich bald um die Medaille des Salons und die Musiker vergaßen vollständig jede Zukunftmusik, um Operetten und Lahitlahamusik zu machen. Nur Zwei blieben dem großen Ideal treu und strebten ehrlich weiter in ihrem Kunstschaffen gemäß der gefundenen Formel der synthetischen Technik. Der Eine war Musiker und hieß Yves: er kam dahin, in der „chanson populaire“ den wahrsten Ausdruck für das Wesen seiner Kunst zu sehen. Der Zweite war ein excentrischer Sonderling, der sich mit einem nom de guerre Tombre nannte. Er vertrat im Kreis die Schauspielkunst; und seine künstlerische That war, die erwähnte Formel auf dem dramatischen Gebiet zu verwerthen. Er kam in seinen Bestrebungen zu dem Resultat, daß das Wesen der Bühnenkunst in der Pantomime ihre einzige adäquate Form fände. Ein tombresches Stück ist ein psychologisches Drama in der Form der Pantomime; und Tombre, der selbst die Hauptfigur, den Pierrot, spielt, führt alle Monologe, alle inneren Gespräche und Vorgänge mimisch aus, indem er sein Gesicht zwingt, in dem Linienspiel allein die flüchtigsten Vertönungen des Gefühles und die unmerklichsten Bewegungen des Gedankens genau wiederzugeben. Ich will ein Beispiel anführen. Das Meisterstück seiner Kunst ist eine mimische Darstellung vom delirium tremens. Er nennt dieses Kunstwerk — charakteristisch genug — „Happy zigzags“. Die Bühne stellt einen Hofplatz dar, von weißen, rechtwinkligen Mauern umschlossen. Es giebt nichts, woran der Blick hängen bleiben könnte, ganz und gar nichts, nicht einmal so viel wie einen Schatten. Nur eine vollständige Nacktheit. Zwischen diesen Mauern ist die Leere. Und in dieser Leere ein lautloses Rieseln eines kalten elektrischen Lichtes, zugleich blendend und thauig. Und in diesem Raum, wo Alles farblose Fläche und geometrischer Winkel ist, bewegen sich drei menschliche Körper, die sich in dem schwarzen

Tricot und in ihrer skelettartigen Magerkeit weniger wie organische Formen als wie geometrische Figuren gegen den Hintergrund abheben, während sie unter einer leisen Begleitung des Orchesters ihr gräßliches Delirantenlied singen:

We are the happy zigzags,
Happy, happy, happy zigzags.
From de brandy moon we came,
From the brandy moon we came.
We are the happy zigzags . . .

Die stärkste Wirkung wird mit den einfachsten Mitteln erreicht. Die denkbar kleinste Quantität des künstlerischen Apparates und die denkbar größte Qualität in der geleisteten Illusion des Lebens. Der Deliriumtypus hat zwei, drei Grundzüge: die extreme Magerkeit des Körpers, die hölzerne, fast geometrische Geradlinigkeit der Glieder, den erstarrten Biegungwinkel der Gelenke, das sinnlose, singende Lallen. Das heißt eben, in Kunst umgesetzt: die glücklichen Zigzags, die von dem Branntweinmond gekommen sind und die sich mit den Bewegungen menschlicher Glieder auf der weiten, leeren, blendend weißen Fläche abzeichnen.

Die ganz intime Verwandtschaft in der Technik zwischen diesem „tableau vivant" von Tombre, Vallottons Holzschnitten und Hans Thomas Aquarellen — und damit zugleich die einheitliche Art der schöpferischen Phantasie, aus der alle drei Kunstwerke-Gruppen entsprungen sind, — ist auffallend. In ihnen allen die weite Fläche und die wenigen Striche; Raum und Linien; die große, leere, tote Fläche, die mit den paar einzig richtigen Punkten, Linien oder Farben in das Lebendigste und Individualisierteste umgewandelt worden ist.

Zur Einsicht und zur Ausführung von dieser selben Vertiefung und Verstärkung der Charakteristik durch Vereinfachung der Ausdrucksform, d. h. zur technischen Synthese, oder — um mit Vallotton zu sprechen — zur Synthese von Form und Ausdruck, strebt die ganze heutige Kunst. Neulich sagte mir eine unserer kritisch wie schöpferisch ursprünglichsten Persönlichkeiten: Wenn man ein Bühnenstück schreiben will, ein lebendiges und in der besten Meinung spieltüchtiges Theaterstück, muß man immer das Pantomimische vor Augen haben. Das will sagen: der dramatische Autor muß vor Allem sehen, — die Körperbewegungen und die Gesichtsausdrücke, d. h. die charakteristischen Linien sehen, den Ausdruck in der Form greifen; die Repliken- und Szenenfolge ist Dem entsprechend im Grunde eine Linienfigur; um diesen Knochenbau bildet und rundet sich das Kunstwerk mit seinen organischen und weicheren Konturen. Maeterlinck hat ja faktisch das Schauspiel bis an die Urform zurückgeführt. Seine Dramen sind ja schließlich nur Pantomime; Das, wodurch der Text wirkt, ist eng verwandt mit dem Wesen des Volksliedes; der Dichter erzeugt — ganz wie Tombre, wie Vallotton, wie Thoma,

wie das Volkslied — eine intense Stimmung nur mit ein paar Bewegungslinien und mit diesen einen und einzigen Ton, der immer wiederkehrt, wie der Refrain des Volksliedes; und diese Stimmung, die mit der ganzen Kraft der geraden, weder gebogenen noch gebrochenen Linie in unsere Seele hineinschießt, ist auch das einzig Echte und Eigenartige in seinen sonst ziemlich affektirten und gekünstelten Dramen.

Vallottons Zeichnungen bestehen aus Portraits und Genrebildern, — Portraits bekannter Männer unserer Zeit, Genrebilder aus dem Paris unserer Tage, von Straßen und Magazinen, von Kirchen und Gefängnissen. So eine Mappe vallottonscher Charakterköpfe, wie z. B. ich selbst sie nach und nach zusammengebracht habe, giebt Einem eine sehr präzise und sehr verblüffende Auskunft darüber, wie die gesammte geistige Elite unseres komplizirten Viertelsjahrhundertchens in einigen — sehr wenigen und sehr brutalen Strichen sehr leicht zu greifen und abzuthun ist. Und innerhalb eines gleich kurzen und eisernen Rahmens rollt sich in der zweiten Bildergruppe die breitere menschliche Komoedie ab; wie unser lieber Zeitgenosse aller Alter und Geschlechter aussieht — äußerlich auch, aber besonders innerlich —, Das läßt sich mit noch leichter zu ziehenden Linien zeigen.

Um hinter das Geheimniß dieser eigenartigen Technik — d. h. dieser Art kunstschaffender Phantasie —, wodurch das Alles ermöglicht wird, zu kommen, muß man sich nur an das Gesetz der konzentrirten Kraft halten. Je stärker der Druck ist, mit dem eine Spiralfeder zusammengepreßt wird, mit desto wuchtigerer Schnelle schießt sie empor. Die lange niedergehaltene menschliche Leidenschaft bricht mit einer ganz anderen Gewalt aus als die sofort abgeleitete, zersplitterte oder ausgeflossene, — Das ist wie das Element Feuer und Strohbrand. Das Selbe gilt auf dem Gebiet des künstlerischen Schaffens. Das große Kunstwerk entsteht immer nach dem Gesetz der konzentrirten Kraft: entweder es sprengt sich los, wie die glühende, immer aufsteigende, immer ausschwellende Masse aus der Erdkruste oder wie Minerva aus dem Kopf des Zeus; oder es ist wie der große Fluß entstanden, der ruhig durch weite Länder seinen Weg geht, durch neue Zuflüsse immerwährend unmerklich wachsend. Die Technik Vallottons gehört auch unter dieses Gesetz; und nur unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist sie in ihrem Wesen und in ihrer Wirkung zu verstehen. Ihr Wesen und ihre Wirkung liegt nicht darin, daß die Linien wenig zahlreich, dick, tief, ungebrochen sind, sondern ist daraus zu erklären, daß sich das ganze komplizirte Linienschema einer Physiognomie oder eines Interieurs in diesen wenigen Linien konzentrirt hat. Es ist nicht genug, zu sagen: alle Nebenlinien sind weggelassen, nur die Hauptlinien sind beibehalten; die Hauptlinien sind eben deshalb immer weniger, immer breiter und tiefer geworden, weil die vielen kleinen Neben-

linien in sie eingeflossen, in sie aufgenommen, von ihnen aufgesogen sind. Die ganze gesammelte Kraft der vielen kleinen Charakterlinien ist in der einen großen Charakterlinie konzentrirt, — und so ist diese die Charakterlinie geworden. Die Fähigkeit aber, diesen Vorgang mit intuitiver Sicherheit durchzuführen: darin liegt die Eigenart der kunstschaffenden Phantasie Vallottons. Ein Individuum, eine Einheit, ein Ausdruck, eine Linie.

Es giebt Zeichnungen von Vallotton — z. B. „Le beau soir“ —, vor denen mir unwillkürlich jene naiven Holzschnitte einfielen, die ich als Kind in meinem bäuerlichen Elternhaus in Schonen gesehen habe, — als Vignetten alter Gesangbücher oder auf der Innenseite des gewölbten Deckels der großen eichenen Familientruhen. Vom vallottonschen Werke selbst aber gab es in diesem ersten Eindruck nur die alleräußerste Oberfläche; das Uebrige bestand ja ausschließlich aus ausgelöstem Erinnerunginhalt. Als ich darauf wieder an das Blatt da vor mir zurückkehrte und in seine Tiefen ging, da fand ich, daß hinter dieser anscheinend outrirten Einfachheit die echteste und geläutertste Kunst steckte.

Eine Zeichnung, „L'absoute“ genannt, ist für Vallottons künstlerische Eigenart sehr lehrreich. Sie ist wie ein lebendiges Schema seiner Phantasie. Sie ist nackte und durchgeführte Linien- und Flächenkunst in Schwarz und Weiß. Im Vordergrund: Stühle, von der Rückseite gesehen, — weiße Flächen mit schwarzen Außenlinien; im Mittelplan: die Versammlung, Männerfiguren, die Rücken zukehrend, — schwarze Flächen mit weißen Außenlinien (sogar die Knöpfe sind nur weiße Cirkel auf dem schwarzen Grund); im Hintergrund: wieder weiße Flächen mit schwarzen Außenlinien, — der Priester, einige Gegenstände u. s. w. Aber in diesen wenigen Flächen und Linien in Weiß und Schwarz sind mehrere menschliche Individuen und ist obendrein noch die ganze Stimmung des Vorganges aufs Korn genommen.

Vallottons ganzes künstlerisches Wollen und Können ist in der Linie konzentrirt, — in der charakteristischen Linie, in der synthetischen Linie. Die Wirkungweise dieses einfachsten aller Kunstmittel bei ihm ist zugleich brutal und treffend, packend und central. Diese eine und einzige Hauptlinie ist durch das Aufsaugen aller Nebenlinien in individuell charakterisirender Kraft nach geometrischer Progession gewachsen. Was vor dem Künstler liegt, ist ihm einerlei; er hat immer nur das selbe Eine herauszugreifen: die Linie. Und die findet er immer, mit der selben intuitiven Sicherheit, ob es sich um die Bewegunglinie des Sturmes („Le coup de vent“) oder des Schwanenhalses handelt, oder um die Charakterisirunglinie des Todesgrauens („L'exécution“) oder der Völkerrasse. Er ist in seiner Linienkunst Psycholog der Naturelemente, Thierpsycholog, Gefühlspsycholog, Rassenpsycholog. Er hat auf einem seiner Blätter vier Charakterköpfe aneinandergereiht: Julius Caesar,

Sokrates, Christus, Nero. Julius Caesar sieht beinahe wie ein schonensischer Bauernpolitiker von heute aus; Sokrates ist ein Ehrenmann, der nur ein Bischen zu viel grübelt; und Nero ist ein ursprünglich gemüthliches, aber allmählich tückisch gewordenes Schwein. Aber sehr gute und aufrechte arische Männer sind sie im Grunde alle Drei, beschränkt vielleicht, aber gut; und der Vierte im Bunde — er ist einem Berliner von der kritischen Zunft unheimlich ähnlich — ist schlau und böse.

Inhaltlich gesehen, umspannt die Phantasie Vallottons ein sehr großes Gebiet, vom lichtesten Humor bis zur finstersten Poesie. Da ist zum Beispiel so ein Prachtstück echtester, verwegenster, graziösester Gauloiserie wie „Que les chiens sont heureux!“ Was diese glücklichen Hunde betreiben, sieht man nicht an ihnen selbst, denn die Thiere kommen auf dem Bilde gar nicht vor, wohl aber an den Leuten, die das Bild uns zeigt: an dem jungen Mädchen, das, neugierig erschrocken, natürlich nichts bemerkt, an den alten Jungfrauen, die sauer betrübt ihren unwandelbaren Weg schreiten, an den Mönchen mit den Hüten tief über die Augen gedrückt, ganz besonders aber an dem dicken Metzger, der mit sympathischem Vollmondsgrinsen das interessante Schauspiel betrachtet, und an dem Straßenbuben, der in dionysischer Hingerissenheit Halloh dazu schreit. Ich glaube sogar, daß sich ein Misanthrop unter den Zuschauern befindet, der auch ein leises „Oh, que les chiens sont heureux!“ nachdenklich hinmurmelt und Etwas in seinem Inneren sich sehr lebendig gegen den schopenhauerischen Willen zum Nichts sträuben fühlt. Dann giebt es weiter unter den vallottonschen Sachen Charakterköpfe und Charakterinterieurs voll beißender Satire und unbarmherzigen Spottes gegen Götter, Götzen und Affen unserer Zeit, die gewiß sehr gemein, aber unbedingt noch viel lächerlicher ist („Le bon marché“, „La modiste“, „L'étranger“ und andere). Schließlich hat Vallotton, dessen Portraits man auch ansehen muß, noch — zum Beispiel in „Le suicide“, „Le mauvais pas“ und ganz besonders in „L'exécution“ — Visionen und Alben und Gesichte gewordene Schreckensstimmungen gezeichnet, Bilder, die wie Phantasien Poes auf uns wirken. Und vielleicht wirken diese Bilder gerade deshalb so unheimlich stark, weil hier das Dunkelste und Flüchtigste mit den allereinfachsten und gröbsten Mitteln brutal angepackt und mit der fast schematischen Klarheit des vallottonschen Holzschnittes festgehalten und abgezeichnet ist.

Schliersee. Ola Hansson.

Das Hopfengeschäft.

Heute, wo Deutschlands Getreide von der Einfuhr aus Rußland und Amerika bedrängt ist, dürfte es interessant sein, ähnliche Erscheinungen auch beim Hopfen zu beobachten. Brot muß man essen, Bier braucht man nicht zu trinken; der Bierkonsum ist erst von dem unternehmenden Kapital auf seine jetzige Höhe gebracht worden. Indessen naht dem Hopfen wie dem Brotkorn die brutale Größe fremder Konkurrenzländer. Gegen die breite Anbaufläche droht aller Fleiß und alle Intelligenz in beiden Produktionzweigen allmählich zu erlahmen.

Unser Hopfenhandel läßt sich wohl in drei Gebiete scheiden; wir haben erstens die Kundschafthändler nach dem Inland und dem Kontinent; zweitens die Kundschafthändler, die nach England in Konsignation arbeiten; drittens unsere Brauereien, die durch Reisende bei uns und in Amerika direkt einkaufen. Vor zwanzig Jahren noch war der deutsche Hopfen, dann freilich auch der englische, maßgebend. Unsere Fechsung ist nämlich auf das Ausland angewiesen, weil wir fast immer Ueberproduktion haben. In den letzten fünfunddreißig Jahren soll Deutschland nur drei Mißernten gehabt haben: 1860, 1876 und 1882. Damals ging der Centner Hopfen auf 500 Mark, nachdem der Durchschnittspreis circa 100 Mark gewesen war. Heute aber läßt sich nur noch von Sätzen wie 40 bis hinauf zu 150 Mark reden, denn der vermehrte Anbau hat eben natürlich unsere Ernte vergrößert. Nun zeigt aber auch das Ausland die gleichen Fortschritte, so daß unseren Produzenten und unseren Händlern sich trübe Aussichten eröffnen.

Vor dem Jahre 1860 wurde von uns nach Amerika, selbst nach England, noch ganz wenig exportirt. In jenem Jahre begannen Firmen in Nürnberg und Bamberg, für die Ausfuhr thätig zu sein; zunächst nur nach England. Dort wird nämlich viel Hopfen genommen, da das Bier schwer ist, und deshalb konnte Raubbau aufkommen; bei unserer edlen Fechsung ist aber der Reinertrag ein viel besserer und deshalb geringerer. Im Jahre 1860 entstand auch der Terminhandel von Deutschland nach Antwerpen und London, während bei uns selbst keiner existirt. An der Hopfenbörse in Nürnberg, auf die unsere Produzenten und Händler zu blicken haben, soll noch nie ein Terminabschluß gemacht worden sein. Dagegen haben vor ein paar Jahren zwei nürnberger Häuser besonders stark mit England ihr Differenzspiel getrieben und sind schließlich dabei verunglückt. Solche Transaktionen sehen etwa so aus: der Deutsche verkauft im Juni dem gleich spekulativen Briten circa 1000 Ballen zu 100 Mark den Centner per ultimo Oktober. Ist dann aber der Kurs nur 80 Mark, so bezahlt man in London lieber die Differenz von 20 Mark, anstatt die 1000 Ballen noch erst zu empfangen, — vorausgesetzt natürlich, daß Aussicht auf einen noch niedrigeren Preis ist, bei dem sich der Käufer dann wieder einigermaßen erholen kann.

Der bayerische Produzent — als der bestgestellte, weil er noch Anderes baut — läßt sich nur auf glatten Verkauf ein. Makler sind selten. Vielmehr erscheinen im Auftrag der Kaufleute die Einkäufer, die auch zuweilen vier Wochen auf einem Platze bleiben, wenn ihnen ihr Prinzipal die Meinung ausspricht, daß die Preistendenz noch sinken werde. Ein Ueberblick über die Gesammtlage fehlt nämlich dem Hopfenbauer, obgleich er ihm bei unserem heutigen Depeschendienst eben so

leicht zu erreichen wäre wie etwa dem Bäcker das Verfolgen der Getreide- und Mehlschwankungen auf allen Weltmärkten. Allerdings haben auch die Händler über den Zeitpunkt ihrer Ankäufe die verschiedensten und wechselvollsten Ansichten. Am Liebsten verkauft unser Bauer in drei Abtheilungen: September, Oktober, November. Nur im Elsaß schließt der Bauer schon im Frühjahr auf den Herbst ab, um sich, wie er sagt, womöglich einen angemessenen Preis zu sichern. Das scheint aber gewöhnlich nur aus Geldbedürfniß zu geschehen. Denn das elsässer Produkt, als das minder beliebte, hat seinen Mann nicht so gut wie den Züchter in Bayern genährt. Freilich ist der höhere Preis, der etwa dann im September kommt, noch kein Vortheil für den Händler oder auch den Vorschießenden, denn der Lieferant kann ihm im Aerger schlechte Waare aussuchen, die nur nach Belgien oder England verwendbar ist. In Belgien werden hauptsächlich acht Marken von eben so vielen Häusern gehandelt. Diese mit den Buchstaben jener Firmen gezeichneten Proben kann dann der Händler oder auch der Brauer ganz sicher am Fälligkeitstermin empfangen. Durch diese Einrichtung hat der dortige Handel eine große Solidität gewonnen.

In Böhmen ist der große Anbau in Saatz. Dort sind die theuersten Preise, weil man die Sorten nach Deutschland versendet. Dagegen hat Auscha nur geringe Qualitäten und hier müssen England und Skandinavien aushelfen. In Frankreich wird für feinere Biere die Waare von uns bezogen, während geringere Sorten im Norden angebaut werden.

Ganz verschoben haben sich die Verhältnisse in England, seitdem die Union den Spieß umgekehrt hat und selbst exportirt. Auf diese Weise ist Kalifornien der Hauptkonkurrent des deutschen Ausfuhrhopfens geworden. Das erschwert die Preisbemessung bei uns außerordentlich, da viele deutsche Sorten nur für den Export taugen, aber im Preise nun ganz anders kalkulirt werden müssen. Auch in bester Lage giebt es bei uns scheckige Sorten, gegen die der englische Brauer, sind sie nur billig, keine Abneigung hat. Heute aber kann er unter Hinweis auf Amerika noch billere Preise fordern und so müssen sich unsere Händler bei Sätzen von drei bis vier Pfund Sterling oft mit vier bis fünf Shilling Nutzen begnügen. Demnach ist unserer Ausfuhrhandel in Hopfen zwar noch immer gesund, aber insofern entschieden im Niedergang, als er unrentabel geworden ist.

Nach Amerika gehen von uns noch immer gewisse Qualitäten, weil dort viel deutsches Bier bereitet wird. Bevor deutsche Brauereien in überseeischen Ländern entstanden, haben wir selbst mehr Bier dorthin versandt. Die Aera MacKinley hatte später den Zoll auf circa fünfzig Mark gebracht, so daß unsere Ausfuhr aufhören mußte. Jetzt ist wieder eine Reduktion auf die Hälfte eingetreten, doch läßt sich nicht sagen, was uns der Ausgang des Wahlkampfes drüben bringen wird. Bekanntlich haben die Silbermänner ganz unerwartet mit den Industriellen ein Bündniß fertig gebracht, wonach sie die ganze Tariffrage von der freien Silberausprägung abhängig machen konnten. Dies Alles wäre unwichtiger, wenn nicht gerade beide Kontrahenten zugleich die größten Geldmächte vorstellten, — und Das fällt bei einem amerikanischen Wahlfeldzug ins Gewicht.

Nach Rußland ging früher ebenfalls der deutsche Hopfen in Masse. Im Zarenreich nimmt zwar das Biertrinken nicht stark zu, aber der Hopfenkonsum ist doch recht beträchtlich. Es giebt nun einen russischen Hopfenbauverein und

dieser hat sich längst nach Wolhynien und Polen gute böhmische Pflanzen kommen lassen. So ist dort bereits ein großer Ueberschuß für die Ausfuhr konstatirt; trotzdem sandten wir noch viel Hopfen nach Rußland, als die Regirung anfing, uns den Weg dorthin dadurch zu verlegen, daß sie den Zoll von zwei bis drei Rubel auf zehn Goldrubel pro Pud erhöhte. Es war die Zeit des Zollkampfes und mit einem Schlage war unsere Ausfuhr vernichtet. Die Deutschen suchten nun dort Filialen zu gründen und so die Kundschaft mit russischer Waare selbst zu bedienen. Unser Zoll auf russischen Hopfen blieb nämlich niedrig, auf dreißig Mark, so daß die Russen noch nach Deutschland, bezw. für England, arbeiten konnten. Erst vor zwei Jahren hat man in Petersburg den Hopfenzoll wieder auf circa zehn Goldrubel pro Centner ermäßigt, wodurch unsere Ausfuhr sich wenigstens etwas erholen konnte.

Unser Hopfenhandel scheint sich nur noch durch das Geldbedürfniß vieler Brauereien auf seiner Höhe halten zu können. Das dürfte sich eben so leicht nachweisen lassen, wie die glänzende Entwickelung eines bedeutenden Theiles der Brauindustrie fast lediglich durch den Hopfenhandel, nicht durch deren Assoziation mit jenem Gewerbe selbst. Er ist hier der Großkapitalist, er repräsentirt zunächst den Unternehmungsgeist, und man kann fast sagen: alle reichen Hopfenhändler (es giebt einige, die man auf fünfzehn bis zwanzig Millionen schätzt) geben nicht allein den großen Privatbrauern und den kleinen Aktiengesellschaften ausgedehnte Kredite, sondern sie helfen ihnen auch mit baarem Geld, wodurch vor Allem die Bauten vergrößert werden können. Das geschieht billig, zu $4^1/_2$ und 5 Prozent, auf Hypothek oder oft nur gegen Handschein. Zuweilen lassen jene Kaufleute ihren Brauern auch einen Bankkredit einräumen, den sie dann natürlich garantiren müssen. Wirklicher Wucher kommt hier wohl in den allerseltensten Fällen vor, denn es liegt ja auf der Hand, daß ein Hopfenlieferant nur dann große Jahreseinnahmen einstecken kann, wenn das Brauunternehmen florirt, aber nicht, wenn es untergraben wird. Weil aber der ganze Hopfenhandel nur auf diesem Wege gut rentiren kann, so schwinden auch aus dieser Branche die Kleinen immer mehr, — d. h. diejenigen äußerst zahlreichen Kaufleute, die in ihrem Umsatz nicht über 300 Centner hinauskommen, sind genöthigt, auch noch mit anderen Genußmitteln ihren Unterhalt zu erwerben.

Das Geschäft ist in den einzelnen Städten ganz verschieden. München z. B. soll sehr klagen, weil die Konkurrenz zu groß ist; in Berlin wiederum scheint man zufriedener zu sein. Nicht einmal nach der Größe des Platzes kann man sicher urtheilen; es soll große Orte mit sehr schlechtem Handel und kleine mit flottem Geschäft geben. Ein sichtlicher Einfluß auf den Handel wird der Eismaschine zugeschrieben, weil durch ihre Anwendung weniger Hopfenzusatz erforderlich ist. Neuerdings, wo der pilsener Biergeschmack beliebt ist, wird aber wieder mehr Hopfen angewendet. Fälschungen des Produktes werden mir als unmöglich bezeichnet; auch ein Vertauschen der Jahrgänge sei durch die Verschiedenheit des Geschmackes verhindert; eben so gäbe es keinen wirklichen Ersatz für den Hopfen. Doch kann auch eine unersetzliche Waare von wachsenden Uebermächten im Werthe herabgedrückt werden, trotzdem ihre Geschäftsbasis eine völlig kapitalistische ist.

Pluto.

Der Mahdi.

Eine allerliebste Komoedie, die längst leider nur den Reiz der Neuheit verloren hat, wird eben wieder in zwei Welttheilen aufgeführt und es scheint, daß sie bei den Dummen abermals Erfolg haben wird. So oft von irgend einer Seite der Wunsch ausgesprochen wird, die Engländer möchten Egypten räumen, schallt pünktlich die Antwort über den Kanal: Mit Vergnügen, wenn nur das Nilland erst völlig zur Ruhe gekommen ist; aber gerade jetzt sind die Derwische in wilder Bewegung und wir müssen, der Noth, nicht dem eigenen Triebe gehorchend, unsere Mission bis ans Ende erfüllen. Die Derwische sind offenbar höfliche Leute, die den Briten gern Gefälligkeiten erweisen; sie halten sich Jahre lang still und rühren sich nur, wenn englische Minister einen bequemen Vorwand brauchen. Jetzt sind sie wieder einmal unterwegs, sie bedrohen angeblich Oberegypten und der liebe Lord Salisbury, der sich schon auf den Tag gefreut hatte, wo die britischen Truppen die Citadelle von Kairo verlassen würden, sieht sich schweren Herzens genöthigt, einen Kriegszug nach Dongola vorzubereiten. Der gutmüthige Herr kann wirklich nicht anders, denn erstens muß er die Italiener wenigstens moralisch gegen den schlimmen Menelik unterstützen, zweitens können die Egypter den Verlust Dongolas, das Ibrahim Pascha erobert hatte und das der Mahdi ihnen nahm, nicht verschmerzen und drittens kann England überhaupt nicht ruhig zusehen, wenn irgendwo in der Welt schnöde Ungerechtigkeit herrscht. Das klingt ganz glaublich; aber man darf vielleicht sagen, daß der Mahdi, der den Söhnen Albions zuerst so unangenehm war, sich inzwischen als ein recht schätzenswerthes Mitglied der Menschheitfamilie erwiesen hat. Die Franzosen, die Russen und — namentlich — die Egypter möchten die Briten aus dem Nilgebiet endlich verschwinden sehen; doch der Abmarsch ist, dem mächtigen Mahdi sei Dank, nicht eher möglich, als bis der Sudan von den letzten Spuren der Mahdistenherrschaft gesäubert ist. In aller Hast ist jetzt die alte Komoedie neu einstudirt und frisch ausgestattet worden, die Kosten wurden flink dem Pharaonenland und seinen Gläubigern aufgepackt und der schlaue Regisseur hat sich, als die Proben flott im Gange waren, geschwind an die sonnige Riviera gerettet; wichtige Entscheidungen können nicht getroffen werden, denn Salisbury ist nicht zu sprechen und wird sich vor diätwidrigen Störungen zu wahren wissen. Wie lange das nette Spiel noch vorhalten wird? Man muß die Geschicklichkeit der Inszenirung loben, aber auch offen bekennen, daß der Kniff allmählich doch an Wirksamkeit verliert. Die schönen Tage Beaconsfields sind vorüber: der Armenierlärm hat die Intimität zwischen dem Zaren und dem Großherrn befestigt, der Blick der Franzosen richtet sich ungeduldig auf das Nilthal und die mitteleuropäischen Mächte werden ganz sicher nicht so unverständig sein, für Englands Herrschaft über Egypten auch nur einen Finger zu rühren. Großbritannien bietet dem Angriff heute überall wunde Flanken und es ist eigentlich nur durch die scheue Zurückhaltung des Monomachen vor ernsten Gefahren geschützt. In solcher Lage genügen die kleinen, verbrauchten Künste nicht mehr, denen der Zug nach Dongola seine Entstehung dankt. Die Nachfahren des Mohammed Achmed haben als Vogelscheuchen ihre Schuldigkeit gethan und es ist hohe Zeit, daß auch für England ein Mahdi erscheint, der den weichenden Muth mit Götterbotenkraft stärkt und den Glauben an die Zukunft der angelsächsischen Weltmacht unter den Ketzern erneuert.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. April 1896.

Der wandelnde Berg.

Vor ein paar Wochen, während Herr Felix Faure im sonnigen Nizza ein Nationaldenkmal enthüllen half und sich nach den pariser Strapazen vom Mistral der provençalischen Begeisterung auffrischen ließ, brachten die Blätter die Schreckenskunde von einem wandelnden Berge, der, langsam vorwärts gleitend, sich einem Abgrunde nähern sollte. Die Geologen erklärten sachverständig die sonderbare Erscheinung; die unzufriedenen Politiker aber, die Royalisten und die Opportunisten, griffen gierig nach dem willkommenen Symbol und meinten, die Montagne en marche bezeichne im Bilde sehr deutlich die Gefahr, die dem Lande von dem radikalen Ministerium drohe. Ein Wortspiel erleichterte ihnen die Sache: bei dem groß geschriebenen Wort Montagne denkt der Franzose an die höheren Bänke des amphitheatralisch gebauten Sitzungsaales, auf denen im Konvent die Montagnards — Jakobiner und Cordeliers — saßen und verächtlich in den Froschsumpf und zu den Feuillants und Girondisten herniederschauten. Das Bild war nicht ungeschickt gewählt; der ruhige französische Rentner, der auch sonst schon mißtrauisch nach Paris blickt, will von einer neuen Schreckenszeit nichts wissen und der pariser Kleinbürger, von dem uns die Romane und Vaudevilles aus der ganzen und halben Welt der seidenen Unterröcke nichts melden, hat noch die Communetage im Gedächtniß und freut sich gerade jetzt an Sardous buntem Thermidorstück, das den Taine ins Rührsam-Melodramatische übersetzt. Diesem Gewimmel der

Kleinen wurde bei der Botschaft von dem wandelnden Berge ungefähr so zu Sinn wie Macbeth, als er vernimmt, daß Birnams Wald nun wirklich auf Dunsinan losrückt: alles noch einigermaßen Feste schien wankend zu werden, Handel und Wandel war, so hieß es, gefährdet, der Rentenkurs würde mit Lawinenschnelligkeit sinken, — der Untergang der bürgerlichen Gesellschaft brach den Entsetzten herein. Und die gemäßigten Republikaner putzten sich eilig für die dankbaren Rollen der Girondisten aus. Herr Léon Say, der französische Bamberger, bestrahlte sich selbst bengalisch als den wahren Erben der großen Grundsätze von 1789 und jeder winzige Opportunist berief sich mindestens auf Condorcet, in dessen Entwurf zu einer Verfassung allen Franzosen Wohlstand und Wonne verheißen wurde. Diese Berufung war vielleicht nicht besonders klug, denn die lauwarmen Halbheiten der Gironde halfen den thatkräftigeren Männern vom Berge einst zum Sieg und die Bewegung ging rasch über die Häupter Condorcets, Vergniauds und ihrer Leute hinweg. Den Besitzenden aber mußte das Schlagwort laut und lockend in die Ohren klingen und man darf neugierig fragen, wie der Mann wohl aussehen mag, der ihm, wankend zwar, aber noch unerschüttert, bis jetzt widerstand.

Er heißt Léon Victor Auguste Bourgeois, ist französischer Ministerpräsident und wird im Mai fünfundvierzig Jahre alt sein. Es ist ein lustiger Zufall, daß der Mann, vor dem die ganze Bourgeoisie in Wuth und Angst zittert, den Namen der Klasse trägt, die seit den Tagen Saint-Simons in dem Ruf steht, die Interessen des Kapitals engherzig gegen das Volk der Arbeiter zu vertreten. Herr Bourgeois hat eine normale Beamtenlaufbahn hinter sich, er sitzt erst seit acht Jahren in der Deputirtenkammer und war, wie es in den Ländern des reinen Parlamentarismus und der selbstherrlichen Bureaukratie die üble Sitte will, abwechselnd Minister des Inneren, des Unterrichtes und der Justiz; jetzt, nachdem er Berthelot etwas unsanft geopfert hat, leitet er, unter dem Patronat des Fürsten Lobanow und des schlauen Tamtamschlägers Mohrenheim, Frankreichs auswärtige Politik. Er war früher, so lange er sich in die mehr oder minder „maßvollen" Ansichten der Herren Tirard, Freycinet und Loubet schicken mußte, kaum besonders aufgefallen; nur eine Rede, die er im September des vorigen Jahres in Bordeaux über die Pflicht gesellschaftlicher Sorge für die aus der Elementarschule entlassenen armen Kinder hielt, lenkte auch aus der Ferne die Blicke auf ihn. Ein Minister, der so beredt die

Volksschule als eine kleine, umbrandete Insel im Meer des Lebens schilderte, als einen Waffenplatz, der nur für die ersten Tage der gefährlichen Fahrt die Ausrüstung liefern könne und dessen Leistung in anderen, sorgfältig anzulegenden Häfen ergänzt werden müsse, konnte kein Dutzendparlamentarier ohne soziales Verständniß sein. Heute wissen wir, daß Herr Bourgeois ein ungewöhnlich geschickter und begabter Politiker ist, daß er, der Faures erstem Ruf nicht folgte, auch jetzt nicht um jeden Preis im Amt bleiben, sondern gewisse Ideen zur Geltung bringen will und daß er seit langer Zeit wieder der erste Minister ist, der in der Entwickelung der französischen Republik eine bemerkenswerthe Etappe bezeichnet.

In unseren angeblich großen Zeitungen liest mans freilich anders. Da gehört Herr Bourgeois, wie jeder nicht voll und ganz Liberale, zum Auswurf der Menschheit, da ist er ein citler Streber, ein Hanswurst, und wird von den unnahbar Gewaltigen nicht ernst genommen, die zwischen acht und elf für Europa die Werthe bestimmen und in Crispi und Stambulow das letzte Wort staatsmännischer Weisheit bestaunen. Aber unsere Zeitungen bringen ja nur ein mattes Echo aus dem französischen Blätterwalde; ihre Spezialkorrespondenten kommen, namentlich in Paris, beinahe niemals in die fabelhaften „politischen Kreise", von deren Stimmungen und Plänen sie uns erzählen: sie schreiben, was ein paar Stunden vorher in den pariser Zeitungen stand, und wählen, damit ihr Bericht nicht in den Papierkorb wandere und ihnen vielleicht noch ein ersehntes Zeilenhonorar verloren gehe, ihre Quelle so, daß der geschöpfte Trank dem Geschmack des Verlegers und seines Statthalters auf der Papierplantage entspricht. Und da unsere großen Blätter fast sämmtlich für städtisch liberale Inserenten und Emittenten zurechtgemacht werden, so erfahren wir meistens nur, was im Journal des Débats, im Temps und im Petit Journal gesagt worden ist. Die Politiker aber, die diese kapitalistischen Blätter bedienen — in Frankreich sinds wirklich Politiker, nicht Miethlinge, die widerwillig für verhaßte Gruppen kämpfen und bei Festen an den Trompetertisch gesetzt werden —, sind auf Herrn Bourgeois nicht gut zu sprechen; ihnen ist er der leibhaftige Antichrist, ein abscheuliches Zwittergebilde, das zwischen Robespierre und Babeuf ungefähr in der Mitte steht und erschaffen wurde, um ihrer Herrlichkeit den Todesstoß zu geben. Wie schlimm es mit dieser Herrlichkeit bestellt ist, lehrt eine Brochure, die Herr Joseph Reinach, ein Häuptling der Opportunisten, unter dem Titel Histoire d'un

idéal eben veröffentlicht hat. Ein Ideal, dessen Lebensgeschichte man schreibt, muß man wohl für tot halten, — und Herr Reinach hält im innersten Schrein seines Herzens den Opportunismus sicher für tot und zur Einurnung reif. Andere Kämpen aus der einst so stolzen Schaar Gambettas sind weniger verzagt als dieser sanfte Jeremias und wehren sich deshalb mit Nägeln und Zähnen gegen den Bourgeois, der das bourgeoise Ideal, das greisenhaft dürre, bedroht. Sie heulen über die Dächer, das radikale Ministerium führe die Revolution herauf, es vernichte den Wohlstand der Bürger, besorge die Geschäfte der Anarchisten und schleife die Ehre des Vaterlandes durch den Koth; sogar ein hysterisches Mädchen wurde aufgespürt, das der Bourgeoisie den Weltuntergang gratis verkündet. Von diesen fürchterlichen Prophezeiungen kann die höchstens einen gewissen Eindruck machen, die einen Verlust an äußerem Ansehen weissagt; der mit Phrasen gefütterte Franzose erbebt noch immer bei den Wörtern gloire und prestige, er sah ungern den klugen und gebildeten Herrn Hanotaux aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten scheiden und wird, unter dem Druck der Vogesenhypnose, unruhig, wenn er hört, daß die radikale Regirung auf Madagaskar und in Egypten nicht allzu geschickt seine Interessen gewahrt hat. Aber Herr Bourgeois schlägt die Patriotenleyer so gut wie irgend ein Anderer, er führt das freundschaftliche Einvernehmen mit Rußland bei jeder Gelegenheit als den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht vor und einstweilen wenigstens wird die Furcht vor internationalen Verwickelungen ihn im Vertrauen der Volksmassen nicht entwurzeln. Ueber ein anderes Mittel, das den Verruchten beseitigen könnte, verfügen aber die gemäßigten Geldmänner nicht; sie haben, wie ringsum der Liberalismus, abgewirthschaftet und herrschen, ganz wie bei uns, nur noch in der Holzpapierwelt; sie sind im Panamasumpf halb erstickt und ihr gurgelnder Hilferuf weckt außerhalb des Schlammgebietes mitleidlose Heiterkeit. Je lauter ihre von Schwindelgeldern gemästete Meute bellte, desto sicherer fühlte sich Herr Bourgeois auf seinem wackeligen Sitz. Der kleine Mann, der bei den Wahlen den Ausschlag giebt, muß sich sagen: Da ist ein Minister, den die Korruptesten der Korrupten befehden; der Mann stiehlt gewiß nicht und wird die Diebe aus ihren Schlupfwinkeln zerren. Herr Bourgeois hat die Südbahnsache derb angepackt, den biederen Arton beim Kragen genommen und sich nie an schmutzigen Geschäften betheiligt: Das panzert ihn gegen manchen Angriff. Der kleine Mann glaubt, die Herrschaft

der ehrlichen Leute sei wiedergekehrt und wendet kaum den Kopf, wenn es heißt, daß Hannibal oder, nach Goupil, gar Catilina vor den Thoren steht.

Steht er wirklich schon vor den Thoren? Die Antwort ist nicht ganz leicht zu finden, aber es ist immerhin der Mühe werth, sie zu suchen. Wenn man die Thaten der radikalen Minister überblickt, sieht man zunächst kein allzu bedrohliches Symptom; aber in dem Geist, der hinter diesen Thaten waltet, ist bald eine antikapitalistische Macht zu merken. Frankreich war immer das Land der ersten Schritte, die Versuchsstation für neue Experimente: hier wurde der Universalmensch ausgeklügelt, der Homunkulus, der in allen Ländern und Zeiten unverändert der Selbe bleibt und mit dem das mythische Naturrecht, das stets und für Alle gleiche, geboren wird, hier wurde der Gesellschaftvertrag und die Dogmatik der Menschenrechte ausgeheckt, hier wagte Louis Napoleon den ersten Schritt in den Staatssozialismus, — und hier wird, wie es scheint, auch der demokratische Sozialismus seine erste Kraftprobe zu bestehen haben. Herr Bourgeois hat am zwölften Januar in Lyon gesagt, die Demokratie dürfe, wenn sie ein ruhiges Gewissen haben wolle, nicht säumen, der Verkündung der Menschenrechte endlich auch eine Gesetzestafel hinzuzufügen, auf der die Pflichten der Gesellschaft gegen den Menschen verzeichnet sind. Er steht auf dem Boden des Klassenkampfes und sichert dem Eigenthum nicht so unbedingten Schutz, wie es sogar der Konvent thun wollte, als er égalité, liberté, sûreté und propriété für rechtlich verbürgte Güter jedes Franzosen erklärte. Er hat den Glasbläsern von Carmaux seine Sympathie, Herrn Reséguier, dem französischen Stumm, seine Antipathie nicht verborgen, er stärkt die Macht der Arbeitersyndikate, tritt für obligatorische Schiedsgerichte und Zwangsversicherung ein und hat dem Grundsatz der Einkommensteuer zum Siege verholfen. Das ist zwar noch nicht, wie die gellenden Stimmen seiner Gegner ausbrüllen, der Anfang des Kollektivismus, aber es ist ein antimammonistisches Programm, das Herr Jaurès leidenschaftlich unterstützen, Herr Say erbittert bekämpfen muß und das der Senat nur mit Entsetzen gefördert sehen kann. Manche sozialistische Keckheit wäre Herrn Bourgeois verziehen worden: der Plan der Einkommensteuer war ganz und gar unverzeihlich. Seit den Tagen der Constituante, die Frankreich den Weg zur Mobiliarsteuer wies, gilt jedes Eintreten für ein impôt sur le revenu als schnödester Frevel an den erhabenen Prinzipien der Revolution, die dem Einzelnen Ruhe und Frei-

heit verbürgen; und der aus der Revolution erwachsene Haß gegen alle Regirenden, gegen die Beamten, denen das Recht, in die Vermögensverhältnisse des freien Bürgers hineinzuschnüffeln, nicht gewährt werden darf, hat jeden Versuch mit Einkommensteuerentwürfen, vom Jahre 48 an bis auf Peytrals Projekt von 1888, stets rasch zum Scheitern gebracht. Molinari hat nicht ohne Berechtigung darauf hingewiesen, daß in Frankreich, dem Lande der hitzigsten politischen Leidenschaften, die Einkommensteuer der skrupellosen Beamtenwillkür das wirksamste Mittel zur Begünstigung der Freunde und zur Auspressung der Feinde bieten würde, und sein warnender Ruf weckt selbst in den nicht großkapitalistischen Mittelklassen auch heute noch lauten Widerhall. Dem Deutschen, der die Einkommensteuer in einer ziemlich groben, zwischen fundirtem und unfundirtem Einkommen nicht billig unterscheidenden Form erträgt, kommt es beinahe komisch vor, daß gerade diese Steuer den Sieg des Sozialismus bedeuten soll; aber er braucht sich nur seine Lage und seine Stimmung vorzustellen, wenn heute ein freisinniger, morgen ein agrarischer und übermorgen ein sozialdemokratischer Caucus über die Einschätzungmacht und die Steuerlisten verfügte: dann wird er das wilde Wüthen der französischen Bourgeoisie begreifen, die von einem sozialistischen Ministerium mit der dem Kapital gefährlichsten Waffe bedroht wird. Es ist nur natürlich, daß alle Organe des Besitzes in unruhiger Bewegung sind, die Handelskammern, Unternehmersyndikate und Ackerbaugesellschaften, und daß die üblichen Schreckbilder an die Wand gemalt werden: die Arbeitgeber können die fiskalischen Lasten nicht länger tragen und schließen ihre Betriebe, der Handelsumsatz vermindert sich, Arbeiter und Handelsgehilfen werden brotlos und — das dreimal glühende Licht, das immer am Ende solcher Prophezeiungen erscheint — das bedrängte, verschüchterte Kapital wandert aus. Genau dieselben Fürchterlichkeiten sollen uns bevorstehen, wenn es der Bürgerwehr nicht noch rechtzeitig gelingt, den sogenannten Uebermuth der Agrarier zu Boden zu zwingen. Aber in Frankreich ist die Sache doch sehr viel ernster; und auch der Nachbar kann dem ersten, vielleicht verhängnißvollen und sicher wichtigen Versuch mit der Regirungfähigkeit eines nationalen und gesitteten, aber entschieden demokratischen Sozialismus nicht gleichgiltig zusehen.

Karl Marx, der stärkste Beweger unseres Jahrhunderts, hat einmal gesagt, die wissenschaftliche und organisatorische Vorarbeit für den kommenden Sieg des Proletariates werde in Deutschland besorgt werden, das

Zeichen zum Kampf aber werde ein Feuerfunke aus Frankreich bringen. Es sieht, trotzdem die Sozialdemokratie in Belgien triumphirt und die Barbato und de Felice in Sizilien vergöttert werden, nicht aus, als sollte die nächste Stunde uns schon ins wildeste Getümmel des Klassenkampfes führen. Herr Bourgeois wird wahrscheinlich eine Uebergangserscheinung bleiben, die zwar die starrste Form des unbarmherzigen Kapitalismus mildern und schüchterne Reformen anbahnen, einer neuen Ordnung der Besitzrechte aber noch nicht die Gestalt schaffen kann. Er hat im Senat zwei schwere Niederlagen erlitten, die er wohl nicht lange überleben wird, denn die französische Verfassung bestimmt, daß die Minister devant les deux Chambres verantwortlich sind, und einem Sturm gegen den Senat, den einzigen Hemmschuh auf dem abschüssigen Pfade des allgemeinen Stimmrechtes, ist das Wetter in der Provinz nicht günstig. Ein Kabinet, dem im Luxembourg offenes Mißtrauen ausgesprochen wird, das im Palais Bourbon nur durch den Schrecken ein kärgliches Dasein zu fristen vermag und von der großen Presse ohne Ermatten verhöhnt und begeifert wird, kann sich auf die Dauer durch keine Kunst halten. Einstweilen versuchen die Gemäßigten es noch mit den alten Rezepten aus der Apotheke des Louis Napoleon: sie rufen, wie Prévost-Paradol zu sagen pflegte, die Bevölkerung an die Fenster, aus denen internationale Vorgänge zu erblicken sind, und ziehen den neugierig Hinausschauenden unterdessen hinterrücks das Schnupftuch aus der Tasche. Aber die Zeit dieser kleinen Künste wird bald verstrichen sein und dann wird sich, aus Opportunisten, Ralliirten und Monarchisten, die neue Partei der Ordnung bilden, deren Feind, unter dem Zeichen des spullerischen esprit nouveau, nicht mehr der Klerikalismus, sondern der kommunistische Sozialismus sein wird. In Frankreich ist eine solche Gruppenbildung leichter als bei uns, weil der Gegensatz zwischen Stadt und Land dort nicht so schroff und die frechste Freihandelsphrase längst überwunden ist. Schon jetzt ist Herr Say, seit er mit Jaurès, dem beredten Marxisten, in der Einkommensteuerdebatte die Kräfte maß, als Hüter der Ordnung der gefeierte Held der Konservativen und es kann ein hübsches Schauspiel werden, wenn Freimaurer und Klerikale, legitimistische Grafen und behende Händler sich zum Kampf gegen den Bourgeois vereinen, der die Bourgeoisherrlichkeit nicht ehrfürchtig achten will, und gegen den Erzmillionär Felix Faure, der, obwohl er als Vertrauensmann der Geldleute zum Präsidenten erwählt wurde, jetzt den Schrecklichen schützt.

Sardou hat seinem Thermidorstück ein neues Bild eingefügt, das die große Sitzung vom Neunten zeigt: den Sturz Robespierres. Herr Bourgeois, der dem Theater der Porte-Saint-Martin die Aufführung des Stückes gestattet hat, sieht es sich gewiß an und kann dann auf allerlei Gedanken kommen. Auch ihm erstehen ringsum die Billaud-Varennes, Vadier und Tallien, auch ihn werden über kurz oder lang neue Thermidoristen in den Abgrund stürzen, um den gefährlichen Bund zwischen Montagnards und Babeuvisten zu hindern. Und doch ist er, und nicht der Troß seiner Gegner, der wahre Erfüller der großen Grundsätze von 1789, der legitimirte Erbe der Irrthümer, die Rousseau, Morelly und Mably in die Hirne gepflanzt haben: ihm ist es mit den Menschenrechten und den Gesellschaftpflichten vielleicht heiliger Ernst und deshalb muß er Denen zum Opfer fallen, die von Gesellschaftpflichten nichts wissen wollen und von den Menschenrechten nur noch das Recht auf Verhungern als giltig erkennen. Carnots Enkel hat die Blutrache der neuesten Schreckensmänner leiden müssen, Robespierres Erbe wird Robespierres Schicksal theilen, — denn noch ist der bloc der Revolution nicht bis zu einem Ruhepunkte gewälzt. Die liberalen Mannesseelen, die heute von Say und Casimir-Périer angeführt werden, hatten gewähnt, die Massen würden sich mit billigen Phrasen abspeisen lassen, mit formaler Gleichheit und pergamentenen Menschenrechten, und sind nun in jähem Schreck erstarrt, da sie sehen, wie die Armen und Nackten gierig zur Tafel drängen. Droht erst dem Geldschrank ernste Gefahr, dann wird endlich vielleicht der Jahrhundertirrthum bestattet werden, der von einem Millennium träumte, von einer vollkommenen Gesellschaft, in der Gleiche mit gleicher Freiheit und gleichem Anspruch sich paradiesisch vereinigen sollten. Dann wird in der Geschichte auch Herrn Bourgeois der Platz angewiesen werden, dem modernen Girondisten, der mit dem Maßstab des Absoluten, als ein Rousseauschüler, an die wechselnden Bilder des Lebens herantrat und glaubte, er würde, wenn er nur wolle, einem Wirbelwind zu beliebiger Stunde Schweigen gebieten können. Stößt ihn jetzt die Faust der Gemäßigten vom Platz, dann fällt er weich, als ein Märtyrer seiner sozialen Erkenntniß; steht er dem von rechts herwehenden Sturm, dann droht ihm von links die viel schlimmere Gefahr. Denn der Berg wandelt weiter und begräbt den heute noch radikalsten Führer, dem morgen schon ein noch radikalerer Recke in verächtlich gefärbter Tonart die Grabrede hält.

Religion und Verbrechen.

Der Einfluß der Religion auf das Verbrecherthum und die Verbrechen ist eben so komplizirt wie der der Civilisation und der Besitzverhältnisse. Man findet, besonders auf dem Lande und in wenig civilisirten Ländern, höchst religiöse Menschen unter den Verbrechern; daneben natürlich auch Irreligiöse und Atheisten. Unter Denen, die regelmäßig die Kirche besuchen, sind Verbrecher eben so stark vertreten wie unbescholtene Leute, relativ vielleicht noch stärker. Ferri hat unter 700 Verbrechern, die er untersuchte, nur einen Atheisten und nur einen Indifferenten gefunden; sieben waren Frömmler und fanden in ihrem religiösen Gefühl sogar eine Entschuldigung ihrer Missethat; Einer sagte: „Mir ist mein Trieb zu stehlen von Gott gegeben worden"; ein Anderer: „Die Verbrechen sind keine Sünden, denn sie werden auch von Priestern begangen" oder: „Ja, ich habe gesündigt, aber in der Beichte wird mir die Sünde vergeben"; die Meisten denken an die himmlischen Strafen so wenig wie an die irdischen. So antwortete ein Mörder, den Ferri gefragt hatte, ob er nicht die Strafe Gottes fürchte: „Gott hat mich noch nie gestraft"; und auf die Erwiderung Ferris: „Dann kommt Ihr in die Hölle" antwortete er: „Vielleicht, — vielleicht auch nicht". Ein Dritter fand sich den künftigen Strafen gegenüber mit der Bemerkung ab: „Wenn wir tot sind, werden wir sehen, ob wir Strafe bekommen".

So weit die hier freilich sehr spärliche Statistik reicht, kommen da, wo der Atheismus verbreitet ist, weniger Verbrecher vor, als ceteris paribus unter Protestanten und Katholiken; Das würde sich vielleicht aus einer höheren Kultur erklären, denn in Europa ist der Atheismus zum größten Theil unter den Gebildeten zu finden. Ich weise in dieser Beziehung auf eine Arbeit im Archiv für Strafrechtswissenschaften (1884) hin, wonach die Verbrecher in Preußen ausmachten:

0,87 Prozent bei Katholiken,
0,65 „ „ Juden,
0,37 „ „ Konfessionlosen.

Es ist schwer, an einen gleichmäßigen Einfluß der Religion zu glauben, wenn man erfährt, daß wilde Völker, wie die Alfuru und die Santala, die keine Religion oder höchstens einen Gespensterglauben haben, von peinlicher Ehrlichkeit sind; wenn man sich daran erinnert, daß die Juden so häufig zweifelhafte Geschäfte und Wucher, ja geradezu Gaunerei betreiben — ein Beweis, daß man gut sein kann mit und ohne Gottesglauben —; wenn man ferner erwägt, daß in Bayern und in Preußen die katholische Bevölkerung eine größere Zahl von Verbrechern liefert als die protestantische, während es sich in Hannover, der Schweiz und den Niederlanden umgekehrt verhält,

und wenn man endlich bedenkt, daß in Preußen diese Unterschiede von Jahr zu Jahr kleiner werden, ja im letzten Lustrum fast verschwunden sind*).

Der französische Forscher Joly schreibt zwar den „äußerlichen Gebräuchen der Religion" einen sittlich fördernden Einfluß zu, zeigt aber selbst, daß in der Normandie, wo die Achtung vor den religiösen Gebräuchen sehr groß ist, die Kriminalität eine außerordentliche Höhe erreicht, und theilt ein die Einwohner eines normannischen Gaues (Lozère) charakterisirendes Sprichwort mit: Lozérien, le chapelet d'une main et le couteau de l'autre; er erzählt ferner folgendes Ereigniß aus Ardèche: Zwei Bauernhaufen waren auf einem Markt in hitzigen Streit gerathen und hatten schon die schweren, mit Eisen beschlagenen Stöcke gegen einander erhoben, als plötzlich das Ave Maria geläutet wurde; die beiden Haufen lassen sofort die Stöcke sinken, nehmen die Mützen ab, bekreuzen sich, sagen ihr Angelus .... und fallen, sobald das Gebet zu Ende ist, von Neuem mit ihren Stöcken über einander her. Schließlich erwähnt Joly, daß in Frankreich die religiöse Erziehung der Männer viel weniger sorgfältig ist als die der Frauen; die Statistik der jugendlichen Verbrecher zeigt aber, daß die relative Verminderung ihrer Zahl für die männlichen, nicht für die weiblichen Jugendlichen nachweisbar ist. (Joly, La France criminelle, 1894.)

Von Sizilien sagt Locatelli, daß dort das Beispiel mehrerer tausend Mönche, die im Besitz von Reichthum und Einfluß völlig müssig dahinlebten und die Lebhaftigkeit und glühende Sinnlichkeit des Südländers besaßen, demoralisirend auf die unteren Klassen wirken mußte, denen schließlich Verführung, Ehebruch und Blutschande verzeihliche Sünden schienen. Der Mörder, der sein Verbrechen im Beichtstuhl offenbarte und sich durch Berufung auf eine angethane Beleidigung oder auf erlittene Schädigung oder großes Elend zu entschuldigen suchte, erhielt nicht nur die Absolution, sondern wurde auch noch angehalten, sich nicht der weltlichen Gerechtigkeit zu stellen, selbst wenn ein Unschuldiger an seiner Stelle verdächtigt und angeklagt würde. Der Zeuge, der dem Richter die Wahrheit verheimlichte, um sich nicht in Gefahr zu bringen oder ihm nahestehende Personen zu kompromittiren, war sicher, sich durch Vermittelung des Beichtvaters mit Gott zu versöhnen. Der Reiche, der in geradezu türkischer Eifersucht die Frauen seiner Familie beständig unter Klausur

*) In Preußen kam
im Jahre 1855 ein Angeklagter auf 3000 Protestanten;
" " " " " " 2800 Katholiken;
in den Jahren 1862 bis 1865 " " " 3400 Protestanten;
" " " " " " " " " 3200 Katholiken.
In Bayern wurden von 1862 bis 1866 durchschnittlich angeklagt 108,2 Katholiken auf 75 Protestanten (v. Oettingen, Moralstatistik).

hielt, fand Nachsicht, wenn er die Tochter des Volkes entehrte. Und man konnte sein Gewissen von einer Fälschung, einem Betrug entlasten, wenn man der Kirche 32 Franken und 80 Centesimi bezahlte.

Vor wenigen Jahrhunderten gaben die Generalvikare in den bedeutenderen Städten Italiens für ein ganzes Jahr die Erlaubniß zum Ehebruch; in anderen bekam man für sein ganzes Leben die Erlaubniß zu Ausschweifungen, d. h. wenn man dem Offizial des Bischofs ein Faß Wein zahlte, der das Recht zu diesem Geschäft in den päpstlichen Dekretalien nachwies: in dem Canon De Dilectissimis. Man hatte die Dreistigkeit, dem Papste Sixtus dem Vierten die Bitte um einen Freibrief „für infame Sünden während der Hundstage" vorzulegen.

Noch in unseren Tagen galt in Palermo — bis 1868 — die Bulle „di composizione", die erst eine Verfügung des königlichen Generalstaatsanwaltes vom 23. Dezember 1868 annullirte; danach war man von der Pflicht befreit, unredlichen Gewinn jeder Art, ob aus Fälschung, Bestechung, Betrug herrührend, zurückzugeben, wenn man der Kirche eine bestimmte Summe bezahlte. Dupin de Saint-André hat 1879 die „Taxes de la pénitentière apostolique" neu herausgegeben, die bereits 1471 in Rom und später von Toussaint Denis 1520 veröffentlicht worden waren; hier finden sich die von Johannes dem Zwölften und Leo dem Zehnten festgesetzten Sündentarife: so wurde ein Laie für 7 Grossi absolvirt, wenn er einen Priester erschlagen hatte, für 5 Grossi, wenn der Getötete nur ein Laie war. Wenn ein Kleriker mit einer Nonne innerhalb oder außerhalb des Klosters, oder mit Neffen, Vettern oder Pathenkindern Unzucht trieb, wird er nicht absolvirt, wenn er nicht 67 Franken, 11 Soldi und 6 Denare zahlt. Wenn er dabei widernatürlich sündigt, wird er für 219 Franken und 14 Soldi absolvirt. Eine Nonne, die mit mehreren Männern Unzucht getrieben hat, inner- oder außerhalb des Klosters, zahlt 131 Franken, 14 Soldi, 6 Denare. Eine Ehebrecherin wird für 87,3 Franken absolvirt. Eine Ehebrecher, wenn er nicht Kleriker ist, für 4 Franken. Für Ehebruch mit Blutschande 10 Franken. Unter Johann dem Zwölften kostete der Inceſt mit Mutter oder Schwester 40 Soldi.

Bekannt ist die Jesuitenmoral des vorigen Jahrhunderts, z. B. die von Lacroix, in der erklärt wird, „daß zwar die natürliche Moral die Lüge und die Tötung verbietet, daß sie jedoch, wenn gewisse Umstände gegeben sind, erlaubt sind"; der Jesuit Buzenbraun erklärt, „der in äußerster Armuth Lebende kann sich nehmen, was sich ihm bietet, und Den töten, der ihn hindern will, sich das Nöthige zu nehmen". Majorca autorisirte bekanntlich den Königsmord. Longuet schrieb: „Man sündigt nicht gegen die Gerechtigkeit und man ist nicht zur Rückgabe verpflichtet, wenn man Geld für Totschlag oder Körperverletzung nimmt."

Zwei Faktoren scheinen mir auf diesem Gebiet eine Rolle zu spielen; der eine ist der Einfluß der Kultur, die in ihrem Fortschreiten den Einfluß der Religion verwischt; der andere ist darin gegeben, daß Religionen, so lange sie jung sind und die Kraft des status nascendi haben, einen sittlichenden Einfluß üben, weil in diesem Stadium der Buchstabe noch nicht den Geist vertrieben hat und der Rausch der neuen Ideale noch das Gefühl gefangen hält und es verbrecherischen Impulsen unzugänglich macht; in seiner Entstehungszeit hält der Glaube, gleichviel, welchen Ursprung er hat, noch nicht die Gemüther im Banne erstarrender und verdorrender Formeln und Symbole. Italien hat Das zur Zeit Savonarolas und der Waldenser erfahren; in neuester Zeit hat die Ausbreitung des Methodismus unter den Farbigen Nordamerikas ähnlich gewirkt; wo er sich verbreitete, nahm die Arbeitscheu und der Kindsmord ab und eine erhebliche Bevölkerungzunahme war bemerkbar.

Selbst die religiösen Sekten, die von Verrückten begründet wurden, wie die Lazzarettianer in Toscana, die Quäker in England, bedingten in ihrer Umgebung durch eine Art moralischer Ausstrahlung eine Besserung der Sitten und eine Abnahme der Verbrechen. In Rußland gelten die Anhänger der Kastratensekte der Skopzen für besonders ehrlich; und die Anhänger einer anderen Sekte, die Bialoristzen, trinken und rauchen nicht und sind einfach und mäßig in ihrem Anzuge und ihren Gewohnheiten; die Sutasewzen, die das Priesterthum, den Bilderdienst, den Kriegsdienst verwerfen, greifen nie zur Gewalt; einer dieser Sektirer, dem verdorbenes Mehl gestohlen worden war, setzte den Dieben nach, um ihnen dafür gutes Mehl zu geben. Auch die Sekte der Gottessöhne, bei der Jeder als göttlich gilt und die zu einander beten, stehen im Rufe großer Ehrlichkeit. Die Weriginski oder Tolstoianer, die nur Thee trinken, lassen sich von ihren Nachbarn schlagen, ohne zu widerstehen, und rufen dabei nur Gott um Hilfe an; es kommt dann vor, daß ihre Verfolger ihnen bewundernd zu Füßen fallen. Diese neuen Sekten sind also gewissermaßen Epidemien von Tugend und Heiligkeit; im Süden Rußlands, wo, gewiß unter dem Einfluß des Klimas, das leidenschaftliche Ausbrüche bis zu Mordimpulsen begünstigt, blutdürstige Tendenzen bei Sektenbildungen hervortreten, haben diese neben den wildesten Bräuchen auch moralische Ziele. So töteten die Duchoborzen alle körperlich oder geistig abnormen Kinder, aus Achtung vor dem Heiligen Geist, der im Menschen wohnen soll. Ein Haupt dieser Sekte (Kapustin) ließ Alle, die von den Satzungen abwichen, lebend begraben, so daß der gegen ihn geführte Prozeß 21 religiöse Morde, die ihm zur Last fielen, aufdeckte. Das sieht ganz nach einer Verbrechergemeinschaft aus; und doch verwirft diese Sekte den Krieg und lehrt, daß der Zar nur für die Schlechten und die Verbrecher da ist und daß die ehrlichen Leute, die wahren Duchoborzi, nur der eigenen Autorität und den

eigenen Gesetzen zu folgen haben. Aus dieser Sekte sind die Molokany hervorgegangen: Milchtrinker, Pfaffenfeinde, Gegner des religiösen Pompes und Ritus; sie sind gebildet und ehrlich, unterstützen einander, haben weder Arme noch Bettler unter sich und machen überall, wohin sie exilirt werden, den unwirthlichsten Boden zum Garten. Solche Erscheinungen erklären sich daraus, daß die Fanatiker von einer einzigen festsitzenden Vorstellung beherrscht werden, die sie gegenüber unedlen oder wilden Leidenschaften hemmt, wie den Irren eine fixirte Wahnvorstellung.

Vor Allem haben aber diejenigen Religionen einen Einfluß, die weniger auf die Form als auf den ethischen Gehalt Werth legen. Der Widerspruch, der darin zu liegen scheint, daß die Religion bald keinen, bald einen erheblichen Einfluß übt, verschwindet, wenn man das hier gewonnene Ergebniß ins Auge faßt, daß Religionen in ihrer Jugend günstig wirken und ferner dann, wenn sie sich wirklich auf Moral gründen, unter Verzicht auf rituelle Formen. Diesen Einfluß kann man auch heute nur von neuen religiösen Gestaltungen erwarten; im Anfang sind alle Religionen ethische Bewegungen, allmählich erstarren sie und der Ritus verdeckt und verdunkelt ihren sittlichen Kern, der für die Masse weniger greifbar und verständlich ist; so kommt es, daß sich eine geringere Neigung zum Verbrechen auch da zeigen kann, wo das Gefühl für Sittlichkeit, nicht das für Religion, lebendig ist, wie bei gebildeten Atheisten; die intellektuelle Energie, die der herrschenden Meinung zu widerstehen vermag, zeugt von einer Kraft der Hemmung, die den Antrieben des Instinktlebens eben so zu widerstehen vermag, wie sie der Nachahmung widersteht. Aus ähnlichen Gründen nimmt die Zahl der Verbrechen ab in gewissen protestantischen Distrikten, in denen der religiöse Eifer noch lebendige Gluth besitzt, wie in Genf und London. Hier hebt dieser Faktor den Einfluß der außerordentlichen Menschenanhäufung auf, hier wirkt eine große religiöse Leidenschaft, welche die unedleren Instinkte bändigt und neutralisirt und durch energischen Kampf Laster und unsittliche Tendenzen besiegt. In England findet das religiöse Leben unzählige Rekruten unter fanatischen Naturen, die sich unter den verschiedensten Bezeichnungen und im Namen der verschiedensten Lehren eifrig bestreben, menschliche Seelen vom Untergange zu retten. Sie finden für ihre Agitation, ihre Kirchen, Aufzüge, Stiftungen u. s. w. in der Riesenstadt ein unermeßliches Feld. In den romanischen Ländern dagegen, wo der Katholizismus herrscht, kann die Religion nicht in gleichem Grade hemmend auf die Unsittlichkeit wirken; und zwar ist daran nicht nur der herrschende Skeptizismus schuld, der selbst im Lande Voltaires viel geringer ist, als man glaubt, sondern gerade die Organisation der Kirche. Diese ist ein großer, disziplinirter Körper, fast ein Heer, gegründet auf Gehorsam und Subordination, in dem Jeder seine Stellung, sein Verhalten,

seine Gedanken durch eherne Gesetze vorgezeichnet findet. Thatendurstige Fanatiker, wie Bernardo, die von Natur ein starkes Unabhängigkeitgefühl und Hang zur Empörung besitzen, können sich in einer solchen Institution nur unbehaglich fühlen, außer vielleicht in der Stellung des Missionars, diesem einzigen etwas Selbständigkeit und Autonomie gewährenden Arbeitfeld der Kirche; dagegen fühlen sie sich heimisch in der anarchistischen Selbständigkeit der verschiedenen freien und sich selbst verwaltenden protestantischen Sekten: der Heilsarmee, dem Baptismus, — wie in kleinen Stämmen frei lebender Naturvölker.

Ein anderes Feld für fanatische Naturen, das bei germanischen Völkern, besonders bei den Engländern, eine große Bedeutung hat, den romanischen Völkern aber fast ganz fehlt, ist die Philanthrophie. London ist die Hauptstadt dieser Fanatiker der Menschenliebe; Männer aller Klassen und Rangstufen der Gesellschaft, reiche und arme, gebildete und unwissende, normale und verschrobene, haben es sich zur Aufgabe gemacht, soziale Uebel zu heilen und eine besondere Form des Elends oder Leidens aus der Welt zu schaffen. Der Eine hat sich die von ihren Eltern mißhandelten Kinder ausgesucht, ein Anderer die blinden Greise, ein Dritter die in den Irrenanstalten mißhandelten Kranken, ein Vierter die entlassenen Strafgefangenen; Alle arbeiten ruhelos, geben Zeitschriften heraus, halten Vorträge, organisiren Gesellschaften und bringen es manchmal dahin, große Gefühlsepidemien und mächtige Bewegungen anzufachen, die zu irgend einer humanen Reform führen. Diese Art der Thätigkeit kann ein ausgezeichnetes Ersatzmittel für den Fanatismus in der Politik sein, der in Dynamitattentaten gipfelt. In romanischen Ländern fehlt eine solche Agitation, denn sie würde kein Echo finden; die Gewöhnung an die administrative, von öffentlichen oder kirchlichen Behörden ausgeübte Wohlthätigkeit sitzt hier so fest und tief, daß Niemand sich persönlich mit sozialem Elend beschäftigen mag. Wenn sich in den großen Städten die Mißhandlungen von Kindern häufen und dann die Zeitungen die öffentliche Meinung aufrütteln, so verlangt diese ein staatliches Gesetz, das nie angewendet wird, und giebt sich damit zufrieden; Niemand kommt auf den Einfall, private Gesellschaften, wie in England, zu gründen, die grausame Eltern überwachen und ihnen rechtzeitig ihre Opfer entreißen; und Das ist natürlich, denn in ihrer alten Religion war das moralische Element nichts und das ceremonielle Alles; unter den dreiundsiebenzig Hauptregeln Sankt Benedikts handeln neun von der Moral, dreizehn von Ceremonien; in den Regeln des Heiligen Kolumbian werden zwölf Monate Pönitenz Dem angedroht, der eine Hostie verliert, und sechs Dem, der zwei Hostien reicht.

Die einzigen Religionen also, die Verbrechen verhüten, sind die von leidenschaftlichem Verlangen nach Sittlichkeit beherrschten und die ganz neuen; die anderen wirken auf die sittlichen Empfindungen nicht stärker ein als der Atheismus.

Turin. Professor Cesare Lombroso.

Der Geldmarkt den produktiven Ständen!

Wer den Erscheinungen des Geldmarktes und des Bankwesens noch mit ungetrübter Naivetät gegenüber steht und gelegentlich vielleicht das schöne Bild in seiner Erinnerung festgehalten hat, die Börse sei das „Herz" des Volkskörpers, wohin das Blut — Geld — zusammenströmt, um von da aus wieder nach allen Gliedern des Ganzen vertheilt zu werden, Der wird gewiß der Meinung sich überlassen, daß unsere Banken und namentlich auch unsere Großbanken, nichts Anderes als Vermittelung- und Geldausgleichung-Institute seien. Bei den Banken kauft man sich zinstragende Werthpapiere. Bei den Banken läßt man als moderner Geschäftsmann seine Kassaeinnahmen einzahlen, um über dieses Guthaben durch Anweisungen verschiedener Art zu disponiren. Bei den Banken läßt man seine Werthpapiere aufbewahren und eventuell auch verwalten. Und durch die wachsende Konzentration des Geld- und Zahlungverkehres werden riesige Summen von Zahlungen rein buchmäßig ausgeglichen, ohne daß ein Geldstück dabei in Bewegung gesetzt würde. So etwa denkt man sich im Allgemeinen die Banken und den Geldmarkt als dienendes Glied am volkswirthschaftlichen Körper.

In Wirklichkeit sind leider auch hier die Dinge ganz anders. Aus dienenden Gliedern sind unsere Großbanken „Herrscher" im Wirthschaftleben unseres Volkes geworden. Und an die Stelle der ursprünglich rein vermittelnden Thätigkeit ist ein initiatives Vorgehen getreten, das in geradezu unheilvoller Weise die Interessen der produktiven Stände der Nation schädigt, immer nur zu dem einen Zweck: möglichst fette Dividenden und Gewinne einheimsen zu können. Die Mittel aber, durch welche diese ausbeutende Herrschaft des Großkapitales hauptsächlich begründet wurde, liefert das gutmüthige deutsche Publikum diesen Banken selbst in der Form von Depositengeldern. Daß der Einzelne Das nicht weiß, der sein Geld den Banken anvertraut, kann nicht überraschen. Daß aber der dickleibige und höchst kostspielige Bericht unserer Börsenenquete-Kommission aus dem Jahre 1894 von diesem sozial gefährlichen Mißbrauch der Depositengelder kein Wörtchen erzählt und daß unsere mit Ueberproduktion arbeitende Gesetzgebungmaschine die wichtigste materielle Unterlage der Herrschaft der Großbanken noch nicht berührt hat, Das muß allerdings überraschen. Um so mehr Anerkennung verdient Caesar Straus, der, namentlich in seiner Schrift „Unser Depositengeldersystem und seine Gefahren"*), bereits im Jahre 1892 — also zwei Jahre vor der Veröffentlichung des Börsenenquete-Berichtes — ausführlich auf all diese Schäden hingewiesen hatte. Anfangs schenkte man dieser Schrift in der Presse Beachtung; dann wurde es wieder ruhig im Land. Und schließlich blieb bis heute Alles beim Alten.

*) Frankfurt a. Main, Karl Jügels Verlag.

Also: die Depositengelder bilden die wesentliche materielle Unterlage einer geradezu bedenklichen Herrschaft der Großbanken im Wirthschaftleben unseres Volkes. Dabei muß man sich vor Allem erinnern, daß im Bankverkehr zwei Arten von Depots zu unterscheiden sind, nämlich: Werthdepots und Gelddepots. Nur die ersten stellen „unveränderliche" Sachen vor. Die Werthpapiere, die ich bei einer Bank deponire, müssen als solche aufbewahrt und in ihrer speziellen Art unverändert mir wieder zurückgegeben werden. Diese Depots genießen denn auch bereits den besonderen Schutz dinglicher Rechte. Die Gelddepots aber stellen veränderliche Sachen dar. Eine Geldsumme, die ich bei einer Bank deponire, gewährt mir, als dem Deponenten, gegen die Bank als Depositar lediglich ein Forderungrecht auf Rückzahlung eines der hingegebenen Summe entsprechenden Betrages. Die Bank ist hier nicht verpflichtet, sich auf die Aufbewahrnng der hinterlegten Werthe zu beschränken, sondern sie ist berechtigt, mit den Gelddepots zu operiren, wie es ihr beliebt. Von einem „Depositum" im römisch-rechtlichen Sinne des Wortes kann also in diesem Falle nicht geredet werden. Gleichwohl hat sich auch für dieses „Scheindepot" der Ausdruck „Deposit" eingebürgert. Und der moderne Jurist spricht hier von einem „unregelmäßigen" Depot. Welche Bezeichnung aber auch für diese verzinslichen Depositengelder gebraucht werden mag, Thatsache ist, daß diese Beträge höchst rapid anwachsen. Nach den Berechnungen von Caesar Straus haben sie sich bei den größeren berliner Banken von Ende 1880 bis Ende 1889 mehr als verdreifacht. Und augenblicklich schätzt Straus für unsere Banken ihren Gesammtbetrag auf ungefähr drei Milliarden Mark oder auf etwa das Dreifache unserer durchschnittlichen Notencirkulation.

Nun haben unsere Großbanken ihre Herrscherlaufbahn zunächst damit begonnen, daß sie die Kleinen, d. h. den Mittelstand im Bankgewerbe, ruinirten. Durch eine Art unlauteren Wettbewerbes hat man es den Kleinen unmöglich gemacht, in der bis dahin üblichen Weise aus der Vermittelung der Geldgeschäfte ein zureichendes Auskommen zu finden. Und durch Unterbietung der Leistungen Anderer zu Schundpreisen wurde auch hier der Weg eingeleitet, auf dem die Gesammtheit und damit auch die Konsumenten desto gründlicher ausgebeutet wurden. Denn: nachdem die Kommissiongebühren für die bankmäßigen Vermittelungsgeschäfte auf ein Minimum herabgesetzt waren, hatten auch die Banken aufgehört, ein dienendes Gewerbe zu sein. Das Bankgeschäft unserer Großbanken wurde Selbstzweck. Und die Emissionen, die Gründungen und die Spekulationen wurden die Erwerbsquellen, aus denen fortan die fetten Gewinne und Dividenden fließen mußten.

Das Publikum ist natürlich auf den Leim der billigen Provisionen gegangen. Und die so gewonnene — sehr umfangreiche — Kundschaft wurde dann von den Großbanken systematisch zu dem Emission-, Gründung- und

Spekulationsgeschäft erzogen. Die neugeschaffenen Werthe wurden zu günstigen Bedingungen angeboten. Die Kundschaft kaufte viel mehr, als sie bezahlen konnte. Sie blieb deshalb den Banken einen Theil schuldig. Was lag daran! Die Depositengelder waren ja da und konnten zu diesem Darlehnsgeschäft verwendet werden. Weil aber die Betheiligung an den Emissionen und Gründungen erst dann eine allgemeinere wurde, wenn eine starke Haussebewegung eingesetzt hatte, und weil eine allgemeine Betheiligung des Publikums an den Emissionen und Gründungen deren Erfolg wesentlich begünstigt, sahen sich unsere Großbanken veranlaßt, die Haussebewegung auf eine dreifache Weise zu unterstützen, nämlich durch Selbstbetheiligung an den Emissionen und Gründungen, durch Reports und durch Spekulationwechsel.

Es ist nämlich eine alleinige Eigenthümlichkeit Deutschlands, daß große Banken und Bankiers auch ihren Kredit dazu hergeben, die Spekulation zu unterstützen. Sie erlauben den Spekulanten, Werthpapiere bei ihnen zu hinterlegen, und acceptiren für deren Werth einen Wechsel. Die Reichsbank nimmt ihn zwar nicht; aber da unsere sämmtlichen Großbanken solche der Spekulation dienenden Wechselaccepte geben und diese Wechsel auch gegenseitig diskontiren, so hat sich die von den Großbanken vollständig abhängige deutsche Börse ganz daran gewöhnt, diesen Spekulation- oder Bankwechsel als „feinsten Diskont" zu behandeln, während der auf wirklich legitimer Grundlage beruhende Industrie- und Landwirthschaftwechsel an der Börse als „Plunder" gilt. Nach den Berechnungen von Straus ist das Wechselportefeuille der sieben größten berliner Banken von 113 Millionen Mark im Jahre 1880 auf 239 Millionen im Jahre 1889 angewachsen, was im Wesentlichen nur durch den entsprechenden Zuwachs der Depositengelder möglich war.

Die Reportgeschäfte treten in erhöhtem Maße immer dann ein, wenn in einer großen Gründung- und Emissionepoche die Spekulation ihre Engagements à la hausse bedeutend vergrößert und bis zu dem bevorstehenden Ultimotermin die Kurssteigerung die erhoffte Höhe noch nicht erlangt hat. Da nun die Spekulanten das Geld zum Halten ihrer Haussepostion nicht selbst besitzen, geben ihnen die großen Banken und Bankiers direkt oder indirekt aus den Depositengeldern die Mittel hierzu in der speziellen Form des Reportgeschäftes. So kann die spekulative Betheiligung à la hausse auf viele Monate verlängert werden, bis endlich durch Realisirung des Engagements ein reicher Gewinn erzielt wird, — oder aber das Geschäft mit Verlust abschließt. Es liegt auf der Hand, daß hier das Interesse der Emission- und Gründungbanken mit dem des à la hausse spekulirenden Publikums identisch ist. Denn je kräftiger die Haussepartei und je stärker die Kurssteigerung ist, desto größer ist der Gewinn, der aus der Gründung oder Emission den Banken zufließt. Und diese Interessengemeinschaft wird

auf Seiten der Banken namentlich so lange sehr lebhaft empfunden, wie ihre Selbstbetheiligung an den Emissionen und Gründungen von der Energie der Haussebewegung noch nicht aufgenommen wurde. Aber es ist auch eben so klar, daß diese Geschäfte zum überwiegenden Theile sich nicht ein Jota um den dauernden — zumeist produktiven — Zweck kümmern, dem die betreffende Emission oder Gründung dienen soll. Man interessirt sich lediglich für das Differenzspiel. Man kauft nur, um bei der ersten günstigen Gelegenheit mit Gewinn wieder verkaufen zu können. Und wenn erst dieser Gewinn im Kasten liegt, dann mag aus den ganzen Gründungen und Emissionen werden, was da will. Die materielle Unterlage aber für dieses unheimliche Hasten und Jagen nach sofortigem Gewinn bieten die Reportgeschäfte und zum Theil das Wechselportefeuille der Großbanken, wozu wieder die Mittel hauptsächlich in den Depositengeldern des deutschen Publikums geliefert werden. Das hat Straus in seiner Schrift eingehend erweisen können. Die Zunahme der verzinslichen Depositen betrug nämlich bei den sieben größeren berliner Geldinstituten in dem Jahrzehnt 1880 bis 1890 rund 400 Millionen Mark. Und aus den Zusammenstellungen der veröffentlichten Bilanzen dieser Geldinstitute ergiebt sich eine Zunahme

der Reports um	160	Millionen,
der eigenen Unternehmungen	94	„
des Debitorenkontos für spekulative Zwecke um	139	„
also in Summa eine Zunahme um	393	Millionen

Mark, die sich ziemlich genau an die Zunahme der Depositengelder anschließt. Weitere Geldmittel fließen diesen Großbanken für ihre Zwecke als Beherscher und Leiter der Börsenspekulationen aus der Steigerung ihres Aktienkapitales, das für die gleichen sieben berliner Großbanken in dem gleichen Zeitraum von 1880 bis 1890 um 141 Millionen erhöht wurde und dem gegenüber besonders die Zunahme des Wechselportefeuilles im Betrage von 120 Millionen eingesetzt werden muß.

Dieses ganze systematische Spiel der Gründungen, Emissionen und Spekulationen kann natürlich nicht ewig dauern. Von einem bestimmten Tage ab sind die sämmtlichen disponiblen Mittel und Kassavorräthe unserer mit den Banken in Beziehung stehenden produktiven Unternehmungen in Spekulationwechseln, Reports, Gründung- und Emissionbetheiligungen und im Debitorenkonto festgerannt. Die künstlich hinaufgetriebenen Kurse werden unhaltbar, trotz der jetzt eintretenden Inanspruchnahme der Reichsbank. Der Börsenkrach kommt als unvermeidliche Folge. Und nun beginnt der nicht minder fein gezogene Zirkel auf der anderen Seite. Das Publikum hat seine theilweise unbezahlten Papiere zu hohen Preisen auf dem Rücken. Eben so die Spekulanten ihre aus dem Börsenkrach restirenden Forderungen.

Die Sparkraft der nächsten Jahre muß nun in Deutschland vor Allem dazu mißbraucht werden, diese rückständigen Schulden für die zu theuer gekauften Papiere an die Banken zu bezahlen. Und mit diesen Eingängen werden die Depositengelder der Banken, die vorher festgerannt waren, wieder frei. Das deutsche Publikum ist zunächst auf einige Jahre vorsichtig. Es kauft jetzt nur solideste Papiere. Die Banken aber thun mit ihren Depositengeldern das Gleiche. Sie helfen also, alle soliden Papiere dadurch noch solider zu machen, daß sie deren Kurse steigern. Gleichzeitig beobachten wir in allen Unternehmungen, die von der Börse mittelbar oder unmittelbar abhängig sind, seit dem Börsenkrach einen Rückgang und fast überall weit verbreitetes Mißtrauen und Unsicherheit. Wer Gelder nur auf kurze Zeit anlegen will, giebt sie jetzt nicht den wahrhaft produktiven Ständen, sondern er geht nach der Börse und kauft sich Wechsel, und zwar gerade die sogenannten Bankwechsel, die ja an der Börse ganz allgemein als „feinster Diskont" gelten. Die Großbanken unterstützen diese Bewegung nach Kräften. Und so sinkt denn der Privatdiskontsatz immer tiefer, bis auf $1^3/_4$, $1^1/_2$, $1^1/_4$, 1 Prozent. Deutschland ist auf einmal wieder in seiner börsenmäßigen Entwickelung in das Zeichen des Reichthumes eingerückt. Gewiß nur um diese Reichthumsmehrung des deutschen Volkes nicht ins Ungemessene anschwellen zu lassen, kommt jetzt die Konvertirungepoche. Der Zinsfuß der zinstragenden sicheren Papiere wird allgemein entsprechend herabgesetzt.

Inzwischen geht es der großen Masse der mittleren und kleinen Sparer natürlich herzlich schlecht. Sie kommen mit dem geringen Zinsfuß für ihre Werthe nicht aus. Und sobald ihnen des Tages Mühe und Arbeit ein Ruhestündchen gönnt, greifen sie nach dem Kursblatt, um höher verzinsliche Werthe zu suchen. Die Großbanken haben inzwischen für dieses Bedürfniß schon vorgesorgt. Namentlich jener Theil ihrer Emissionen und Gründungen, von denen sie noch einen größeren Posten aus der vorhergegangenen Gründungepoche in ihrem Portefeuille zurückbehalten mußten, notirt einen Kurs, der eine nicht unwesentlich höhere Verzinsung gewährt. Und was thut man nicht in einer Lage, in der man nicht anskommen kann? Man verkauft seine durch die Konversion in ihrem Zinsfuß herabgesetzten Papiere, um dafür höher verzinsliche, wenn auch weniger solide Papiere einzutauschen. Die soliden Werthe flüchten sich jetzt zum Theil in die Hand des Großkapitales, zum anderen Theil in die Kassen unserer sozialen Versicherungorganisationen. Die großen Banken werden ihre zurückgebliebenen Spekulationpapiere los. Das darin bisher festgehaltene Kapital wird frei. Die Kurse der etwas in Vergessenheit gerathenen Emissionen- und Gründungaktien steigen. Eine neue Gründungepoche beginnt. So war es in der Epoche, die im Jahre 1880 abgeschlossen hat. So war es in der zweiten

Gründungepoche, die mit dem Jahre 1889 endete, so in der dritten, die im letzten Jahre ihren Abschluß fand. Und so soll, wie es den Anschein hat, das deutsche Publikum von unseren Großbanken, wie der Kreisel mit der Peitsche, zum ewigen Wechsel in seinen Anlagen auch ferner getrieben werden.

Unter der Herrschaft dieser unheilvollen Organisation unseres Geldmarktes hat man die landwirthschaftliche Konkurrenz von Nordamerika wie von Argentinien gegründet und von dieser Stelle wird heute bereits die landwirthschaftliche Konkurrenz von Venezuela, der Türkei und Kleinasien vorbereitet. Nur deshalb, weil unsere Großbanken ihre Millionen von Depositengeldern zur Verfügung gestellt haben, sind die so schädlichen Preistreibereien der Ritter & Blumenfeld und die nicht minder verhängnißvollen Preisdepressionen der Cohn & Rosenberg an der Getreidebörse möglich geworden. Durch diese Art der geschäftlichen Initiative unserer Großbanken werden fort und fort alle größeren Privatunternehmungen in Aktienunternehmungen verwandelt, deren Kapitalvermehrung nach der Gründung dann dazu benutzt wird, neue Maschinen aufzustellen und neue Bauten aufzuführen. Deshalb giebt es dann für alle Hände eine Zeit lang mit Ueberanstrengung zu arbeiten und die Handelskammerberichte rühmen den allgemeinen Aufschwung der Industrie. Aber es dauert nicht lange, da folgt dieser via Börse erzeugten industriellen Ueberproduktion mit Ueberstunden und Nachtarbeit ohne Ende die Produktioneinschränkung, die Arbeitlosigkeit und der Rückgang der Löhne. Und damit nur ja diese Umwandlung unserer deutschen produktiven Unternehmungen in lauter Aktienunternehmungen unter der absoluten Alleinherrschaft unserer Großbanken möglichst rasch sich vollzieht, lassen sie nicht blos durch spekulatives Herabdrücken des Zinsfußes für sichere Werthe ihre höher verzinslichen Depositengelder lawinenartig anwachsen: sie vergrößern gleichzeitig auch ihr eigenes Kapital in schärfster Progression. Nach der Zusammenstellung von Caesar Straus ist das eigene Kapital der sieben größeren berliner Banken von 250½ Millionen im Jahre 1880 auf 391 Millionen im Jahre 1889 erhöht worden. Das ist ein Zuwachs um mehr als 50 Prozent innerhalb zehn Jahren! Nach den Zusammenstellungen der Börsenenquete aber beträgt das eigene Kapital der deutschen Banken bereits 1770 Millionen, während das Kapital aller produktiv werbenden Aktiengesellschaften sich nur auf 3817 Millionen berechnet.

Aus diesen Thatsachen geht nur immer wieder hervor, daß unsere Großbanken aufgehört haben, ein dienendes, vermittelndes Glied der volkswirthschaftlichen Gesammtheit zu sein. Mit der ganzen Rücksichtlosigkeit, welche die Allzureichen in allen Zeiten der Weltgeschichte charakterisirt, streben sie nach der Herrschaft im Wirthschaftleben unseres Volkes. Schon heute liegen auf dem Wege dieser bisherigen Entwickelung Millionen wirthschaft-

lichen Existenzen vernichtet. Soll diese Entwickelung, die unser deutsches Vaterland in den Abgrund hinabschleudern muß, wirklich ungehindert und ungesehen so weiter schreiten? Und welche Mittel zur Abhilfe bieten sich hier?

Auch hier gebührt wieder Caesar Straus das Verdienst, einen den deutschen Verhältnissen auf den Leib geschnittenen Vorschlag gemacht zu haben, in dessen Richtung inzwischen von dem Reichstagsabgeordneten Grafen von Arnim-Muskau in der Börsenkommission eine Resolution eingebracht worden ist. Der Vorschlag des Herrn Straus will durch den Erlaß von Normativbestimmungen die Entstehung reiner Depositenbanken in Deutschland möglichst begünstigen. Nur in solchen Banken können vorübergehend müssige Gelder mit der denkbar größten Sicherheit zu einem damit verträglichen höchsten Zinsfuße so angelegt werden, daß sie unsere produktiven Stände fördern, statt sie zu schädigen. Und damit verknüpft sich der weitere Vortheil, daß diese den Depositenbanken anvertrauten Gelder zu jeder Zeit wieder zurückgezogen werden können. Ohne jedoch durch das vielleicht störend wirkende generelle Verbot der ferneren Annahme von Depositengeldern für alle Emissionbanken einzugreifen, glaubt Straus sein Ziel schon dadurch zu erreichen, daß die Geschäftsabschlüsse der betreffenden Banken der Kontrole einer öffentlichen Kritik unterstellt werden. Alle Banken und Bankiers, welche die Verwaltung fremder Gelder gewerbsmäßig betreiben und daneben sich mit Emissionen und Gründungsgeschäften befassen, sollen gesetzlich verpflichtet sein, vierteljährliche Rohbilanzen zu veröffentlichen, in denen die Verwendung der Depositen ausgewiesen ist. Dabei hat Straus den Begriff „gewerbsmäßige Verwaltung fremder Gelder" so weit gefaßt, daß nur jene Banken unter die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen fallen würden, die im Jahresdurchschnitt an fremden Geldern mehr als die Hälfte ihres eignen Kapitales verwalten.

Auch mir scheint dieser Vorschlag ein solcher zu sein, der gar nicht rasch genug zum Gesetz erhoben werden kann. Die fast unübersehbaren Uebelstände und Gefahren, die die bisherige Auslieferung unserer Depositengelder an die Emissionbanken heute im Gefolge hat, werden damit im Wesentlichen beseitigt. Aber trotzdem scheint mir damit noch nicht Alles geschehen zu sein. In dem unheilvollen Umwandlungprozeß unserer Großbanken aus dienenden und vermittelnden Gliedern in „Herrscher" spielt neben dem Anwachsen der Depositengelder auch die rasche Zunahme der Bankkapitalien und die Entwerthung der vermittelnden Thätigkeit des Bankgewerbes eine wichtige Rolle. Es wird deshalb kaum zu umgehen sein, für die heute übliche fortwährende Erhöhung der Bankkapitalien ein gesetzliches Maximum einzuführen und für die bankmäßigen Vermittelungsgeschäfte gewisse Normalprovisionsätze festzulegen, die nicht unterboten werden dürfen. Nur unter solchen Voraussetzungen würde wieder ein Mittelstand im Bankgewerbe bestehen können,

der nicht der unsoliden Spekulationkaste angehört und der seine Kundschaft nicht systematisch zum Hazardiren erzieht, wie es bei unseren heutigen Großbanken namentlich der Fall ist. Endlich dürfte nur durch eine gleichzeitige Beschränkung der Höhe des Bankkapitales verhütet werden, daß nicht aus dieser Quelle Ersatz gefunden wird für Das, was von Depositengeldern an die neu entstehenden Depositenbanken verloren geht. Unter allen Umständen aber bleibt der Vorschlag des Herrn Straus ein eben so unerläßliches wie bedeutsames Mittel zu dem Ziele: unseren Geldmarkt dem Dienst unserer produktiven Stände wieder zuzuführen.

Dr. Gustav Ruhland.

Charfreitag in Berlin.

Nur zagend kommt der schwarze Strom geflossen,
Die Sonne blinzt nnd traut sich kaum hervor,
Der Ahorn streckt die ersten, winz'gen Sprossen:
Ihn schreckt die Pfirsch, die letzte Nacht erfror.

Ein graues Zögern spinnt sich durch die Gasse —
Still baut am Nest der reisemüde Staar —
In schwarzen Kleidern pilgert stumm die blasse,
Verschüchtert fromme Konfirmandenschaar.

Und durch die Lüfte summts wie scheues Fragen,
Gar ängstlich, fast verzweifelnd, dumpf gedämpft:
„Darf man ein Knöspchen wohl, ein Wörtchen wagen?
Hat denn ein Andrer uns schon vorgekämpft?"

Conrad Alberti.

Rivierafahrt.

Blaue Buchten, schwarze Grotten,
Heller Himmel, düstre Nacht —
Will ein Kobold unser spotten?
Aefft uns frech des Südens Pracht?

Kurzes Halten, langes Fliehen;
Augenkrampf und Nervenpein —
In die schmalen Galerieen
Dringt kein Strahl des Tages ein.

Oder ists der Gott des Lebens,
Der uns durch das Dasein führt,
Daß den Wahn des Vorwärtsstrebens
Jeder still im Busen spürt?

Sonnentrost wird Blendeflimmer
In der Eilfahrt Wechselsturz —
Und die Tunnel enden nimmer!
Und die Aussicht währt so kurz!

Conrad Alberti.

Selbstanzeigen.

Der moderne Sozialismus. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Kein ernsthafter Mensch, der die Bedeutung des Schlagwortes „Sozialismus" für die Gegenwart kennt, wird behaupten, daß ein neues Buch über das Wesen des Sozialismus überflüssig sei, — obwohl die einschlägige Literatur schon ganze Bibliotheken füllt. Ein neues Buch darüber ist deshalb nicht überflüssig, weil der Gegenstand selbst im Lauf der Jahrzehnte sich ändert und weil immer neue Bevölkerungskreise an seiner Erörterung Interesse gewinnen. Mein Buch ist für einen sehr breiten Leserkreis geschrieben: für Alle, die sich überhaupt heutzutage noch die Zeit nehmen, ein Buch zu lesen. Ich glaube, daß alle diese Leser auch ein Interesse an der ganz hervorragenden Zeiterscheinung des Sozialismus finden werden. Bei den unaufhörlichen Kämpfen um diese Zeiterscheinung bedarf es wohl auch unaufhörlich einer Klärung der Gedanken; und zwar einer Klärung, die nicht blos von den leidenschaftlichen Debatten der Parlamente und den in fliegender Hast ergangenen Aeußerungen der Tagespresse, sondern auch von ruhigerer Stätte her ihren Ausgang nimmt. Ich habe deshalb in meinem Buch versucht, zunächst Begriff und Wesen des Sozialismus klarzustellen, eine kurze geschichtliche Entwickelung des neuesten Sozialismus zu geben, seine verschiedenen Schattirungen zu kennzeichnen und die Stellung des demokratischen Sozialismus zum Staatssozialismus und zur Sozialreform zu charakterisiren. Dann ging ich auf eine gedrängte Darstellung der behaupteten Uebelstände unserer kapitalistischen Wirthschaftordnung ein. Meine Hauptaufgabe aber sah ich darin, zu untersuchen, ob und wie der eigentliche Kern des sozialdemokratischen Programms, die Verwandlung des Privatkapitals in Gemeineigenthum, durchführbar sei und wie sich eine sozialdemokratische Betriebsordnung gestalten müsse. Dem Schicksal dieses Buches, das mir wohl den einen oder anderen Angriff bringen wird, sehe ich ruhig entgegen, mit der Ueberzeugung, wenigstens ehrlich meine Ansicht in einer der drängendsten und gewaltigsten Fragen geäußert zu haben, die jemals die Kulturvölker zu bewegen vermochten.

München. Professor Dr. Max Haushofer.

Das Doppel-Ich. Von Max Dessoir. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Ernst Guenthers Verlag, 1896. 82 S. Preis 1,50 Mark.

Gern will ich mit ein paar Worten sagen, was mein Büchlein soll. Nicht aus einem Menschen zwei machen. Das Schlagwort des Titels hat zu dieser Mißdeutung verführt und in dem hübschen Psychologen-Lied wird nach bekannter Melodie gesungen:

Das Ober-Ich, das Unter-Ich
Das Doppel-Ich und was weiß ich,
Der Andre, der im Selben steckt
Ward ausgeheckt!

Ich glaube nur, altbekannte Erfahrungen am Bequemsten durch die Theorie neben einander bestehender Bewußtseinssphären erklären zu können, und zeige Das an Thatsachen des normalen Seelenlebens, durch Beobachtungen an Nervenkranken und durch Versuche an Hypnotisirten. So wird es mir auch möglich, eine Anzahl sogenannter occulter Erscheinungen in Zusammenhang mit alltäglichen Seelenvorgängen und in den Rahmen unserer heutigen wissenschaftlichen Psychologie zu bringen. Wegen dieses Hinblickes auf Hypnose und Verwandtes hat man mich einen „Spiritisten" gescholten. Das ist ungefähr eben so geistreich, wie wenn man den Kriminalpsychologen einen Verbrecher nennen wollte: dadurch, daß Jemand sich mit mediumistischen Ereignissen beschäftigt, wird er doch noch nicht zum Spiritisten. Was mich betrifft, so versuche ich vielmehr, die weit ausgreifenden Hypothesen einer „psychischen Kraft" oder eines transcendentalen Subjektes oder gar einer Einwirkung von Spirits als überflüssig und widersinnig durch eine besser begründete Theorie nachzuweisen. Ich habe mich dabei bemüht, allgemein verständlich zu schreiben, weil ich den behandelten Gegenstand für allgemein wichtig halte; im Uebrigen geben Vorwort und Einleitung über meine Absicht erschöpfende Auskunft. Dr. Max Dessoir.

Bernhard August von Lindenau. Von Paul von Ebart. Gotha. Stollbergsche Verlagsbuchhandlung.

Jeder Versuch, eine erschöpfende Biographie des herzoglich altenburgischen, späteren königlich sächsischen Ministers Bernhard August von Lindenau, des Staatsmannes, Gelehrten und Menschenfreundes, zu schreiben, wird immer dadurch außerordentlich erschwert werden, daß einer letztwilligen Verfügung Lindenaus, welche die Vernichtung seines handschriftlichen Nachlasses forderte, Folge geleistet worden ist. Warum Lindenau diese Verfügung traf, hat er selbst in seinem hochherzigen Testament nicht ausgesprochen, seine Beweggründe sind aber Denen, die das Leben des außergewöhnlichen Mannes kennen, nicht zweifelhaft. Lindenau hatte die besonders denkwürdigen Jahrzehnte des gothaer Hofes nach der Wende des Jahrhunderts, welche die seltsamen Herzöge August und Friedrich IV. von Sachsen Gotha-Altenburg sahen, erlebt und war der Vertrauensmann dieser und anderer fürstlichen Personen geworden, deren Interessen einander nicht selten bekämpften. Er hat ihrem Vertrauen in allen Stücken gerecht werden wollen. Wenn ich, getrieben vom Zauber der Persönlichkeit Lindenaus, es heute unternehme, Bausteine zu einem Denkmal für den seltenen Mann herbeizutragen, so finde ich Berechtigung und Verpflichtung dazu in dem Umstande, daß mir der im vorigen Jahre verstorbene coburg-gothaische Staatsminister Dr. Freiherr von Seebach kurz vor seinem Tode ein Tagebuch Lindenaus aus dem Jahre 1808 geschenkt hat, das jedenfalls zufällig von der auch ihm bestimmten Vernichtung bewahrt geblieben und erst sehr lange nach Lindenaus Tode aufgefunden worden ist, und ferner darin, daß es mir gelungen ist, auch sonst noch wichtiges Material über den Mann und seine Zeitgenossen aufzufinden.

Gotha. Paul von Ebart.

Mittel und Wege.

Es klingelte.

„Da kommt Kurt!“ rief der reizende Lockenkopf und sprang auf. Die junge Dame hatte auf einem niedrigen Bänkchen zu Füßen einer feinen, weißhaarigen, aber helläugigen Matrone gesessen, die vor ihrem Nähtisch im Korbstuhl ihren Fensterplatz hatte.

„Lolo, Kind, fall nicht“, rief sie der Enkelin nach, halb lachend, halb erschreckt. Aber siebenzehn Jahre sind ungestüm, wenn sie den Bräutigam erwarten. Die kleine, muntere Lolo von der Marwitz war durch das Zimmer und über den Gang an die Thür geflogen und hatte sie geöffnet, ehe ihre alte Martha, die bewährte einzige Dienerin, damit fertig geworden war, sich die blendend weiße Schürze vorzubinden, ohne die sie niemals die Korridorthür öffnete.

Die Thür ging nach innen auf, jauchzend flog Fräulein von der Marwitz in die Arme des draußen Stehenden.

„Ei, ei, wie gut es Einem hier geht“, sagte der alte Herr, „wie mich das gnädige Fräulein lieb hat.“

„Ah, Sie sind es, Onkel Geheimrath, ich dachte . . .“

„Es wäre des Onkels Neffe“, ergänzte der Angeredete während des Eintretens. „Nun, er wird wohl auch gleich kommen, gewiß ist er bereits unterwegs.“

Der alte Herr hing Ueberrock und Hut an den Garderobeständer und schritt durch die Thür, die Lolos Eile hatte offen stehen lassen, in den kleinen Salon, um Großmama von der Marwitz die Hand zu küssen.

„Nun, bringen Sie schon gute Nachrichten, lieber Geheimrath? fragte sie ihn.

„Noch nicht, noch ist gar nichts entschieden; ich fange an, etwas besorgt zu werden. Excellenz interessirt sich ja sehr für Kurt. Schon weil er mein Neffe ist. Aber auch andere Leute scheinen sehr wohl empfohlen zu sein und von anderer Seite stark poussirt zu werden. Kurts Schulfreund, der schneidige von Schmetten, ist auch in der Konkurrenz.“

„Ein unangenehmer Mensch“, sagte Lolo, „Kurt hat ihn mir neulich auf der Eisbahn vorgestellt. Dem wird man doch die Stelle nicht geben, wenn Sie dem Minister Kurt empfehlen. Aber ich will schnell Mama Bescheid sagen.“ Damit war sie hinaus.

„Sie sind in der That besorgt?“ fragte die alte Dame.

„Ernstlich“, antwortete der Geheimrath. „Ich glaubte wirklich schon, daß dem Jungen die Stelle sicher wäre, dieser neugeschaffene Posten in meinem eigenen Ministerium. Ich stand der Sache sehr nahe, Excellenz giebt Etwas auf eine Empfehlung von mir. Ich bin immer sparsam damit umgegangen. Aber der junge Schmetten macht mich wirklich bedenklich.“

„Ist er so tüchtig, daß Sie fürchten, der Minister werde ihn unserem Kurt vorziehen?“

Der alte Herr lächelte. „Herr von Schmetten ist ganz und gar kein hervorragender Jurist; was den Dienst angeht, so hat er, wie ich höre, das Talent, mit wenig Arbeit sehr lange auszukommen; aber er versteht, sich auszuspielen. Er verkehrt viel im Hause von Excellenz. Ihre Excellenz ist eine

Ullersdorf, wie Sie wissen, ihr Vater, der alte Oberlandstallmeister, und der verstorbene Schmetten, unseres jungen Herrn lustiger Papa, waren Gutsnachbarn und sehr dicke Freunde. Die beiden Kinder vermuthlich auch, obschon sie sechs oder sieben Jahr älter ist. Der alte Ullersdorf und seine Tochter scheinen den jungen Schmetten ungemein hoch zu stellen. Er hat die bessere Position, wie Sie sehen, denn er ist der Mann, den Excellenz persönlich von der angenehmsten Seite kennt und der ihm tagtäglich von Schwiegerpapa und Gattin gepriesen wird. Meine Empfehlung läuft Gefahr, zu verblassen, denn ohne seine Anregung kann ich kaum auf die Angelegenheit zurückkommen. Erheblichen Eindruck haben ihre Bemühungen schon gemacht, wie mir aus einigen Aeußerungen des Chefs herzugehen schien."

Draußen klingelte es wieder. Man hört eine jugendliche Männerstimme und die Stimmen der Damen fröhlich lachend durcheinander plaudern. Gleich darauf traten sie alle Drei ein: Lolos Mama, die verwittwete Regirungräthin von der Marwitz, Lolo selbst und ihr Bräutigam Kurt von Brenckendorf.

Man hatte nur noch auf ihn gewartet und setzte sich nun zu Tische, der im anstoßenden kleinen Speisezimmer gedeckt stand. Es herrschte bald ausgelassene, hoffnungvolle Fröhlichkeit, denn Kurt und Lolo waren heiterster Laune und die steckte nach und nach auch die älteren Herrschaften mit an.

Kurt von Brenckendorf hatte es nach der Meinung aller lebensklugen Leute eigentlich gar nicht nöthig, immer so vergnügt zu sein. Gewiß, sein alter Name hatte einen sehr guten Klang; namentlich sein seliger Vater, der General, stand noch in außerordentlich gutem Andenken. Dieser Papa hatte ihm aber leider kein nur irgendwie nennenswerthes Vermögen hinterlassen. Der junge Assessor Dr. jur. Kurt von Brenckendorf hatte nur noch gerade so viel, um einige weitere Jahre standesgemäß leben zu können; bis dahin mußte er so weit sein, daß sein Diensteinkommen genügte. Denn anstatt eine reiche Partie zu machen, was jeder Vernünftige von ihm erwartet hatte, hatte er seinen schon ziemlich festbegründeten Ruf eines tüchtigen und klugen jungen Mannes dadurch geschädigt, daß er sich höchst überflüssiger Weise mit Lolo von der Marwitz verlobt hatte. Die ja unzweifelhaft sehr hübsche Tochter der Regirungräthin von der Marwitz war zwar noch jung, erst siebenzehn Jahre, sie konnte also warten, bis er eine genügend einträgliche Anstellung hätte. Aber was war es denn, worauf sie warteten? Da auch in diesem Hause kein nennenswerthes Vermögen vorhanden war, so würde es nichts als ein höchst mageres Leben vom Gehalte sein. Einen kleinen Rest von ein paar tausend Mark hütete die Regirungräthin mit peinlicher Sorgfalt für die Ausstattung ihrer Tochter. Obgleich sie sich keineswegs durch „Achtung" vor dem Gelde auszeichnete, bereitete es ihr doch innerlich eine große Genugthuung, daß es ihr gelungen war, diese kleine Summe während ihrer Wittwenschaft beinahe zu verdoppeln. Von den Zinsen war kein Pfennig ausgegeben worden und mit rührender Finanzkunst verstand sie es, den kleinen Haushalt, dem auch Großmama von der Marwitz, die Mutter des verstorbenen Regirungrathes, angehörte, nicht nur äußerlich standesgemäß, sondern auch innerlich gesund und rationell aufrecht zu erhalten. Für Gesellschaftleben und Repräsentation wurde allerdings fast gar nichts ausgegeben. Man pflegte nur den Verkehr mit einem sehr kleinen Bekanntenkreise. Aber es galt — und vielleicht

gerade deshalb — als ein besonderer Vorzug und wurde sehr ernstlich erstrebt, hier empfangen zu werden. Nur heirathet man dann doch nicht gleich die Tochter.

Auch der alte Geheimrath von Brenckendorf hatte es zwar seinem Neffen als eine Bevorzugung angerechnet, als er ihn in dieses ihm sehr liebe Haus einführte, daß er es aber gethan hatte, doch hier und da bereut, seit er hatte hören müssen, daß sein Neffe und Lolo eines schönen Tages von der Eisbahn als Verlobte zurückgekommen waren. Natürlich blieb ihm aber nichts übrig, als die außerordentliche Zuneigung zu seinem Neffen und den Antheil, den er immer an der kleinen Lolo genommen hatte, nun auf das junge Paar zu vereinigen, obschon auch ihm, wie gesagt, in stillen Stunden die Sache ganz und gar nicht weltklug erschien. Er hatte seinen Neffen veranlaßt, sich um eine Stelle im Ministerium zu bewerben, die neu geschaffen werden sollte und ziemlich einträglich sei, den jungen Leuten also früher die Möglichkeit verschaffen würde, ihren kleinen Haushalt einzurichten, als wenn Kurt die juristische Laufbahn fortsetzte. Man erwartete jetzt gespannt die bevorstehende Ernennung. Kurt von Brenckendorfs Aussichten standen nicht schlecht: er gehörte zu den sehr seltenen Menschen, die glänzendes Talent mit zähestem Fleiß verbinden und die außerdem das Glück gehabt haben, gerade in die Laufbahn hineinzukommen, für die sie hervorragend veranlagt sind. Nachdem er das Mechanische, das Wissenschaftliche, das Technische und Handwerksmäßige der Sache schon in sehr jungen Jahren vollkommen überwunden und beherrschen gelernt hatte, sah er längst Das, worüber die meisten Andern zeitlebens nicht hinauskommen, klar in allen Einzelnheiten tief unter sich: seinem weiten Blick und seinem Talent waren nun Rechts- und Staatswissenschaften fast zur Kunst geworden. Außerdem war er — unter den heutigen Juristen und Kameralisten eine sehr große Seltenheit — auch ein glänzender Stilist. Verschiedene Arbeiten in angesehenen Zeitschriften hatten wiederholt die Aufmerksamkeit hoher politischer Kreise auf ihn gelenkt.

Für den neu zu schaffenden Ministerialposten war er nach der ehrlichen Ueberzeugung Onkel Karls der allergeeignetste Mann im Königreiche. Trotzdem war aber der alte Herr nicht mehr siegesgewiß, während er über den Tisch weg mit seinem Neffen und der kleinen Lolo von der Marwitz scherzte, die keinen Augenblick zweifelte, daß ihr Kurt die Stelle selbstverständlich bekommen würde, für die ihn Onkel Geheimrath empfohlen hatte, — Onkel Geheimrath, den sie immer gewöhnt gewesen war, für einen beinahe allmächtigen Herrn zu halten. Sie schwelgte deshalb auch schon in Zukunftplänen, und als er jetzt hörte, wie sie dem lachenden Verlobten weisheitvoll eröffnete, daß sie ihm in seinem Arbeitzimmer keine weißen, sondern crêmefarbige Vorhänge anbringen würde, damit er dann immer so viel rauchen könnte, wie er nur wollte, da ward dem alten Herrn bange vor der schmerzlichen Enttäuschung, die auf diese Siegeszuversicht folgen mußte, wenn die Hoffnung trog. Er hielt deshalb eine kleine Abdämpfung für menschlich geboten und sagte: „Na, na, na, Kinder, nur nicht zu siegessicher, kennt Ihr nicht das schöne alte Lied vom weißen Hirsch?“

„Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch“,

begann Lolo mit hellzwitschernder Stimme zu singen, indem sie aufsprang.

„Ja, ja — aber den letzten Vers bitte!“

„So lagen sie da und sprachen, die Drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.
Und eh die drei Jäger ihn recht gesehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn,
Husch husch! piff paff! trara!"

schmetterte Lolo weiter. „Aber Das kann uns doch nicht bange machen." Sie stand jetzt hinter ihrem Verlobten, dessen Gesicht sie zwischen den beiden flachen Händchen voll dem Onkel zudrehte: „Hier, Das ist der Mann, von dem Sie neulich selbst gesagt haben, als er nicht dabei war, daß er für die Stelle ganz hervorragend begabt wäre, ganz hervorragend begabt, haben Sie selbst gesagt," wiederholte sie und tippte nun mit dem rechten, ganz steifen, spitzen Zeigefinger ihrem Kurt immer von oben herab mitten auf den Kopf, — „und dann sollen wir jetzt die Stelle nicht kriegen?"

„Ma mignonne, daß man hervorragend für eine Stelle begabt ist, bürgt keineswegs dafür, daß man sie auch bekommt."

„Nein, aber wenn man begabt und außerdem noch so vorzüglich empfohlen ist", schaltete Mama von der Marwitz mit einer kleinen Verbeugung gegen den Geheimrath ein, „wenn der eigene Onkel Einen so liebevoll und so mächtig beschützen kann, dann darf man wohl Vertrauen haben."

„Aber meine Gnädige", knurrte der Alte, „es ist bekanntlich manchmal nützlicher, wenn man eines Fremden Tante, als wenn man den eigenen Onkel zum Beschützer hat."

Lolo sah überrascht auf, aber ihr Verlobter fiel schnell ein: „Ach, Onkel will nur, daß wir nicht übermüthig werden; er meint, wenn ja noch Etwas dazwischen käme, so könnten wir den Rückschlag nicht vertragen. Aber da unterschätzt er uns, Lolo, nicht? Giebt man mir die Stelle, dann sind wir furchtbar vergnügt, bekommen wir sie nicht, dann sind wir durchaus nicht zerschmettert."

„Nein, zerschmettert gewiß nicht, aber schade wärs doch", sagte Lolo; und ihr reizendes kleines Mäulchen verzog sich zum Schmollen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Herr Regirungs-Assessor Dr. jur. Heinrich von Schmetten hatte Damenbesuch.

Das war nichts Seltenes, er hatte häufig Damenbesuch. Die luxuriöse Junggesellenwohnung im Hochparterre machte fast den Eindruck, als sei sie hauptsächlich mit Rücksicht auf Damenbesuche eingerichtet. Das sehr breite Bett mit seinen Spitzen, seiner Seide im verführerisch ausgestatteten Schlafzimmer, die breiten, niedrigen Divans, die auf den schweren dicken Teppichen des Salons umherstanden, machten vielmehr den Eindruck von Möbeln, die für den Ernstfall gedacht sind, als der zierliche Schreibtisch, der in der Ecke des Rauchkabinets stand. Eine üppige Wohnung. Und der alte Diener mit dem wohlgepflegten weißen Backenbart sah eben so stilvoll wie vertrauenerweckend diskret und verschlossen aus, ganz gleich, ob er die Thür öffnete, die von dem „Eingange für Herrschaften" her in die Wohnung führte, oder die andere, die eigentlich bestimmt war, gleich von der Hintertreppe aus Lieferanten und ... ähnliche Leute in die Küche einzulassen.

Die Küche war jetzt ihrem eigentlichen Zweck fast gänzlich entfremdet, denn gekocht wurde in der Wohnung nicht. Bohlen — sein Herr nannte ihn nie mit

Vornamen — bereitete hier mit vollendeter Meisterschaft für seinen Herrn Thee oder Kaffee, kochte ihm des Morgens ein paar besonders große, tadellos frische Eier auf jene haarscharfe Grenze zwischen weich und hart, die seine unerreichte Spezialität war, er wärmte den alten Burgunder oder Bordeaux genau auf den Celsiusgrad an, der ihre Eigenart am Besten zur Geltung brachte, er eiste hier den Pommery sec, kühlte mäßig den Moet, und brachte den Peray mousseux unter der Wasserleitung auf eine täuschend nachgemachte Kellertemperatur, ehe er ihn mit der silbernen Cakesdose servirte. Alle eigentlichen Mahlzeiten aber nahmen Herr und Diener außer dem Hause ein. Weibliche Hilfe hatte Bohlen nur für das Reinmachen und die gröberen Hausarbeiten; aber die „Aufwartung" kam immer erst am späten Vormittag, während der Herr Assessor auf dem Bureau war, und mußte immer wieder verschwunden sein, wenn er zurückkam.

Bohlen hielt große Stücke auf seinen Herrn. Er hatte schon seinem Vater gedient, der zuerst als Diplomat, später, nachdem er sich ziemlich früh zurückgezogen hatte, als unabhängiger großer Herr sich viel im Auslande umhergetrieben und dabei seine beiden großen Güter und Das, was ihm seine Frau zugebracht hatte, ziemlich verbraucht hatte. Mit dem kleinen Rest war der junge Heinrich von Schmetten, sein Einziger, der seit seinem neunzehnten Jahre Waise war, längst fertig geworden. Geld hatte der junge Assessor nicht, aber — er hatte immer Geld. Thackerays Miß Sharp, die den Major geheirathet hat, weil sie ihn für reich hielt, den Major, der sie nur genommen hat, weil er glaubte, sie hätte das Geld, Miß Sharp hat in der Ehe dann eine Antwort gefunden auf die harte Frage: How to live upon nothing a year? Und die Lösung des großen Räthsels, wie man als junger Mann von Stande mit einem jährlichen Einkommen von 0,0 auskommen könne, war, wie es schien, der unleugbar werthvolle, wenn auch einzige Besitz Heinrichs von Schmetten.

Er war ein tadelloser und überall, selbst in den Kreisen der Kollegen, wohlgeachteter Mann. Seine Staatswissenschaft bestand in der Hauptsache in der festen Ueberzeugung, daß die wünschenswertheste Begabung des Beamten darin liege, immer der Meinung zu sein, die die seines Vorgesetzten sein wird, eines möglichst hohen Vorgesetzten, wenn es sein kann. Seine Arbeit leistete er aber immerhin durchaus korrekt, namentlich wenn sie weniger Tüchtigkeit im Fach als zuverlässige Gesinnung erforderte. Er hatte tadellose Manieren und gab ihnen doch in den Bureaux eine gewisse leise und ganz einwandfreie Färbung, die anzudeuten schien, daß ein Heinrich von Schmetten so Etwas zwar mache, — zur Vorbereitung und weil es nun einmal Gebrauch sei, daß seine Laufbahn aber selbstverständlich ganz wo anders liegen würde. Für diese Gebiete sind ja nützliche Leute vorhanden, die man, wenn sie all das Zeug da tüchtig gelernt haben und brav arbeiten, dafür mit der Zeit — hübsch nach und nach — den eigentlichen höheren Sphären sich etwas annähern läßt. Wenn er Leute von Stande, wie zum Beispiel seinen alten Schulkameraden Kurt von Brenckendorf, diese Dinge ernst nehmen und mit den Schmidts und Klemms und wie diese zukünftigen Räthe und Vorsitzenden alle hießen, sozusagen in Wettbewerb treten sah, so erschien ihm Das als eine Thorheit, für die er gar kein Verständniß hatte. Und wenn ihm Kurt mitunter wieder einmal einen Aufsatz oder eine Broschüre schickte — sie verkehrten ganz freundschaftlich, wenn auch nicht intim mit einander —, so

strich er sich lächelnd den langen, kräftigen, weit auseinander gebürsteten blonden Schnurrbart und schüttelte leise den Kopf: solche schriftstellerische Thätigkeit kann gar zu leicht gefährlich werden, wenn sie einigermaßen bedeutend ist. Er würde sich so Etwas schon aus Klugheit versagt haben, selbst wenn er nicht zu unfähig und zu faul dazu gewesen wäre.

Jetzt stand er im Salon, ein tadelloser Kavalier, ein durch und durch schneidiger Kerl, in einem Gemisch süßester Vertraulichkeit und tadellosester Ehrerbietung, einer Dame gegenüber. Sie hielten Jedes ein feinstengeliges, ziemlich großes Glas mit dunkel funkelndem Burgunder in der Hand, und als sie anstießen, sagte sie: „Auf glückliches Gelingen!" und er sagte: „Auf Wiedersehen, heute Abend, nicht wahr, ich darf doch kommen?" „Jawohl", sagte sie. Komm zwischen halb sieben und sieben. Aber ja vorsichtig im Ton, noch viel vorsichtiger als bisher, mein Alter schien neulich wirklich einen leisen Verdacht zu haben, als ich Dich lobte." „Ganz unbesorgt, hohe Herrin," lächelte er, „es wird Niemand künftig daran zweifeln können, daß ich nur der hochverehrten gnädigen Excellenz die Hand küsse. Uebrigens mache ich doch Eurer Nichte Hildegard deutlich genug den Hof." Ein leichter Schatten und dann ein Lächeln flogen über das Gesicht der Dame. „Du machst ihr den Hof sogar in verdächtiger Weise, . . . verdächtig, meine ich, wenn nicht nächstens ein ernster Schritt folgt. Uebrigens — — wäre Das vielleicht das Allerbeste!"

Ein Blitz zuckte in seinen Augen auf und verschwand.

„Verheirathen mußt Du Dich doch, um später ein Haus machen zu können, und vor Allem, um endlich finanziell rangirt zu werden. Wir vermeiden dann : . . ." sie brach ab. „Bekommst Du die Stelle, so halte bei meinem Alten um Hildegards Hand an."

„Das junge Gänschen", warf er ein.

„Nun, sie mag noch etwas unbedeutend sein, aber Das ist ja ganz gut; sie wird sich auch noch entwickeln. Und vor Allem: Warrenhausen ist in der langen Zeit der vormundschaftlichen Verwaltung völlig schuldenfrei geworden! Das will Etwas sagen heutzutage; und es sind außerdem noch wenigstens drei- bis viermalhunderttausend Mark baar da. Und dann: in einem lebhaften Verkehr von nahen Verwandten, wie wir dann wären, würde Niemand mehr Etwas finden können . . ."

„Es wird mir schwer werden", warf er ein.

„Farceur", sagte sie ärgerlich lachend und zog ihn am Ohr. „Daß ich Dich so wie so nur zum Theil habe, weiß ich. Hildegard würde mir nicht allzu gefährlich werden, hoffe ich. Ich würde Dich viel lieber in einem wohlgeregelten Haushalt wissen als hier in diesem Junggesellen-Malepartus."

„Die ganze Einrichtung ist doch nur für — —", begann er.

„Ach, Papperlapapp . . . . Ueberleg Dir die Sache mal. Ernstlich! Gegen meinen Alten und etwa vorhandene böse Zungen wäre es eine Parade ersten Ranges und es würde Dich ein- für allemal sicherstellen." Sie war jetzt mit dem Zuknöpfen auch des zweiten Handschuhes fertig geworden. „Und noch Eins. Im ‚Vorwärts' vom vierzehnten Oktober hat der Artikel gestanden?" fragte sie jetzt.

„Vom vierzehnten Oktober!" antwortete von Schmetten.

„Und der Aufsatz deckt sich in breiten Stellen mit der brenckendorfschen Broschüre?“

„Der Artikelschreiber zieht aber ganz andere Schlüsse aus diesen Sätzen und läßt die späteren Ausführungen Brenckendorfs weg.“

„Du glaubst also, daß Brenckendorf wirklich nur angeführt wird und nicht etwa selbst den Artikel geschrieben hat?“

„Aber Das kann man doch nicht annehmen . . .“

„Nun,“ sagte sie, „Geld hat er nicht, vielleicht schreibt er für alle möglichen Blätter, so wie sie es gerade brauchen. Gieb mir doch den Artikel einmal mit. Den ‚Vorwärts‘ liest mein Alter, Das weiß ich genau, Brenckendorfs Aufsatz aber in der . . . Dings da . . . na, wie heißt die Wochenschrift gleich? . . . der ist ihm vielleicht entgangen.“

Heinrich von Schmetten ging nach dem Kabinet, nahm eine Broschüre vom Bücherbrett und rollte sie zusammen. Die Dame barg sie in ihrem kleinen Muff, reichte dem Herrn Assessor noch einmal den Mund zum Kuß und ließ sich dann von ihm über den Gang und durch die Küche hinaus begleiten. In der Küche war Niemand. Heinrich von Schmetten schloß auf, trat zuerst allein hinaus und überzeugte sich, daß die Hintertreppe frei war, dann huschte die elegante Gestalt hinab.

Als Heinrich in sein Zimmer zurückgekehrt war, trank er im Auf- und Abgehen langsam seine Flasche Burgunder aus und rauchte eine Cigarette dazu. Dann schien ihm Etwas einzufallen. Er zog eine juchtene Brieftasche, suchte in den verschiedenen Fächern und zog endlich einen Postschein heraus. Er überflog noch einmal den Inhalt. Gegenstand: Brief, Werthangabe: Einschreiben, Empfänger: Vorwärts, Bestimmungort: Berlin, Datum: 5. Oktober.

Das Lächeln unter dem blonden Schnurrbart wurde noch etwas zufriedener. Dann knüllte er den Schein leicht zusammen, legte ihn so auf den silbernen Aschenbecher und zündete ihn an; den Rest seiner Cigarette warf er dazu. Er klingelte, ließ sich von seinem Diener Ueberrock, Hut und Stock bringen und schritt dann durch den Hauptausgang, die hundeledernen Handschuhe anziehend, stolz und stilvoll von dannen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war nur wenige Tage später, da las man unter den amtlichen Nachrichten: „Seine Majestät der König haben allergnädigst geruht, den Assessor Dr. jur. von Schmetten unter Berufung als Hilfsarbeiter in die dritte Abtheilung des Ministeriums des Innern zum Regirungrath“ — und so weiter, und so weiter — und am Ende der Liste — „den Assessor Dr. jur. von Brenckendorf zum Amtsrichter in Dachsmühl hinterm Walde zu ernennen.“

„Na, für Dachsmühl ist es doch jedenfalls besser, als wenn es umgekehrt wäre, liebe Lolo,“ sagte der alte Herr von Brenckendorf mit seltsam belegtem Ton. „Und dann, es ist eine sehr friedliche Gegend, Du wirst viel von Deinem Manne haben. Wer die Stelle einmal bekommt, Der wird in der Regel auch von dort pensionirt, also Umzugslasten werdet Ihr auch vermeiden. Uebrigens, die Jagd ist gut! Ich stelle mir die Sache nett vor, nehme meine Entlassung und gehe mit; wir machen Alle gemeinschaftliche Menage, dann könnt Ihr auch gleich heirathen.

Dresden. Theodor Duimchen.

Konquistadoren.

Der Deutsche Reichstag fühlt zuweilen das Bedürfniß, dem deutschen Volke das Schimpfliche seiner innerpolitischen Lage zu Gemüthe zu führen. In der Erörterung über den „Fall Peters“ ist ihm Das glänzend gelungen. Der Mann, dem wir die werthvollste deutsche Kolonie verdanken, wurde von der ultramontan-sozialdemokratisch-freisinnigen Sippe in gemeiner Gassenbubenart beschimpft und von dem Herrn Direktor der Kolonialabtheilung in einer Weise „vertheidigt“, die mehr als der Angriff die öffentliche Meinung gegen ihn erregt hat. Die Intrigue, die nichts weiter bezweckte, als den im Augenblick an mehr als einer Stelle recht unbequem gewordenen Führer der sogenannten „Flottenbewegung“ lahmzulegen, war gar zu durchsichtig und der Fuchsschwanz schaute zu deutlich unter der Kutte hervor, als daß sie auf Verständige tieferen Eindruck hätte machen können. Jeder Urtheilsfähige sieht heute, daß Herrn Bebels Behauptung von dem Vorhandensein eines von Peters an den Bischof Tucker geschriebenen Briefes vollkommen unbegründet war. Die von englischen Neidern ausgeheckte Schauergeschichte zerfällt durch die vom Dr. Peters abgegebenen Erklärungen wie Asche vor dem Winde: weder hat Peters aus Eifersucht seinen Diener noch seine „Geliebte“ hinrichten lassen. In beiden — zeitlich um drei Monate auseinander liegenden — Fällen ist nach Fug und Recht gehandelt worden und bei der durch die englischen Intriguen verschärften schwierigen Lage am Kilima-Ndjaro kann nicht einmal von übermäßiger Härte gesprochen werden. Der unter dem Schutz der parlamentarischen Unverantwortlichkeit verübte Angriff auf einen Mann, dem die Möglichkeit der Vertheidigung abgeschnitten wurde, war um so verächtlicher, als, abgesehen von der Behauptung betreffs des Briefes an den Bischof Tucker, die ganze Angelegenheit nur aufgewärmter Kohl war. Im vorigen Jahre hatte bereits der Abgeordnete Vollmar die Sache zur Sprache gebracht. Die damals angeordnete Untersuchung muß zur vollständigen Rechtfertigung des Beschuldigten geführt haben; denn sonst wäre es gänzlich unverständlich, wie Herr Dr. Kayser Peters neben Wissmann zum Gouverneur von Ostafrika in Vorschlag bringen, und als dieser Posten an Wissmann fiel, die Ernennung des Dr. Peters zum Landeshauptmann am Tanganyika erwirken konnte.

Karl Peters kann diese Intrigue nicht schaden. Er muß und wird aus der von ihm beantragten Untersuchung mit unbefleckter Ehre hervorgehen. Dieser Reichstag aber kann sich nie mehr von dem Vorwurfe weiß brennen, daß er selbst das Verbrechen versucht hat, dessen er Peters beschuldigt: die moralische Hinrichtung eines Mannes, der nicht einmal gehört worden war.

Auch Das hatte übrigens nicht einmal den Reiz der Neuheit. Wer sich bemüht, die Ereignisse des Tages mit heiterem Blick aus der freien Weite geschichtlicher Perspektive zu überschauen, wird nicht durch die Entdeckung überrascht, daß die glühendsten Seelen sehr häufig den blödesten Haß erfahren. Das war immer so, seit die Jago den Othello, die Burgoyne, Burke und Richter ihre Lord Clive, Warren Hastings und Bismarck haßten. Und es wird auch so bleiben, — nach dem urewigen Gesetze, das die führenden Geister zur Einsamkeit aller Größe verurtheilt. Wer mit den Hammer des Muthes seinen Namen in

den Fels der Geschichte schlägt, darf nicht erwarten, daß auch ein stiller Veilchenfriede ihm blüht. Aus dem verworrenen Streit dieser letzten Wochen klingt ein Wort mir immer wieder, mit dem man politische Kinder in der Bewahranstalt am Königsplatze gruseln machte: Konquistadorenblut! Zuweilen ist es doch nützlich, im Buch der Geschichte zu blättern. „Felix qui potuit rerum cognoscere causas.“ So stand ja wohl auf der schönen Bronzetafel, die die Sozialdemokraten Herrn Liebknecht, dem Beschimpfer des Dr. Peters, neulich zum siebenzigsten Geburtstag überreichten. Jawohl, felix qui potuit . . . . .

Konquistadoren! Wer waren sie denn, diese Helden, denen die Nachwelt Denkmäler setzt, was haben sie erstrebt und wie hat ihre eigene Zeit ihnen vergolten? Aus dem goldenen Buche tritt als leuchtendstes Bild das des Genuesers hervor, dem die arische Welt die Entdeckung eines neuen Erdtheiles, dem die Entwickelung des Menschengeschlechtes die größte Förderung im letzten Jahrtausend verdankt. Hat etwa Columbus den Dank seiner Zeit geerntet? Ach nein, er hat den Kleinmuth seiner Tage wie einen bitteren Leidenskelch bis zur Hefe geleert. Alle feierlich verbrieften Zusicherungen, die ihm gegeben waren, hat nach Isabellas Tode ihm Ferdinand gebrochen, und während seine Feinde als Gouverneure der von ihm entdeckten und eroberten Länder zu Reichthum und Ehren gelangten, starb er selbst in ärmlichen Verhältnissen. Die Kosten eines der Denkmäler, die ihm am Jubelfeste seiner Entdeckung gesetzt sind, würden hingereicht haben, um ihm seinen Lebensabend zu Valladolid zu erleichtern.

Und Fernando Cortez, der Eroberer Mexikos? Auch er hatte Zeit seines Lebens mehr mit den Ränken der Diego Velasquez und Konsorten als mit den Kämpfen der Montezuma und Guatemotzin zu thun. Es ist im höchsten Grade lehrreich für alle Zeiten, zu sehen, wie der Neid und die Scheelsucht elender Gegner diesem kühnsten, kaltblütigsten und geschicktesten Eroberer das Leben verleideten. Als er nach Spanien heimgekehrt war und alle Hoffnung aufgeben mußte, sich dieses Gelichters zu erwehren, beschloß er 1547, sein undankbares Vaterland zu verlassen. Vom Kummer gebeugt, starb er, als er eben abreisen wollte, in Sevilla. Nicht besser endete Pizarro, der Entdecker und Eroberer von Peru. Er hatte sich vom ehemaligen Schweinehirten und Soldaten zum Oberbefehlshaber von Peru emporgeschwungen und fiel — er, dem Spanien die Gründung von Lima und das Aufblühen der Kolonie verdankte — von Neiders Hand. Was half es, daß später Philipp der Vierte seinen Nachkommen zum Marquez de la Conquista ernannte? Das tragische Schicksal des Ahnen war damit nicht gemildert.

Vasco da Gama, der Entdecker des Seeweges nach Ostindien, starb, als er durch Ruhe und Festigkeit die portugiesischen Besitzungen in Indien zum Aufblühen gebracht hatte, auf der Höhe seiner Erfolge im Jahre 1524 plötzlich; die Ursache seines Todes ist noch nicht aufgeklärt. Alfonso d'Albuquerque, nach ihm Portugals größter Konquistador, der seine Macht bis Siam, Sumatra und den Molukken ausdehnte, wurde nach der Eroberung von Ormus von neidischen Geheimräthen gestürzt. Sein bitterster Feind, Lopo Soares, wurde zu seinem Nachfolger ernannt und Albuquerque starb im Fieber, das Zorn, Gram und Verachtung ihm zugetragen hatten, im Angesichte von Goa.

Doch diese Männer waren Romanen, wird man sagen. Bei den Germanen, zumal in England, stand es doch besser! Ach nein! Walter Raleigh, der Vorkämpfer

der britischen Weltmacht in Amerika, der Begründer der Kolonie in Virginien und Eroberer von Trinidad und Fayal, wurde auf Grund elender, gänzlich unerwiesener Verdächtigungen zum Tode verurtheilt und dreizehn Jahre lang im Tower gehalten, wo er seine history of the world schrieb. Er wurde nach dem Sturze seiner Feinde von dem goldgierigen Jakob dem Ersten mit einer neuen Expedition nach dem Orinocco betraut, kehrte in Folge seiner Erkrankung aber erfolglos zurück, wurde von Jakob den Spaniern als Sündenbock geopfert und auf Grund des früher über ihn verhängten Todesurtheiles geköpft. Im Oktober 1618 legte er mit Gleichmuth und Weltverachtung sein Haupt auf den Block. Braucht hinzugefügt zu werden, daß der Name dieses glänzendsten Vertreters der poetisch-politischen Propaganda mit goldenen Lettern in die Tafeln der englischen Geschichte eingetragen ist?

Lord Robert Clive, der Begründer der britischen Macht in Ostindien, der Besieger des Nawwaub von Bengalen, der seinem Vaterlande ein Gebiet von fünfzehn Millionen Bewohnern eroberte, wurde wegen Mißbrauches der Amtsgewalt vom Parlament auf Antrag Bourgoynes 1772 in Untersuchung gezogen. Obwohl das Verfahren zu einer glänzenden Freisprechung führte, war das Leben ihm durch diesen schnöden Undank doch so verleidet, daß er den freiwilligen Tod dem weiteren Verkehr mit den Burgoynes und Genossen vorzog.

Auch Warren Hastings, der als Generalgouverneur von Ostindien die Einkünfte der Compagnie von drei auf fünf Millionen Pfund Sterling jährlich hob, wurde 1786 von Burke vor dem Unterhause angeklagt. Der Prozeß schleppte sich, an das Oberhaus verwiesen, von 1788 bis 1795 hin und führte, wie Das bei dem Charakter des Angeklagten selbstverständlich war, zu dessen glänzender Freisprechung. Alle Gerüchte von zusammengerafftem Reichthum erwiesen sich bei seinem Tode als gänzlich unbegründet.

Ist es nöthig, noch weitere Beispiele anzuführen? Es ist immer und ewig das selbe Lied. Und ist es nöthig, noch ausdrücklich zu erwähnen, wie immer und überall die führenden Geister um die Früchte ihres kühnen Strebens gebracht werden durch winzige Wichte, geschickte Ausmünzer des von Jenen entdeckten und eroberten Goldes? Der typische Vertreter dieser Sorte ist und bleibt Amerigo Vespucci, dessen „Neue Welt“ in alle Sprachen übersetzt und schließlich so sehr mit der Entdeckung des neuen Welttheiles verknüpft wurde, daß Vespucci sich beinahe selbst für den eigentlichen Entdecker von Amerika hielt. Während Columbus schon bei Lebzeiten vergessen war, wurde dieser Ausbeuter seines Ruhmes der volksthümlichste Mann, Ehrenbürger von Spanien, Großwürdenträger und mit Gold überhäuft. Ja, auf Antrag des deutschen Querkopfes Waldseemüller wurde der neue Erdtheil nach ihm Amerika genannt.

Man sieht ohne Weiteres, daß man es in allen diesen Fällen mit dem angedeuteten, klar erkennbaren Gesetze zu thun hat: die Heerde stößt Jeden aus, der von ihrer Heerdenmoral sich frei gemacht hat, aber die Früchte seiner Thaten schmaust sie mit Behagen. Und spät erst, wenn die Bedeutung dieser Thaten ins Herdenbewußtsein übergegangen ist, nimmt die Nachwelt den vorher Ausgestoßenen endlich auch wieder für sich in Anspruch. Fritz Bley.

Vor dem Börsengesetz.

Keinen Augenblick ist der gewohnte Depeschen- und Gerüchte-Dienst unterbrochen worden, nach wie vor verzeichnen unsere Börsenreferate die günstigen oder ungünstigen Meinungen: das Aufwärts oder Abwärts in Bezug auf Einnahmeausweise, Verstaatlichungofferten, Reorganisationpläne, Kolonialniederlagen, Kabinetskrisen u. s. w.; und endlich zeigt auch der Kurszettel mit seinen unzähligen Feldern die „interessanten" täglichen Schwankungen. In Wirklichkeit aber sind heute die deutschen Fondsbörsen leblos, es fehlt ihnen die spekulative Triebkraft, und Das hängt weniger mit der Furcht vor dem so viel besprochenen Börsengesetz zusammen als mit der Ungewißheit über sein Schicksal. Ungewiß ist alles Neue; daher steht auch das legitime Geschäft abwartend da. Es wird genau so gehen, wie beim Erscheinen des ersten Effektenstempels; damals war der Verkehr eine Zeit lang wie tot, da die Scheu vor dem Unbekannten zusammen mit der Angst vor zufälliger Gesetzesverletzung alle Thätigkeit gelähmt hatte. Es waren Wochen, wo die Prinzipale von der Hilflosigkeit ihres Personals förmlich bedrückt wurden, bis sich allmählich auch der gemeine Rechenverstand mit den Paragraphenverschlingungen der fiskalischen Kunst vertraut machen konnte. Genau so wird es, wie gesagt, diesmal kommen; und dadurch, daß das legitime Geschäft, dem doch der Hauptantheil an Dem zufällt, was wir Börse nennen, sich wieder nothgedrungen Raum schafft, wird der Effektenverkehr seine frühere Lebhaftigkeit zurückgewinnen. Nur einen Unterschied giebt es: die Großen werden noch stärker, die Kleinen noch schwächer geworden sein; und zahlreiche Intelligenzen — intelligent wenigstens im Punkt der Kapitalsassoziation — werden sich der Industrie zuwenden. Dieser Umzug hat bereits begonnen. „Es geht den Industriellen ja so gut!" antwortet mancher Börsenmann, wenn man ihn fragt, warum er denn ein Fabrikant geworden sei. Eine solche Anschauung mag kurzsichtig sein, aber sie ist da und wird in der Konkurrenz schon fühlbar werden.

Zwei Einheiten hat aber diese ganze Bewegung gegen das „Papier"-Geschäft geschaffen: die der Börse und die der Banken. Diese Gefühle der Gemeinsamkeit konnten nach ihrem raschen Wiedererstehen noch nicht zu straffen Organisationen führen, aber sie haben es bereits zu einem bemerkenswerthen Ausdruck gebracht. Vor Allem scheint die berliner Börse entschlossen zu sein, wie es schon früher die Wahlen zu dem Aeltesten-Kollegium der Kaufmannschaft bewiesen, ohne Rücksicht auf den Rang irgend eines Bankiers vorzugehen. Spekulanten wie Makler scheinen einfach jeden Bankmann für einen Pharisäer zu halten, der das Spekuliren jetzt weit von sich und zu den Kleinen hinüberschiebt. Sollte die genügend erbitterte Stimmung auch zu energischem Zusammenschluß reizen, so könnte Das den Banken recht unangenehm werden. Denn mögen sich die leitenden Direktoren auch noch so fern von dem eigentlichen Börsentreiben dünken: ihre Kollegen oder Prokuristen, die täglich inmitten jenes drängenden Verkehres zu handeln haben, können ohne die Börse unmöglich fertig werden; schon wegen ihres eigenen Geldbeutels nicht, der oft schwerer wiegt als der ihrer

Hauptdirektoren. Von diesen Männern, die ins dichteste Schlachtgewühl der Kurse vordringen, sagt wohl der Neid: „Er verdient, was er will!“ Wie merkwürdig rasch übrigens da die frühere Zerfahrenheit geschwunden ist, beweist unter Anderem die ganz unverabredete und doch einmüthige Stellungnahme gegenüber einigen Börsenleuten, die man in dem angeblich begründeten Verdacht hat, dem Grafen Arnim das Eine oder das Andere für seine Reden soufflirt zu haben. Diese Männer werden jetzt einfach ignorirt, man wendet sich ab, wenn Einer von ihnen Etwas besprechen möchte; ohne Vorwurf, ohne nähere Begründung, aber beharrlich. Ja, in einzelnen Fällen ist es dazu gekommen, daß man ihnen keinen Wechsel mehr abkaufte. Die Patrizierfirmen, die in dieser Beziehung so ablehnend waren, meinen vielleicht nicht ganz mit Unrecht, daß, wer zur Börse geht und dort bis auf den heutigen Tag kauft und fixt, was ihm beliebt, den offenen Gegnern keine Belehrung über innere Vorgänge ertheilen sollte.

Die engere Fühlung unter den Banken dürfte sich zunächst in neuen Gruppirungen zeigen. Wer da z. B. glaubt, die Diskontogesellschaft übernähme die jungen Aktien der Handelsgesellschaft aus menschlichem Rühren, Der irrt sich. Es muß sich hinter diesem ganz ungewöhnlichen Vorgang, der sich aus den bisherigen Beziehungen beider Institute gar nicht organisch erklären läßt, ein ganz bestimmter Plan verbergen, den wir nicht kennen und an dem herumzudeuteln sich nicht lohnt. Der Bericht der Diskontogesellschaft ist der einzige, der den Kampf mit den agrarischen Bestrebungen direkt aufnimmt und von den „unmöglichen oder verkehrten Heilmitteln“ spricht, wodurch die Landwirthschaft in den östlichen Landestheilen die Schwierigkeit ihrer Lage nur noch vermehren würde. Bekanntlich ist ein Sohn des Herrn von Hansemann im Posenschen begütert; auch Herr Siemens besitzt ein Familiengut, dessen Ertrag befriedigend sein soll. Auf die rationelle Bewirthschaftung allein kommt es eben nicht an, man muß auch das nöthige Geld dazu haben. Uebrigens erzählt man, Herr Siemens habe seine näheren Freunde, u. A. Herrn Barth, häufig gewarnt, die Noth der Landwirthschaft allzu manchesterlich anzusehen, sie nämlich scherzhaft zu nehmen. So denken auch andere Größen der Bankwelt. Die Parteinahme des Herrn Miquel für die Ackerbauinteressen sollte man nicht als einen Versuch politischer Strategie ansehen. Schon vor Jahren, da an ein Portefeuille noch gar nicht zu denken war, weil Bismarck wegen der Verwendung eines Mannes in Verlegenheit kam, „der in alle Sättel gerecht ist“, schon damals sprach sich der Finanzminister von heute im intimeren Kreise sehr bestimmt für Maßnahmen zu Gunsten von Bauernstand und Landwirthschaft aus.

Der Rücktritt des Hauptleiters der Deutschen Bank aus dem Direktorium hat einen besonderen Eindruck nicht gemacht. Seit zwei Jahren hat Herr Siemens von dieser Absicht ganz offen gesprochen und die hierfür maßgebenden Gesundheitrücksichten wären vielleicht schon früher beachtet worden, wenn nicht die Verzögerung der Northern-Pacific-Angelegenheit eingetreten wäre. Die nothwendige Reorganisation dieser Bahn — oder, um ganz deutlich zu sein: die ungerechte Begünstigung der späteren, gerade in Berlin herausgebrachten Bondsgattungen — war direkt zur Pflicht geworden. Erst jetzt, wo ein neues, nicht ganz schlechtes Projekt vorliegt, das nach mancher Meinung trotz der Prozeßlust der Vorzugsaktionäre Aussicht auf Annahme haben soll, kann sich ein vielgeplagter Direktor im Verwaltungrath endlich Ruhe gönnen. Daß aber gerade für

ihn auch dort noch mehr als genügend zu thun sein wird, beweist die Mitwahl seines Adlatus Gwinner. Eine starke Persönlichkeit braucht neben sich keinen Mann von Ideen, sondern einen von bequem zu benutzenden äußeren Detailkenntnissen. Unter allen Umständen springen aus dem Reorganisationplane der Northern-Pacific-Bahn mehrere Millionen Dollars für die Deutsche Bank heraus, d. h. im Laufe der Zeit, auf Kontoprovisionen.

Auch eine einheimische Bahn erregt jetzt die öffentliche Diskussion und die Kurse. Die Hessische Ludwigsbahn hat von Preußen und Hessen eine gemeinsame Kaufofferte erhalten, die dem Kurs nach auf circa 120 Prozent herauskommt, aber den Aktien nach, welche die Käufer dabei schlucken, nicht mehr als 60 Prozent, vielleicht sogar noch etwas darunter, bedeutet. Das ist das Ende eines Streites, in dem die Aktionäre Jahre lang die Lämmer gewesen sind. Lange hat Preußen dieser Bahn eine schlimme Konkurrenz gemacht. Die hessische Regirung, die ihrer innersten Ueberzeugung nach entweder sehr billig oder gar nicht kaufen kann, untersagte die Konvertirung der Prioritäten, machte stets so schlechte Kaufanerbietungen, daß der Kurs der Aktien gedrückt bleiben mußte und wird jetzt — was freilich ein Streitpunkt ist — bei Berechnung des durchschnittlichen Reinertrages ihre Garantiezuschüsse abziehen. Immerhin kann die großherzogliche Regirung sagen, sie könne nicht mehr thun, als den Wortlaut der Konzession erfüllen; wenn nun damals Niemand an eine Kapitalisirung zu drei Prozent denken konnte, wo Jahrzehnte hindurch der Zinsfuß fünf Prozent war, so sei Das ein zufälliger Vortheil. Der Satz hätte ja auch auf sieben Prozent gehen können, dann wäre es zum Nutzen der Aktionäre gewesen. Ohne Opposition dürfte es aber in der Generalversammlung nicht abgehen, denn die letzte Dividende war fünfeinhalb Prozent und die Aussichten sind eher steigende. Von den Privatbahnen ist das die letzte große. Als der Minister Maybach sein Verstaatlichungprogramm fertig hatte, war man sich in der Geschäftswelt über die eigentliche Werthbemessung der Bahnen durchaus noch nicht klar. Herr Maybach bot dann plötzlich bei der Rheinischen Bahn 160 Prozent, einen scheinbar ganz unvermittelt hohen Kurs; bis zur Generalversammlung hatten aber einige Kluge zu rechnen angefangen und so stand die Abstimmung wider alles Erwarten von vorn herein gar nicht fest, trotz dem gewaltigen Beistand des von der Diskontogesellschaft geführten Konsortiums, das der Regirung einen kompakten Aktienposten schon vorher verkauft hatte. Der Nutzen innerhalb jenes Syndikates war vierzig Prozent. Als dann der Antrag auf Verstaatlichung der Rheinischen Bahn angenommen wurde, stellten besonders die fremden Besitzer diese Zustimmung als Unüberlegtheit dar. Nach ihrer Meinung wären bei einer Ablehnung der Offerte die Aktien um zehn Prozent gefallen, dann aber bald auf 250 Prozent gestiegen. Und heute ist der Zinsfuß noch eine ganz andere Macht geworden. Würde sich sonst „das deutsche Volk“ um eine chinesische Anleihe reißen, mit der man zum Zeichnungkurs schließlich doch nur fünf Prozent macht?

Pluto.

Hebbels Judith.

Im Oktober des Jahres 1836 schrieb Friedrich Hebbel in sein Tagebuch: „Das Weib ist in den engsten Kreis gebannt; wenn die Blumenzwiebel ihr Glas zersprengt, geht sie aus.“ Der dreiundzwanzigjährige Bauernenkel aus dem norderdithmarsischen Dorf Wesselburen saß damals in München, hörte Görres und Schelling, den frommen Versucher, und freute sich an schönen Künsten. Vielleicht hatte Romanos Judithbild, vielleicht Heines Salonplauderei über die jüdische Heldin ihn auf den gar nicht dreiundzwanzigjährigen Gedanken gebracht. Aus der Luft war die altkluge Sentenz jedenfalls nicht gegriffen, denn die Luft war schwül und stimmte nicht zu bescheidener Ergebung in ein Geschlechtsschicksal. Das junge Deutschland toste über den Markt, warf den Urvätertrödel von Sitte und Satzung frech in die Rumpelkammer und heulte das neue Dogma von der Emanzipation des Fleisches durch die Gassen; wilde Weiber, die in verbuhlten Kämpfen sich das Initiativrecht anmaßten und prahlend die Wonnen freier und freiester Liebe priesen, waren modern und den Pfahlbürger, der das Weib in den engsten Pflichtenkreis bannen wollte, hätte die Sprudeljugend wie einen närrischen Magister aus der Mittelalterlichkeit verhöhnt. Die Bedürfnisse wollten sich den Einrichtungen nicht mehr anpassen, im Männerstaat war Etwas faul, die Weiber empörten sich und Alles, was jung, gebunden und unterdrückt, unbefriedigt und sehnsüchtig war, nahm, wie es immer geschieht, für die Schwachen Partei, für die Rebellen, denen sicher die Zukunft gehören mußte. Der schlanke Holsteiner sah blinzelnd dem Spektakel zu und dachte sich still sein Theil. Er war auf dem Lande erwachsen und sein kümmerliches Dasein hatte sich früh innig mit starker und spröder Natur berührt; ein seltsames Geschick hatte ihn dann aus der Heimath verschlagen und zum spintisirenden Grübler gemacht. Jetzt, da in der Runde die Natur als Erbin der entthronten Götter verherrlicht wurde, gedachte auch er wieder der fern im trüben Dämmerlicht verschwimmenden Kindertage und ein schmerzliches Naturfehnen stieg in ihm auf, — ein Sehnen nach der Natur, die er einst gekannt hatte und die der Uebermuth zeternder Gassenbuben ihm nicht verzerren sollte. Die Natur, der Bauernstämmling wußte es, läßt ihres Wesens nicht spotten, sie duldet nichts Unnatürliches in ihrem Bereich und hat, wie der ältere Hebbel gern zu sagen pflegte, Selbstkorrekturen, die dem Frevler leicht verhängnißvoll werden können. Sollte das Weib nun wirklich aus dem Kreis der Geschlechtsfunktion treten und Männerarbeit verrichten dürfen? Gutzkow, der immer vom Mohnsaft der eigenen Dialektik berauschte Glöckner der neuen Ideen, hatte in seinem Sauldrama eben wieder ein Heldenweib aufgeputzt: die Tochter des Philisterkönigs, die in der Brautnacht den Gatten tötet und sein Heer dem geliebten David zuführt. Gutzkow wies, in den Spuren der Sand, der vorwärts drängenden Generation die Wege, sein

Helmbusch wehte dem jungen Deutschland winkend voran. Drei Jahre nach der münchener Tagebuchnotiz saß Friedrich Hebbel in Hamburg und schrieb, wie Gutzkow, ein biblisches Trauerspiel. Doch ihm entstand nicht ein Hymnus auf Heldenfrauen, sondern die Tragikomoedie von dem Weib, das einen Mann mordet, um sich von der scheuen Ehrfurcht vor dem Mann zu befreien, und das zittern muß, dieses Mannes Ebenbild zu gebären. Ihm entstand das wunderbare Gedicht, dem man das Motto setzen könnte: „Wenn die Blumenzwiebel ihr Glas zersprengt, geht sie aus." Und abermals vier Jahre später saß in Paris Heinrich Heine neben dem Judithdichter und sagte ihm, er gehöre in die große deutsche Literaturepoche und sei ein Fremdling, ein gespenstisch überragender, in der Zeit der kleinen Tendenzen.

Heine hatte Recht; ihm selbst war im Ringen um große Stoffe kein froher Erfolg beschieden, aber er konnte die Größe empfinden und mochte beinahe neidisch in dem ungelenken Nordländer den mächtigen Tragiker wittern, in dem der kränkelnde Genius Kleists zu neuem, unruhvoll flackernden Leben erwachen sollte. Heine konnte über Judith allerliebste Bemerkungen machen, Hebbel konnte ihr Schicksal gestalten. Beide durften die Tagestendenzen belächeln; wo aber der aristophanische Dichter nur lächelnd verhöhnen konnte, da gelang dem stärkeren Menschenbildner die ernste, bezwingende Schöpferthat. Heine, der schrecklich Schamlose, kitzelte die Romantik, die eigene Mutter, grausam in den Tod; Hebbel, der Riese mit dem Jüngferchengewissen, zeigte den Weg in die neue, als neu empfundene Klassik. Hebbel hat später erzählt, Heine habe ihm in zehn Minuten mehr und Klügeres über seine Judith gesagt als alle deutschen Kritiker in zehn Jahren; er hätte hinzufügen dürfen, Heine habe sein innerstes Wesen auch früher verstanden als irgend ein Anderer. Es war nicht ganz leicht, in dem Manne, der nur einen fleckigen Sprößling mit sich führte, den großen Poeten zu erkennen, und selbst ein Goethe hätte dem Schüchternen wahrscheinlich tröstenden Zuspruch versagt; nur ein im Lebenskern Kranker konnte diesen verlorenen Sohn seiner Zeit begreifen und an dem ersten, ungeberdigen Sprossen die Zeugerkraft seiner Lenden ermessen. Der klassische Kleinbürger Grillparzer, der die Helden stets aus der Kammerdienerperspektive sah und vom Herrn Hauptmann heute deshalb als „Heros" gefeiert wird, schrieb noch 1850: „In jedem Dichter ist ein Denker und ein Künstler; Hebbel ist der denkenden Aufgabe vollkommen gewachsen, der künstlerischen aber gar nicht." Das ist das Urtheil des heilbronner Rathes über den Ritter mit der eisernen Hand; den Rathsherren bleibt der Zeitungruhm, den Ritter trägt sein Roß über den Bezirk der Bürgergerichtsbarkeit rasch hinaus. Wer Hebbels Judith der verzierlichten Esther Grillparzers vergleicht, wird den Unterschied merken: dem braven Oesterreicher gelang ein sauber gefeiltes Lied im Idyllenstil, der Holste zwang zwei Welten in seinen Tragoedienplan.

Die poetische Empfängniß wird unterhalb der Bewußtseinssphäre bewirkt. Darum nützt es uns nicht, wenn wir den kostbaren Schatz der Tagebücher und Briefe Hebbels durchstöbern; da finden wir, was er bei kaltem Blut über sein Schaffen dachte, aber die Quelle, aus der er schöpfte, bleibt dem forschenden Blick verborgen. Wie dem inneren Auge des Dichters der Stoff aufging, wie ihn, unbewußt teleologisch, die Phantasie umformte und er endlich auch dem ruhenden Geist wahrnehmbar wurde: darüber erfahren wir nichts aus Biographien und Literaturgeschichten, darüber schweigt selbst des Sängers beredter Mund. Wenn man diesem Problem einmal bis in seine Tiefe nachdenken will, wird man kaum ein besseres Beispiel ersinnen können als den Fall Judith. Ein uralter Stoff, in dem lange nichts Menschliches zu entdecken war, eine nationale Novelle, die ein erschlafftes Volk zur Heldenthat aufrütteln sollte, wird plötzlich mit Meistergriff zum menschlichsten Gedicht umgestaltet und zugleich werden die episch einfachen Gefühle der Fabelhelden so komplizirt, daß man sich tastend nur in ihren dunklen Irrgängen zurechttappen kann. Wer hat das Wunder solcher Umwandlung gewirkt? Das Genie, lautet die gassenläufige Antwort, die dichterische Intuition, — und damit ist uns nicht geholfen, ist die Dunkelheit nicht erhellt. Doch wir nähern uns dem Gebiet der Mystik und sind für die Hebbelwelt jetzt erst recht günstig gestimmt; die kalt leuchtende Fackel der Vernunft würde im Reich des Wunderbaren rasch verlöschen.

Wir sind im Reich der biblischen Wunder und sehen, wie in außerordentlichen Weltlagen die Gottheit von schwachen Menschen ungeheure Thaten heischt. Israel ist von der Uebermacht des Feindes bedrängt und kann nur durch ein Wunder gerettet werden. Der Dichter hat die Judenheit im Kern ihres Wesens gepackt und das krankhaft Vergeistigte, das Gespenstische, das Heine, als ein nah Verwandter, so richtig herausfand, unheimlich sicher gestaltet. Aber er hat der Vorsehung ein neues, ein ganz und gar unbiblisches Werkzeug geliehen und, weil er den grellsten Kontrast brauchte, der Gespensterwelt die frechste, skrupelloseste Genußsucht gegenübergestellt. Seine Judith ist nicht die patriotische Wittwe des apokryphen Buches, nicht die listige Schlächterin, die singend und tanzend das eigene Vollbringen laut rühmt. Sie ist eine Jungfrau, die den Mann noch nicht empfunden hat; zwar ward sie jung dem Manasses vermählt, aber ein warnendes Zeichen scheuchte in der Brautnacht den lüsternen Freier von ihrem Lager: sie sollte unbefleckt bleiben, denn sie war zu Großem bestimmt und Großes vermag nur die reine Magd. So war sie, sich selbst ein banges Geheimniß, durch ein müssiges Dasein geschritten, unberührt und doch von heißen Wünschen durchwühlt, und hatte in frommen Werken Frieden gesucht. Da, plötzlich, dringt ein heller Strahl in ihr verwirrtes Gefühl: wenn sie zur Retterin ihres Volkes erwählt, wenn sie bestimmt wäre, in dunkler Nothnacht Israels Stern herrlich leuchten zu lassen? Dann wäre

das Räthsel ihres Lebens gelöst, der Fluch der Unfruchtbarkeit von ihrem Schoße genommen. Aus der Tiefe ihrer lechzenden Frauensehnsucht war das Stöhnen emporgestiegen: „Ein Weib ist ein Nichts; nur durch den Mann kann sie Etwas werden; sie kann Mutter durch ihn werden. Das Kind, das sie gebiert, ist der einzige Dank, den sie der Natur für ihr Dasein darbringen kann. Unselig sind die Unfruchtbaren, doppelt unselig bin ich, die ich nicht Jungfrau bin und auch nicht Weib!“ Vor solcher Beängstigung hatte sie sich in den Glauben, in irres Beten zu einem unverstandenen Gott, gerettet. Wenn sie ihn jetzt verstände, ihn und seine lange verhüllte Absicht? Noch spielt sie nur mit dem Gedanken, vor dessen steiler Höhe das Bewußtsein der Frauenschwäche ein Schwindel befällt. Das Weib, das der Mann nicht erkannt, das im Manne nicht das Thier gefühlt und nie gesehen hat, wie Männer in wollüstiger Furcht zittern können, blickt in ehrfürchtiger Scheu an dem Herrn und Gebieter hinauf: ihm gebührt das Vorrecht, von ihm fordert das Weib den Muth und die Kraft eines Helden, ihm kann es Feigheit niemals verzeihen. Wenn Männer in der Gefahr verzagen, dann erst hat ein Weib das Recht auf eine große That erlangt und dann erst hat die zum geheimnißvollen Werk Erweckte zu zeigen, daß die große That eines Weibes möglich ist. Der Weg zu dieser That führt durch die Sünde; Judith weiß es und hat drei Tage lang, in schlechten Kleidern und ohne Nahrung, von ihrem Gott eine Antwort auf die Frage erbettelt, ob sie sündig werden und den jungen Leib preisgeben darf, um den verhaßten Feind ihres Volkes überwinden zu können. Endlich hat der Unfaßbare ihr gesprochen: er verlangt das Opfer, vor ihm ist das Unreine rein, er hat der jungfräulichen Wittwe die Mutterfreuden versagt, damit sie frei von irdischen Gefühlsfesseln sei, ein leeres, fleckenloses Gefäß, in dem die fromme Begeisterung sich sammeln, aus dem sie, dem dürstenden Volk eine Labung, zur bestimmten Stunde hervorsprudeln kann; Adonai, dessen Wille das Opfer wirkt, wird die sündige Heldin vom Sünderfluch lösen. Daß in die Sehnsucht nach der That auch die Sehnsucht nach dem Manne sich mischt, nach dem Einen, dem starken Befruchter, mag die Männin sich nicht offen bekennen; zwar hat das Gerücht, das die Feldherrngröße des mächtigen Mannes ins Mythische reckte, und nicht ein frommes Patriotengefühl sie zum Wollen und Wollenmüssen geweckt, zwar erbebt sie bei dem Gedanken, da zur Bewunderung gezwungen zu werden, wo sie gern hassen möchte: gleichviel, — sie wählt aus der Verworrenheit des Empfindens den stützenden Glauben, daß sie als Tochter Israels, nicht als Weib, die gefährliche Straße ins Lager des Holofernes zieht. Der Mann, dem sie den Ruhm der That gönnen wollte, war ein kraftloser Wicht; sind in Bethulien alle Männer wie er, wohlan, so mag Weibesmuth die herrische Schwachheit beschämen. So tritt Judith, im Hochzeitgewand, im sieghaften Glanz der zum Genuß noch nicht erschlossenen Schönheit, unter

das nach Speise und Trank jammernde Volk; so schreitet die Frau, die Widernatürliches will, aus dem engen Gemach in die widernatürliche Welt.

In eine dumpfe, luftlose, unfrohe Gespensterwelt, wo Schatten und Schemen herrschen und jede natürliche Regung als Todsünde gilt. Friedrich Vischer hat einmal gesagt, dem jungen Hebbel fehle der Sinn für die Sitten, „die von der Natur und Gewohnheit gebildete, daher immer naive Norm, worin sich die Zeiten, die Völker, die Stände bewegen". Das Urtheil ist richtig: Hebbels Tischlermeister trinkt Thee, seine Griechen sind im Hellenensinn Barbaren, sein Hunnenkönig ist ein galanter, mit dichten Kulturkämmen frisirter Herr und sein Holofernes hat Hegel gelesen und Schopenhauer geahnt. Aber in Israel gab es keine „naive Norm"; hier war Alles künstlich aus einem krankhaften Spiritualismus ersonnen und hier gelang dem Dichter ein unvergängliches Bild. Nie, auch von Heine im Rabbi nicht, ist die Hauptlinie des altjüdischen Geistes so stark und so sicher gezeichnet worden; nicht die Sitten sehen wir freilich, nicht die gleichgiltigen Alltagsgewohnheiten der Bethulier, aber wir fühlen die zwingenden Vorstellungen, die auf Hirnen und Herzen lasten und unter einer dicken Staubschicht den Willen lähmen. Größenwahn und Verzagtheit, blindes Vertrauen auf den einen, einzigen Universalgott und ein ewiges Hadern mit diesem Einzigen, die Gewißheit des Zieles und eine ununterbrochene, talmudisch spitzfindige Diskussion über den zum Ziel führenden Weg, Werkheiligkeit und innere Oede: so sieht es in dieser welkenden Judenheit aus. Dem Volk, das sich für die auserwählte, auf Schritt und Tritt von himmlischer Hilfe geleitete Schaar hält, ist der Wille morsch und müde geworden; es kann von den Abgründen spekulirenden Denkens noch dürre Halme pflücken, aber zum Handeln fehlt ihm die Kraft. Sein Prophet ist der Rasende, der gegen den eigenen Bruder die Menge hetzt, seine Heldin das Weib, das den Brudermörder schützen und mit einem widernatürlichen Werk beim höchsten Richter sich in Gunst betten will. Wo in dieser kahlen Wüste sich noch ein Wille regt, da irrt er in der Richtung, da wähnt er, in Daniel wie in Judith, Gott wohlgefällig zu sein, wenn er gegen die Natur sich vergeht. Auf solchem Boden, Das fühlt die Frau, wachsen keine Männer; aus der schlotternden Schaar, die für die Vernichtung durch wilde Horden längst schon reif scheint, wird Keiner dem Holofernes gefährlich werden. Deshalb wird der Herr, der dem Stummen die Sprache wiedergab, der jungfräulichen Wittwe den Ruhm heldischer That nicht versagen. Das von der Ehrfurcht vor den Männern des eigenen Volkes befreite Weib schreitet, jetzt mit stolz erhobenem Haupt, von der Stätte des Jammers hinaus in die Heidenheit.

Da weht eine andere Luft. Die Jüdin kommt von einem Volk, dem der Gott auch der König ist, und findet ein Volk, dessen König sich selbstherrisch zum Gott erhöhte; aus einer Welt, die sich von Gott geboren glaubt,

tritt sie in eine Menschheit, die den Gott aus sich selbst erst gebären will. Hier huschen nicht schreckend Gespenster umher, kein Gewissensbedenken bleicht das frische Roth der Entschließung, keine Schranke trennt die Bezirke des Guten und Bösen; hier herrscht nur der Wille, der zügellos freche Wille zur Macht und zum Genuß, und wenn ein Gott waltet, kann es nur Zarathustra sein, der also spricht: „Leben ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Einverleibung, und mindestens, mildestens Ausbeutung.“ Die Frau fröstelt unter dem kalten Wind; ihr ist zu Sinn wie einem Frommen, der zwischen lachende Ketzer verschlagen wird: ihr Glaube gilt nicht in diesem Bereich, ihre stolze Sicherheit zerschellt an dem starren Felsen des skrupellosesten Selbstvertrauens und der Wahn, dem Weibe könne das Wunder gelingen, zerflattert rasch hier, wo das Weib nur die reizende Beute des Siegers und die wärmende Wonne des harten Feldbettes ist. Alle alten Begriffe, die dem Kind schon eingeprägt wurden, gerathen ins Wanken; der Urstand der Natur scheint wiedergekehrt, die Zeit vor dem Paradiesesfluch, die Sünde nicht kannte. Und mitten in dieser fremden, furchtbaren Welt steht der Entsetzliche, der Götter macht, Götter stürzt, von Göttern wie von selbst geschaffenen Kreaturen spricht und Götter ausspeitschen läßt, wenn sie nicht leisten, was er verlangt, — steht der Mann, den Judith in ihrem geweckten und nicht gestillten Frauengefühl so lange geträumt hat: „mit dem Antlitz, das ganz Auge ist, gebietendes Auge, und mit dem Fuß, vor dem die Erde, die er tritt, zurückzubeben scheint“. Sie möchte anbeten und will doch hassen, sie möchte den eigenen Willen brechen und nur Werkzeug der Gattung sein und ist doch zum Werkzeug der göttlichen Rache erwählt; ihre Selbstherausforderung wird grausam bestraft: sie findet „den ersten und letzten Mann der Erde“ und muß mit ihm die im Geschlechtstrieb tötlich getroffene Weibkraft messen. Doch sie rafft sich gewaltsam auf; es gab eine Zeit, wo der Gewaltige nicht war, darum kann eine kommen, wo er nicht mehr sein wird, — und darum kann Judith lächeln, als der trotzige Heide sie fragt, was Sünde ist. Und nun beginnt ein Zweikampf auf Tod und Leben. Holofernes will aus dem Herzen des Weibes den Gott vertreiben und sich selbst an seine Stelle setzen, Judith will ihrem Gott den Sieg über die wilde Naturkraft sichern. In stiller, sternloser Nacht, während ringsum friedlich Alles schläft, wird der Kampf ausgefochten. Wie wird er enden?

Keinen frohen Sieger giebt es in diesem Kampf und keinen völlig Besiegten. Der Held wird ermordet; und sein Leben, das er lassen mußte, ehe das in die Wolken strebende Wollen That werden konnte, bliebe uns nur als großmäuliges Prahlhanſenthum im Gedächtniß, wenn es nicht in der letzten Stunde noch, im wüsten Rausch, den die Brunst würzt, das vermessene Heldenweib sich unterworfen hätte. Der Heide siegt über den Judengott, während ihn selbst die Rache des beleidigten Weibes tückisch im sicheren Schlummer trifft: so endet

der Kampf, ohne frohen Sieg, ohne völlige Ueberwindung. Als Holofernes die Zitternde, die in lallender Angst Schonung erflehte, auf sein Lager zerrte und mit seiner geilen Gier auch ihr rascher strömendes Blut erhitzte, als er mit rohem Griff das Gewand, das zur traurigen Hochzeit bestimmte, herunterriß und mit wilden Küssen sich über die süße Beute stürzte, da versagten die Sinne dem Weibe den Dienst und standen, wie trunken gemachte Sklaven, die ihren Herrn nicht mehr kennen, gegen den wankenden Willen auf. Vergessen war Israel, war Adonai, vergessen das Werk der nationalen Befreiung: die Heldin war übermannt, in den Armen des Mannes jauchzte, begehrt und begehrend, das der Gattung erweckte Weib. Draußen erst, als sie den Dunstkreis des Schlafgemaches verlassen hat, kehrt der Ueberwältigten das Bewußtsein zurück. Was war sie denn diesem Manne gewesen? Ein Bissen, den man eilig hinunterschlingt, vor dem Schlaf, zur Sättigung sehnender Triebe, ein Tropfen in sandiger Wüste, den der Verschmachtende schlürft, ohne lange zu fragen, ob er rein oder unrein ist; dem Heiden hatten vor Bethulien schmucke Weiber gefehlt: er nahm die erste Frau, die er fand, freute sich ihrer Schönheit und warf die ausgekelterte Traube verächtlich bei Seite. Der Kriegerin des höchsten Gottes wäre die Kraft zum tötlichen Vollbringen erlahmt: Judith hätte den Mann verschont, wenn er das Weib in ihr geachtet hätte; jetzt kann sie ihn töten, denn das Lächeln des ruhig Schlafenden mahnt sie an ihre Schmach. Aber sie tötet nicht den Feind ihres Volkes, sondern den Mann, der zuerst ihren Geist und dann ihren Körper bezwang, den aufgesparten Schatz ihrer Keuschheit lachend erraffte und jeden Gedanken an die hohe, die himmlische Sendung mit dem Hauch seines Mundes spurlos verwehte; sie tötet ihn, weil er erwachen, weil seine nach dem Schlaf wieder hungrige Gier sie noch einmal packen und pressen könnte, — und weil sie sich schwach fühlt und ohne Widerstand vor seinem sengenden Kuß. Wohl versucht sie, durch neue Selbstherausforderung sich in ein Heldenbewußtsein hineinzulügen, aber der tönende Ruf trägt nicht weit und das nüchterne Wort des Menschenverstandes reißt die Träumerin in die Erkenntniß zurück. Mirza, ihr Mädchen, hatte schon vorher gestöhnt, ein Weib solle Männer gebären, nicht Männer töten, und, mit dem sicheren Blick der beschränkten Einfalt, erkannt, daß hier das Weib, nicht die Jüdin, die Rächerarbeit vollbrachte. Mirza mahnt die Herrin nun auch an ihr Frauenschicksal: „Holofernes hat Dich umarmt. Wenn Du ihm einen Sohn gebärst: was willst Du ihm antworten, wenn er Dich nach seinem Vater fragt?“ Dieses Wort stürzt die Trunkene aus ihrer Heldenhöhe herab, wie Daniel, dem Propheten, die Erinnerung an die natürliche Pflicht wieder die Zunge lähmte; dieses Wort verkündet schrill den Sieg des erschlagenen Heiden. Die Stunde, der sonst unter Wehen selbst die Frauenhoffnung entgegenlacht, muß Judith nun in Todesängsten erwarten; sie muß bebend in ihren Schoß horchen, ob sich drinnen

nicht neues, ungeduldiges Leben regt, und wird ihr verdoppeltes und gereinigtes Selbst, wenn es sie einst mit dem Kinderschrei grüßt, nicht glückselig anlachen können. Sie wollte sich von der Ehrfurcht vor dem Manne befreien und hat vor dem Mann das Fürchten gelernt; sie wollte den auf ihr lastenden Bann der Unfruchtbarkeit lösen und muß nun beten, ihr befleckter Leib möge unfruchtbar sein. Die Vorsehung hat erreicht, was ihr Eingreifen in das irdische Getriebe bezweckte, aber sie hat im Vollbringen zugleich ihr Werkzeug zermalmt: sie ließ der Jungfrau Großes gelingen, aber sie nahm, im Augenblick des Gelingens, dem erkannten Weibe mit der Keuschheit auch die Wunder wirkende Kraft.

. . . Hebbel schrieb über seine Judith einmal an Dingelstedt, den münchener Intendanten: „Ein mit solch naiver Unbekümmertheit um alle und jede Theater der Welt im Furor gelaichtes Stück kann sich nur durch die treueste Theilnahme und die sorgfältigste Pflege vor den Lampen behaupten." Das hätte der eifrige Regisseur unseres Hofschauspielhauses bedenken sollen, als er den guten Vorsatz faßte, das dunkle Gedicht des Mannes der Bühne zurückzugewinnen, der in einsamer Größe die Epigonenschaar überragt. Dann hätte er vielleicht versucht, den beiden Welten, die hier zusammenstoßen, der Welt der Vorstellungen und der Welt des Willens, das scharf und selbst für blöde Augen deutlich unterschiedene Kolorit zu schaffen, und dann wäre die Theilnahme der Hörer nicht vor dem Höhepunkt der Handlung ermattet. Bethulien muß wie eine ausgedörrte Gespensterstadt ohne Luft und Luft, das Lager des Holofernes wie der Sonnensitz heidnischen Götterglückes dem Betrachter erscheinen. Und die Spieler, die Judith und Holofernes sein wollen, muß ein Kunst empfindender Führer ins Innerste der Dichtung geleiten; am Schillerplatz fehlte der Hebbelführer und das Allerheiligste des Wunderwerkes blieb unentriegelt. Fräulein Poppe wollte mit kleinen Künsten die Größe zwingen und köpfte nicht nur den Helden, nein, auch das Drama. Diese ungewöhnlich begabte Schauspielerin ist auf dem schlimmen Wege zum berlinischen Stil der denkenden und mit ihrem Denken sich brüstenden Künsteler; sie war stark, so lange sie sich leichtsinnig den Wirbelwinden ihres Temperamentes überließ, und wird bald unerträglich werden, wenn sie fortfährt, nach superkluger Primadonnen Art die Sätze zu zerren und zu zerpflücken und die ruhige Schönheit ihres Gesichtes in schnell wechselnde Komoediantenfratzen zu entstellen. Es ist gut, daß ihrem bisher unbestrittenen Heldinnenthum eine gefährliche Nebenbuhlerin erstanden ist; Fräulein Dumont hat in dem neuen Theaterstück des Herrn Sudermann, der volksthümlich billigen Kolportageausgabe der Frau vom Meere, ihren Anspruch auf die größten Aufgaben nachschaffender Kunst bewiesen: sie könnte Judith sein, sie würde die strenge, vom Geschlechtscentrum aus mählich erweichte Hoheit des im Gefühl verwirrten Weibes treffen und ihr schwarz verschleierter Blick würde von Scham und Schrecken, von Jubel und Jammer uns die gräßliche

Kunde bringen. Ihre Judith hätte vielleicht auch unseren Holofernes besser gestimmt. Herr Matkowsky kann, wie kein Anderer auf deutschen Bühnen, mächtige Männlichkeit darstellen; und die Prachtgestalt seines heidnischen Uebermenschen wäre vollendet, wenn ihr nicht die innere Gebrochenheit des an seiner Götterhöhe leise zweifelnden und gerade deshalb um so lauter prahlenden Helden fehlte; der Schauspieler irrte, als er dem siegreichen Feldherrn einen heiteren Grundton gab. Holofernes ist nicht heiter, — er fordert sich nur, wie Judith zu heldischem Thun, selbst zu gewaltsamer Heiterkeit heraus; sein Scheitel reicht an die Grenzen der Menschheit hinan, aber der Ueberlebensgroße fühlt, daß es für die Menschheit doch Grenzen giebt. Hebbel wollte „eine jener ungeheuerlichen Individualitäten" vorführen, „die, weil die Civilisation die Nabelschnur, wodurch sie mit der Natur zusammenhingen, noch nicht durchschnitten hatte, sich mit dem All fast noch als Eins fühlten und, aus einem dumpfen Polytheismus in die frevelhafte Ausschweifung des Monotheismus stürzend, jeden ihrer Gedanken ihrem Selbst als Zuwachs vindizirten und Alles, was sie ahnten, zu sein glaubten." Aber der Dichter stand zu fest in seiner Zeit, als daß ihm die helle Renaissancegestalt eines Borgia oder Malatesta gelingen konnte; er war im Jahr des Befreiungskrieges geboren, der den vorläufig letzten Uebermenschen zu Boden zwang, und konnte den Willen zur Macht, der, nach Nietzsche, auch der Wille zum Leben ist, nur noch als ein müder Moderner, also gebrochen, gestalten. Er war sehr erstaunt, als er zwanzig Jahre später Schopenhauer kennen lernte und sah, wie der vornehmste Philosoph zu Trägern der Welt Ideen machte, die er selbst nur zaghaft zu Trägern einzelner, überragender Individuen zu machen gewagt hatte, und er würde noch mehr staunen, wenn er sähe, welchen Beifall die evolutionistische Lyrik des Holofernes von Sils-Maria sich in den Herrschafttagen des unendlich Kleinen gewinnt. In ihm war eben, trotz Grillparzer, der Künstler doch stärker als der Denker: er wußte gar nicht, daß er, weitab von den Augenblickstendenzen der jungdeutschen Streber, an einer Weltanschauungwende im Kampf mit Gespenstern stand.

Einen Kampf mit Gespenstern kann man Hebbels ganze Dichtung, wie die Ibsens, seines Erfüllers, nennen: den Versuch, sich von dem Gespensterglauben einer sterbenden Zeit zu lösen. Jede ernste Dichtung will sich mit den wahrnehmbaren und den verborgenen Erscheinungen des Weltwesens künstlerisch auseinandersetzen. Diese Auseinandersetzung wird erschwert, wenn sie in eine Epoche fällt, der die Weltanschauung wieder einmal streitig geworden ist. Dann zerbeizt dialektischer Spürsinn leicht das Kunstwerk und die naive Schönheit der Dichtung wird von einem unruhigen Hang zum Raisonniren durchlöchert. Deshalb sind Hebbels Menschen so bewußt, so gar nicht naiv; sie grübeln über sich selbst und zerwühlen ihr Innerstes, weil der Dichter zu sehr Künstler war, um, wie Dumas, sich einen raisonnirenden

Sachwalter zu bestellen. Und deshalb kann Hebbel niemals den lärmenden Sieg des Bühnendichters erstreiten; denn er steht nicht mit beiden Füßen in einer alten, bewährten, den Hörern vertrauten Weltanschauung, sondern im trüben Zwielicht eines kaum erst dämmernden Tages. Wie seinen Holofernes und seine Judith der frühe Schein des Christenthumes mit seltsam fremder Majestät umleuchtet und ihren herausgeforderten Willen vermorscht, so trifft auch den Dichter der Strahl einer neuen Sonne und läßt ihn unsicher blinzeln. Wie Schelling, wie Hegel, steht auch er zwischen den Gegensätzen, die Heine die nazarenische und die hellenische Weltbetrachtung nannte, zwischen dem von Gewissensbedenken beherrschten Spiritualismus, der sich die Welt teleologisch erklären möchte, und der von Bedenken freien Entwickelung-Ethik, die aus dem Daseinskampfe nur rückwärts schaut, um die kausalen Zusammenhänge des Werdens klar zu erkennen. Und wie Hamlet, im Konflikt des Willens mit dem Gewissen, sehnsüchtig nach einer That, der brutalsten, lechzt, so schien auch dem Manne, dem der alte, vermeintliche Dualismus von Natur und Geist noch den Blick blendete, nur die Gewaltthat zur Lösung des bangen Zwiespaltes geeignet: er wollte zeigen, daß die Natur, die Stärke, stets siegt und daß die Frau sich an Männerwerk nicht heranwagen darf, — wenn sie nicht, wie die Judith in Nestroys lustiger Travestie, ein zum Gebären untüchtiger verkleideter Knabe ist. Er fand, draußen und in der eigenen Brust, verwirrte Gefühle und suchte feste Punkte, die den unsicher Tastenden Wegweiser werden könnten. Solcher feste Punkt schien ihm gefunden, wenn der Herrschaftstreit unter den Geschlechtern entschieden würde. Von dem Recht der Leidenschaft hielt er nicht viel, geniale Weiber waren ihm ein Gräuel, er mochte von Lelia, Wally und Rosalie nichts wissen und klammerte sich an Hegels Patriarchalsittlichkeit: deshalb schuf er Judith und Brünnhilde und wähnte, zwischen Mann und Weib sei für immer „der letzte Kampf ums Vorrecht nun ausgekämpft." Aber die Frauen haben zu fragen nicht aufgehört, sie wollen sich nicht länger mehr in den engsten Pflichtenkreis bannen lassen, — die Blumenzwiebel zersprengt ihr Glas. Für Hebbel war die That eines Weibes, „dies Wollen und Nicht-Können," der ärgste Kontrast und ein Frevel an der gesunden Natur und der Wahrheit der Menschenwelt; deshalb verschließen die Weiber sich wüthend dem Reiz seiner Dichtung. Vielleicht hätte der hamletisch empfindsame Riese den Kampf ums Männervorrecht geschickter geführt, wenn er von Nietzsche gelernt hätte, daß die Wahrheit wohl ein Weib sein mag, daß aber schauerlicher Ernst und linkische Zudringlichkeit untaugliche Mittel sind, um ein Frauenzimmer für sich einzunehmen.

M. H.

Leist.

Herr Leist, der früher in Kamerun deutscher Kanzler war, hat mir aus Chicago den folgenden Brief geschrieben:

Sehr geehrter Herr Harden, die hiesigen Blätter brachten die Nachricht, daß der preußische Justizminister Schoenstedt im Reichstag auf eine Anregung des Abgeordneten Lenzmann, gegen Peters, Wehlan und mich die Strafverfolgung eintreten zu lassen, erwidert habe, ich sei nach Amerika gegangen, bevor auf meine Angelegenheit bezügliche informatorische Schritte ihren Abschluß gefunden hätten. Diese Aeußerung hinterläßt den Eindruck, als ob ich mich der kriminellen Verfolgung durch die Flucht entzogen hätte. Nun aber ist mir von irgend einer gegen mich eingeleiteten kriminalrechtlichen Untersuchung auch nicht das Geringste bekannt geworden, obwohl ich mich vom Mai 1894 bis Mitte September 1895 unausgesetzt in Berlin, mit vollem Wissen des Auswärtigen Amtes, aufgehalten habe, also noch volle fünf Monate, nachdem das gegen mich veranlaßte Disziplinarverfahren in Leipzig rechtskräftig beendet war. Auch habe ich den Herren des Auswärtigen Amtes, namentlich dem Direktor Kayser, meine Absicht, hierher zu gehen, mehrere Male mitgetheilt. Ich glaube also nicht, daß man mir den Vorwurf machen kann, ich hätte die Folgen meiner Handlungen nicht auf mich nehmen wollen. Wenn ich Das beabsichtigt hätte, so wäre ich doch nach Empfang meines Abberufungschreibens von Kamerun direkt hierher, statt nach Berlin, gefahren, wodurch ich Aerger, Geld und Zeit gespart hätte. Denn die Pension, die man mir bewilligt hat, beträgt 52 Mark pro Monat auf drei Jahre, also im Ganzen nicht so viel, wie mir der kameruner Aufstand an Eigenthum zerstört hat. Nun haben aber beide Erkenntnisse (Potsdam und Leipzig) anerkannt, daß eine von mir begangene kriminell strafbare Handlung nicht vorliegt, selbst wenn man das deutsche Strafgesetzbuch auf kameruner Verhältnisse anwenden will. Außerdem hat in der Reichstagssitzung vom zwanzigsten Mai 1895 (ich citire nach Nr. 327 des Jahrganges 48 der Nationalzeitung) der Regirungvertreter, Direktor Kayser, dem Abgeordneten Stadthagen erwidert: „Die Angriffe gegen die Regirung, daß sie die vorgefallenen Missethaten nicht zur Verfolgung gezogen habe, sind unbegründet. Im Falle Leist ist in beiden Instanzen des Disziplinarverfahrens nur eine disziplinarisch verfolgbare Handlung festgestellt, dagegen anerkannt worden, daß der Thatbestand einer strafbaren Handlung nicht vorliegt." Ich glaube deshalb, annehmen zu dürfen, daß die mich und meine Angehörigen verletzende Aeußerung des Justizministers Schoenstedt auf unrichtiger Information beruht . . . . .

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

H. Leist.

Herr Leist ist für die Fehltritte seiner Jugend nachgerade wohl hart genug bestraft. Es ist Zeit, sich zu erinnern, daß der Mann, aus dem die Legende ein Ungeheuer macht, dessen Eifer und Fähigkeiten aber durch die besten Zeugnisse bescheinigt sind, für sein Vaterland auf einem gefährlichen Posten sein Leben eingesetzt hat. Er hat sich den Folgen seiner Vergehen nicht entzogen und es würde Menschen, Christen und Deutschen ziemen, ihm endlich Ruhe zu lassen und zu wünschen, daß er in ernster und nützlicher Arbeit die begangenen Fehler bald völlig auslöschen kann.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. April 1896.

Ceremonienmeister.

Während der Ministerialrath von Innstetten, der kühle, korrekte Gatte des flatterlustigen Seelchens Effi Briest, vom Duellplatz ins alte berlinische Heim zurückfährt, summen ihm seltsam fremde Gedanken durch den glatt gescheitelten Kopf. Er hat den Mann niedergeschossen, der ihm die Frau vom engen Pflichtenpfad abgelockt hatte. Das war sein gutes Recht, war eine Nothwendigkeit, an der ein Mann seines Standes im Ernst nicht zweifeln durfte; auf einer gewissen Stufe der Bildung und des Besitzes ziemt es sich für den christlichen Ehemann, den Verführer seines Weibes zum Zweikampf zu fordern, und es macht einen üblen Eindruck, wenn von den Kämpfern dann nicht Einer tot auf dem Platze bleibt. Das war nun einmal so, daran durfte ein gottesfürchtiger Edelmann nicht respektlos rütteln. Und doch ... Vielleicht fiel sein Blick auf die blutrothe Nelke, die er vorhin zwischen den dichten Büscheln des Dünenhafers gepflückt und ins Knopfloch gesteckt hatte: Herr Geert von Innstetten wurde die seltsam fremden Gedanken nicht los, während der Eisenbahnzug ihn durch den Sommersonnenschein ins alte, entheimelte Haus zurücktrug. War das Verbrechen, das er eben mit der Waffe gerächt hatte, am Ende nicht schon verjährt gewesen? Sechs Jahre waren seitdem vergangen, er hatte von dem schmählichen Betrug der Frau und des Freundes nichts geahnt und war in dem Eheverschluß, den er für sicher hielt, glücklich gewesen. Nun war es mit seinem späten Glück für immer vorbei; er hatte den falschen

Freund getötet und mußte die Frau fortschicken, ohne daß er doch gegen das sündige Paar heißen Haß oder wilde Rachsucht im Innersten spürte. Seine Seele war still; nur ein leiser Ton klang darin und wollte nicht schweigen, — ein Ton, der aus dem letzten, schmerzlich lächelnden Blick des Sterbenden zu ihm gesprochen hatte: „Innstetten, Prinzipienreiterei... Sie konnten es mir ersparen und sich selber auch.“ Konnte ers ihm und sich selbst nicht wirklich ersparen? Mußte er mit dem Glück auch noch die Ruhe opfern und immer den fragenden, anklagenden Blick vor sich sehen? Es war gut, daß die Reise rasch zu Ende ging und der Einsame aus dem Eisenbahnwagen erlöst wurde; sonst hätte er dem Dogma noch länger nachgegrübelt und schließlich gemerkt, daß, sind nur erst ein paar Stiche aufgetrennt, das Ganze wie Maschinennäherei reißt. Draußen, unter den Menschen, im vertrauten Kreise der Standesgenossen, wird der einlullende Dogmenglaube dem Ministerialrath wiederkehren und ihn lehren, daß es nun einmal nicht anders ist, nicht anders sein kann.

Der Mann, der am Freitag nach Ostern morgens über den Potsdamer Platz schritt, sah nicht aus, als hätten ihn jemals die Skrupel und Zweifel geplagt, die den Korrektheithelden in Fontanes wundervoll stillem Greisenroman während der Heimfahrt anfechten. Er ging aufrecht einher, blickte zufrieden und beinahe heiter drein, wie ein Mensch, der von einer lange stöhnend ertragenen Last endlich erlöst worden ist, und sprach ruhig und ohne sichtbare Nervosität mit seinen Begleitern. Der Mann war Herr Lebrecht von Kotze, der früher, als er noch den Dienst des Ceremonienmeisters versah, von der Hofgesellschaft den Kosenamen Lebchen empfangen hatte. Er kam aus Potsdam, vom Duell mit dem Ceremonienmeister Freiherrn von Schrader, und wußte, daß sein Gegner in spätestens zwei Tagen ein stummer Mann sein würde. Sollte er deshalb Reue empfinden? Herr von Kotze ist als ein gutmüthiger, harmlos heiterer Herr in seinen Kreisen bekannt, er hat in seinem ganzen Leben wahrscheinlich nur einen Menschen tief und ehrlich gehaßt: den Einen, in dem er seit zwei Jahren den Vernichter seines Glückes sah. Und nun hatte das Schicksal diesen Einen in seine Hand gegeben. Das Schicksal, nicht eigener Wille; Herr von Kotze hatte den Zweikampf nicht gesucht, er hatte Alles gethan, um ihn zu vermeiden, denn er fand seinen Feind der Ehre eines Waffenganges nicht werth. Er wollte den Mann, der ihn der schnödesten Gemeinheit verdächtigt hatte, vor den Richter schleppen und im grellen Licht der Oeffentlichkeit das wirre Gesträhn der Intriguen,

das er zu durchschauen glaubte, unbarmherzig enthüllen. Das gelang nicht und Herr von Kotze wurde zum neuen, schweren Zweikampf gezwungen. Er zielte sicher und traf gut. In ihm kochte der heiße Haß, den Geert von Innstetten in seiner Seele vergebens suchte, und ihm konnte, als er den Todfeind verröcheln sah, nicht die Frage entstehen, ob er sich selbst und dem Anderen nicht die schwere Stunde zu ersparen vermocht hätte. Er war in der Anschauung aufgewachsen, daß man Beleidigungen mit der Waffe rächt, und an dem Tage, wo ihn der allzu jähe Haftbefehl erschreckt hatte, war sein erstes Wort gewesen: „Die Kerle müssen mir, so weit sie erreichbar sind, Mann für Mann vor die Pistole." Später, als er den Zusammenhang klarer sah, hatte er sich die Sache überlegt und gefunden, daß er den Verhaßten, den er für das Haupt einer finsteren Verschwörung hielt, empfindlicher treffen würde, wenn er ihm, ihm ganz allein, die adelige Waffenprobe versagte. Nun war sie, gegen seinen Willen, durch einen von der entscheidenden Stelle ergangenen Richterspruch doch nöthig geworden und er hatte sie, wider jedes Erwarten der lauernden Schaar, siegreich bestanden. Er hatte, wie man auf einer gewissen Stufe der Bildung und des Besitzes zu sagen pflegt, seiner Ehre genügt und galt in seiner Klasse auch den Zweiflern künftig als ein gereinigter, vom letzten Makel befreiter Mann. Daß es bei solchen Reinigungen ohne ein Bischen Menschenblut niemals abgeht, weiß Jeder, der Offizier war und Kavalier blieb und Zimperlichkeit nicht gelernt hat. Herr von Kotze hat an dem Dogma von der reinigenden Kraft des Duells gewiß keinen Augenblick gezweifelt. Er hatte gethan, was er thun mußte, wenn ihn die Kaste nicht als einen Ehrlosen ausstoßen sollte, ihm war, durch eine günstige Fügung, sogar der freiwillige Entschluß zur That erspart worden und die Waffe hatte ihn gut bedient: deshalb konnte er am Freitag nach Ostern aufrecht einhergehen und zufrieden, beinahe heiter dreinblicken. Nun war es aus, der Hydra war das Haupt abgeschossen und neue Köpfe würden dem Ungeheuer nicht nachwachsen, weil vor dem glücklichen Schützen, und hieße er Hammerstein, rasch selbst die böseste Zunge verstummt. Die gerichtliche Aufklärung wäre ihm noch erwünschter gewesen, aber man hatte ihm den Weg zu dem bürgerlichen Richter versperrt. Und am Ende hätten die Standesgenossen ihm die Klage doch verdacht, denn der Gegner blieb immer ein Edelmann. Das war nun einmal nicht anders, konnte nicht anders sein.

Jeder Dogmenglaube, den kein Zweifel ankränkelt, macht selig. Es gab eine Zeit, Montaigne erzählt uns davon, wo die adelige Sitte

wollte, daß immer drei oder vier Paare zugleich zum Kampf antraten; die Duellanten fanden es langweilig und beunruhigend, allein zu fechten, und ließen sich allgemach von so stattlichen Freundeschaaren begleiten, daß der große Skeptiker zornig ausrufen konnte: C'estoit anciennement des duels, ce sont à cette heure rencontres et batailles. Diese Zeit ist vorüber und heute schlagen und schießen die Sekundanten nicht mehr; wenn der Brauch aber morgen in eine neue Auflage des Büchleins aufgenommen würde, das uns über „die konventionellen Gebräuche beim Zweikampf" belehrt, — wer würde es wagen, ihn frevelnd zu brechen? Vielleicht verdanken wir die milderen Sitten nur dem Grafen Chateauvillard, der vor sechzig Jahren feste Regeln für das Verhalten bei Ehrenhändeln aufzeichnete und mit dem Beifall des pariser Jockey-Klubs auch die Zustimmung der übrigen gebildeten Europäer gewann. Vorher war es ein Bischen wild zugegangen und selbst die geistlichen Herren hatten mit Zweikämpfen nicht viel Federlesen gemacht: als der Bischof von Arras, ein Freund des galanten Helden der Halsbandgeschichte, beim Morgengrauen einst von einem Gardelieutenant in zärtlichster Verschlingung mit einer zur Interessensphäre des Kriegers gehörigen Holden ertappt wurde, ließ er sich Haarbeutel und Degen bringen, um ebenbürtig zu erscheinen, und zeigte sich in den Desarmementkünsten so gewandt, daß er dem Lieutenant schon beim zweiten Gange die Waffe aus der Hand schlagen konnte. Solchen kommentwidrigen Verlauf duldet der Duell-Kodex von heute nicht mehr; in seinem Bereich muß Alles fein säuberlich geordnet werden, nach den besten Regeln der Kunst und der von den Kastenvorständen geaichten und überwachten Ehre. An diese Ordnung hat sich auch die bürgerliche Welt nachgerade gewöhnt; sie weiß: in den und den deutlich bestimmten Fällen muß geschossen werden, und kennt die verschiedenen Grade der Beleidigung ganz genau. Deshalb ist es eigentlich wunderbar, daß sich jetzt ringsum eine so laute und dennoch aufrichtige Entrüstung regt. Die letzten Jahre haben uns Herausforderungen und Duelle gebracht, die viel schlimmer waren als der Kampf zwischen Kotze und Schrader. Als im Kladderadatsch gewisse Regionen des Auswärtigen Amtes beleuchtet wurden, trat ein ganzes Rudel schießsüchtiger Herren auf, Jeder, dem ein geheimer Groll gegen den Austernfreund oder das Spätzle zugetraut werden konnte, empfing den Besuch mindestens eines Kartellträgers und schließlich wurde der unangenehmen Sache durch einen Schuß in die Lunge des Herrn

Polstorff ein Ende gemacht. Herr von Kiderlen-Waechter, der Held dieses allerliebsten Handels, wurde bald darauf in ein höheres Amt befördert, er sonnt sich in höchster Gunst und kann, wie früher vom Nordkap, nun aus Venedig und Wien seinem Freunde Rosatzin hübsch stilisirte Berichte senden. Dann kam der Versuch des Freiherrn von Stumm, Adolph Wagner vor die Pistole zu zwingen; der erleuchtete Despot von Neunkirchen ist im Kampf für Sitte, Ordnung und Gottesfurcht noch immer der Führer und er fühlt sich so sicher, daß er es unternimmt, den lauschenden Völkern Wunsch und Willen des Deutschen Kaisers zu künden. Warum also jetzt gerade die erhitzte Empörung? Weil die Duelle sich häufen oder weil ein Toter auf der Strecke liegt? Das macht, wenn man das Dogma sonst gläubig hinnimmt, eigentlich doch keinen Unterschied. Weil die Sache sich in der skandalösesten Oeffentlichkeit abgespielt hat, ohne daß die Staatsanwaltschaft zum Einschreiten Anlaß fand? Ja, — soll denn der Staatsanwalt hindern, was von „maßgebenden Stellen" gewünscht und mitunter erzwungen wird? Vielleicht wirken alle diese zufälligen Umstände zusammen; jedenfalls aber wären um den Ceremonienmeisterstreit die Scheiterhaufen nicht so lichterloh entbrannt, wenn nicht vorher schon Reisigbündel und Zündstoffe herbeigeschleppt worden wären, und der Schreck wäre nicht so lähmend, wenn uns die ganze ekle Geschichte nicht auf den mit Decadencedenkmälern besäumten Weg zu völlig anarchischen Zuständen wiese.

Vor bald zwei Jahren, als die in unheilvoller Stunde verfügte Verhaftung des Herrn von Kotze den seit 1890 durch die Hofgesellschaft spukenden Skandal an die Oeffentlichkeit brachte, wurde hier über die Vorgänge das Nöthigste mitgetheilt. Nur das Nöthigste, denn es ist nicht Jedem eine Lust, in einem Haufen herumzustochern, der nicht nach den Wohlgerüchen Arabiens duftet. Im Grunde war die schmierige Läpperei keines ernsthaften Wortes werth; hohe und höchste Herrschaften hatten beinahe täglich anonyme Briefe bekommen, die, wenn man nach den — nicht allzu sparsam — herumgezeigten Proben urtheilen darf, ein nicht gerade beträchtliches Geistesniveau verriethen: ein paar nette, stachelige Verse im dichten Gestrüpp rüdester Zoten, wie der berlinische Witz sie als Fresken in Anstalten zu verwenden pflegt, wo Damen nicht verkehren. Jeder in irgend einer öffentlichen Thätigkeit stehende Mensch ist an solche Dinge gewöhnt und wundert sich, wenn auf dem Morgenkaffeetisch nicht wenigstens eine Schmähkarte liegt, deren Wortlaut

zuerst dem Briefträger und dann dem Dienstmädchen das Frühstück gewürzt hat. Aber was der beschränkte Unterthanenverstand gelassen erträgt, taugt nicht für den schwachen Makronenmagen einer müssigen und im Müssiggang zur Wehleidigkeit verzogenen Hofgesellschaft. In einem Jungfernkreise hätte man die Sache vertuscht; bei Hofe wurde sie ausgetuschelt. Und da der Freiherr von Rosenkranz dem Grafen Güldenstern, weil er ihn in der Nähe und bei emsiger Wühlarbeit gesehen hat, niemals über den Weg traut, spähten die Schranzen einander argwöhnisch auf die Finger, ob sich nicht irgendwo die verhängnißvolle Tintenspur zeigen würde. Wie es kam, daß unter viel pfiffigeren und strebsameren Kavalieren mit Stimmenmehrheit gerade Herr Lebrecht von Kotze verdächtigt wurde, und wie die entdeckten Löschblätter den erwachten Verdacht zu bestätigen schienen, Das ist hier früher geschildert worden. Damals wurde auch davor gewarnt, die Sache, nachdem sie von der Thorheit unverantwortlicher Rathgeber einmal ans Tageslicht gezerrt worden war, in ihrer Bedeutung zu unterschätzen, und die Erinnerung an die Halsbandgeschichte wurde geweckt, bei deren Beginn auch Niemand geahnt hatte, daß da ein Steinchen gelockert ward, dem bald eine ganze glänzende Welt nachbröckeln sollte. Dieser Vergleich war nach der Meinung einzelner Herren, die am Pariser Platz, wo man einst die Minister machte, den Ton angeben, ruchlos entstellende Uebertreibung. Ob sie ihre Ansicht unterdessen nicht vielleicht doch geändert haben? Das Halsband der Oesterreicherin wird jetzt von Leuten verwerthet, die von Rohan und der Dame d'Oliva ungefähr eben so viel wissen wie der neue Pharao von Joseph, der Fall Kotze beherrscht die Skandalchronik der sanft gesitteten Welt, aus der Läpperei ist eine hochpolitische, ungemein bösartige Angelegenheit geworden und eben hat man den ersten Toten vom Platze geschleppt. Der Skandal, das politische Aergerniß und das Menschenopfer wären vermieden worden, wenn man nicht Schritt für Schritt die gröbsten Fehler begangen hätte. Ein vornehmer Mann wird verhaftet; Niemand weiß, warum. Er wird aus dem Militärgefängniß befreit, ohne daß man erfährt, ob er schuldig oder unschuldig ist. Unter dem Feldgeschrei: Hie Schrader! — Hie Kotze! bilden sich Hofparteien, deren Besitzstand schwankt, bis schließlich Die um Kotze die Mehrheit gewinnen. Ehrengerichtssprüche werden umgestoßen, allerlei Klatsch sickert in die Zeitungen und schließlich kommen die Knalleffekte. Dabei vernimmt man, daß über die Person

des anonymen Briefstellers und der belle et honneste dame, die ihm hilfreich zur Seite stand, schon längst kaum noch ein Zweifel besteht; aber von einem neuen Verfahren ist nicht die Rede. Und unsere Minister, die, wie man bisher, offenbar irrend, annahm, die Pflicht haben, sich um so sonderbare Vorgänge zu kümmern? Der Eine läßt sich die Zähne ausflicken, ein Anderer erzählt zwischen Eis und Käse, daß die Handelsverträge die glorreiche Fortsetzung der bismärckischen Politik bedeuten, und ein in Busenfreundschaft geeintes Paar entsendet eine Bierkarte mit beschämend schlechten Klapphornversen ins ferne Märchenreich an der Saar. Was fragen Minister danach, ob Ceremonienmeister einander fordern und niederschießen?

Es ist die heitere Seite der sonst so trübsäligen Sache, daß ihre Helden gerade Ceremonienmeister sind. Emile Zola hat neulich gesagt, Skandale im französischen Republikstil seien in Monarchien nicht möglich, weil man da klug genug sei, jeden Skandal schon im Keim zu unterdrücken. Sein Vorurtheil würde schwinden, wenn er nach Deutschland herüberkäme und sähe, wie Skandale und Feste da in freundlicher Folge wechseln und von ernster politischer Arbeit nur selten noch ein mattes Echo zu erlauschen ist. Aber seine Romantikerfreude an weithin sichtbaren Symbolen würde in der Geschichte von den Ceremonienmeistern dafür reichliche Nahrung finden und er würde sich vielleicht entschließen, einen Hofroman zu schreiben, nur um zu zeigen, wie die berufenen Hüter höfischer Sitte und Ordnung selbst der stolzen Institution, der sie dienen sollen und wollen, den Untergang vorbereiten. Die Zeit des geschäftigen Müssigganges an Fürstenhöfen ist eben vorbei und die „einfachen Hofchargen" sogar, die das Getriebe mit leiser Hand regeln und lenken sollten, müssen erkennen, daß es mit ihrer Macht rasch zu Ende geht. Der Kotzeklatsch wird über ein Kleines dem Hof lebensgefährlich werden. Auf die Länge lassen sich in einem Lande mit allgemeinem Wahlrecht und dem Schein einer Preßfreiheit die Privilegien bestimmter Kasten und Klassen nicht mehr aufrechterhalten, wenn die Fackel erst einmal in die Winkel des Zauberschlosses hineingeleuchtet hat. Und es ist — soll man sagen: leider? — dafür gesorgt, daß diese Beleuchtung fortgesetzt werden wird. Die excellenten Träumer, die nichts von Alledem ahnen, was das Volk bewegt, täuschen sich über den Eindruck, den die allerneuesten Vorgänge in den sonst so gern citirten breitesten Schichten gemacht haben; sie scheinen zu glauben, die Wahrnehmung werde spurlos vorübergehen,

daß es für einzelne Auserwählte ein Recht der Selbsthilfe giebt, dessen Uebung der Troß der gemeinen Leute mit strengen Strafen zu büßen hat, und sie vergessen, daß es einst einen klugen König von Preußen gab, der offen bekannte, die Emanzipation der Monarchen könne nur erreicht werden, wenn es gelänge, aus der müssig einherschlendernden Hofgesellschaft ein Regiment arbeitsamer und brauchbarer Funktionäre zu bilden. Solche Funktionäre werden dann von dem für alle Volksgenossen geltenden Gesetz, nicht von dem Wink und der Laune eines sterblichen Menschen, abhängig sein, sie werden den Einen nicht bänchlings anzubeten, den Nachbarn nicht mißtrauisch zu beschnüffeln brauchen und in den gelüfteten Sälen werden die Vibrionen nicht weiter fortwuchern können. Dann wird der überlebende Militäradel von dem Haß befreit werden, den das Bemühen, der Roture und der Canaille von ehedem seinen Sittenkodex aufzuzwingen, ihm eingetragen hat. Und dann ... ja, dann wird vielleicht auch der Duellglaube seine dogmatisch bindende Kraft verlieren, die liberale Spruchweisheit wird endlich verstummen und der Versuch, durch Einschüchterung und Herausforderung die Zahl der Leisetreter zu mehren, wird unter Hohngelächter zur letzten Ruhe bestattet werden. Die Verlogenheit, die der gefährlichste Feind der niedergehenden bürgerlichen Gesellschaft ist, der Zwiespalt zwischen dem geschriebenen und dem in Wirklichkeit geltenden Gesetz, zwischen Sitte und Sittlichkeit, mußte sich in einem weithin wirkenden Symbol endlich einmal offenbaren und der Riß, den die Gesellschaftpyramide erlitten hat, kann nützliche Folgen haben. Vielleicht sieht Herr von Kotze eines Tages noch ein, daß er seinem Gegner Unrecht gethan und mit dem durch den Haß getrübten Blick die Wurzel des Uebels nicht klar erkannt hat; dann mag er sich mit dem Bewußtsein trösten, daß auch dieser Irrthum heilsam wirkende Kräfte befreit hat. Wenn man erst ohne ein robustes Gewissen, das den Leichenschauer nicht kennt, in der guten und besten Gesellschaft zu leben vermag und sich nicht täglich einschärfen muß, daß es nun einmal nicht anders ist und nicht anders sein kann, wird man in dankbarer Rührung der Tage gedenken, wo der vermotteten Welt des höfischen Plunderprunkes von zwei Ceremonienmeistern die Götterdämmerung verkündet wurde.

Heilserumvergiftung?

Berlin, am dreizehnten April 1896.

Hochgeehrter Herr Harden,

Sie wünschen meine Meinung über das betrübende und aufregende Ereigniß zu hören, das seit einigen Tagen alle Welt beschäftigt, der Tagespresse zu den mannichfachsten Kommentaren ergiebigen Stoff liefert und zahllose Gemüther mit banger Sorge verstört und beunruhigt. Ich habe zwar schon in einem ärztlichen Fachblatte „ex officio" in der Sache das Wort nehmen müssen, komme aber Ihrem Wunsche um so bereitwilliger nach, als es auch mir als ernste, unabweisbare Pflicht erscheint, dem hier und da zu einer wahren Behring-Hetze ausartenden Treiben einzelner Preßstimmen und der dadurch genährten und gesteigerten Veränstigung weiter Kreise des Laienpublikums rechtzeitig entgegenzutreten.

Zunächst die Thatsachen, so weit wir uns von ihnen schon jetzt ein Bild zu machen vermögen. Was ist geschehen? An dem nämlichen Tage, an dem von berufener Stelle (durch den Präsidenten des Kongresses für innere Medizin, in Wiesbaden) Behrings Heilserum als die bedeutsamste modern Errungenschaft auf therapeutischem Gebiet gepriesen wird, an diesem nämlichen Tage finden wir in den gelesensten berliner Blättern eine Familienanzeige, worin ein hochgeachteter pathologischer Anatom, der Prosektor am moabiter Krankenhause, Professor Langerhans, den Tod seines anderthalbjährigen Söhnchens anzeigt, das „plötzlich, mitten in blühendster Gesundheit, in Folge einer Einspritzung des behringschen Heilserums zur Immunisirung" verschieden sei, — und der schreckhafte Eindruck dieser Ankündigung wird noch verstärkt und überboten durch eine zweite, vom nächsten Tage, worin die Eltern die Zeit der Beerdigung ihres „durch das behringsche Heilserum vergifteten" Sohnes zur Anzeige bringen. Privaten Erkundigungen und den beflissenen Berichterstattern einzelner Blätter gelingt es bald, Näheres über das traurige Ereigniß zu erfahren. Die Sache stellt sich danach so dar, daß Professor Langerhans, der erst vor einem Jahre

den Verlust zweier Kinder zu beklagen hatte, wegen eines im Hause vorgekommenen vermeintlichen Diphtheritisfalles dazu geschritten war, das bisher völlig gesunde Kind durch eine Schutzeinspritzung zu immunisiren. Das dazu benöthigte Serum (über dessen Stärke und Quantität noch keine genaueren Angaben vorliegen) wurde der Apotheke des Krankenhauses entnommen. Professor Langerhans machte selbst die Einspritzung — und unmittelbar darauf („einen Augenblick später", heißt es in einem Berichte) soll, wie es scheint unter Erstickungzeichen (asphyktisch), nach anderen Angaben durch einen „Herzschlag", der Tod des Kindes erfolgt sein. Die drei Tage später vorgenommene gerichtliche Leichenöffnung hat, wie im Voraus zu erwarten war, irgend welche entscheidenden Anhaltspunkte nicht ergeben; die Todesursache wird von den mit der Obduktion beauftragten Sachverständigen als „unbestimmt" bezeichnet.

Dies der Thatbestand. Ist nun in diesem beklagenswerthen Hergange irgend Etwas gegeben, auch nur ein einziges Moment, das nach empirischen und wissenschaftlichen Feststellungen zu der Annahme nöthigte, ja die Annahme auch nur wahrscheinlich machte, es liege eine „Vergiftung" hier überhaupt, und noch dazu, wie die Anzeige ausdrücklich behauptet, eine „Vergiftung durch Heilserum" speziell vor? Diese Frage kann bei ruhiger, unbefangener und sachgemäßer Erwägung in keiner Weise bejaht werden. Von anderen Umständen abgesehen, spricht gerade die so stark betonte Unmittelbarkeit der Wirkung, der augenblickliche Eintritt des Todes nach kaum beendeter Einspritzung, im höchsten Grade gegen die aufgestellte Vermuthung. Wir kennen thatsächlich kein Gift — mit alleiniger Ausnahme der Blausäure, bei der wegen ihrer Flüchtigkeit und Dissoziation ganz besondere Verhältnisse obwalten —, das erfahrungsgemäß im Stande wäre, nach Einspritzung vom Unterhautzellgewebe aus bei Thieren und Menschen den Tod mit so foudroyanter Raschheit herbeizuführen. Am Allerwenigsten sind aber gerade die im normalen Serum enthaltenen Peptone und Eiweißkörper ihren chemisch-physikalischen Eigenschaften zufolge zu einer derartigen Augenblickswirkung befähigt, von der wir denn auch bei den nach Hunderttausenden zählenden, in allen Ländern von Freunden und Gegnern der Serumbehandlung im Laufe der beiden letzten Jahre vorgenommenen Einspritzungen noch nie Etwas gehört haben. Im Gegentheil, es hat sich mit der Zeit eine Reihe nicht eben selten auftretender (übrigens bisher in keinem Falle lebensgefährlicher) Neben- und Begleiterscheinungen herausgestellt, für die aber gerade der Umstand in hohem Grade charakteristisch ist, daß sie in der Regel ganz unverhältnißmäßig spät, häufig acht bis zehn Tage nach schon beendeter und abgeschlossener Heilwirkung, zum Ausbruch gelangen. Es ist überdies auch daran zu erinnern, daß die Menge und Stärke des zu Heilzwecken benutzten Serums stets wesentlich (im Durchschnitt um das Vier- bis Zehnfache!) größer zu sein pflegt als die des zur Immunisirung benutzten. Müssen

wir also aus diesen Gründen den Verdacht einer Vergiftung durch das normale behringsche Heilserum als völlig unberechtigt zurückweisen, so blieben doch noch zwei Möglichkeiten offen, an die die Vergiftunghypothese sich scheinbar anklammern könnte: die eine, daß es sich um ein in abnormer Weise verändertes und zersetztes Serum, die andere, daß es sich um einen abnorm starken Karbolzusatz zum Serum und eine dadurch bedingte Karbolsäurevergiftung gehandelt habe. Ueber die erste Möglichkeit müssen wir bei dem Mangel aller näheren Angaben über Provenienz und Beschaffenheit des Serums — der noch vorhandene Serumrest soll, wie es heißt, der Staatsanwaltschaft behufs weiterer Untersuchung übergeben sein — uns einstweilen jeder Meinungäußerung enthalten; sie würde freilich, falls sich dafür bestätigende Momente ergäben, nicht sowohl eine „Vergiftung durch Serum" als vielmehr eine fahrlässige Verwendung veränderten und zersetzten Serums bedeuten. Was die zweite Möglichkeit anbelangt, so beträgt der Höchstzusatz von Karbolsäure bei dem behringschen Heilserum $\frac{1}{2}$ Prozent, also auf 1 Kubikcentimeter (die gewöhnliche Immunisirungdosis) ein halbes Centigramm (0,005); eine ganz minimale und unbeträchtliche Menge, von der selbst das Zwanzig- und Fünfzigfache noch kaum geeignet sein würde, auf diesem Wege ernste Vergiftungerscheinungen, geschweige denn den Tod und gar den augenblicklichen Tod selbst bei kleinen Kindern zu bewirken; für Erwachsene pflegt man (nach L. Lewin) 8,5 bis 60 Gramm als die tötliche Dosis zu betrachten. Also auch die Möglichkeit einer Karbolvergiftung vom Unterhautzellgewebe aus dürfte für den vorliegenden Fall als gänzlich ausgeschlossen erachtet werden.

Es bleibt nun noch die fernere Möglichkeit, die von den Nächstbetheiligten leider gar nicht in Erwägung gezogen worden zu sein scheint, daß nämlich bei der Einspritzung selbst ein „übles Ereigniß" stattgehabt haben könnte, und zwar in der Weise, daß die Nadel der Injektionspritze, statt sich frei im Unterhautzellgewebe zu bewegen, in eine daselbst befindliche Venen- oder Lymphgefäßmündung gelangte und die Injektionflüssigkeit somit, statt ins Unterhautzellgewebe, direkt in die Blutbahn oder in das damit zusammenhängende Saftgefäßsystem eingespritzt wurde. Das ist ein sehr gefürchteter, in der Geschichte der subkutanen Injektion seit langer Zeit bekannter und gewürdigter Zufall, von dem ich bereits vor zwanzig Jahren in meiner Monographie der „hypodermatischen Injektion der Arzneimittel" (dritte Auflage, 1876) Beispiele hervorragender Beobachter mitgetheilt habe. Die Folgen dieses Zufalles können sehr bedenklicher Art sein, insofern einerseits durch das direkte Hineingelangen der Einspritzätzungflüssigkeit in die Blutmasse schwere Veränderungen, Gerinnungen u. s. w. augenblicklich erzeugt werden;

andererseits auch unter Umständen durch Aderverstopfung (Embolie) der Tod herbeigeführt, oder durch Lufteintritt in die Venen das Herz zu sofortigem Stillstande gebracht werden könnte. Alle diese Gefahren drohen natürlich bei kleinen Kindern in noch weit höherem Grade als bei Erwachsenen; und mit ihnen ist offenbar gerade im vorliegenden Falle um so ernstlicher zu rechnen, als sie nach den gegebenen Schilderungen zur Erklärung des gesammten Herganges sich weit geeigneter erweisen als die, wie wir sahen, völlig unbewiesene und unbeweisbare Vergiftunghypothese.

Darüber hinaus zu ganz positiven Schlußfolgerungen überzugehen, erscheint bei der ungenügenden und unzuverlässigen Beschaffenheit des vorliegenden Materials einstweilen in keiner Weise gerechtfertigt. Aber das Eine muß doch ausdrücklich betont werden, daß einem derartigen, noch gänzlich dunklen und unaufgeklärte Einzelfalle gegenüber Alle, nah und fern Stehende, Aerzte und Laien, Publikum und Presse, sich der schwerwiegenden Verantwortlichkeit leichtfertigen Aburtheilens bewußt bleiben und sich am Allerwenigsten in voreiliger Eingenommenheit zu blinder und kritikloser Verdammung einer seit fast zwei Jahren als segensreich, als geradezu unentbehrlich erprobten Heilmethode fortreißen lassen sollten. Diese im öffentlichen Interesse wie auch im Interesse jedes Einzelnen gebotene Vorsicht ist leider nicht von allen Seiten geübt worden. Es ist für jedes feinere Gefühl ohnehin peinlich und verletzend genug, ein trauriges Familienereigniß zum Ausgangspunkte derartiger den Parteigeist aufregender und zu immer gesteigerter Erbitterung führender Erörterungen gemacht zu sehen; aber daß es so gekommen, daß eine Abwehr nothwendig geworden ist, Das ist leider die Schuld Derer, die eine ganz und gar nicht dahin gehörige Privatsache in unkluger und unnöthiger Weise an die Oeffentlichkeit gezerrt, und ihrer Hintermänner, die das unselige Ereigniß mit blinder Voreingenommenheit im einseitigsten Parteiinteresse auszubeuten gesucht haben. Professor Dr. Albert Eulenburg.

Politischer Diebstahl.

Politische Prozesse sind stets im höchsten Grade bedauerlich, denn sie setzen die Justiz der Gefahr aus, in den Streit der Parteien herabgezogen zu werden. Die erste Forderung, die man an den Richter stellen muß, ist Objektivität, d. h. er soll in seiner Eigenschaft als Richter von Allem frei und losgelöst sein, was ihn in seiner Eigenschaft als Mensch bewegt und bestimmt, er soll die Ermittelung der Thatsachen, die Feststellung des Gesetzinhaltes und die Vergleichung Beider mit einander gewissermaßen automatisch vollziehen, ohne seiner subjektiven Auffassung von Recht und Unrecht, von Nützlichkeit und Schädlichkeit irgend einen Einfluß zu gestatten. Wird nun auch die Fähigkeit zu dieser — der natürlichen Auffassung durchaus fremden — Art der geistigen Thätigkeit bei dem Richter durch die tägliche Uebung auf das relativ höchste Maß gesteigert, bringt sogar schon der Zwang, im Kollegium täglich sich mit anderen Ansichten auseinanderzusetzen und sie als gleichwerthig mit der eigenen anerkennen zu müssen, es mit sich, daß man jedem von dem eigenen abweichenden Standpunkt eine natürliche Toleranz entgegenbringen lernt, so hat doch Alles in der Welt seine Grenzen und der Mensch bleibt immer Mensch. Deshalb eben sind die beiden Gebiete, die sicher die Leidenschaften am Stärksten erregen, die Politik und die Religion, auch für den Richter die gefährlichsten. Aber sollte er wirklich im einzelnen Falle thatsächlich seiner persönlichen Auffassung keinerlei Einfluß auf sein Urtheil gestattet haben, so wird es niemals ausbleiben, daß die Partei, gegen die das Urtheil ausfällt, das Gegentheil glaubt; dadurch aber wird die Autorität der Justiz in ganz dem selben Grade geschädigt, wie wenn ein solcher Einfluß wirklich stattgefunden hätte, denn für die Beurtheilung einer Sache kommt häufig nicht Das in Betracht, was wahr ist, sondern was der Urtheilende für wahr hält.

Die Sache liegt jedoch noch schlimmer: der Richter kann sich bei politischen Prozessen gar nicht die Aufgabe stellen, von seiner eigenen politischen Auffassung völlig abzusehen. Der Begriff des politischen Verbrechens ist im Gesetz nirgends abgegrenzt, ja nicht einmal ausdrücklich anerkannt; im Gegentheil: das Gesetz bringt ihn so wenig zum klaren Ausdruck, daß es in seinen positiven Festsetzungen den Anforderungen widerspricht, die sich aus jenem Begriffe ergeben. Das politische Verbrechen richtet sich gegen die Staatsordnung. Es liegt nun auf der Hand, daß die selbe That vorgenommen werden kann aus politischen und aus unpolitischen Beweggründen. Wenn ein Räuber den König auf einer Jagd im Gebirge überfällt, um ihn zu berauben, so begeht er kein politisches, sondern ein gemeines Verbrechen, weil seine Handlung nicht vorgenommen wird, um die Staatsordnung irgendwie zu beeinflussen; trotzdem finden nach dem Gesetz auf seine That die für politische Verbrechen ge-

gebenen Vorschriften Anwendung. Das einzige Zugeständniß, welches das Gesetz hinsichtlich der politischen Verbrechen macht, ist die Wahl, die es dem Richter in gewissen — aber nicht allen — Fällen gestattet: zwischen Zuchthaus und Festunghaft, wobei die Anweisung ertheilt ist, die Zuchthausstrafe nur dann zu verhängen, wenn die That aus einer ehrlosen Gesinnung entsprungen ist. Der Begriff des politischen Verbrechens ist aber gerade gegeben durch die Gesinnung, den Beweggrund, das verfolgte Ziel; ist dieses eine Beeinflussung der Staatsordnung, so trägt die Handlung einen politischen Charakter, sonst nicht. Hieraus ergiebt sich, daß die politischen Vergehen gar nicht auf einzelne Arten von Handlungen begrenzt sind, sondern daß, wenn nicht alle, so doch jedenfalls die meisten Strafthaten einen politischen oder einen unpolitischen Charakter tragen können, je nach dem durch sie verfolgten Zweck, und daß in der gegentheiligen Behandlung im Strafgesetzbuch ein grundsätzlicher Fehler zu suchen ist. Es ist ein Ergebniß fortgeschrittener Kultur, daß man Erörterungen über die beste Form staatlicher Einrichtungen und die Bethätigung seines eigenen Standpunktes jedem Staatsbürger so lange gestattet, wie nicht gewisse Grenzen überschritten werden, die man in den einzelnen Ländern enger oder weiter gezogen hat. Aber selbst wenn diese Grenzen nicht innegehalten werden, so tritt freilich eine Reaktion der Staatsgewalt und insbesondere des Strafgesetzes ein, man trägt jedoch dem Umstand, daß der Bestimmungsgrund des Thäters in dem Gebiet liegt, das man an sich der freien Ueberzeugung eingeräumt hat, selbst dann noch so weit Rechnung, daß man eine besondere Art der Strafe eintreten läßt, die allerdings ein Uebel darstellen soll, aber den Thäter nicht auf gleiche Stufe mit dem gemeinen Verbrecher stellt: diese Strafe ist die Festunghaft. Aber, wie gesagt, unser Strafgesetzbuch hat die hier entwickelten Gedanken nicht entfernt durchgeführt, es enthält sie gewissermaßen nur im Keime, — und so kann es nicht ausbleiben, daß die Richtersprüche vielfach das natürliche Gerechtigkeitgefühl verletzen. Das ist stets sehr bedauerlich, und um so mehr sollte man konkrete Fälle, in denen Das recht deutlich hervortritt, benutzen, um zu prüfen, ob die betreffenden Vorschriften zu billigen sind und ob und in welcher Weise eine Aenderung am Platze ist.

Ein solcher Fall erregte neulich das öffentliche Interesse in hohem Grade: es ist die vor dem Schöffengericht in Berlin erfolgte Verurtheilung der Buchbindergehilfen Zetsche, Hillert und Tscheunert, die ihre Stellung im Geschäfte der Verlagsfirma Mittler & Sohn benutzt haben, um ein Exemplar des dort gedruckten Armeeverordnungblattes, in dem der kaiserliche Gnadenerlaß vom achtzehnten Januar dieses Jahres enthalten war, der Redaktion des „Vorwärts" zu überbringen. Das Gericht hat zwar den Antrag der Staatsanwaltschaft, den Angeklagten die bürgerlichen Ehrenrechte abzusprechen, abgelehnt, hat aber Hillert wegen Diebstahls und die beiden Anderen wegen

geleisteter Beihilfe zu Gefängnißstrafen von sechs, drei und einem Monat verurtheilt. Gegen das Urtheil ist von den Angeklagten Berufung eingelegt; es wird deshalb zunächst das Landgericht und demnächst das Kammergericht mit der Sache befaßt werden; immerhin stehen die wesentlichen Momente in dem Maße fest, daß eine öffentliche Besprechung ausreichenden Boden findet. Bei der Beurtheilung muß die juristische scharf von der politischen Seite getrennt werden; die erste berührt das Urtheil des Gerichtes, die zweite das Vorgehen der Staatsanwaltschaft. Unabhängig davon endlich ist die Frage, ob die bestehenden Gesetze für solche Fälle als befriedigend anzuerkennen sind.

Um uns zunächst mit der juristischen Seite zu befassen, so bedarf es vor Allem einer Feststellung des Thatbestandes. Das Gericht erklärt für erwiesen, daß die Angeklagten ein Exemplar des fertiggestellten Armeeverordnungblattes aus dem Haufen der übrigen genommen und sich dadurch angeeignet haben, daß sie es der Redaktion des „Vorwärts“ brachten, daß dieses Blatt auch nicht etwa ein verdrucktes oder sonst verdorbenes Exemplar war, vielmehr die Angeklagten in dem Bewußtsein handelten, daß der Eigenthümer mit dem Fortnehmen nicht einverstanden sei und daß sie kein Recht zu ihrem Vorgehen hätten. Der § 242 des Strafgesetzbuches bestraft wegen Diebstahls mit Gefängniß Denjenigen, der eine fremde bewegliche Sache einem Anderen in der Absicht wegnimmt, sie sich rechtswidrig zuzueignen. Nun ist nicht zu bezweifeln, daß das entwendete Blatt eine fremde bewegliche Sache war und daß sie aus fremdem Gewahrsam weggenommen wurde; wäre sie aber wirklich im Gewahrsam der Angeklagten gewesen, so war sie jedenfalls eine fremde, es hätte dann nicht Diebstahl, sondern Unterschlagung vorgelegen. Ob man das eine oder das andere Vergehen annehmen soll, ist ohne erhebliche Bedeutung; dagegen haben Beide zur gemeinsamen Voraussetzung, daß die Absicht der Angeklagten dahin ging, sich das Blatt selbst als körperliche Sache zuzueignen. Es ist vom Gericht für erwiesen erachtet, daß diese Absicht vorlag, und Das ist auch durchaus glaubhaft; aber selbst wenn man hiervon ausgeht, ist das Urtheil freilich juristisch richtig, aber menschlich durchaus unbefriedigend. Man bedenke nur Folgendes: das Blatt Papier als solches hatte für die Angeklagten durchaus keinen Werth, auf diesen Werth richtete sich deshalb zweifellos ihre Aneignungabsicht nicht, sondern Gegenstand ihrer Begierde war dessen Inhalt. Wären sie nun im Stande gewesen, diesen im Gedächtniß zu behalten, ja hätten sie ihn auf ein ihnen gehöriges Stück Papier abgeschrieben und dann dem „Vorwärts“ mitgetheilt, so wäre ihnen strafrechtlich nichts anzuhaben gewesen. Selbst wenn sie das gedruckte Exemplar an sich nahmen, aber nicht in der Absicht, es zu behalten, sondern nur, um es dem „Vorwärts“ zur Benutzung zu überlassen und dann offen oder unbemerkt zurückzuliefern, war keine Strafthat vorhanden, selbst wenn diese Zurücklieferung

erst nach längerer Zeit erfolgte und dann für den Eigenthümer keinen Werth mehr hatte. Nun liegt aber doch auf der Hand, daß, wenn die Angeklagten einen dieser Wege eingeschlagen hätten, nicht allein der von ihnen verfolgte Zweck in völlig gleichem Maße erreicht, sondern auch eben so die Benachtheiligung der Firma Mittler wie die Gefährdung des staatlichen Interesses ganz genau die gleiche gewesen wäre; sie thaten es nicht, weil sie nicht glaubten, daß die Sache dadurch günstiger für sie läge. Der Grund, weshalb sie dem Strafgesetz verfallen, ist also nicht ihre That in ihrer eigentlichen und wahren Bedeutung, sondern eine juristische Spitzfindigkeit, nämlich der Umstand, daß sie nicht ausreichend juristisch gebildet waren, um eine rechtliche Untiefe, auf der sie jetzt festgefahren sind und die auf die leichteste Weise von der Welt zu vermeiden war, zu umschiffen. Die Strafe als Folge mangelnder Rechtskenntniß: Das ist der knappe Inhalt, aber auch die schärfste Kritik dieses Prozesses. Man täusche sich auch nicht darüber hinweg mit der Erwägung, daß es sich in Prozessen leider häufig um juristische Feinheiten handele. Weiß sich ein schlauer Betrüger solche zu Nutze zu machen, so daß seine Verurtheilung nicht möglich ist, obgleich das sittliche Gefühl ihn schuldig findet, so ist Das gewiß zu bedauern, aber es steht nicht entfernt auf gleicher Stufe mit unserem Fall. Dort ist ein Verbrecher den Maschen des Gesetzes entschlüpft, hier hat sich ein Unschuldiger in diesen Maschen gefangen: die Schädigung des Rechtsbewußtseins, der Widerspruch zwischen dem wahren und dem formellen Schein-Recht, ist hier ungleich schlimmer und bedenklicher.

Nun wird man einwenden: Die Angeklagten sind aber doch nicht unschuldig, sie haben ja etwas Unrechtes gethan, was selbst von den sozialdemokratischen Blättern nicht in Schutz genommen wird. Gewiß ist Das richtig: sie haben sich eines Vertrauensbruches schuldig gemacht und somit Etwas gethan, was, vom sittlichen Standpunkt aus betrachtet, scharfen Tadel verdient. Aber Das ändert nicht das Geringste an der Ungerechtigkeit, die in den Formen des Rechtes gegen sie begangen ist. Der springende Punkt ist und bleibt: es sind Menschen wegen Diebstahls verurtheilt worden, die, sittlich betrachtet, keinen Diebstahl begangen haben. Ob die Angeklagten nach ihrem sonstigen Charakter ehrliche und anständige Menschen sind, ist durch den Prozeß nicht ermittelt, — das Urtheil stellt nur fest, daß sie bisher unbescholten waren; aber jedenfalls ist es durchaus möglich, daß ein Mensch, der es weit von sich weisen würde, die Hand an fremdes Eigenthum zu legen, durch den Eifer, seiner Partei, der er mit Hingebung angehört, zu dienen, sich bestimmen läßt, eine Indiskretion zu begehen. Ich werde auf die politische Seite der Sache noch zurückkommen, aber Das liegt jedenfalls auf der Hand, daß eine Handlung, die nichts weiter bedeutete, als daß ein ohnehin zur Veröffentlichung bestimmter

Erlaß vierundzwanzig Stunden zuvor im „Vorwärts“ bekannt gegeben wurde, vom Standpunkt der Angeklagten aus nicht als ein ehrenrühriges, schweres Vergehen erscheinen konnte; hat doch auch das Gericht Das wohl empfunden und deshalb die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte abgelehnt. Man erwäge nur Folgendes: hätte ein staatlich angestellter Beamter Das gethan, was den wahren Kern der den Angeklagten vorgeworfenen Handlung darstellt, also eine ihm amtlich bekannt gewordene Thatsache unbefugt dritten Personen mitgetheilt, so würde ihn im Disziplinarverfahren eine Strafe getroffen haben, die höchstens in der Entlassung aus dem Dienst und jedenfalls nicht in Gefängniß bestehen konnte. Die Angeklagten können nicht disziplinarisch verfolgt werden, weil sie keine Beamten sind, und ihre Entlassung erschien hier vielleicht nicht als ausreichende Sühne. Nun, dann gebe man Gesetze, die auch in Privatverhältnissen den Vertrauensbruch strafen, wie es ja in den Vorschlägen bezüglich des unlauteren Wettbewerbes geplant ist, aber man verwirre nicht das Rechtsgefühl des Volkes dadurch, daß man Etwas für Diebstahl erklärt, was nun und nimmermehr im Volke für Diebstahl gehalten wird.

Der Fehler liegt, wie schon betont, in erster Linie nicht in dem Urtheil, sondern im Gesetz. Der Diebstahl erfordert nach seiner vorhin mitgetheilten Begriffsbestimmung lediglich die bewußt widerrechtliche Aneignung einer fremden Sache; daß Dies geschieht, um sich einen Vermögensvortheil zu verschaffen, also der gemeinrechtliche animus lucri faciendi, wird in unserem Strafgesetzbuch nicht erfordert. Auch auf den Beweggrund, auf den mit der Aneignung verfolgten weiteren Zweck, kommt es nicht an. Mag dieser noch so lobenswerth sein, mag ich Jemandem, der es im Ueberfluß besitzt, Brot nehmen, um Menschen vor dem Verhungern zu schützen: ich verfalle der Strafe, und zwar, wenn es sich um eine unbedeutende Menge handelt, wegen Entwendung von Nahrungmitteln, anderenfalls wegen Diebstahls. Der Strafausschließungsgrund des Nothstandes trifft nur zu, wenn es sich um mich selbst oder um meine Angehörigen handelt und um eine gegenwärtige Gefahr für Leib oder Leben, wenn also das Verhungern unmittelbar bevorsteht, nicht aber bei fremden Personen und wenn der Hungertod noch nicht sofort zu befürchten ist. Auch der Heilige Crispin würde zweifellos wegen Diebstahls bestraft werden.

Ist hiernach der Beweggrund und der Umstand, welche Zwecke mit der weggenommenen Sache verfolgt werden, ohne Bedeutung, so ist allerdings auf der anderen Seite erforderlich, daß der Beschuldigte die Sache ihrer Substanz nach sich aneignen wollte oder wenigstens eine Handlung mit ihr vornimmt, die nur der Eigenthümer vornehmen kann. Einen Gebrauchsdiebstahl giebt es nicht. Wollten die Angeklagten die Nummer des Verordnungblattes nur benutzen, um dessen Inhalt dem „Vorwärts“ mitzutheilen oder abzuschreiben, hätten sie dann aber das Blatt zurückgeliefert, so lag keine strafbare Handlung vor,

eben so wie ein Diebstahl nicht vorhanden ist, wenn ich eine fremde Sache an mich nehme, um sie zu vernichten, oder sie dem Besitzer entziehe, ohne sie mir selbst anzueignen, sie z. B. ins Wasser werfe. Deshalb ist die Frage, ob das Gericht richtig geurtheilt hat, abhängig von der Würdigung der thatsächlichen Umstände, deren Beurtheilung sich dem fern Stehenden entzieht. Immerhin ist dabei zu berücksichtigen, daß zur Verurtheilung nicht allein der objektive, sondern auch der subjektive Thatbestand gehört, d. h. daß alle zum Begriff der Strafthat erforderlichen Momente nicht nur thatsächlich vorgelegen haben, sondern auch dem Angeklagten zum Bewußtsein gelangt sein müssen. Das gilt insbesondere von dem Umstande, daß es sich um eine fremde Sache im Sinn eines Bestandtheiles fremden Vermögens handelte. Gewiß hat das Urtheil Recht, wenn es feststellt, daß die Angeklagten die Rechtswidrigkeit ihrer Handlung kannten, d. h. wußten, daß sie gegen den Willen der Firma Mittler & Sohn handelten. Aber Das genügt nicht, sondern es ist erforderlich, daß sie das Blatt für ein fremdes Vermögensstück hielten und durch dessen Wegnahme das fremde Vermögen schädigen wollten. Gesetzt, es wäre den Arbeitern gestattet gewesen, gelegentlich zum Einwickeln oder zu anderen Zwecken ein einzelnes bedrucktes Exemplar für sich zu verwenden, und der Grund, weshalb ihnen Dies im vorliegenden Falle auf Befragen nicht gestattet worden wäre, läge ausschließlich darin, daß der Inhalt geheim gehalten werden sollte, so wäre es sehr fraglich, ob man einen Diebstahl annehmen dürfte, denn die That schädigte dann nicht sowohl das Eigenthum der Firma, sondern ihre sonstigen Interessen. Kann man auch entgegenhalten, der Grund, weshalb in diesem Fall das Blatt eine über den Papierwerth hinausgehende Bedeutung für den Besitzer hatte, sei gleichgiltig, es genüge das Bewußtsein der Angeklagten, daß ihnen die Wegnahme auf Befragen nicht gestattet worden wäre, so ist doch zu berücksichtigen, daß die Verletzung dieses Interesses auch dann vorgelegen haben würde, wenn die Angeklagten den Erlaß abgeschrieben oder beabsichtigt hätten, das fortgenommene Blatt zurückzubringen. Jede Strafthat hat einen bestimmten, ihr eigenthümlichen Dolus, und daß die Angeklagten den Diebstahls-Dolus gehabt haben sollten, ist kaum anzunehmen.

Allerdings wird zur Bestrafung die Kenntniß des Strafgesetzes nicht erfordert, — und hier treffen wir auf einen weiteren bedenklichen Punkt unseres Strafgesetzbuches. Gewiß darf man nicht verlangen, daß der Thäter sich über die genaue juristische Formulirung seiner That Rechenschaft gegeben hat, aber wohl müßte man fordern, daß die Bestrafung nur auf Grund eines Gesetzes erfolgt, das zum Schutze des von dem Thäter bewußt verletzten Rechtsgutes gegeben ist. Ehre, Freiheit, Gesundheit, Vermögen sind ihrer innersten Natur nach verschiedene Rechtsgüter; und es ist widerspruchsvoll, falls der Angriff des Thäters nach dessen eigener, die That bestimmender Absicht sich gegen das

eine dieser Güter richtete, zur Bestrafung eine Vorschrift zu verwenden, die zum Schutz eines ganz anderen bestimmt ist.

Ich habe mich bisher ausschließlich mit der juristischen Seite des Falles beschäftigt, es ist jedoch erforderlich, auch die politische mit einigen Worten zu berühren. Welche Absicht bestimmte die Angeklagten eigentlich zu ihrer That? Der Erlaß sollte durchaus nicht auf längere Zeit geheim gehalten werden; im Gegentheil: am folgenden Tage schon wurden die gedruckten Blätter öffentlich ausgegeben und gelangten dann zur allgemeinen Kenntniß. Auch ein journalistisches Interesse lag für den „Vorwärts" nicht vor, denn darauf, daß Leute auf ihn abonnirten, um amtliche Nachrichten früher als in anderen Blättern zu erhalten, konnte er ganz sicher nicht rechnen. Endlich war der Inhalt des Erlasses durchaus nicht geeignet, im Interesse der Sozialdemokratie verwandt zu werden, insbesondere, um daraus Angriffe gegen die Regirung oder die Staatsordnung herzuleiten, denn es handelte sich ja gerade umgekehrt um eine Maßregel, die auch vom Standpunkt des „Vorwärts" aus nur zu billigen war. Nein, der Grund liegt an einer ganz anderen Stelle. Die Veröffentlichungen, die dem sozialdemokratischen Blatte bisher gelungen sind, haben sämmtlich keinen irgendwie werthvollen Inhalt gehabt; einzelne, z. B. der Erlaß betreffend die Soldatenmißhandlungen, stehen sogar ganz auf der gleichen Stufe mit dem jetzigen Falle. Der Zweck ist vielmehr nur darin zu sehen, daß der Eindruck erweckt werden soll, als ob die heutige Staatsordnung schon völlig innerlich morsch sei, daß die Staatsbehörden nicht mehr die Möglichkeit besäßen, Thatsachen, die sie als vertraulich behandeln wollten, geheim zu halten, woran sich dann von selbst der Schluß knüpft, daß die Beziehungen der Sozialdemokratie bis in das Innere der höchsten Behörden hinein reichten, ja daß vielleicht hochgestellte Personen ihr Nachrichten zukommen ließen; man hofft, auf diese Weise ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit zu erzeugen und so das Zutrauen auf den Fortbestand der heutigen Verhältnisse zu erschüttern. Das ist zweifellos im Staatsinteresse sehr bedenklich und es kann nur gebilligt werden, daß die Behörden Alles daran setzen, um diesen Zielen entgegenzuarbeiten. Im vorliegenden Falle ist es nun gelungen, zu zeigen, daß diese Schlußfolgerungen durchaus verfehlt sind, da die Quellen, die der Sozialdemokratie zur Verfügung stehen, ausschließlich in ihrem eigenen Gebiet liegen und sympathische Beziehungen zu höheren Kreisen durchaus nicht bestehen. Das ist ein Erfolg von erheblicher politischer Bedeutung, über den man sich lebhaft zu freuen hat. Aber ist damit die Berechtigung des Diebstahlsprozesses gegeben? Ganz gewiß nicht. Im Gegentheil: man hat den geschlagenen Feind in so ungestümer Weise verfolgt, daß man den Sieg durch eine Niederlage beeinträchtigt hat, — und dieser Fehler besteht darin, daß man eine politische That nicht als solche, sondern als gemeines Verbrechen verfolgt hat.

Ob man wohl in der selben Weise vorgegangen wäre, wenn es sich nicht um eine sozialdemokratische, sondern um eine bürgerliche, vielleicht gar um eine regirungfreundliche Zeitung gehandelt hätte? Gewiß wird man ohne bestimmte Anhaltspunkte sich hüten müssen, diese Frage zu verneinen, die entscheidenden Personen werden sie sich selbst gar nicht vorgelegt haben; aber es liegt doch die Annahme gar nicht fern, daß man in solchem Falle mindestens nicht einen so großen Eifer auf die Entdeckung der Schuldigen verwandt haben würde, wie es hier geschehen ist. Jedenfalls sind die sozialdemokratischen Kreise fest überzeugt, daß solche Waffen nur gegen sie geführt werden, und Das ist gerade das in hohem Maße Bedenkliche. Allerdings giebt es immer noch große und einflußreiche Kreise, welche die Sozialdemokratie außerhalb der allgemeinen Rechtsordnung stellen wollen und sich darauf berufen, daß die Sozialdemokraten selbst Dies thun und deshalb auch von der Staatsgewalt keine andere Behandlung beanspruchen können. Das ist falsch und trägt der geschichtlichen Entwickelung nicht Rechnung. Gewiß stand die Sozialdemokratie lange Zeit auf diesem Standpunkt, aber Das war die Periode des Utopismus, der unklaren Gährung, in der man glaubte, die Welt durch Theorien und Erzeugnisse der Studirstube aus den Angeln heben zu können. Marx hat es stets verurtheilt, und je mehr dessen nüchterne, ja trockenpedantische Auffassung an die Stelle der überschäumenden Thatenlust getreten ist, um so mehr ist man von jenem Standpunkt zurückgetreten. Es ist nicht entfernt eine bloße Vorsicht im öffentlichen Auftreten, die mit der wahren inneren Meinung im Widerspruch stände, daß man alle gewaltsamen Angriffe entschieden ablehnt und sich darauf beschränkt, die allmähliche Sozialisirung der Gesellschaft als nothwendige Folge der natürlichen Entwickelung vorherzusagen. Wäre doch die gegentheilige Auffassung ein Widerspruch zu dem grundlegenden Gedanken der materialistischen Geschichtauffassung, die jede mechanische Beeinflussung der menschlichen Zustände für Phantasie erklärt und eine Umgestaltung der Verhältnisse nur von der Aenderung der sie bedingenden Ursachen erwartet.

Ist aber irgend Etwas im Stande, die Sozialdemokratie in ihre frühere Bahn der gewaltsamen Auflehnung zurückzulenken, so kann es nur das Gefühl sein, daß die herrschenden Klassen versuchen, diese natürliche Entwickelung gewaltsam zu hemmen, daß sie ihre Macht benutzen wollen, um die Arbeiterklasse rechtlos zu machen. Jede Ungerechtigkeit erbittert nicht allein und reizt zur Auflehnung, sondern zerstört das gemeinsame Fundament, auf dem das ganze Staatsgebäude beruht. Das Rechtsgefühl ist gerade in den unteren Schichten empfindlicher als irgend ein anderes; wird es verletzt, und zwar verletzt auch nur nach der Auffassung der Betroffenen, so wird in den Prozeß der natürlichen Entwickelung ein Tropfen Gift gemischt, der die

Gährung zu einer fauligen macht und einen gesunden Verlauf ausschließt. Deshalb kann man gar nicht vorsichtig genug sein, jeden Verdacht, als ob die Justiz mit verschiedenem Maße messe, fernzuhalten, und je mehr auch andere Vorkommnisse — ich erinnere nur an den dortmunder Meineidsprozeß gegen Schröder — den Argwohn, daß die Gerichte ihre Stellung über den Parteigegensätzen eingebüßt hätten, befördert haben, um so bedauerlicher ist es, wenn er durch Fälle, wie der hier besprochene, neue Nahrung erhält. Es war deshalb ein politischer Fehler, daß die Regirung sich nicht auf die Entdeckung der Schuldigen und ihre Entlassung beschränkte, sondern eine Anklage wegen Diebstahls veranlaßte, und es wäre im Interesse einer gesunden Entwickelung der sozialen Krisis mit Genugthuung zu begrüßen, wenn die zur nochmaligen Verhandlung und Nachprüfung berufenen gerichtlichen Instanzen ausreichende Anhaltspunkte fänden, um die Rechtsprechung mit dem natürlichen Rechtsgefühl des Volkes in Einklang zu bringen.

Braunschweig. W. Kulemann.

Eine Volksrednerin.

Groß und schlank, das feine, schmale Rassegesicht stolz erhoben, — so schreitet sie durch die Menge der Proletarier. Erst als sie auf der hell erleuchteten Rednertribüne steht, erkennt man, wie jung sie ist. Ihr lichtes Haar trägt sie kurzgeschnitten, so daß es in fedrigen Locken, eingefangenen Sonnenstrahlen gleich, ihr Haupt umgiebt; sie ist schwarz, doch vollkommen modisch, gekleidet; ein frischer Maiblumenstrauß duftet ihr im Gürtel. Trotzdem sie eine Volksrednerin ist, hat sie nicht aufgehört, eine reizende Frau zu sein, ja, sie verschmäht es nicht, sich für die Genossen festlich zu schmücken.

Da sitzen sie und starren die Frau an . . . eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Jeder weiß, daß sie eine Aristokratin ist: „die Fräfin“ nennt man sie in Berlin. Anfangs hatte ihre Vornehmheit die Proletarier mit Mißtrauen gegen sie erfüllt. Was wollte „Die“ unter ihnen? Wohl auch wieder mal Eine, die sich langweilt.

„Wißt Ihr was, Kinder“, sagte ein Schlosser aus der borsigschen Fabrik, der in der ersten Reihe der Zuhörer stand, „wißt Ihr was? Denen sind blos ihre Männer über. Nu kommen sie zu uns. Freilich, solche Kerls finden sie da oben nich.“ Dabei reckte und dehnte er die nervigen Arme in dem blauen Arbeitkittel und sah die schlanke Gräfin auf der Tribüne mit durchaus nicht abweisenden Augen an.

Sein Schatz aber nahm Das gewaltig übel. Das Mädel saß neben ihm hinter einem mit Bierseideln wohl versorgten Tische und war mit rothen Bändern am hellen Kleide und einer rothen Schleife am Rembrandthut grell aufgeputzt. „Ich finde es sehr komisch, daß die Sorte sich unter uns drängelt. Mögen sie doch bleiben, wo sie wollen. Und ein Kleid hat sie, Aujust, Du denkst wohl, es kost't sechs Dreier? Mindestens seine paar hundert Märker und darüber. Das muß ich als Modistin doch wissen."

„Sie haben vollkommen Recht, Fräulein", mit diesen Worten wandte sich ein in der Nähe sitzender Agitator zu dem Mädchen. „Ganz Recht. Diese Leute haben doch kein Herz fürs Volk. Bewußter Klassenkampf, unerbittlicher. So nur werden wir ein menschenwürdiges Dasein erlangen."

Bei diesem Schlagworte nickte die Modistin zustimmend mit dem kecken, verlebten Gesichte: „Da hörste, Aujust. Aber je stärker son Mann is, desto dümmer is er." Sie gab ihrem Verhältniß einen zärtlichen Klaps auf die breiten Schultern und schmiegte sich an seine Brust.

Der Agitator trug keine Arbeitertracht wie der Schlosser. Man hätte ihn für einen Schriftsteller oder Künstler halten können. Er war mit einer gewissen Koketterie gekleidet: knappem Gehrock, hellen Beinkleidern, strahlendem Shlips. Ein Monocle in seinem rechten Auge schien noch nicht an diesen Platz gewöhnt und fiel bei jedem lebhaften Mienenspiel herunter; diesem Umstande verdankte man es, daß der Mann heute weniger kriegerisch als sonst gestimmt war und seine längsten Tiraden nicht abschmetterte.

„Sie sind wohl nich von hier?" meinte jetzt ein alter Arbeiter mit hagerem, müdem Gesichte und gebeugter Haltung. „Kennt Ihr denn die Jräfin nich? Die meints wirklich ehrlich und jut. Dadervor kann sie doch nich, daß sie Jräfin is. Uebrigens bei der französischen Revolution, da sinds auch die Jrafen jewesen, die anjefangen haben, ein jewisser Mirabeau besonders!"

„Nee, in dieser Gegend hat sie noch nich jesprochen", sagte der Schlosser. „Wissen Sie mehr von ihr?" fügte er eifrig hinzu.

Der so Befragte sah zur Tribüne empor. Die blonde junge Dame ordnete noch ihre Papiere, eben trat ein Herr zu ihr.

„'s ist noch Zeit", sagte der alte Arbeiter. „Sie kommt immer als wie 'ne Uhr und denn muß doch der Akademsche abgewart't werden, jrade wie auf die Universität. Ob ich was weiß? Natürlich. Ein alter Zielbewußter wie ich! Fragen Sie man Bebeln nach mir, Willem Ansorje bei Schwartzkopp A.-G. Ja, na also Die. Jung is sie, Das sehen Sie ja. Einen Mann hat sie auch jehabt, aber nu nich mehr. Sie sind jeschieden oder jetrennt, so 'ne Frau paßt ja auch nich in die Ehe. Sie hat ihren Mädchennamen wieder anjenommen, Jräfin Bühl. Ihren Verwandten war Das jar nich besonders erwecklich, aber was wollen sie machen? Mit'm Strafjesetz bringt sie sich nich in Jeschichten und was Böses thut sie nich. Sie redet man."

„Ueber was spricht die Dame heute?" fragte der Agitator mit einem gewissen Schwerenötherblick in dem einen — mit dem Monocle bewaffneten — Auge.

„Na Kinder, nehmts mir nich übel, aber habt Ihr die Köppe zu Hause jelassen?" erwiderte der Alte. „Seht Ihr die Zettel auf die Littfassen nich an? Da stehts doch jroß und breit: Jräfin Olja Bühl über das Recht der Frau.

„Das Recht der Frau", wiederholten die Drei, Jeder in einer anderen Tonart: der Schlosser geschmeichelt, obgleich er wohl nicht wußte, warum, die Modistin schnippisch, der Agitator neugierig, ja ein Bischen lüstern.

„Stille, jetzt jehts los!" mahnte der Arbeiter von Schwartzkopf A.-G.

Eine klare Altstimme erscholl durch den Saal, Satz reihte sich knapp und schneidend an Satz. Bald erwärmte sich die junge Rednerin bei ihrem Thema, ihre Wangen rötheten sich, ihre Augen blitzten.

Sie sprach über die Ehe.

„Nur bei Euch, Genossen, ist noch die wahre Ehe zu finden. Bei den Besitzenden, was ist sie da? Kauf und Berechnung, Zusammenschmieden zweier Leiber ohne die Vereinigung der Herzen, keine Ehe, sondern ein Konkubinat, nein, schlimmer noch: Prostitution."

Dröhnender Beifall brauste durch den Saal. Die Rednerin vermochte ein paar Minuten lang nicht weiter zu sprechen. Sie neigte dankend das feine Haupt, dann fuhr sie mit einer Stimme fort, die vor Erregung heiser geworden war. Sie schilderte das Leben der Besitzlosen, Unterdrückten. . .

Nun richtete sie sich straff empor; ihre blauen Augen nahmen einen Ausdruck eisiger Entschlossenheit an. Sie entrollte ein Bild des Elends unter den Arbeiterinnen; sie malte das Leben in den verschiedenen Fabriken aus, die sie — um sich von den bestehenden Verhältnissen zu überzeugen — selbst besucht habe.

Wieder und wieder machte der tosende Beifall sie verstummen; sie mußte warten, bis der Sturm sich gelegt hatte und ihre Worte Gehör fanden. Taschentücher wurden hervorgeholt, man vergaß die Bierseidel. Der alte Arbeiter nickte, gerührt, beifällig, der junge Schlosser war ganz Feuer und Flamme, ja selbst die kleine Modistin vermochte sich dem Eindruck der mit Kühnheit und Farbengluth entworfenen Dichterbilder nicht zu entziehen.

„Ein famoses Weib", sagte der Agitator mit seinen Lebemannalluren. Dann besann er sich, daß er kritisch sein müsse, wenn er sich nichts vergeben wolle, und fügte hinzu: „Aber ehrgeizig ist sie! Die verzehrt sich vor Ehrgeiz, aus Liebe zu uns thut sies nicht. Wird auch noch mal eine Rolle spielen, wenns losgeht, bei dem großen Kladderadatsch."

„Wie dazumal bei Mirabeaun seine Zeit, da war auch 'ne Von dazwischen, 'ne schöne junge Frau, und seine Freundin, glaub' ich", wisperte der Alte, um seine Weisheit zu Tage zu bringen.

„Jott, was brauchen wir die Fräfin, Das können wir doch alleine besorjen", rief die Modistin schnippisch.

Die blonde junge Rednerin schwieg. Nur die Maiblumen an ihrer Brust zitterten, sonst bemerkte man keine Erregung an der bleichen Frau. Sie raffte ihr schwarzes Kleid zusammen und schritt einsam, wie sie gekommen war, das feine, schmale Rassegesicht stolz erhoben, durch die johlende, lärmende, jauchzende Menge dem Ausgange zu.

Wird sie wirklich einmal eine Rolle spielen? . . .

G. von Beaulieu.

Lamprechts Deutsche Geschichte.

Vor wenigen Monaten schrieb mir ein Freund: „Ihre Rezension der Deutschen Geschichte Lamprechts habe ich mit großem Interesse gelesen; ganz einverstanden bin ich nicht mit dem Urtheil. Es ist ja gewiß eine gute Arbeit nach Inhalt und Form, immer klug und klar, in Charakteristik und Stil eine maßvolle Anschaulichkeit u. s. w., aber nichts von der monumentalen Größe Rankes, nichts von der hinreißenden Wärme, dem Reichthum und Glanz der Farben und Gedanken, der Innerlichkeit des von Ihnen so hart beurtheilten Treitschke. Und nirgend ein Schimmer von Anmuth! Sie sind auf den deutschen Professor sonst so schlecht zu sprechen: Lamprecht ist nach seiner ganzen persönlichen und literarischen Erscheinung der Typus des deutschen Professors, immer korrekt, immer tadellos, immer sicher und fertig, — und für mich immer langweilig."

Ich habe nun nicht das Vergnügen, Lamprecht persönlich zu kennen, weiß also nicht, ob mir nicht da auch die bekannte Enttäuschung zu Theil werden würde, die Einem so oft von Schriftstellern und Künstlern bereitet wird, wenn man sie außer aus ihren Werken auch noch persönlich kennen lernt. Darum weiß ich auch nicht, ob Lamprecht in seiner ganzen persönlichen Erscheinung der Typus des deutschen Professors ist. Das aber weiß ich, daß er es in seiner literarischen Erscheinung entschieden nicht ist, denn der Typus des deutschen Professors stammt nicht aus unserer Zeit, sondern aus der Vergangenheit, und was die Gehirnzellen dieses Typus bewegt, sind nicht Gedanken einer modernen Zeit, unserer Gegenwart, sondern Gedanken der Rückständigkeit und solider Vergangenheit. Gewiß sind äußere Anklänge bei Lamprecht vorhanden, so z. B., wenn er in einer Kritik über die zweite Auflage von Nitzschs Geschichte des deutschen Volkes seine Genugthuung darüber ausspricht, daß der Herausgeber versucht habe, die oft harte und knorrige Sprache des von mir und sehr vielen Anderen so hochgeschätzten Mannes in ein fließendes Deutsch umzumodeln. Mir persönlich ist nämlich dieses „fließende Professorendeutsch" so zuwider wie irgend Etwas, da ich der Meinung bin, daß eine Eiche, wenn der Sturm sie durchfegt, eben anders rauscht als eine Pappel und daß man darum auch jedem Kernmenschen, wie Nitzsch einer war, seine Sprache lassen und sie nicht durch irgend etwas Allgemeines und Gewöhnliches verhunzen soll. Solche Anklänge an Professorenhaftes finden sich bei Lamprecht wohl, aber erstens sind sie selten, so daß sie Einem sofort auffallen, denn er redet seine Sprache, er redet sie klar und schön; und zweitens glaube ich, daß sie eben dem Milieu, dem Professorenmilieu, entstammen, in das er nun einmal verpflanzt ist, ein Milieu, dessen

Wucht sich auch mein Freund noch lange nicht immer zu entziehen vermocht und das seine ursprüngliche herzwärmende Anmuth gar oft beeinträchtigt hat.

Die Historiker aber, die da namentlich gegen Lamprecht citirt werden, sind für einen großen Theil der jüngeren Generation nicht mehr Das, was sie der älteren waren. Die hinreißende Wärme, der Reichthum und Glanz der Farben und Gedanken, die Innerlichkeit des von mir so hart beurtheilten Treitschke entstammen der Geschmacksrichtung einer Zeit, da man für Markart schwärmte, und wie der Reichthum und Glanz der Farben jenes Malers nicht Stand hielt der Zeit, so dauerten Treitschkes Gedanken und Farben nicht. Verblassen die Farben, so dringt die falsche Zeichnung hervor und stört uns den Genuß jener drapirten Farben- und Gedankenwelt, indem sie uns zuraunt, daß die gerühmte Innerlichkeit keine echte, aus dem Sehnen nach Wahrheit und ihrer Erkenntniß hervorgegangene war, sondern jener sogenannten Liebe entstammte, die nicht fortschreitend wächst und durch ihr Wachsthum den Schatz unseres Innenlebens mehrt, die vielmehr das freudige Gefühl des Besitzes zur Grundlage nahm und nun aus diesem Gefühl heraus ihre Jubellieder anstimmt zur Verherrlichung des Besitzes und ihre verkleinernden Vertheidigungvorkehrungen trifft zur Fortdauer des Besitzes. Jene erste Stimmung entstammt noch dem Frohgefühl an dem endlich Erreichten, diese zweite aber bereits der Unsicherheit, die den errungenen Besitz von einem neuen und weiterstrebenden Wollen bedroht glaubt. So wechselt begeisterte Anpreisung mit kleinlicher Verketzerungsucht.

Auf die Erwähnung der „monumentalen Größe Rankes" nun hat Lamprecht mittlerweile selbst geantwortet in seiner eben erschienenen Schrift „Alte und neue Richtungen in der Geschichtwissenschaft"*), deren zweite Abhandlung sich direkt mit Rankes Ideenlehre und den Jungrankianern beschäftigt. Wer da das Herumfliegen der „Gedanken Gottes" in der Welt betrachtet, Dem kommt diese ganze „Ideenlehre" schon mehr spanisch vor als deutsch. Wir fühlten uns von einem Tohuwabohu von Worten ohne faßbare Begriffe umschwärmt, daß wir mit Nietzsche unser Urtheil nur dahin abzugeben vermochten: „Die mystischen Erklärungen gelten für tief; die Wahrheit ist, daß sie noch nicht einmal oberflächlich sind." Schon in meiner kritischen Studie über Janssens Geschichte des deutschen Volkes zog ich gegen die Auffassung zu Felde, daß die Geschichte die Aufgabe habe, uns für die „Ewigkeit" reif zu machen. Und so finde ich auch diese „Monumentalität" Rankes mit Luft, meinetwegen mit Himmelsäther, erfüllt; sie ist, um deutsch zu reden, hohl, und Lamprecht hat Recht, wenn er zu dem Schluß kommt: „Von beiden Punkten ihres Ausganges her, von dem universalistischen wie

*) Berlin, R. Gaertners Verlag. S. „Zukunft" v. 4. April 1896.

dem mystisch-transscendentalen, ist die Ideenlehre Rankes überwunden; ihr Verschwinden ist darum nur noch eine Frage der Zeit."

Um so größer aber war meine Verwunderung, als ich bemerkte, daß Lamprecht, der sich mit so scharfer Schwenkung von dieser mystisch-universalistischen Weltanschauung Rankes abwendet, in der ersten jener Abhandlungen: „Ueber geschichtliche Auffassung und geschichtliche Methode" die Sätze stehen ließ: „Eine Wissenschaft charakterisirt sich erst sekundär durch die mehr oder minder weite Abgrenzung der Gebiete, worauf sie sich bezieht; nur in großen Ausnahmefällen, und niemals bei innerlichster Auffassung ihres Werdeganges, wird sie einen grundsätzlichen Fortschritt in ihrer Entwickelung durch Eroberung neuer Gebiete machen, sondern immer nur durch eine wesentliche Weiterbildung ihrer Methode. Und ein Unterschied der Methode, nicht der Weltanschauung, liegt bei tieferer Betrachtung meines Ermessens auch dem gegenwärtigen Fortschritt der Geschichtwissenschaft zu Grunde, der die Vertreter des Faches in zwei Heerlager spaltet." Wohl hat er Recht, wenn er dann weiter betont: „Es ist nichts mit dem Gedanken, daß eine bestimmte historische Methode eine bestimmte Weltanschauung aus sich gebären müsse." Gebären? Nein! Die Erweiterung und Umbildung der Methode ist Parallelerscheinung zu einer Erweiterung und Umbildung unserer Weltanschauung. Diese aber existirt, sie ist so sicher vorhanden wie jene, wenn auch unser Verstand das kategorische Entweder — Oder noch nicht zu ziehen vermag. Eine oftmals absolute und gegensätzliche Umbildung liegt da vor; aber was von beiden Ursache und was Wirkung ist, ob die Umbildung der Methode Folge der Umbildung der Weltanschauung oder die Umbildung der Weltanschauung Folge der Umbildung der Methode, oder ob beide Umbildungen gleichmäßige Folgen einer anderen, tieferen Ursache sind, — an diese Fragen wollen wir hier nicht rühren, denn sie führen uns aus dem Reiche der Physik in das der Metaphysik. Das Reich der Metaphysik aber durch die steigende Erkenntniß der Natur zu beschränken, ist das Ziel und Streben der modernen Wissenschaft überhaupt; und dieses Ziel bleibt auch, wenn man immer wieder nach einer epochemachenden Naturerkenntniß bemerkt, daß z. B. „sogar der darwinische naturalistische Evolutionismus in seinem kausalen Zusammenhange die ausgezeichnetste Möglichkeit einer subjektiv teleologischen Betrachtung und damit einer dualistischen Weltanschauung bietet." Diese Versuche der Metaphysiker zur Rückeroberung des verlorenen Gebietes sind nicht neu, aber sie sind dem Historiker nur eine Reaktion auf eine Aktion; und die Aktion wurde und wird immer vollzogen von dem nach der Erkenntniß strebenden menschlichen Geiste selbst.

Auf unser modernes Empfinden z. B. macht es einen senil-impotenten Eindruck, wenn wir, wie in Riehls religiösen Studien eines Weltkindes,

solche Sätze zu lesen bekommen: „Weil wir Gottes Ebenbild sind, darum können wir uns Gott nach unserem Bilde gestalten ... Der Mensch nach dem Bilde Gottes und Gott nach dem Bilde des Menschen, der Gott sucht: das Eine widerspricht nicht dem Andern, denn Beides entspringt aus dem selben Urquell." Das Eine widerspricht nicht dem Anderen in einer verblassenden, von allem lebendigen Thun absehenden Theorie, wohl aber ist das Eine ein ganz gewaltiger Gegensatz zum Anderen für die Praxis des Lebens, denn der Mensch, der sich — um bei Riehls mystischer Ausdrucksweise zu bleiben — Gott nach seinem Bilde schafft, strebt nach der eigenen Souverainetät, er will Subjekt im Satze sein, nicht leidendes und geleitetes Objekt, und dieser sich selbst bewußt werdende Mensch hat nun einmal den natürlichen Drang, zu erkennen, welche die Bedingungen des Lebens überhaupt sind. Sein rein menschliches Gefühl treibt ihn zu dem Bewußtsein, daß der Mensch nicht nur zum Erleiden geboren ist, sondern auch zum Handeln und Schaffen, und so sucht er die Bedingungen kennen zu lernen, die diesem Handeln- und Schaffenwollen am Günstigsten sind. Und darum haben wir uns die Zweiheit von Ursache und Wirkung erfunden, denn „wir lernen immer genauer uns selber beschreiben, indem wir die Dinge und ihr Nacheinander beschreiben", sagt Nietzsche. Trotz dieser Zweiheit, die Lamprecht treffend als „einen weitgehenden Einbruch des Kausalprinzips in das geschichtliche Denken" bezeichnet, ist aber von einem Dualismus nicht die Rede, wenn auch die Sprache für unser monistisches Denken noch erst zu bilden ist. Denn so leicht streift man eine bald zweitausendjährige Uebung nicht ab und wir dürfen uns darum auch nicht wundern, immer wieder auf direkt dualistische Redewendungen zu stoßen auch da, wo selbst der Monismus gegen den Dualismus vertreten werden soll.

Von dieser monistischen Weltanschauung aber sehen wir nun auch Lamprecht thatsächlich vollkommen durchdrungen und sie steht in direktem Einklang mit seiner historischen Methode. „Wer Wirthschaftgeschichte treibt und wirthschaftliche Einflüsse im geschichtlichen Geschehen anerkennt, sie gar wohl in dieses einführt, gilt heute einer großen Gruppe von Historikern als Materialist." Mag er gelten, würde ich sagen. Was liegt daran, wie ein unklares Denken irgend ein klares Thun bezeichnet? Das klare Thun wird doch durch die Unklarheit Anderer nicht unklar. Für Lamprechts Empfinden aber hat der Name „Materialist" noch etwas Unangenehmes, wie für viele andere Leute der Name „Atheist". Und so fragt er: „Warum? Ich sehe keinen anderen Grund als den: weil man sich gewöhnt hat, die wirthschaftlichen Geschehnisse als ‚materielle' denen der Kunst und Literatur, überhaupt der Anschauung und des abstrakten Denkens, entgegenzusetzen, weil man von ‚materieller' und ‚ideeller' Kultur spricht. Merkwürdige Kurzsicht! Jedes wirthschaftliche Thun ist psychologisch genau so bedingt wie irgend ein anderes ‚geistiges' Thun;

jede Summe wirthschaftlicher Erzeugnisse ist genau so Niederschlag seelischer Vorgänge wie irgend ein Gedicht, ein Rechtsbuch, eine staatliche Institution." In diesen Worten bekundet Lamprecht seine Anschauung von der Einheit aller Kultur, aller weltlichen Vorgänge, er trennt nicht dualistisch in Leib und Seele, Gott und Welt, sondern er sucht der Aufgabe der Forschung gerecht zu werden: „an Stelle solcher Symbole das Leben mit den tausend Einzelnheiten zu setzen, in denen es pulsirt." Ob Das nun weniger monumental denken heißt, als Ranke es that, der die große äußere Lebensform mit dem „Odem Gottes" erfüllte, anstatt mit dem Leben selbst und seinen tausend Einzelnheiten? Und ob man bei solchem Denken überhaupt noch mit Schlagwörtern wie „Idealismus", „Materialismus" u. s. w. operiren kann? Wer würde mir entgegentreten können, wenn ich nun einmal versuchte, Lamprechts Denk- und Darstellungweise als reinsten Idealismus zu charakterisiren? Nein, — Das sind Wörter, Begriffsstümpereien, bei denen sich ein vernünftiger Mensch überhaupt nichts mehr denken kann.

Ranke fragte nur nach dem äußeren „Wie" des Geschehens. Heute fragen wir einmal nach dem „Warum"? Um hinter dieses „Warum", das für Ranke die Gottheit war, zu kommen, bedürfen wir einer viel weiter gehenden Anerkennung von geschichtlich wirkenden Kräften, als sie früher nöthig war, wo man alle unbekannten Kräfte einfach in das Symbol der Gottheit zusammenfaßte und diese Gottheit dann selbst als „unerforschlich" bei Seite stellte. Das war ja an sich sehr bequem. Wir ziehen die Gottheit nun nicht wieder herein, machen aber die Augen auf für das Sichtbare und Erkennbare; und zu diesem Sichtbaren und Erkennbaren gehören für uns nun auch die Kräfte, die wir in der sozialen, der völkerpsychologischen, der geographischen, lokalen, wirthschaftlichen Entwickelung z. B. wirksam sehen. Sie halten wir eben so wenig für unerforschlich, wie man bisher die treibenden Kräfte der politischen und administrativen, der religiösen und speziell „geistigen" Entwickelung für unerforschlich hielt. Und weil Lamprecht Das thut, weil er den ernstlichen Versuch macht, „die gegenseitige Befruchtung materieller und geistiger Entwickelungmächte innerhalb der deutschen Geschichte klarzulegen, sowie für die Gesammtentfaltung der materiellen wie geistigen Kultur einheitliche Grundlagen und Fortschrittsstufen nachzuweisen", darum gilt er bei Denen für einen großen Sünder, deren Fähigkeit nicht für eine Erweiterung des historischen Studiums zu wirken vermag, sondern die Leute darauf verweist, auf Grundlage ihrer fast ausschließlich und einseitig philologischen Vorbildung ein Bischen hier, ein Bischen da zu „forschen" und dann das Uebrige unter dem bekannten Schema einer mehr oder weniger interessanten Ideenverwendung zu subsumiren. Die Trägheit ist es, die sich hier zur Wehr setzt, die Trägheit und Bequemlichkeit gegen das Leben und

seine Beweglichkeit. Trägheit und Bequemlichkeit entstammen der Vererbung und gegen sie zieht das Milieu einer neuen Zeit zu Felde, die darauf ausgeht, nach ihrer eigenen Weltanschauung bestehen und leben zu können. Dazu forscht man, dazu schafft man, kämpft man und arbeitet, um so den Kreis der Ueberzeugten allmählich zu erweitern; und wenn sich auch hinter jedem erforschten Problem drei neue aufthun, — was liegt daran? Es ist ein Zeichen von Gesundheit und Tüchtigkeit, vor diesem Ausblick nicht zurückzuschrecken, denn „der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei: er würde sonst nicht forschen", sagt Goethe. Der gesunde Mensch verharrt bei diesem Glauben und nur der Entsagende, der Zukunftlose läßt kraftlos die Arme sinken. Haben wir doch nicht die Räthsel der Menschheit zu lösen! Dafür hat die Menschheit eine ganze Ewigkeit Zeit. Aber die Räthsel von heute wollen gelöst sein; und weil in Folge der mit Eifer gezüchteten Trägheit und Bequemlichkeit uns die gesunde Kunst abhanden kam, Fragen zu beantworten und die Forderungen des Tages zu befriedigen, darum greifen unsere Wünsche schon auf das Morgen und Ueber-Ueber-Uebermorgen und erschaffen sich im „Radikalismus" die Peitsche, die die Lahmen und Trägen wenigstens veranlaßt, den Schritt zum Heute zögernd vielleicht endlich einmal zu vollziehen.

Darum müssen wir einen so hervorragend neuen Versuch, wie ihn Lamprecht auf dem Gebiete deutscher Geschichtwissenschaft unternommen hat, mit freudiger Zustimmung begrüßen und uns erst recht dann einer nörgelnden Kritikasterei begeben, wenn dieser Versuch, wie es hier der Fall ist, auf so ernsten und weitgreifenden Vorstudien beruht und, wie jedem auch nur halbwegs klar sehenden oder wohlwollenden Auge erkennbar ist, zu so fester und harmonischer Durchführung gelangte. Hält man mir aber aus Mangel an eigenem Urtheil oder aus Mißverständniß Dessen, was Lamprecht wollte, die Autorität Rankes entgegen, so erwidere ich zunächst, daß Autoritätglaube und Götzendienst Zweierlei sind. Mit Götzendienern befasse ich mich gar nicht; und den Autoritätgläubigen stelle ich eine andere „Autorität" gegenüber, die Goethes, der sich gerade über Autorität also vernehmen ließ: „Sie verewigt im Einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte, lehnt ab und läßt vorübergehen, was festgehalten werden sollte, und ist hauptsächlich Ursache, daß die Menschheit nicht vom Fleck kommt." Das hat sich nun für die deutsche Geschichtwissenschaft mit der Verewigung der Autorität Rankes klar erwiesen. Die Franzosen und Engländer, ja selbst die Amerikaner sind nahe daran, uns den Vorsprung abzugewinnen. Wir blieben zu lange, viel zu lange, auf dem selben Fleck und erst Lamprecht hat uns ein tüchtiges Stück vorwärts geführt.

Frankfurt a. M. Dr. Mathieu Schwann.

Gebildete Menschen.

„Ein Gutsbesitzer in der Provinz Posen sucht zum ersten April einen gebildeten Altphilologen als Hauslehrer für zwei Knaben im Alter von acht und zehn Jahren. Offerten unter X. Y. an die Expedition dieses Blattes."

So zu lesen in einer Frühjahrsnummer des Pädagogischen Vakanzen-Anzeigers. Zuerst habe ich recht herzlich lachen müssen, ich weiß nicht, ob mehr über den „gebildeten" Altphilologen oder über den Gutsbesitzer; aber bald merkte ich: es liegt Sinn im Unsinn. Der Mann hat unbewußt die nicht akademisch gebildete Welt an der akademischen gerächt, gerächt mit einem groben Faustschlag gerade ins Gesicht, wie sich Das für den biderben Landmann ziemt. Er hat sie gerächt an Leuten unseres Schlages für den Hochmuth, mit dem wir zu glauben geneigt sind, außerhalb der akademischen gebe es überhaupt keine Bildung, unsere Bildung sei Bildung schlechthin. Ich weiß wohl, was der Mann meint; er hat vielleicht Recht; aber die Sache liegt viel tiefer, als jener gute Mann ahnt, und in diesem tieferen Sinn hat er nicht blos vielleicht, sondern ganz sicher Recht. Legen wir doch einmal selbst den Maßstab der Kritik an unsere wissenschaftliche Bildung. Wer unter uns ist denn der wirklich Gebildete? Der Jurist? Der Jurist, wie er ist, jedenfalls nicht, Das wird kein Wissender behaupten; und selbst der Jurist, wie er sein sollte, eignet sich nach der Meinung manches Kommilitonen von einer anderen Fakultät einen zu geringen Ausschnitt aus der Gesammtwissenschaft an, als daß er auf das Prädikat eines wirklich wissenschaftlich gebildeten Menschen Anspruch machen könnte. Mit der Theologie hat es auch seinen Haken. Sind da nicht der Wissenschaft Grenzen gezogen, ist nicht das Resultat vorweg gegeben und kann man unter diesen Umständen noch von Wissenschaft reden? Ich glaube, Mancher wird diese Frage verneinen. Oder der Mediziner? „Handwerk — weg damit!" hört man den Chorus der Anderen rufen, „höchstens sind noch die paar naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu rechnen!" Der Philosoph aber wandelt nach der Ansicht der lieben akademischen Genossen in den Wolken, aus denen nichts zu holen ist; der alte Aristophanes hatte ganz Recht, wenn er sich so witzig an Sokrates rieb. Und nun erst die Philologen, besonders die klassischen, die den Idealismus und die Bildung allein gepachtet zu haben glauben, diese Pedanten, diese Wortklauber, diese Kleinigkeitkrämer! Die Historiker sind beinahe gerade so; die graben eigentlich heutzutage auch blos noch alte Scharteken aus, mit denen man nichts Vernünftiges anzufangen weiß. Naturwissenschaftler aber, die läßt man gelten, — doch, da kommt der Theologe und Philosoph und schilt und sagt: „Leute, die blos in der groben Materie umherarbeiten und keine Idee von einer Idee haben, — nein, die sind nicht gebildet, keine Idee!" So gehts; zu Hause, entre nous, zanken wir uns, da giebt es immer nur eine gebildete Fakultät, die nämlich, die gerade das Wort hat, aber draußen, vor den Leuten, sind wir ein Herz und eine Seele, wir akademisch Gebildeten. Doch im Ernst, ich meine wirklich, wer nur eine Theilwissenschaft beherrscht, besitzt wissenschaftliche Bildung im eigentlichen Sinne des Wortes nicht; das Ideal ist die Beherrschung des Gesammtsystemes der Wissenschaften nach ihren Prinzipien und vornehmlichsten Resultaten; und dieses Ideal ist nur wenigen Auserwählten zu erreichen vergönnt. Wir Uebrigen, das Gros, haben

keine Veranlassung, Andere über die Achsel anzusehen. Wenn auch unsere wissenschaftlichen Kenntnisse die der gewöhnlichen Sterblichen — meistens — qualitativ und quantitativ übersteigen, so erheben wir uns doch nicht so weit über die Masse, daß wir uns, von der Höhe des Ideales aus gesehen, wesentlich abheben. In der That aber ist jener hohe Standpunkt durchaus untauglich und falsch, wenn man eine brauchbare Vorstellung von dem Wesen der Bildung erhalten will.

Früher gab es die sozialen Gegensätze zwischen Adeligen und Bürgern (Bauern rechneten nicht mit), zwischen Freien und Unfreien, heute sind es die zwischen Gebildeten und Ungebildeten; eine ungeheure Wendung. Das Wissen hat sich als eine Macht ersten Ranges offenbart. Einen Vortheil aber hatte die frühere Scheidung jedenfalls: sie war reinlich. Man wußte, wer adelig, wer bürgerlich, wer Herr und wer Knecht war; aber heute weiß kein Mensch, wo die Gebildeten aufhören und die Ungebildeten anfangen; von unten drängt man möglichst nach oben hinauf, von oben schiebt man möglichst Viele ab, besonders wenn sie von ihrer Hände Arbeit leben, über geringe Mittel verfügen und last not least bei einem ungeschickten Schneider arbeiten lassen. Die „Gesellschaft", die ideelle Einheit der gebildeten Stände, besitzt einige Merkmale, an denen man sie erkennen und von der Welt, die nicht zur Gesellschaft gehört, ziemlich sicher unterscheiden kann. Sie besteht aus Damen und Herren, sie nennt die „vermählten" Angehörigen des weiblichen Geschlechtes „gnädige Frau", die unverheiratheten „gnädiges Fräulein"; sie läßt sich durch eine Reihe von formalen Vorschriften über Haltung, Geberden, Manieren beherrschen, sie fordert die Kenntniß einer mehr oder weniger großen Zahl von Phrasen und Gemeinplätzen über einige ständige Themata, wie Theater, Musik, Literatur. Wer dies Alles weiß, kann und beherrscht, ist „gesellschaftlich gebildet" und ist zu einer Rolle oder wenigstens zum Dasein in der „gebildeten Gesellschaft" befähigt. Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehen. Um Gesellschaftmensch zu sein, braucht man schließlich nicht einmal über Wissen und Verstand zu verfügen; das fade, hohlköpfige Gigerl aus guter oder gar vornehmer Familie wird auch zur Gesellschaft gerechnet. Die Kenntniß der Formalitäten ist absolut erforderlich, ein formaler Verstoß macht unmöglich und „ungebildet". Daher kommt es, daß man die Elementarlehrer, deren gesellschaftliche Ausbildung in Folge der Internatserziehung allerdings manchmal eine dürftige ist, oft frischweg für ungebildet erklärt, trotzdem sie in der Wissensmenge die große Mehrzahl ihrer Kritiker bei Weitem übertreffen.

Aber, fragt man, wie ist es möglich, daß diese Gesellschaft, in der die Form fast Alles, der Inhalt, das Wissen, fast nichts bedeutet, sich die „gebildete" nennen kann? Die Zeit, wo die Verschmelzung des Adels mit dem Bürgerthum begann, reicht tief hinein in das vorige Jahrhundert, sie ist die Zeit unserer klassischen deutschen Literatur; die Verschmelzung wurde eben dadurch hervorgebracht, daß man den ideellen Werth des Wissens für den einzelnen Menschen schätzen lernte. Das Wissen, das lebhafte gemeinsame Interesse an geistigen Dingen, einigte über falsche Standesrücksichten hinweg; so kam die weimarer, die berliner Gesellschaft zu Stande, so erklärt sich der Einfluß, den unsere Klassiker, bürgerliche Männer, auf die adelige Gesellschaft mitten unter den größten Vorurtheilen ausübten. Die gebildete Gesellschaft jener Zeit erwuchs also auf dem Boden der adeligen Gesellschaft und daher behielt sie im Großen und Ganzen deren Formen und

Titelwesen bei. Der Ehre der Aufnahme aber wurde nur Der gewürdigt, der den Mangel adeliger Geburt durch reiche Geistesbildung ausglich. Wie nun von oben her die Verbreitung der Bildung durch höhere und niedere Schulen gefördert wurde, so strebte man auch von unten her nach Bildung, freilich nicht, um gebildet, sondern um gesellschaftfähig zu werden. Damit mußte nothgedrungen Verflachung eintreten, und je größer die Gesellschaft wurde, desto mehr fiel die eingehende Kontrole fort, desto mehr trat das Kollektivurtheil der Gesammtheit über die Würdigkeit der Aufnahme an die Stelle des Einzelnurtheiles anerkannter Autoritäten. Man ging in den Anforderungen immer weiter zurück, bis man endlich da angekommen ist, wo wir heute stehen: bei öder Scheinbildung.

Ganz so schlecht, wie ich die Gesellschaft in abstracto gezeichnet habe, ist sie aber in concreto doch wohl nicht; sie setzt im Grunde stillschweigend bei ihren Mitgliedern mehr Wissensstoff voraus, als in der durchschnittlichen Unterhaltung zu Tage tritt. Im Allgemeinen verlangt sie für die ordentliche Mitgliedschaft den Besitz des Einjährigenscheines oder die Ausbildung zur höheren Tochter und zählt Denjenigen nicht als vollbürtig, der nicht in zwei fremden Sprachen Kenntnisse besitzt. Was es freilich mit diesen Kenntnissen auf sich hat, danach wird nicht gefragt, es genügt die Bescheinigung oder auch die bloße Voraussetzung. Ueber die Frauen will ich nicht reden, ich habe auf diesem Gebiete zu wenig praktische Erfahrung. Ein Mann aber, der mit dem Freiwilligenschein aus der Schule gegangen ist und sich nicht ernstlich weiter gebildet hat, weiß faktisch nichts Ganzes, aber allerlei Halbes; er hat gerade so viel gelernt, daß er sich bei oberflächlichem Charakter die Fähigkeit des Urtheiles über Alles und Jedes zutraut. Einjährigenbildung ist Halbbildung von der schlimmsten Sorte, ihre gewöhnliche Konsequenz ist Einbildung. An einem ziemlich ausgetretenen Pfade bei Schreiberhau steht oder stand einst eine Tafel mit der Inschrift: „Dieser Weg ist kein Weg.“ Ich variire das klassische Diktum mit Bezug auf die gesellschaftliche Bildung und sage: „Diese Bildung ist keine Bildung.“

Von der gebildeten Gesellschaft ist wohl zu unterscheiden das gebildete Publikum. Die Bildung des Publikums ist populär, gemein, trivial. Denn was ist das Publikum? Das Publikum ist im Grunde nur ein Gedanke, ein Nichts; es bildet keine Einheit, wie die Gesellschaft oder das Volk, es existirt nur in den Köpfen der Leute, die sich an weitere Kreise wenden und diese zu einer Einheit zusammenfassen, ich meine die populariſirenden Schriftsteller und vor Allem die Zeitungschreiber. Der Begriff Publikum ist aber trotz Alledem in der Praxis recht brauchbar, gerade weil er sich drehen und wenden läßt, wie ein Fausthandschuh, der rechts und links getragen werden kann. Man kann sich unter dem Publikum alles Mögliche denken, bald den großen Haufen, das „gewöhnliche“ Publikum, über das man hochmüthig die Nase rümpft, bald den soliden Bürgerstand, das „verehrliche“, das P. T.-Publikum, dem man mit halb verkniffenem Lächeln seine Reverenz macht, und wenn man sich schließlich gar nichts bei dem Worte Publikum denken will, nun, dann läßt man es eben bleiben, es schadet auch nichts. Zeitungschreiber und Publikum stehen ungefähr so zu einander, wie bei Schopenhauer Subjekt und Objekt: ohne Subjekt kein Objekt, ohne Objekt kein Subjekt, ohne Zeitungschreiber kein Publikum, ohne Publikum kein Zeitungschreiber; die Zeitung macht das Publikum und drückt ihm seine Ideen auf,

das Publikum bedingt die Eigenart der Zeitung. Und weil das Publikum ein Gebilde des gebildeten Zeitungmannes ist, so ist es für ihn selbstverständlich immer gebildet. Die Bildung des Publikums, die populäre Bildung, ist wesentlich Zeitungbildung: sage mir, welche Zeitung Du liest, und ich will Dir sagen, was für eine Sorte von Bildung Du hast. Das Preßerzeugniß nun, das in der breiten Masse Boden gewinnen will, muß natürlich auf die Eigenheiten und Triebe der Masse spekuliren, und zwar in erster Linie auf die schlechten Triebe, als die stärkeren. Die hervorstechendsten Eigenschaften der Menge sind aber Eitelkeit und Eingebildetheit, Denkfaulheit, Selbstsucht und Trieb zur Ungebundenheit. Darum ist in erster Linie Schmeichelei nöthig, selbstverständlich nicht allzu grobe; feine Schmeichelei wird auch verstanden und wirkt nachhaltiger. Man gebe Denkstoffe, die sonst eben nur von denkenden Menschen bewältigt werden, aber diese Stoffe in einer Zubereitung, daß der gemeine Mann sich einbildet, sie verstehen und verdauen zu können. Auf das wirkliche Verständniß kommt es gar nicht an. Dazu rühre man eine recht gepfefferte Sauce an aus Schimpfereien und Schlagwörtern, garnire das Ganze mit den nöthigen Fremdwörtern und gebe ihm ein besonderes Ansehen mit „Resultaten der Wissenschaft". Diese Speise nährt zwar nicht besonders, aber sie stillt den Hunger; Das ist schon Etwas werth, und wird man auch nicht satt davon, so wird man doch wenigstens aufgeblasen; man kommt sich so gebildet vor. Und da die Menge sich eines starken Triebes nach Ungebundenheit erfreut, so wirken ganz besonders die Schlagwörter, in denen Etwas von Freiheit steht: Freier Wille, Gedankenfreiheit, Freiheit der Wissenschaft, Freiheit vom Glaubenszwang, liberale Ideen, Volksfreiheit, freies Spiel der Kräfte, Freihandel, Freizügigkeit, freie Konkurrenz, oder gar: Bildung macht frei! Hingegen überrieselt es den gemeinen Bildungphilister kalt, wenn die Gespenster der Reaktion, des Absolutismus, der Despotie, des Militarismus vor seiner Seele auftauchen, er schätzt sich glücklich, daß er nicht im finsteren Mittelalter lebt, in der Zeit des Feudalismus und Kastengeistes, der Pfaffenherrschaft und des Zunftzwanges. Er ist selbstverständlich durch die Wissenschaft und den gesunden Menschenverstand aufgeklärt, über Religion ist er erhaben, er glaubt höchstens noch allenfalls an einen allgemeinen Weltgeist, alles Uebrige ist von Priestern zur Knechtung der Menschheit und Niederhaltung der Bildung ersonnen und erlogen. Christus war ein großer Mann, Das haben ja Strauß und Renan bewiesen; die Dreieinigkeit ist Unsinn, denn $3 \times 1 = 3$ und nicht $= 1$. Wozu einen persönlichen Gott? Es giebt blos Kraft und Stoff, Pflanzen und Thiere wachsen von selbst, mit dem Tode ist Alles zu Ende. Es ist geradezu rührend, mit welcher Sicherheit so ein Mensch über alles Das aburtheilt, was die größten Geister seit Jahrtausenden immer wieder und wieder beschäftigt hat. Vollends über das Wesen wissenschaftlicher Resultate hat er unglaublich naive Vorstellungen, von ihrem hypothetischen Charakter hat er keine Ahnung, sie sind nach seiner Ansicht unfehlbare Wahrheiten, — allerdings immer nur, so lange sie gerade in seinen Kram passen. Daher denkt er auch bei der Wissenschaft meistens an die Naturwissenschaft, weil sie ihn für Augenblicke von den religiösen Bedenken (Vorurtheilen, sagt er) frei macht, die seinem Trieb nach Genuß Fesseln anlegen und ihm Furcht vor Tod und Vergeltung einflößen.

Wenn die Trivialbildung sich nicht mit dem äußeren Schein und dem

Ansehen vor den Menschen begnügt, sondern es ernst mit sich meint und wirklich nach Wissen strebt, so verfällt sie leicht in den entgegengesetzten Fehler, — und dann entsteht die Vielwisserei. Der Vielwisser weiß eigentlich Alles, wonach man ihn fragt. Er hat über Alles seine fertigen Ansichten, besonders wenn noch das Feuer der Jugend seine Seele erfüllt. Er hat Alles gelesen, kein Zweig der Wissenschaft ist ihm fremd, am Meisten weiß natürlich auch er von Naturwissenschaften und populärer Philosophie; doch spricht er auch von der Sklaverei des Alterthumes, dem platonischen Staat, dem Innern Afrikas, der Entdeckung des Neptun, dem römischen und deutschen Recht, den Mißerfolgen der Medizin: homo sum. humani nil a me alienum puto. Uebrigens tragen wir Alle, wir Bildungstreber, ein gutes Theil von diesen Zügen an uns. Ein interessanter Typus des Vielerlei wissenden Menschen ist der zwanzigjährige Lehrer, der eben das Seminar verlassen hat; er ist systematisch zur Vielwisserei verbildet. Nachdem er mit Volksschulbildung im fünfzehnten Lebensjahr in die Präparandie aufgenommen worden war, ist er in den folgenden sechs Jahren unterrichtet worden in: biblischer Geschichte, Kenntniß des Alten und Neuen Testamentes, Katechismus, Kirchenlied, Kirchengeschichte, deutscher Literatur, Aufsatz, Grammatik, Orthographie, praktischer Pädagogik, Methodik, Psychologie, Geschichte der Pädagogik, allgemeiner Geschichte, vaterländischer Geschichte einschließlich der Geschichte Wilhelms des Zweiten, Geographie, Mathematik, Rechnen, Physik, Chemie, Zoologie, Botanik, Theorie der Musik, Technik des Schreibens, Zeichnens und Turnens, — täglich sechs bis neun Stunden, und zwar so gründlich, daß er befähigt ist, in jedem dieser Fächer, zur Noth ohne Vorbereitung, zu unterrichten und Vortrag zu halten. Wenn ich die Summe des Wissens ansehe, so erfüllt es mich mit außerordentlicher Bewunderung. Aber es ist Einzelnwissen, es gebricht ihm an Kritik, Zusammenhang, Konzentration, für die innere Erfassung ist keine Zeit übrig geblieben. Arbeitet jedoch der Lehrer an seiner Vertiefung, so möchte ich behaupten, daß er sich eine wissenschaftliche Bildung erwerben kann, die der des Akademikers gleichwerthig ist.

Aber der Mensch lebt nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. Darum hat er neben seiner allgemeinen Bildung noch seine Nützlichkeitbildung. Ich korrespondirte mit einem praktisch recht veranlagten Herrn aus den gesellschaftlich höheren Kreisen über den Unterricht seines Sohnes in der alten Geschichte und griechischen Sprache. Hier seine Antwort: „Mein Sohn soll keiner von den Menschen werden, die die sämmtlichen egyptischen Mumien mit Vornamen kennen, und was den Nutzen des Griechischen betrifft, so habe ich noch nie einen Menschen griechisch sprechen hören; hingegen habe ich schon recht oft einen gewöhnlichen Kellner um seine Sprachfertigkeit im Französischen und Englischen beneidet.“ Damit ist in kurzen Worten der Standpunkt gezeichnet, den die große Mehrzahl der Menschen der Bildung gegenüber einnimmt. Die Bildung muß Nutzen für das Geschäft, für die Karriere haben, alles Uebrige ist Ballast. Ich gebe ohne Weiteres zu, daß idealistische Bildung als solche nicht die größte Fähigkeit zum Regiren und Verwalten verleiht, daß das Uebermaß der Reflexion und die einseitige Ausbildung im rein begrifflichen Denken die Tendenz haben, den kecken Wagemuth im Handeln, die praktische Beurtheilung der Verhältnisse und die intuitive Erfassung der Wirklichkeit zu schädigen und zu schwächen: aber wenn die Ideale nicht die gemeine Wirklichkeit zu sich heraufziehen, wenn die wissen-

schaftliche Theorie nicht unausgesetzt neuen, befruchtenden Stoff liefert, so verkümmert das Leben so gut des Einzelnen wie der Gesammtheit, es schrumpft zusammen und entartet in Streberthum, Materialismus und Genußsucht.

Ich hatte mir meine Arbeit so schön zurechtgelegt: ich wollte die verschiedenen Abarten der Bildung, die verschiedenen Mißbildungen schildern, wollte zeigen, daß keine von ihnen Bildung ist, und dann wollte ich, ich selbst, kommen und sagen, Das ist die Bildung, die wahre Bildung. Aber wenn ich mir die Sache überlege, so möchte ich lieber die Hand davon lassen; ich habe Furcht und Mitleid mit mir selbst, ich bin, glaube ich, dazu nicht gebildet genug, um es lieber gleich selbst frei herauszusagen, ehe mir Andere wenig säuberlich mit der Wahrheit ins Gesicht fahren. Zwar habe ich mich bemüht, mir aus jeder Art Bildung Das herauszusuchen, was mir das Berechtigte zu sein schien: ich habe mich bemüht, mich wissenschaftlich zu konzentriren, mir klare, anschauliche Begriffe zu bilden, mein Wissen zu einem System zu vereinigen und dem System durch eine bestimmte Weltanschauung Form und Prinzip zu geben; ich habe mich bemüht, Mancherlei kennen zu lernen und doch die Klippe der Verworrenheit und Zusammenhanglosigkeit zu meiden, an der der Vielwisser scheitert. Aber bin ich darum gebildet? Sind nicht Hunderte, Tausende ganz anders und doch gebildet? Ist es nicht eine unerhörte Dreistigkeit, sein Bischen Bildung, wenn auch nicht dem Stoff, so doch der Methode nach, als normale Bildung hinzustellen? Nein, ich bin nicht gebildet, aber ich suche die Grenzen meines Wissens zu erkennen und es ergreift mich oft mit innerer Herzensangst, wenn ich die Lücken meiner Kenntnisse sehe, wenn ich sehe, wie weit mir Die voraus sind, die mit mir auf gleicher Bahn wandeln. Wohin? Nach der idealen Bildung, die wir doch nie erreichen werden. Und dennoch wandern wir! Warum? Weil wir müssen, denn wir sind Menschen. Und glücklich ist Jeder, der, wie Mose einst auf dem Berge Nebo, wenigstens einen Blick thun darf in das gelobte Land, in das Land der reinen Ideale, dessen Herz weit wird in Dem, was zu schauen er gewürdigt ist, wenn er es auch nie besitzt. Glücklich!? „Paule, Du rasest", sagte der Landpfleger zu dem Apostel, als er mit Begeisterung von Dem redete, wovon seine Seele voll war. Ja, er raste; und rase ich nicht auch? Sagt mir nicht eine Stimme — Gott sei Dank, es ist meine eigene —: Du Thor? Weißt Du nicht, daß Mensch sein mehr heißt als Denken und Erkennen? Liegt nicht des Menschen Kern im Fühlen und Wollen? Die alten Philosophen liebten es, ihr Ideal, den wahrhaft Weisen, mit markigen Worten und vollem Pathos ihren Gläubigen vor die Seele zu stellen. Warum soll ichs nicht wagen, auch mein Ideal zu verkünden? Ich denke mir einen Gelehrten, der still und unbekümmert der Erforschung der Wahrheit lebt, der aber die Wahrheit nicht nur finden will, der sie auch hinausträgt ins Getriebe der Welt; einen Mann, der nicht nur mit sich um die Wahrheit kämpft, sondern auch mit der Welt und, wäre es nöthig, mit dem Teufel in der Hölle; einen Mann aus Aristoteles, Luther, Bismarck zusammengesetzt. Und dieser Mann müßte sich seine ganze kindliche Religiosität bewahrt oder wieder errungen haben, er müßte in die Welt und das Menschenleben mit reiner, enthusiastischer Freude hinausblicken können und doch dabei wissen: das Reich Gottes, das Reich des Ideals, ist inwendig in uns.

Plötzensee. Dr. R. Agahd.

Das Heimchen am Herd.

Die Opernkomponisten von heute stehen rathlos vor der Wahl ihrer Stoffe. Der Erfolg der „Cavalleria Rusticana“ schien für einen Augenblick den Geschmack des Publikums anzuzeigen: sofort stürzten sich die meisten Komponisten nach der Richtung dieses Geschmackes hin und produzirten so gewaltsam, so krampfhaft die Ebenbilder jenes Werkes, daß schließlich dem Publikum übel zu Muthe wurde. Dann entdeckte Humperdinck den Märchenstoff „Hänsel und Gretel“ und errang mit seinem Werk einen bedeutenden, typischen Erfolg. Nun scheint das Märchen, meinten bald darauf die billigen Nachahmerseelen, den neuen Geschmack des Publikums zu bedeuten? Doch unsere Zeit ist zu nüchtern, um in halbwegs ehrlicher Naivetät neue Märchen erfinden zu können; und selbst wenn es ginge, träfen es wahrscheinlich am Allerwenigsten die Opernlibrettisten. Die alten, lieben Märchen aber, die längst erzählten und gehörten, sind gar spröde Opernstoffe und wollen sich nicht ohne Weiteres auf die moderne Opernbühne hinauswagen, weil sie von dem marktschreierischen Deklamation- und Orchesterpomp abgeschreckt werden. Wo sind nun die Zeichen des Geschmackes im Publikum zu suchen? Die „Cavalleria“-Manier ist alt geworden und verfängt nicht mehr, die Märchen gelingen nicht, — was soll nun der arme Komponist, der eine Oper durchaus schreiben will, dem Publikum anbieten? Was will das Publikum? Kienzls „Evangelimann“ hat das Publikum stark gerührt, erschüttert und der Erfolg ist da; soll man schon darum sagen: Rührung ist unsere letzte Mode, und soll man die bekannte „Gerichtssaal“-Rubrik der modernen Journale fortan in Musik setzen? Ich glaube, das Publikum will — eine uralte Wahrheit ists — abends sich im Opernhaus amusiren, in Leid und Freud; Kunstwerth ist Nebensache. Kunstgeschichtlicher Werth, musikalischer Werth, was gelten sie ihm in Wahrheit? Nichts. Das Traurigste aber, und was die armen Komponisten am Stärksten in Stoffwahlverlegenheiten hineinzerrt, ist, daß unsere Zeit selbst kein Ziel für sie formt, kein neues Verlangen ihnen verräth. Mit der sozialen Bewegung und allerhand wirthschaftlichen Traumgesichten unserer Zeit weiß die Musik nichts anzufangen, Heldenthum liegt wahrlich nicht in der Luft, die nationalen Ideen sind sozusagen saturirt, — woher soll die Anregung kommen?

Mit Alledem wollte ich gestehen, daß ich nicht weiß, warum unser Meister Karl Goldmark das berühmte Hausmärchen von Dickens, „Das Heimchen am Herd“, als Opernstoff wählte, nachdem er bekanntlich bis dahin eine „Königin von Saba“ und einen „Merlin“ geschrieben hatte. Seine That ist da, ein überraschend neues Ereigniß in der künstlerischen Entwickelung des Komponisten. Die That ist sehr schön; und bald, hoffe ich, werden auch die Berliner bei sich zu Hause sich ihrer freuen. Als ein Zeichen des starken Künstlerberufes mag besonders hervorgehoben werden, daß Goldmark, der über sechzig Jahre alt ist, seine alte Routine in Stoffen tragischer, pathetischer Natur gern im Stich gelassen und eine neue in einem lieblichen Märchenstoff gesucht und gefunden hat. Der Stoff ist mit großer Geschicklichkeit von H. A. M. Willner für die Oper bearbeitet worden. Am Kühnsten wich der Librettist vom Original darin ab, daß er Frau Dot, die Frau des Postkutschers John Peerybingle — um das Märchenglück von John und Dot handelt es sich bekanntlich in Dickens' Erzählung — „in gesegneten

Umständen" auf die Bühne brachte. Diese Kühnheit ist neu in der Opernliteratur; wenigstens in der Art, wie sie dramatisch und lyrisch durchgeführt wird. Als ich einmal Frau Duse in der Rolle der Santuzza durch charakteristischen Gang auf der Bühne andeuten sah, welch bitteres Unrecht ihr Turiddu angethan habe, war mir die genaue Interpretation im ersten Augenblick peinlich. Nicht Schamgefühl war es, auch nicht ein „ästhetisches" Gefühl, die dagegen sprachen, — nein; im ersten Augenblick dachte ich: Frauen in solchem Zustand gehören ins Haus, streng ins Haus, nicht in die Gesellschaft, nicht eigentlich unter die übrigen Menschen. Frau Duse überwand bald insofern mein Bedenken, als sie den kleinen, ganz kleinen Zug in die stark und innerlich durchgeführte Rolle einfügte, und zwar so, daß man in der elementaren Tragik ihn nur als eine Aeußerlichkeit empfand, die schließlich ohne Schaden hätte wegbleiben können. Der Gang der Santuzza war also nicht ein innerliches, dramatisches Motiv in der Rolle. Das Charakteristikon konnte wegbleiben, — und ich gab eben deshalb meinen opponirenden Gedanken doch wieder im nächsten Augenblick Recht. Zwischendurch sagte ich mir auch, als öfter mein Auge auf den Gang der Santuzza fiel, er wirke auf die Dauer überdies nicht schön, und am Schluß gestand ich mir, das Charakteristikon sei eine Kleinigkeit und schon als solche eine kokette Ueberflüssigkeit, die eher unangenehm als den dramatischen Eindruck stärkend wirkt. Das Motiv der „gesegneten Umstände" in Goldmarks Oper hat dagegen eine innerliche, dramatische Bedeutung. Vielleicht war das Märchen ohne Zuhilfenahme jenes Motivs gar nicht auf die Bühne zu bringen. In der Oper will es das Glück des Ehepaares — John ist bedeutend älter als seine Frau Dot — entscheiden, hilft auch vorübergehende Mißverständnisse klären, kurz, das Motiv leistet wesentliche dramatische Dienste. Der Librettist und der Komponist gaben sich die redlichste, schönste Mühe, der gefährlichen Familienangelegenheit auf der Bühne die Rechte der Poesie zu wahren. Es ist ihnen fast ganz gelungen. Mehrere interessante Gestalten aus dem Märchen, so der alte Kaleb und seine blinde Tochter Bertha, sind im Libretto weggeblieben, die übrigen wurden in allgemeinere Typen umgedeutet. Dennoch ist das Buch poetisch und gut. Es mag sogar zu viel der poetischen Hülle sein um den prächtigen Kern des Stückes, der eine glücklich verlaufende, einfache und innige Dorfgeschichte ist. Das Heimchen, ein Elfenchor weben jene poetische Hülle und singen den Märchenton, den schönen.

Für das Märchen war Goldmarks Weise sehr geeignet. Glänzend, glitzernd, weich, warm, sentimental, leise oder laut und stark sinnlich: so hat sie ihre adäquate Romantik im Ton der Dorfgeschichte gefunden. Seine frühere Musik, Opern und Instrumentalwerke, die letzten Konzertouverturen eingeschlossen, ergaben mir stets den Eindruck, des Künstlers Empfindung habe eine Eigenart, gleichviel ob hier eine natürliche oder dort eine erraffte; aber an den besten Meisterwerken der Literatur gemessen — und müssen nicht immer eben die den Maßstab bilden? — schien seine Art, die Gedanken abzuschließen oder fortzuführen und zu verbinden, eine gar zu steife und schwerfällige. Wie überraschend und entzückend ist es, nun in seinem letzten Werk einen natürlichen Fluß in der Melodie von ihrem Anfang bis an ihr Ende zu finden, eine natürliche Bewegung der Harmonien. Jene Steifheit ist fast ganz verschwunden, die Linien der Melodie sind biegsam, alle Wendungen in der Zeichnung weich, natürlich, nicht gewaltsam und künstlich. Die Melodien sind schön, üppig und charakteristisch.

Die Haltung erinnert stark an die Smetanas. Ich sprach sogar öffentlich die Vermuthung aus, das Vorbild Smetanas habe ihn direkt beeinflußt. Nun versichert Goldmark, er kenne außer dem herrlichen Streichquartett „Aus meinem Leben" nicht eine Note von Smetana, weder „Die verkaufte Braut" noch den „Kuß". Das ist zu glauben, man weiß ja, wie zurückgezogen Goldmark den größten Theil des Jahres außerhalb Wiens zubringt, in Orten, wohin kein Smetana dringt. Desto interessanter ist es, daß die einfache Dorfgeschichte eine Annäherung des goldmarkischen Stiles an den Smetanas von selbst herbeigeführt hat. Das Einfache, Wahre in der Handlung und Poesie legte beiden Komponisten eine vielfach ähnliche Musik auf die Zunge. Goldmark mag sehr stolz sein, in die Nähe Smetanas gekommen zu sein. Es wäre zu wünschen, sein „Heimchen am Herd", eine fast klassische Leistung, gäbe zunächst ihm selbst die Anregung, ein zweites reines Bauernlustspiel (ohne Märchenton) zu schreiben, und den Anderen, die seinen großen Erfolg nachahmen wollen, mit Fleiß dem Lust- oder Singspiel — auf moderner Basis — sich zuzuwenden. Hier mag für die deutsche Oper noch eine schöne, neue Zukunft sein; und vielleicht erlangt gar Goldmarks „Heimchen am Herd" eine historische Bedeutung, wenn seine Anregung und schöne That in neuen Thaten anderer Künstler ein breiteres Leben gewinnt.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Eine Stabreim-Tragoedie.

In Weimar, wo zwar die Straßen still und wie verschlafen dreinschauen, aber die Geister wach und lebendig sind, hat man in den letzten Wochen mit Erfolg ein eigenartiges Drama wiederholt zur Aufführung gebracht, von dem die Welt das Recht hat, Etwas zu erfahren. Den Stabreim kennen wir neuerdings nur aus dem eigenen Munde Wilhelm Jordans als epische Redeform, durch Wagner als musikalisches Anhängsel, dessen technischer Werth für den Gesang der „Nibelungen" nicht gerade klar ist. Weimar und mit ihm der Dichter Hermann Wette hat es dagegen unternommen, von der Schauspielbühne in Stäben zu reden durch volle fünf Akte des Dramas „Widukind." Absurd, wie?! Die Schablonen-Theaterleute, deren ganze Theatererfahrung darin beruht, daß sie keine Situation aufzuführen wagen, die ihnen nicht schon aus zwanzig anderen Stücken bekannt ist, werden sich bekreuzigen ob der kühnen Neuerung. Und doch hat sie sich als glücklich, als praktisch, als äußerst wirkungvoll erwiesen. Wer Gelegenheit hatte, der Aufführung von „Widukind" in Weimar beizuwohnen, wird mit froher Verwunderung empfunden haben, wie glücklich diese altdeutsche Rede-

form im Munde der Schauspieler wirkt, wie kraftvoll und gedrängt die Worte von den Lippen fließen, welche dramatische Schlagkraft im Stabreim liegt, welcher ungezwungene Wohllaut, welche charakteristische Farbe des Ausdrucks. Allerdings gehört ein Dichter dazu, der das Wort so zu handhaben weiß wie Hermann Wette, der die Sachsen nach Karls des Großen Schauderthat von Verden — bekanntlich ließ dieser geistreiche Franke 5000 gefangene Sachsen eines schönen Tages auf einmal enthaupten, „dem Knaben gleich, der Disteln köpft" — mit folgenden Worten den Racheschwur thun läßt:

Ob Mondschein spielt auf der Totenau,
Ob Taglicht bleichet der Leichen Gebein,
Blut soll trinken der Sternenstrahl,
Blut soll trinken die dürstende Sonne,
Bis geworden der Rache ihr Recht.

oder

Donnars Blitz, stähl uns das Schwert,
Saxnots Kraft, führ' uns die Faust,
Wodans Wuth, füll uns das Blut,
Daß wild wir wie wüthende Wetter
Brechen der würgenden Feinde Gebein!

In einer freien, ungezwungenen Weise hat Wette den Stabreim als rednerisches Kraftmittel und Charakterisirungmittel verwendet; und da Weimar gebildete Sprecher besitzt, die gelernt haben, das poetische und rhythmische Wort wohlbefiedert vom Bogen zu schnellen, so wurde der überaus interessante Beweis vollgiltig erbracht, daß die deutsche Sprache im Stabreim ein Bühnenmittel von ganz ungeahnter Natürlichkeit, Fülle und Redekraft besitzt.

War schon diese Seite der weimaraner Aufführung für den Theaterfreund eine neue und packende Erfahrung, so erweckte das Stück selbst durch die poetische Größe, in der seine Hauptszenen gedacht sind, durch die Eigenart der Wirkungen, die der Dichter sucht und findet, nicht minder ganz besondere Empfindungen. Wette schildert, wie der Sachsenherzog Widukind, der den Untergang der alten Götterwelt vor dem neuen Christengott betrauert, der den Untergang seines Sachsenvolkes als eines Herrenvolkes beklagt, als eines freien Herrenvolkes, noch tief in den Auffassungen des alten Racherechtes steckt, wie etwa die Eumeniden des Aeschylus. Noch einmal rafft Widukind sich aus der thatlosen Trauer auf, um für die Weltanschauung seines Volkes zu kämpfen. Karls des Großen Schauderthat von Verden, die wir im zweiten Akte durch die großartige Totenklage der Sachsen erfahren, steigert die Ansprüche des Racherechtes aufs Aeußerste, wie es im Bewußtsein Widukinds und seiner Sachsen liegt. Karl sucht Unterhandlungen; in einer großen Szene des dritten Aktes wohnen wir einer Unterredung zwischen Karl und Widukind bei, wo dem Vertreter des freien Herrenvolkes nun Der entgegentrit, der allein der Herr sein will, auch in seinen Vertretern, und der das Gesetz der Liebe dem Rechte der Rache entgegenstellt. Auch Widukind werde einst Schuld auf sich laden, sagt ihm Karl, und dann werden die alten Götter, werde das Herrenrecht seines freien Volkes ihm, der in Schuld unfrei geworden, nichts helfen, dann werde der Christ und seine Lehre, werde die Gnade

Das sein, was auch ihn besiegt. Der Gegensatz wird durch diese Unterredung verschärft. Der große Kampf beginnt von Neuem. Unterdessen aber haben fränkische Priester, während Widukind auswärts für den alten Glauben und das alte Recht kämpft, sich im Herzen von Geva, von Widukinds Weib, und in dem seiner Kinder einen Platz erobert. Die milde Lehre vom Erlöser hat sie, die erst so tief den Untergang ihres Volkes und des alten Glaubens beklagten, gefangen und sie sind heimlich zum Christenthum übergetreten. Durch seine Mutter Thordis, die als Sachsenpriesterin den alten Auffassungen huldigt, erfährt Widukind bei seiner Rückkehr, was geschehen ist, und erschlägt im Zorne Weib und Kind. Nun aber ist er doch in Schuld gerathen; im Traum erscheinen ihm die Geister seiner Kinder und seines Weibes, aber nicht ihn plagend, sondern die milde Christenlehre mit Gnade und Vergebung ihm zuflüsternd. Die Mutter Thordis stirbt, dem alten Glauben treu, unter Verwünschungen, weil Widukind es nicht wagt, die Gelegenheit zu benutzen, Karl zu töten. Widukind ist ein gebrochener Mann, er hat an sich die Wahrheit des Christenthumes und der neuen, milderen Weltanschauung erlebt, er bittet um Gnade für Sachsens Volk, weil er den Werth der Gnade und den Unwerth der Rache an sich selbst erfahren hat.

Diese Handlung ist in einer mächtigen Sprache ausgeführt; die Schönheit der sittlichen Ideen kommt in einzelnen Szenen zu großer plastischer Wirkung, und wenn der Verfasser auch in einer dramatisch vorbereitenden Technik unerfahren scheint, so weiß er doch durch die Kraft der Ausführung der Hauptmomente selbst, durch die pantomimische Folge der großen und schönen Bilder, zu fesseln, unter taktvoller Mitbenutzung musikalischer Wirkungen Im Berliner Theater der Reichshauptstadt spielt man zur Zeit Wildenbruchs Heinrich, ein Drama, in dem wir verwandte sittliche Ideen ringen sehen. Man hat es wohl mehr als fünfzigmal gespielt und noch immer ist der Zulauf groß. Nun, Wettes „Widukind" übertrifft an poetischer Stärke dieses Stück bei Weitem; die Eigenart der theatralischen Wirkung ist ganz individuell; was aber den dramatischen Aufbau und die Entwickelung an sich anlangt, so ist der selbe Mangel an vorbereitender Technik ja auch bei Wildenbruch bezeichnend in der Verarbeitung des historischen Materials. Wettes Drama wäre also in all seinen Mängeln und seinen weit überragenden Vorzügen sehr wohl geeignet, nicht auf Weimar beschränkt zu bleiben, sondern vor einem erweiterten Forum die Feuerprobe zu bestehen. Allerdings erheischt es Künstler, die reden können. In Berlin — mit werthvoller Ausnahme zweier oder dreier Bühnen — redet man nicht, da hat vielmehr Alles den Zungenschlag und treibt das Wort in den Bauch hinein, statt zur Kehle heraus. Was thuts? Man kann auch mit Bauchrednerkünsten interessante Stücke hundertmal spielen, wie etwa dreißig Theater, in Berlin und London zusammengerechnet, der europäischen Menschheit seit einiger Zeit sattsam beweisen. Aber vielleicht reizt es die Meister der Redetechnik in Berlin oder Wien, sich an so schönen Stabreimen zu versuchen, wie sie ein Klagelied auf Baldur im ersten Aufzuge von Wettes „Widukind" enthält. „Du Schöpfer aller Schöne, — wann kehrst Du uns Trauernden wieder?" Warum klingen mir seit der weimaraner Aufführung diese Worte immer wieder in den Ohren nach? Wolfgang Kirchbach.

Selbstanzeigen.

Zur Aufhebung der Blanko-Termingeschäfte in Getreide, ein wissenschaftliches Gutachten, auf Veranlassung des Bundes der Landwirthe verfaßt. Verlag von Wilhelm Isleib, Berlin 1896. Preis 1,50 Mark.

Auch das Problem der Waarenbörsenreform ist in den letzten Jahren aus dem Stadium allgemeiner Redensarten in die konkretere Form positiver Gesetzesvorschläge hineingewachsen. Im Mittelpunkt des damit bezeichneten Streites der Meinungen steht die Frage der Aufhebung der Blanko-Termingeschäfte. Die hierher gehörenden Materialien sind zum Theil sehr zerstreut, zum Theil allerneuesten Datums. Ich war bemüht, sie in meinem Gutachten systematisch zu ordnen und die Argumente unter den Interessengesichtspunkten des Großkapitals, der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels gesondert aufzubauen. Da die anderen Vertreter der Wissenschaft fast durchweg einen von meiner Auffassung prinzipiell abweichenden Standpunkt einnehmen, war auch mit ihnen eine besondere Auseinandersetzung nothwendig. Dann habe ich versucht, das bisher fast stets als unlösbar bezeichnete Problem der Scheidung der Blanko-Termingeschäfte von den Termingeschäften in wirklicher Waare zu lösen. Und endlich habe ich einen Vorschlag zur Erwägung gestellt, dessen Verwirklichung uns rasch und einfach solche Getreidepreise bringen würde, wie wir sie haben wollen.

Dr. Gustav Ruhland.

Die Kunst des Stabrechnens. Für den Selbstunterricht zunächst von Lehrern, Geschäftsleuten, Technikern und Beamten. Von Bernhard Esmarch, Ingenieur. Mit zwei Tafeln und 146 Textfiguren. Leipzig, Ernst Günther.

Ein Rechenbuch der Zukunft; eines, nach dem man das Rechnen, Das, was man sich heute darunter vorstellt, nicht lernen, sondern verlernen soll! Der Verfasser erklärt nämlich die Art, wie wir heutzutage, Alle, jung und alt, klug und dumm, die Rechnungen des gewöhnlichen — und des ungewöhnlichen — Lebens vollführen, für einen Anachronismus: sie entspreche gar nicht mehr dem Geiste der Zeit, der vielmehr verlange, daß man rechnen könne, wie man schreibt und liest, ohne Kopfarbeit. Dabei handelt es sich nicht etwa um eine Utopie, sondern so machen es thatsächlich bereits Leute der Industrie und Technik, nur leider bei Weitem nicht alle; ein gewisses Schieber-Lineal mit logarithmischen Skalen darauf ist das einfache Geräth dazu; und wer dessen Anwendung einmal gründlich innehat, Der blickt auf die Zeit, wo er beim Rechnen noch Zahlen hinzukritzeln hatte, zurück wie auf einen bösen Traum: kein anderer Standpunkt erscheint ihm so völlig überwunden. Leider ist es um die mündliche oder gedruckte Unterrichtsgelegenheit zu dieser fabelhaft erscheinenden Fertigkeit meist so bestellt, daß man eine Art Miniature-Gauß oder -Leibniz sein muß, um hineinzugelangen; und

eben dieser Mangel hat das vorliegende Buch veranlaßt. Es soll Jedem, und ganz besonders Lehrern, die Aneignung dieser Kunst (die der Verfasser die des „Stabrechnens“ getauft hat; sonst kann man sie treffend auch als die „Stenographie des Rechnens“ bezeichnen) durch Selbstunterricht ermöglichen und soll, was bisher dem Ingenieur allein gehörte, von ihm aber nicht nach Gebühr ausgenützt wurde, sowohl ihm in seinem ganzen Werthe enthüllen, als auch seinem Vetter, dem Kaufmann, die selbe Waffe in die Hand drücken. Ich stand vor dem Problem, den seiner Natur nach doch wahrlich verzweifelt trockenen Stoff auch für ganz unmathematische Gaumen schmackhaft zu machen und, ohne ins rein Empirische zu verfallen, den Leser mit Theorie gänzlich zu verschonen; an illustrativem Apparat zur Erläuterung wurde nicht gespart und das Ganze ist auf lange Erfahrung und einen festen Glauben an eine herbeizuführende radikale Schulreform aufgebaut. So versuche denn dieser moderne Adam Riese sein Glück.

B. Esmarch.

Für Israel. Mahn-, Weck- und Trostrufe. Von Adolf Teichert. München, Karl Rupprechts Verlag. Br. 4 Mk. Geb. 5 M. 50 Pf.

Was ich mit einem Buche gewollt habe? Ich wollte Gedanken und Gefühlen, die heute der Theilnahme jedes höher denkenden Menschen gewiß sind, einen dichterischen Ausdruck verleihen, — wenn ich auch seit geraumer Zeit den Klageruf gehört habe, daß man sich in Deutschland um Gedichte wenig mehr kümmere, und mir mehrfach der Rath gegeben wurde, was ich zu sagen habe, lieber in Prosa zu sagen. Diesen Rathgebern und Allen, die gleich ihnen denken, es sei die Zeit für die gebundene Rede vorüber, möchte ich sagen: Mit den Gedanken zu gleicher Zeit muß der Geist die Form auch immer schaffen, und wenn sie später entsteht, wird immer ein Abgrund zwischen ihr und dem Inhalte gähnen. Meine Gedanken nun nahmen bei ihrer Geburt die Formen an, in denen sie in meinem Buche erscheinen, und ich habe keine Veranlassung, sie dieser Form zu entkleiden, um ihnen losere Gewänder anzulegen. Ich trete ein für die von Dogmenwust und Wunderglauben gereinigte Lehre Christi, „wie er sie uns scheidend hinterließ,“ für die Religion der Zukunft, deren Bekenner man noch täglich zu Märtyrern macht, für die noch keine Sendboten nach den fremden Erdtheilen gegangen sind und die einst doch die Religion der geläuterten Menschheit sein wird. Der Titel des Buches ist gewählt, weil der Verfasser, der übrigens selbst nicht Israelit, sondern Christ und von deutscher Abstammung ist, sehr häufig die Einkleidung seiner Gedanken aus der Bibel und dem Talmud entlehnt hat und weil die für Israel gegen seine Widersacher eintretenden Gedichte einen sehr breiten Raum einnehmen. Doch möchte ich betonen, daß ich auch Israel bittere Wahrheiten sage.

Küstrin. Adolf Teichert.

Eine Waffe im Frauenkampf.

Frau Dr. Kempin hat in der „Zukunft" vom einundzwanzigsten März öffentlich an mich einige Fragen gerichtet, auf die auch eine öffentliche Antwort gegeben werden muß. Was zunächst die Frage der Rezeption des landesherrlichen Scheidungsrechtes betrifft, so ist sicher die warnende Hindeutung auf die englische Rechtsgeschichte ohne Belang; entscheidend sind nur die Lehren der deutschen Rechtsgeschichte; und gerade die Autoritäten, die den Verhältnissen im gemeinrechtlichen Deutschland sehr nahe stehen (Stoelzel, Dove, Friedberg), bezeugen, daß das landesherrliche Scheidungsrecht dort segensreich gewirkt habe. Warum soll eine gleiche segensreiche Bethätigung des landesherrlichen Scheidungrechtes nicht auch für die Zukunft im ganzen Deutschen Reich zu erwarten sein? Die Gründe, die von mir gegen die Betrauung der deutschen Civilkammern mit jener diskretionären Scheidungsgewalt geltend gemacht wurden, hat Frau Dr. Kempin nicht widerlegt: es scheint mir sicher, daß die diskretionäre Scheidungsgewalt nur dann segensreich wirken kann, wenn sie nach einheitlichen Gesichtspunkten für größere Bezirke, als es die deutschen Landgerichtsbezirke sind, bethätigt wird und in den Händen von Männern liegt, die auf einer höheren Warte stehen als recht häufig die Richter einer deutschen Civilkammer. Selbstverständlich soll zur Ehescheidung durch den Landesherrn nicht eine einfache einseitige Petition eines Ehegatten führen, sondern der Gegenpartei dabei volle Freiheit der Gegenerklärung gelassen werden. Sind ja auch in diesem Jahrhundert der Regel nach Ehen vermöge des landesherrlichen Scheidungrechtes nur bei vorhandener Uebereinstimmung beider Ehegatten getrennt worden.

Ob die Eheleute nach Abweisung einer Scheidungsklage durch den Richter sich mit einem außerordentlichen Scheidegrund an den Landesherrn sollen wenden können? Natürlich; Das ist schon heutiges Recht, — mit der Maßgabe, daß der Landesherr nicht einen gesetzlichen Scheidegrund zur Unterlage seines Scheidungspruches wählen darf. Sicher spricht gegen die Rezeption des landesherrlichen Scheidungrechtes ein gewisses populäres Vorurtheil. Darauf wird man aber weniger Gewicht legen, wenn man sich den tieferen inneren Zusammenhang, welcher der Entwickelung des deutschen Ehescheidungrechtes in der letzten Zeit eigen ist, vergegenwärtigt. Vor der Herrschaft des Naturrechtes in Deutschland, d. h. bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinein, basirte das protestantische Scheidungrecht, welches das künftige deutsche Civilgesetzbuch mit Recht als Vorbild für die Gestaltung des gemeindeutschen Scheidungrechtes gewählt hat, wesentlich auf dem Gedanken, daß der Richter nur bei bestimmten Verschuldungen eines Ehetheiles auf Scheidung zu erkennen habe, der Landesherr aber in außerordentlichen Fällen, ohne Rücksicht auf das Vorhandensein einer Verschuldung, durch einen bittweise zu erlangenden Scheidungspruch eingreifen dürfe. Erst mit dem Siege des Naturrechtes wurde eine Anschauung groß, welche die Gestaltung der Privatrechtssphäre jeglichem diskretionären Ermessen entzogen und schlechthin nach gesetzlich feststehenden Regeln geordnet wissen wollte. Aus dieser Anschauung heraus erhoben die seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts in Deutschland vorgenommenen bürgerlichen Eherechtskodifikationen vielfach Fälle zu abstrakten

gesetzlichen Scheidungsgründen, in denen die Scheidung vorher nur ausnahmsweise im Wege des landesherrlichen Scheidungrechtes nach sorgfältiger Prüfung der jeweiligen Sachlage verstattet war. Namentlich erklären sich so die zahlreichen abstrakten Scheidungsgründe des Preußischen Allgemeinen Landrechtes. In der Gegenwart, nach dem Zusammenbruch der Herrschaft des Naturrechtes, hat man aber wieder erkannt, daß gerade die Scheidungangelegenheiten so komplizirter Natur sind, daß darin „nieman von unglychen der sachen kein gewüß gsatz machen kann" (so sagt schon die Züricher Chorgerichtsordnung von 1525), und daher giebt auch das künftige deutsche Civilgesetzbuch im Gegensatz zu den früheren bürgerlichen Eherechtskodifikationen schon dem Scheidungrichter eine sehr freie Stellung bei Schlichtung der Scheidungshändel; abgesehen von wenigen absoluten Scheidungsgründen, soll der Richter auf Ehetrennung erkennen, wenn er in Folge schwerer Verschuldung eines Ehetheiles im Einzelfall die Ueberzeugung erlangt, daß dem andern Ehetheil billiger Weise die Fortsetzung der Ehe nicht zuzumuthen sei. Wenn aber das künftige Civilgesetzbuch außer bei unheilbarem Wahnsinn nur bei schwerer Verschuldung die Ehescheidung durch den Richter zulassen will, wird doch noch manches gerechte Scheidungbedürfniß, zu dessen Anerkennung auch beim Nichtvorhandensein einer Verschuldung die Noth des Lebens zwingen kann, unbefriedigt gelassen und es bleibt ein Fehler der Gesetzgebung, daß nicht auch für die Korrektur der vom Prinzip der Verschuldung beherrschten richterlichen Ehescheidung gesorgt wird: durch Schaffung einer für außerordentliche Verhältnisse mit diskretionärer Scheidungsgewalt betrauten Instanz. In dieser Beziehung würde die Anknüpfung an die bisherige Rechtsentwickelung sicher zur Rezeption des landesherrlichen Scheidungrechtes führen; aber ich will hier gern zugeben, daß ich auch schon damit einverstanden wäre, wenn die diskretionäre Scheidungsgewalt etwa dem Reichsgericht einheitlich für das Deutsche Reich anvertraut würde.

Das nach Frau Kempin „jetzt äußerst beschränkte landesherrliche Scheidungrecht" gilt zur Zeit in folgenden Ländern: in Neuvorpommern, in beiden Mecklenburg, in Schleswig-Holstein, Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Nassau, im Großherzogthum Hessen und in Kurhessen, in Frankfurt a. M., Weimar, Koburg-Gotha, Meiningen, Altenburg, Anhalt, Reuß ältere und jüngere Linie, Schwarzburg-Sondershausen; außerhalb Deutschlands besteht es in Schweden und Dänemark; und zwar kamen in Dänemark in den Jahren 1877 bis 1881 auf zweihundert landesherrliche Ehescheidungen fünfundzwanzig gerichtliche.

Was das von mir gewählte Beispiel des „kleinen Landmannes" betrifft, so glaube ich, daß man ohne Zwang die Absicht meiner Darstellung nicht verkennen kann. Nicht die Errettung vor dem ökonomischen, sondern vor dem sittlichen Untergange soll das Entscheidende für die Zulassung der rechtlichen Ehetrennung sein, und wenn beide Gefahren zusammentreffen, so bleibt der ökonomische Vortheil doch immer das nebensächliche, nicht das entscheidende Moment.

Damit sei der „Frauenkampf" hier für mich geschlossen.

Königsberg. Dr. Hubrich.

Depositen.

Die Redefreiheit, die in der „Zukunft" die verschiedensten Meinungen zum Wort kommen läßt, gestattet es auch mir, Herrn Dr. Ruhland hier entgegenzutreten. Sein im vorigen Heft veröffentlichter Artikel: „Der Geldmarkt den produktiven Ständen!" hat den mittleren Bankfirmen gut gefallen, weil beim Lesen die schwächere Konkurrenz ihr Müthchen an den Großbanken kühlen konnte. Die Mittleren und Kleinen haben nämlich so oft Gelegenheit, sich über die Stärke ihrer Rivalen zu ärgern, daß ihnen jeder Angriff auf unsere ersten Institute willkommen ist, — natürlich nur, wenn sie selbst dabei dem Feuer nicht zu nahe kommen müssen. Hier aber handelt es sich um Wahrheit; und so läßt sich dem Reiz nur schwer widerstehen, an dem kunstvollen Gebäude zu rütteln, das Herr Ruhland unserem Bank- und Börsenwesen zum Aufenhalt anweisen will.

An dieser Stelle, wo diese Gebiete ziemlich regelmäßig betrachtet werden, ist seit Jahr und Tag auf die mächtig fortschreitende Assoziation des bereits assoziirten Kapitals in zahlreichen Darlegungen hingewiesen worden und kürzlich wurde auch die allzu ausgedehnte Vielseitigkeit unserer Großbanken eingehender Beobachtung unterworfen. Eine besondere Hochachtung vor der sozialpolitischen Nützlichkeit unserer Banken kann mir also nicht nachgesagt werden. Etwas Anderes ist es aber, wenn Ruhland die natürliche — geben wir ihm einmal zu: verderbliche — Konzentrirung des Bank- und Börsenwesens, die ohne ein einiges Deutschland und eine Reichshauptstadt ganz undenkbar wären, als einen tückischen Plan der Bankmänner ausmalt. Herr Ruhland sieht unsere Banken nur als Vermittelung- und Geldausgleichung-Institute an und vergißt, daß überhaupt alle praktische Thätigkeit zunächst dem Bedarf entspringt, dann aber selbständig wird und Initiative gewinnt. Die Großindustriellen z. B. halten auch die Kohle lediglich für „vermittelnd und ausgleichend," während die Grubenintereſſenten selbst auf den Werth ihrer Arbeit halten und schließlich sogar einen ehernen Ring bildeten. Die Eisenkonumenten halten das Metall für ein „dienendes Glied am volkswirthschaftlichen Körper", während die Eisen- und Stahlwerke den Nutzen, den sie bringen, so gut wie möglich bezahlt haben wollen. Es ist der alte Gegensatz zwischen Handel und Verbrauch, der alle Stände durchzieht; und wenn die Fabrikanten von Kohle, Eisen u. s. w. auf die Menschen verweisen, die von ihnen leben, so müßte man blind sein, um die schier unübersehbare Zahl von — wenn auch nur untergeordneten — Personen zu übersehen, die vom Tische des Bank- und Börsenwesens gespeist werden. Dabei wird wohl der Maurer auf seinem Gerüst durchschnittlich mehr verdienen als der Schreiber und Rechner in einem Comptoir. Ganz ungerechnet sind aber noch die Schaaren der indirekt Mitverdienenden. Glaubt man denn im Ernst, daß die großen Banken nicht mehr einzelne kleine Aktionäre zählen als manches industrielle Arbeitgebiet? Herr Ruhland scheint die Bankaktien als den Besitz der Reichen anzusehen; es wäre nützlich, wenn er die Vertheilung dieser Werthe auf die einzelnen Besitzklassen einmal statistisch gewissenhaft untersuchte.

Er entwickelt dann einen Plan, den die Großbanken zur Beherrschung des Geldmarktes und des Publikums angewandt hätten. Es ist, als ob man in etwas ganz Fremdes blickte, an das noch nie ein Finanzmann gedacht haben kann. Nach ihm seien zunächst die Provisionen durch „eine Art unlauteren Wett-

bewerbes" von jenen Instituten unterboten worden, um dann zu „Schundpreisen" die Gesammtheit und damit auch die Konkurrenten desto gründlicher „auszubeuten". „Das Publikum ist natürlich auf den Leim der billigen Provisionen gegangen." Warum: „natürlich?" Für den Menschen, der spekuliren oder „konzertzeichnen" will, kann doch der kleine Unterschied der Provision absolut nicht in Betracht kommen. Das sind Sätze, die nur im regulären Kontokorrentverkehr Etwas bedeuten, weil da in jedem Halbjahr unzählige Posten zusammenkommen. Es ist auch gar nicht wahr, daß die eigentliche Provisionverbilligung von den Banken ausging. Das geschah schon in den fünfziger und sechziger Jahren, als der Kurszettel erst wenige Papiere aufwies, dafür aber das Valuten- und Sortengeschäft eine Riesenausdehnung gewonnen hatte. Damals haben einige jüdische Bankiers, nach dem Rezept: die Masse muß es bringen, die Provisionen heruntergesetzt, während die alten Patrizierhäuser ohne jede Sehnsucht nach Kundschafterweiterung von ihren bisherigen Kunden die Equipage bezahlen lassen wollten. Gerade diese Zeit ist bedeutsam für das Kommissiongeschäft geworden, denn schon in den sechziger Jahren wurde der Waarenhandel schleppend und veranlaßte zahlreiche mittlere Vermögen, nach dem Effektenverkehr auszuwandern.

Nicht richtig wird auch „die systematische Erziehung der Kundschaft" zum Spekuliren und Gründen geschildert. „Die neugeschaffenen Werthe wurden zu günstigen Bedingungen angeboten." Nun ist es doch bekannt, wie gerade diese Subskriptionkurse sehr hoch waren, so daß mit dem bloßen Kredit, den die Banken angeblich dabei ihrer Kundschaft gewährten, nur wenig gethan war. Herr Ruhland behauptet dann, die sogenannten Spekulation- oder Bankenwechsel, die, beiläufig gesagt, stark vermindert worden sind, würden von der Börse als „feinster Diskont" behandelt. Aber kein Wechsel gilt als gut, der nicht reichsbankfähig ist. Industrie- und Landwirthschaftwechsel, heißt es weiter, gelten an der Börse als „Plunder". Es giebt aber zahllose Industrien, die sich den ungestörtesten Absatz ihrer Wechsel thatsächlich gesichert haben. Die landwirthschaftlichen Kredite kann ich nach meinen Erfahrungen nicht sicher beurtheilen. Ich möchte aber noch bemerken, daß überhaupt der Diskontenverkauf sich längst von der Börse weggezogen hat, während die auswärtigen Wechsel, d. h. diejenigen, welche die Industrie auf ihre fremde Kundschaft ausstellt, natürlich bei der Bankverbindung genommen werden.

Hier ist erst kürzlich die Eigenart unserer Großbanken beleuchtet worden, neben dem Kredit- auch das Depositengeschäft zu betreiben. Aber nehmen wir einmal an, diese immerhin etwas bedenkliche Kombination höre auf, wie sie z. B. bei dem damals citirten Crédit Lyonnais aufgehört hat. Diese größte französische Bank ist heute in ihrem reinen Kommissiongeschäft so mächtig, daß sie sich bei Emissionen nicht mehr zu betheiligen braucht. Dagegen verkauft sie gewissermaßen das Vertrauen, das sie bei ihrer Kundschaft genießt, indem sie sich von den Anleihebanken etwa fünf Francs für jede anzubringende Obligation vergüten läßt. Ich glaube auch nicht entfernt, daß, wie es Ruhland behauptet, die großen Banken ihre Depositen in Reports- und Spekulationwechseln anlegen, ich glaube sogar, daß z. B. die Deutsche Bank ihre Depositen in Anlagepapieren und Wechseln sehr solide angelegt hat. Allein man soll nur die vierteljährliche Veröffentlichung von Rohbilanzen verlangen, die Banken geben sie gewiß, — ohne daß damit dem Begriffe Rohbilanz ein tieferer Sinn unterzulegen wäre. Denn

das Publikum hat einmal zu den großen Banken sein Depositenvertrauen und weder Ruhland noch Caesar Straus können die Thatsache ändern, daß erfahrungsmäßig auch in den schwierigsten Zeiten von den Depositen wenig zurückgezogen wird. Was ändert aber die gewünschte Gründung von Depositenbanken? Nichts, als daß die Großbanken sofort Depositeninstitute schaffen, die dann von ihnen die Wechsel kaufen. Denn wie will man gesetzlich das Diskontiren guter Wechsel hindern? In Ruhlands Darstellung wird immer ausgerechnet, wie die Wechselportefeuilles der Bank erst mit der Zunahme der Depositen gewachsen sind. Welches Verbrechen liegt denn aber darin, da man doch im Ernst nicht annehmen kann, daß Das gewöhnlich Spekulationwechsel (auf Reports basirend) sind? Solche Beschuldigungen können nicht durch Ziffern bewiesen werden, sondern nur durch Angabe der Wechsel; regelmäßig ist Das gewiß niemals geschehen. Sollte es denn gar so unbekannt geblieben sein, wie gerade die Kredite für Handel und Industrie so enorm ausgedehnt wurden, daß sich hiermit schon allein das Anschwellen der Portefeuilles genügend erklären ließe? Ob diese Kredite nicht zu weit gehen, wäre allerdings eine andere Frage.

Das stärkste Staunen empfand ich vor der Behauptung, daß die deutschen Banken an drei Milliarden Mark verzinslicher Depositen, also doch Baardepositen, enthalten sollen. Ich habe mir die Mühe genommen, bei unseren größten, großen und mittleren Banken die letzte Jahresbilanz per Ende 1895 nachzuschlagen, und kann da nur folgende Summen herausfinden. Ich füge sogar die reportirten Effekten gleich hinzu. Danach betrugen also Ende 1895:

	Verzinsl. Depositen Mill. Mark	Reports Mill. Mark
Diskontogesellschaft. .	34	36
Dresdener Bank . . .	41	31
Deutsche Bank . . .	85 1/2	51 1/2
Darmstädter	21	31
Handelsgesellschaft . . .	33 1/3	25
Nationalbk. f. Deutschl.	38	44 1/2
Genossenschaftbank . .	—	8 1/4
Leipzig. Kreditanstalt	1 1/2	?
„ Bank	10	—
Sächsische Bank . . .	12 1/4	—
Schles. Bankverein .	4	1 1/2
Schaafhaus. Bankver.	2 3/4	11
Norddeutsche Bank .	11	?
Kommerz- u. D-Bank.	5	7 1/2
Bayr. Hyp. u. V. Bank.	6	3
Rhein. Kredit-Bank.	—	—
Württemb. Vereins-B.	—	6
Oldenb. Landes-Bank.	18	7
Frankfurter Bank . .	11	?
Mitteldeutsche Bank .	12	16
Reichsbank	—	—
Total . . .	355	278

Von ersten Banken ist es nur die Diskontogesellschaft, bei der die Reports nicht recht offen gebucht sind, bei anderen figuriren die Depositen wiederum auf anderen Konten. Ich habe indessen in diesen vereinzelten Fällen die äußersten Summen hingeschrieben, so daß unter allen Umständen der Irrthum von unseren drei Milliarden Depositen berichtigt wird. Pluto.

Der Talmud.

Ein dunkler, nur von irren Flämmchen bisher erhellter Winkel der Geistes-welt soll den Blicken des Abendlandes endlich nun entdeckt werden: der Talmud von Babylon erscheint deutsch in Lieferungen bei S. Calvary & Co. in Berlin. Die erste Lieferung ist schon erschienen und der Laie, der den Werth der Uebersetzung freilich nicht kontroliren kann, darf doch anerkennen, daß er eine offenbar nicht verstümmelte, mit wissenschaftlicher Objektivität besorgte Ausgabe vor sich hat. Der hebräische und der deutsche Text sind einander gegenübergestellt, die von der jüdischen und christlichen Censur beseitigten Theile sind wieder aufgenommen und die technische Ausstattung läßt keinen Wunsch nach Klarheit und Uebersichtlichkeit unbefriedigt. Wir werden also in ein paar Jahren — denn das Werk wird ungefähr achtzig Lieferungen umfassen — eine vollständige und unparteiische deutsche Ausgabe des babylonischen Talmuds haben, wenn dem Herausgeber nicht, wie seinen Vorgängern, bei der unsäglich mühsamen Arbeit die Kraft erlahmt. Er heißt Lazarus Goldschmidt, ist ein russischer Jude und hat bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre nichts Anderes gekannt als die Sprache und den Gedankenkreis der Talmudwelt, die noch heute den östlichen, abgeschlossen lebenden Juden die einzige Zerstreuung und den einzigen Anlaß zu spitzfindigen Forschungen bietet. Der junge Herr Goldschmidt mag von dem abendländischen Gezänk über den Talmud gehört haben; er hat sich aus Rußland aufgemacht, ist zu Fuß nach Berlin gekommen, hat hier, wo deutsche Gelehrte ihn freundlich unterstützten, mit zähem Eifer die deutsche Sprache gelernt, seine Studien fortgesetzt und, oft genug wohl hungernd und frierend, nicht eher geruht, als bis er für das Werk seiner Träume einen Verleger gefunden hatte. Jetzt sitzt er in Charlottenburg, arbeitet täglich seine fünfzehn Stunden und will, je nachdem es die einzelnen Bände des Talmuds verlangen, nach der Theologie auch noch die alte Philosophie, Jurisprudenz und Astronomie studiren. Ein Bischen Ehrgeiz, den man, minder wohlwollend, ja auch Eitelkeit nennen kann, ist dabei gewiß im Spiel; jedenfalls aber gehört Herr Goldschmidt zu den besonderen Söhnen Sems, die, wie Marx, eine außerordentliche Geringschätzung irdischer Güter mit einem scharfen, bohrsüchtigen Verstand und mit zähestem Fleiß verbinden. Und ein solcher Mensch, ein auf der Sonnenseite des jüdischen Geistes gezeugter, war nöthig, um uns das Werk zugänglich zu machen, das in der Zurückgezogenheit, in dem vergeistigten, zwischen der Familie und der Synagoge sich abspielenden Leben der Judenheit einst entstand. Eine düstere Welt wird sich unseren Blicken da aufthun, ein lastendes Gebäude, das, nach Renans Wort, aus Pedanterie, kläglicher Kasuistik und religiösem Formalismus gefügt worden ist und das nach den griechischen Disziplinen, der Quelle aller klassischen Kultur, keinen erhellenden Ausgang öffnet. Aber nicht der Jurist nur wird hier eine Fülle ungehobener Schätze finden: jeder gläubige Christ wird, wenn er die in der Zeit der schwersten Kämpfe zwischen Christen und Juden entstandenen kabbalistischen Spekulationen unbefangen und ohne Aergerniß prüft, in diesem Denkmal des gesetzgläubigen Thorafetischdienstes einen Wegweiser ins dunkle Land der kleinen Rasse erkennen, die, zum Guten und Schlimmen, in der Geschichte der Menschheit eine so ungeheure Rolle gespielt hat und immer noch spielt. Deshalb dürfen auch fromme Christen der Entdeckerreise in das Ghetto des jüdischen Geistes fröhlichen Fortgang wünschen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. April 1896.

Satisfaktion.

Eine Woche tugendsamster Entrüstung liegt hinter uns. Wie immer, wenn der allverwaltende Liberalismus die öffentliche Meinung macht, wurde das Ziel des Vorstoßes ins Himmelblaue verrückt; und wie fast immer, wenn man sich entrüstet hat, fehlte zum Kampf dann die taugliche Waffe. Der Treibhausdunst höfischer Sitten hatte sich auf die Nerven gelegt und unbehagliche Verstimmung erzeugt, — und liberale Mannen riefen zum Sturm gegen den Moloch Militarismus, der mit dem wahren Fall Kotze nicht das Geringste zu schaffen hat. Gehäufte Versuche der Selbsthilfe hatten das Rechtsbewußtsein verwirrt, — und zur Beruhigung wurde die Suttnerglocke geläutet und aus der faulen Phrasengrete Schuß um Schuß abgefeuert. Aber die Tugend ist stets schön anzusehen, auch die entrüstete, waffenlose, und ganz besonders schön, wenn sich, wie es diesmal geschah, zur holden Gefährtin die Bildung des Jahrhunderts gesellt. Herr von Below, der in Münster als Professor die Geschichte lehrt, hat vor ein paar Monaten ein kleines, angenehm zu lesendes Buch veröffentlicht, das beweisen soll, nicht der germanische Ehrbegriff, sondern die Verkommenheit einer erbärmlichen Gesellschaft habe den Mutterboden des Duells gedüngt. Der Beweis wird, auch wenn er gelänge, kaum erheblichen Nutzen bringen, denn der Zweikampf hat sich nicht eingebürgert, weil man in ihm einen letzten Rest des deutschen Ritterthumes sah, sondern weil er als die Attrappe einer vom Glanz der Heroenzeit

herrlich umgoldeten Vorstellungwelt zurückblieb; und die Gesellschaft, die heute das Duell pflegt, kann kein Verständiger erbärmlich oder verkommen nennen. Aber das kleine Buch ist von vorn bis hinten mit brauchbaren Citaten durchspickt und kam für die Duelldebatten deshalb sehr gelegen; es war ein wundervolles Schauspiel, wie rasch plötzlich die Bildung der Leitartikelschreiber sich mehrte und wie sie vom Kaiser Mathias und dem dritten französischen Heinrich, vom Sachsenspiegel und von Henri Martin zu erzählen wußten, als handelte sichs um alte Bekannte. Dabei vergaßen sie auch die noch ältere Weisheit aus den vierziger Jahren nicht, wetterten über junkerlichen Uebermuth und adelige Raufbolderei und fühlten sich, bevor die Berathung des Börsengesetzes begann, schnell noch einmal als Hüter des humanen Hortes. Und schließlich wurde im Wallotbräu der alte Kohl abermals aufgewärmt und mit einer breiten Phrasenbrühe an zwei sonnigen Tagen angerichtet. Auch da gab es Edelmuth, Ehrgefühl, Sittsamkeit, friderizianische und josephinische Grundsätze und große Gesichtspunkte auf allen Seiten des Hohen Hauses, sogar Herr Rickert wurde nicht ausgelacht und in der Friedrichstraße brüllten die Zeitunghändler: Kotze im Reichstag!

Es scheint das Schicksal des deutschen Liberalismus, daß er die Forderungen, für die er sich einsetzt — ohne sie und sich jemals durchsetzen zu können —, dem Geschmack ganzer Geschlechter verekeln muß. Ihm fehlt so völlig der Sinn für organisch Gewordenes, er schleppt so wahllos aus allen Kulturen erschnüffelte Güter und Rechtsansprüche zusammen, daß seinen Spuren, auch wo die Wegrichtung gern gesehen wird, mürrisches Mißtrauen folgt und die Ideale, nur weil er sie verkündet, des Erstrebens unwerth gefunden werden. Das muß man bedenken, wenn man verstehen will, wie der Zweikampf sich so lange gegen den Sturm halten konnte. Der Sozialdemokratie ist das Duell nur ein winziges Symptom der bürgerlichen Gesellschaftkrankheit, sie legt die Torpedos tiefer, die eines Tages die Arche in die Luft sprengen sollen, und freut sich vorläufig höchstens der zunehmenden Zersetzung. Das Centrum führt gegen das Duell den Christengeist ins Gefecht; aber dem Christenanspruch genügen auch staatlich geaichte Einrichtungen fast niemals, christlich ist unser Strafgesetzbuch, das in den wichtigsten Theilen ein Racherecht ist, im Ernst kaum zu nennen, und daß feldmarschmäßig gerüstete Krieger besser nach Walhall als nach Nazareth passen, hat mit Nietzsche, dem Antichristen, auch unser fähigster Mi-

nister, Herr Bronsart von Schellendorff, klar erkannt; weil das Duell nur eine unter vielen unchristlichen Institutionen ist und weil nach den Grundsätzen der Bergpredigt ein Staat nicht bestehen kann, wird von dieser Seite der Kampf mit untauglichen Mitteln geführt. Und die konservative Partei? Ihre Mehrheit hält das Duell für unentbehrlich, aber sie läßt sich, weil sie gerade Wichtigeres zu besorgen hat, von der populären Strömung treiben und hofft, der Lärm werde wohl bald verhallen. Der Strömung hat der Liberalismus das Bett gegraben, er ganz allein. Echter Christensinn würde auch die gerichtliche Klage wegen Beleidigung verbieten; echter Demokratensinn fordert, daß alle Bürger eines Landes sich vor dem Gesetz beugen, das der ordentliche Richter zu wahren und anzuwenden hat, und es ist ein Erfolg dieser Anschauung, daß der Reichstag nach banalem und überflüssigem Gerede einem Antrage zugestimmt hat, der das Duell verurtheilt, weil es im Widerspruch zum Strafgesetz steht. Der Liberalismus, der noch immer über die Hauptmacht der Presse verfügt, hat die größeren Parteien angesteckt . . . und die Duellfreunde mögen schmunzelnd die Hände reiben.

So ganz einfach, wie sie in der Woche der tugendsamen Entrüstung schien, liegt nämlich die Sache doch nicht und sie wird mit Citaten nicht aus der Welt geschafft. Man könnte an Jakob den Ersten erinnern, den Konventserlaß vom Messidor des Jahres II und den Vorschlag des Bischofs Freppel ausgraben, — aber das Bemühen wäre nutzlos, denn die Frage verlangt in jedem Land und in jedem differenzirten Fall eine andere Antwort und man wird allgemein giltige Regeln nicht ausklügeln können, wenn man nicht mit den Wahlweihenempfängern in den tiefen Gleisen glatter und fettiger Phrasen verharren will. Es handelt sich um die allerpersönlichsten Angelegenheiten, die sich nicht in eine Schablone zwängen lassen, und um Begriffe, die zwischen den einzelnen Klassen und Kasten noch streitig sind. Herr von Below, der im Don Quixote nur den närrischen Abenteurer mit dem ausgetrockneten Hirn sieht, nicht die ahasverische Menschheitgestalt des schwärmenden Idealisten, den die behenden Barbiere aus seiner Höhe stürzen, hat über den Ehrbegriff seine Ansicht nicht so deutlich ausgesprochen, wie es in einer Duellbetrachtung nöthig gewesen wäre. Der Ehrbegriff schwankt in der persönlichen Auffassung und in der Werthung, die ihm verschiedene Zeiten und Völkerzustände geben. Für Falstaff ist die Ehre, die kein Bein und keinen Arm ansetzen kann, nichts als ein gemalter

Schild beim Leichenzuge; für den traurigen Helden von La Mancha ist sie bei Tag der erste und bei Nacht der letzte Gedanke. Zwischen den beiden Polen, die Falstaff und Don Quixote bezeichnen, wimmelt die Durchschnittsmenschheit, die den Begriff der Ehre ungefähr so fassen wird, wie Franz von Liszt ihn in seinem Lehrbuche definirt hat: „Ehre ist die der Stellung im Kreise der Rechtsgenossen entsprechende persönliche Geltung." Für diese persönliche Geltung im Kreise der Rechtsgenossen schlagen sich neun Zehntel aller Duellanten: nicht, weil ihre Ehre, die von außen nicht zu mehren und nicht zu mindern ist, wirklich verletzt und beschmutzt wurde, sondern, weil sie den Genossen des Standesrechtes zeigen wollen, daß sie wissen, welche Art des Ehrenschutzes der Stellung entspricht. Die Fälle, wo der Zweikampf gewählt wird, um den Ruf einer Frau, einer Familie, vor dem Spießruthenlauf durch einen unbeschränkten Wahrheitbeweis zu behüten, sind selten; und noch seltener wird in zwei Menschen die Empfindung wach, daß nur für Einen von ihnen auf dieser Erde noch Raum ist. Fast immer drängt der Spuk einer Standessitte zur Waffenprobe; man greift zum Säbel oder zur Pistole und sucht bei den Rechtsgenossen, nicht bei dem Duellgegner, Satisfaktion. Und weil mit der Stellung auch das Bedürfniß persönlicher Geltung sich erhöht, sind in den sozial höher bewertheten Schichten die Zweikämpfe häufiger als in den unteren Stockwerken: der feiner Gewöhnte fordert einen Ehrenrichter nach eigener Wahl und will mit dem Soldaten, der auf der Spitze der Pyramide thront, das Recht und die Sitte theilen.

Den Spuk vertreibt kein Gesetz und kein hohenlohisch gezücktes Diplomatentränklein; nur ein gesunder Sinn und der Muth zu froher Wahrhaftigkeit kann ihn bannen. Ernst Haeckel hat einmal daran erinnert, daß unsere Weste der alte Küraß, unser moderner Frack mit seinen Aufschlägen und Rückenknöpfen ein Rest der alten Kriegertracht ist, und er hat selbst im launischen Wechsel der Moden das ewig waltende Gesetz des Beharrens gefunden. Wie Frack und Weste, hat sich auch das Duell erhalten, — als ein Rest primitiver Rechtspflege, als die leere Attrappe einer abgewelkten Vorstellungwelt. Niemand denkt heute noch an die Ordalien, an das mittelalterliche Ausheischen und Turnieren: man fordert und schießt, weil Fordern und Schießen auf einer bestimmten Gesellschaftstufe für angemessen, mannhaft und vornehm gilt, und würde die Sitte bereitwillig opfern, wenn vorher der Klassenanspruch gefallen wäre. Diesen Augenblick könnte man in Seelenruhe erwarten; leider

wird inzwischen auf Widerstrebende aber ein unerträglicher Zwang geübt. Während der tugendsamen Entrüstung hat keine Hand mit festem Strich zwischen dem freiwilligen und dem erzwungenen Zweikampf die sichere Grenze gezogen. Wenn zwei Männer nach freier Wahl zum Kampf antreten, braucht der Dritte und Vierte sich darüber nicht sonderlich aufzuregen; Liszt sagt ganz richtig, daß der Krieg zweier Menschen keine Störung des öffentlichen Friedens ist, da er fast immer in stiller Abgeschiedenheit ausgefochten wird, und daß er auch mit eigenmächtigem Eingriff nicht den Gang der Rechtspflege stört, da er sie einfach nicht beachtet und keinem Rechtsschützling Gewalt anthut. Anders sieht aber die Sache gleich aus, sobald von zwei Duellanten einer gezwungen handelt, — unter dem Druck einer Einschüchterung, eines ehrengerichtlichen Spruches, in der Furcht vor der Nothwendigkeit einer demüthigenden Abbitte oder vor der Kastenacht, die ihm für Zeit und Ewigkeit in seinem Kreise das blanke Ehrenrecht raubt. Dieser erzwungene Zweikampf, der die Erbitterung gegen die blutige Schlichtung von Ehrenhändeln eigentlich erst geschaffen hat, ist ein sehr wirksames Mittel, um selbständigen Naturen das Rückgrat zu brechen und unangenehmen Geschichten den Weg in die Oeffentlichkeit zu sperren. Das Duell paßte für die müssige, im Gebrauch der Waffen geübte Gesellschaft eines Ständestaates mit feudalen Einrichtungen, für Herren, die nicht zu arbeiten und mit ihrer Arbeit nicht Andere zu ernähren brauchten und deren sorgenloses Leben eben deshalb schon heute so gut wie morgen erst enden mochte. Wo solche Herren noch fortkommen können, da mögen sie — soll man sagen: in Gottes Namen? — die alte Ueberlieferung bewahren und der verschwächlichten Händlerkultur den Rest einer starken Kriegerkaste retten. Unbillig aber und unwürdig ist es, den Sittenkodex des Militäradels Dem aufzuzwingen, der die Waffe nicht führen kann, sein Leben nach der Ernährerpflicht nicht aufs gefährliche Spiel setzen darf und in den Kreisen, die der Kodex beherrscht, persönliche Geltung gar nicht verlangt. Diesem Manne, der eben so ehrenwerth sein kann wie der beste Schütze und Schläger vom blauesten Blut, bleibt heute sehr oft nur die Wahl, ob er dem Spruch eines Ehrenrathes, den ein strebsamer Feind vielleicht schlau zu stimmen weiß, sich beugen und in erniedrigenden Formen Abbitte leisten oder als ein Ehrloser geächtet sein will. Wenn der Paragraph 210 unseres Strafgesetzbuches, der die Anreizung zum Zweikampf, „insonderheit durch Bezeigung oder Androhung von

Verachtung", mit Gefängnißstrafe ahndet, streng und ausnahmelos angewendet würde, dann säßen bald Herausforderer, Ehrenrichter und Kartellträger gemeinsam hinter Schloß und Riegel, denn den Eventualdolus mindestens, durch angedrohte Verachtung zum Zweikampf zu reizen, könnte ein erfahrener Anwalt des Staates in ihres Herzens Schrein sicher entdecken. Wann aber denken Staatsanwälte, die Corpsstudenten waren und Reserveoffiziere sind, daran, uns mit solchen Prozessen zu plagen?

Da rühren wir an die schlimmste Seite der Sache. Das Duell wird zum sozialen Verbrechen, wenn sich andere Mittel der Reinigung bieten, und es wird an dem hellen Tage verschwinden, wo zwischen den Ständen die Schranken fallen und Jeder erkennt, daß die Beleidigung des Unehrenhaften ihm gleichgiltig sein und daß er vom Ehrenhaften sich die wirksamste Genugthuung in der schon vom alten germanischen Volksrecht vorgesehenen Ehrenerklärung verschaffen kann. Bis dahin ist aber, trotz der tugendsamsten Entrüstung, der Weg noch weit und die Erwägung wird nicht abzuweisen sein, ob wir unter der Last einer Verlogenheit, die den Feinden der Gesellschaft drei Viertel der Arbeit erspart, jemals ans ersehnte Ziel kommen können. Diese Frage will nach den deutschen Begriffen von Ehre und Recht, nicht nach importirten Anschauungen beurtheilt sein. Die englischen Duellgesetze, die einer auf metallischer Grundlage erwachsenen Kaufmannsmoral entsprechen, können uns nicht nützen; aber wir können von England lernen, wie stark auch in Stunden sozialer Gährung ein Staat sein kann, wenn seine Einrichtungen mit seinen Bedürfnissen im Einklang sind. Die Heuchelei ist die Wurzel unserer Schwäche und die beste Bundesgenossin der Partei, die nur durch ihre gerechte Kritik des unnützlich Bestehenden groß werden konnte. Man kann Duelle gestatten oder verbieten, aber man darf zwischen dem geschriebenen und dem geltenden Gesetz nicht eine breite Kluft offen lassen. Der Spalt zwischen Sitte und Sittlichkeit, das Unbehagen in einem Hause, dessen Fassade modern ist und dessen Einrichtung aus der Feudalzeit stammt, muß früher oder später gefährlich werden. Auch ganze Volksschichten können für die persönliche Geltung, die einer im Lauf der Zeiten veränderten Rechtsstellung entspricht, zu den Waffen greifen und die Geschichte kennt dunkle Tage, wo wüste Massen aus ihren Höhlen brachen, um für Jahre lang schweigend ertragene Beleidigung dem verwirrten Rechtsgefühl selbstherrisch blutige Satisfaktion zu erwirken.

Fremde Arbeit.

I.

Vor bald drei Jahren*) habe ich an dieser Stelle unter dem Titel „Fremde Arbeit" eine kleine Skizze veröffentlicht, die bestimmt war, die Aufmerksamkeit auf eine Form des Konkurrenzkampfes der Völker zu lenken, die über den Lärm um Import und Export von Waaren, um Schutzzölle und Kampfzölle, um Kriegseroberungen und Rüstungen zur Erhaltung des Gewonnenen gewöhnlich sehr mit Unrecht vernachlässigt wird. Nationalökonomen haben sich, leider von ziemlich einseitigen Gesichtspunkten aus, längst damit beschäftigt und seitdem ist eine ganze Literatur über den Gegenstand aufgelaufen, die eine Fülle von sorgfältigen Einzelbeobachtungen enthält und überdies den ernsten Versuch macht, die mit der Frage der fremden Arbeit verknüpften Probleme genauer durchzudenken und eine planmäßige Einsicht in ihre Erscheinungen zu gewinnen. Vielleicht ist es nicht ganz unzeitgemäß, jetzt einmal zu versuchen, ein Bild davon zu zeichnen, was fremde Arbeit heute in Mitteleuropa bedeutet. Für mehr als ein Volk ist sie zur nationalen Gefahr geworden, deren man bisher nur deshalb nicht Herr geworden ist, weil man die grundlegenden Thatsachen der Volksstandswirthschaft theils aus Unachtsamkeit, theils aus bösem Willen vernachlässigt. Und doch ist die moderne Volksstandswirthschaft, entsprungen aus einer Durchdringung der alten spekulativen Soziologie oder Sozial-Ideologie mit dem Darwinismus, die einzige Macht, die diesen Bewegungen gewachsen ist, so gut wie allein sie mit ihrem aristokratischen Prinzip der Auslese Sozialismus und Demokratie zu überwinden vermag. Bisher haben die Regirungmaßregeln, die in keinem Lande, vielleicht mit Ausnahme der Niederlande, ausgeblieben sind, einzig dazu geführt, zu zeigen, in welchem Umfang es in Mitteleuropa jetzt fremde Arbeit giebt. Eingeschränkt oder gar vernichtet aber haben sie diesen Wettbewerb ausländischer Hände auf dem Boden der eigenen Heimath nicht. Dabei verschmäht man es, die Hand zu ergreifen, die diese neue Wissenschaft mit ihrem sozialismusfeindlichen, warm nationalen Zuge und ihrer aufrichtigen Begeisterung für die Größe des eigenen Volkes seit Jahren ausgestreckt hinhält; und zwar im Grunde nur, weil man der neuen Erkenntniß des Darwinismus schmollt, weil sie dereinst gewisse Theile der religiösen Ueberlieferung

*) S. „Zukunft" vom 3. Juni 1893.

als allzu arg phantastisch bloßgestellt hat und dem Menschen keine Ausnahmestellung im „Himmelreich" zuzuerkennen vermag. Ist Das ganz würdig? Und ist Das weise? Hoffentlich hat der deutsche Volksstand nicht einstmals dafür zu büßen. Es ist sehr wohl möglich, selbst großer Volksstandsbewegungen, seien es Wanderungen nach Gegenden mindester Spannung, seien es Wechsel der Beschäftigung, seien es zusammengesetzte Auslesevorgänge, Herr zu werden und sie in Bahnen zu lenken, die dem Heile des Volksganzen ersprießlich sind. Aber die erste Vorbedingung dazu ist, daß man sie versteht. Sonst bekommen wir eine Sozialgesetzgebung, deren einzelne Maßnahmen, wie gut sie auch gemeint sein mögen, einander wechselseitig entgegenwirken und damit aufheben; und das Ergebniß all der aufgewandten Mühe ist, daß Alles genau bleibt, wie es war, nur daß Arbeitgeber und Arbeiter ganz unnöthig belästigt worden sind. Daß ohne fachmännischen nationalökonomischen Beistand nicht auszukommen ist, daran hat man sich gewöhnt. Aber welche Regirung verfügte über eine Kraft, die auch nur die gewaltig sich aufthürmende volksstandswirthschaftliche Literatur einigermaßen beherrschte?

Das Problem der fremden Arbeit ist zum Theil, und oft zu einem beträchtlichen Theil, ein nothwendiges Korrelat zu dem Schutzzollsystem. Mit der Waareneinfuhr hat die fremde Arbeit den Zug gemein, daß sie inländische Arbeit verdrängt. Großbritannien ist ein Beispiel dafür, wie ein Volk durch eine Riesenausfuhr konkurrenztüchtiger Waaren die halbe Welt zu Abnehmern der eigenen Erzeugnisse gewinnen kann. Nehmen wir einmal an, heute schlösse sich die gesammte übrige Erde gegen die Industrieerzeugnisse Englands durch riesige Schutzzollwälle ab. Was müßte die unausbleibliche Folge sein? Die Antwort ist leicht genug. Englands Industriewaaren fänden keinen Absatz mehr, die Fabrikanten könnten keine Löhne mehr zahlen und die Industriearbeiter müßten, um sich Brot zu verdienen, ins Ausland wandern; denn sie würden schwerlich ihre Lebenshaltung so tief herunterschrauben wollen, daß die Bebauung des englischen Bodens sie ernähren könnte. Fabrikanten und Arbeiter würden gerade nach den Ländern mit den höchsten Schutzzollwällen wandern und dort als „fremde Arbeit" mit der einheimischen in Wettbewerb treten. Dieser extreme Fall ist schon oft genug vorgekommen. 1871 mußten zahlreiche elsässische Fabrikanten Zweigbetriebe in Frankreich anlegen, um auf ihrem alten Markte, von dem sie nunmehr der Einfuhrzoll trennte, konkurrenzfähig zu bleiben, und von Großbritannien aus werden unausgesetzt Baumwollspinnereien und andere Fabriken in Indien angelegt, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die einer Einfuhr über die Silbergrenze des Ostens entgegenstehen. In solchen Fällen sprechen wir zunächst von fremdem Kapital, das auf dem heimischen Markt Anlage sucht, wie bei den englischen Pferdebahngesellschaften in Deutschland und Oester-

reich. Aber nicht nur hat dieses fremde Kapital häufig das Einwandern fremder Arbeitkräfte im Gefolge, sondern auch neben ihm her ergießt sich heute ein beträchtlicher Strom von fremden Arbeitern aus gewissen Ländern in gewisse andere. Eine solche Zuwanderung muß fast mit Nothwendigkeit eintreten, wenn ein Land sich schutzzöllnerisch gegen ein anderes abschließt, aus dem es bisher ein bestimmtes Industrieprodukt bezog, und wenn sich der dadurch geschädigten Industrie nicht ein anderer Absatzmarkt eröffnet. In manchen Ländern besteht schon heute die Alternative: entweder fremde Waareneinfuhr oder fremde Arbeit; anderen stehen beide Möglichkeiten nur darum fern, weil in ihnen die Lebenshaltung der Massen mit deren Leistungfähigkeit an Erbärmlichkeit wetteifert. Eine dritte Gruppe ist durch eine hohe Volksspannung anderer Art, durch eine riesige Leistungfähigkeit ihrer Arbeiter und eine noch nicht ganz an diese heranreichende Lebenshaltung, geschützt, bis ihr plötzlich in einem fremden Volksstand ein noch leistungfähigerer Gegner erwächst.

Zwei Länder stehen mit einander in keinerlei Auswanderung- oder Einwanderungbeziehungen. Da vermehrt sich der Wohlstand des einen, ohne daß die Leistungen seines Volksstandes entsprechend stiegen, z. B. durch Unterbindung der Bevölkerungquelle, wie im heutigen Frankreich. Die Folge davon ist, daß das Leben in dem betroffenen Lande wesentlich leichter wird als in dem anderen und daß die neu entstandene Daseinsbehaglichkeit fremde Einwanderer anlockt, die den Wunsch haben, durch Arbeit unter den Inländern an deren bequemem Dasein theilzunehmen. Auf einer oberflächlichen Erfassung dieses Thatbestandes beruht die heute weit verbreitete Meinung, daß die Arbeiterwanderungen im Großen dem höheren Lohne zustreben, während die andere, nach der die Kultur civilisirterer Stämme weniger civilisirte mit Nothwendigkeit besiegt, damit in schroffem Widerspruch steht. Die zahlreichen neueren Untersuchungen dieser Frage sind jedoch kaum zu wirklicher Klarheit gekommen. Durch Rauchbergs Untersuchung der Gebürtigkeitverhältnisse der Bevölkerung Oesterreichs (im achtzehnten Jahrgang der Oesterreichischen Statistischen Monatsschrift) scheint wieder die Annahme bestätigt worden zu sein, daß die Wanderungen der Arbeiter im Ganzen den Gegenden mit höherem Arbeitlohne zustreben, unter denen die Städte, und zwar vor Allem die größeren Städte, die wichtigste Stelle einnehmen. Schaeffle spricht im zweiten Bande seiner „Deutschen Kern- und Zeitfragen" dieser Anschauung seine Zustimmung aus und fährt dann, vom höheren Arbeitlohne sprechend, fort: „Daß die Stadt den Zugang hierzu erschließt, macht sie eben zum Centrum der Bewegung, deren Maß durch die Differenzen bestimmt wird, welche diese Bewegung auszugleichen berufen ist. Es ist eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit, führt Rauchberg aus, daß diese Ausgleichung nach oben hin und nicht nach unten hin erfolgt, daß die Zugezogenen zur Höhe städtischer Lebens-

haltung sich aufschwingen, nicht aber die Angesessenen durch eine auf minderer Lebenshaltung basirte Konkurrenz herabziehen und mit dem Lohnniveau zugleich auch das Kulturniveau der Stadtbevölkerung herabdrücken. Es handelt sich also, kurz gesagt, darum, daß nicht etwa das Land die Stadt proletarisire, sondern die Stadt die zugezogenen Ueberschüsse des Landes civilisire. Nur unter dieser Voraussetzung wird die Lebhaftigkeit des Zuzuges aus einer Gefahr zu einer Bedingung der Blüthe städtischen Lebens." Seltsam genug, daß weder Rauchberg noch Schaeffle sich die Frage vorgelegt haben: wie kommt es denn, daß diese Ausgleichung nach oben und nicht nach unten hin erfolgt? Und welchen Einfluß hat die Zuwanderung nicht auf die städtische Civilisation, sondern auf die Konkurrenzfähigkeit der städtischen Betriebe auf dem Weltmarkt? Denn mit der „Civilisation" hat die Volksstandswirthschaft zunächst nichts zu thun. Es ist trotz aller Vieldeutigkeit des Begriffes Civilisation ganz und gar nicht ausgemacht, daß im Wettbewerb der Völker und Rassen um die Daseinsmittel und den Besitz der Erdoberfläche die höhere Civilisation die niedere besiege, sondern einer derartigen Behauptung stehen ganz im Gegentheil die schwersten Bedenken entgegen. Um zunächst die erste der aufgeworfenen Fragen zu beantworten, so vollzieht sich jene Ausgleichung einzig darum nach oben statt nach unten hin, weil die Einwanderer vom Lande durchschnittlich eine der durchschnittlichen Leistung der Landbevölkerung überlegene Masse darstellen. Denn im Großen und Ganzen wandern eben nur Diejenigen aus, welche in der Fremde Besseres zu finden hoffen, als sie daheim haben, und sich die Kraft zutrauen, sich dieses Bessere durch ihre Arbeit anzueignen. Die nach den Städten strömenden Haufen mögen auf dem Lande vielfach als lästige, unruhige Elemente empfunden werden; trotzdem stellen sie die Elite an Thatkraft und Fähigkeit der Nervenanspannung dar und sind genau das Gegentheil von dem Auswurf des Landes. Gewöhnlich gilt der Bauer für besonders nervenstark und der Städter für nervös; und doch ist nichts falscher. Dieser hält Nervenreize mühelos aus, denen Jener fast widerstandslos erliegt. Und besonders was die intensive Anstrengung der eigenen Arbeitkraft betrifft, steht jeder Landbewohner dem Städter nach. Der ländliche Arbeiter arbeitet gemächlich vor sich hin und thut seine Arbeit dabei ordentlich. Aber in einem rascheren Tempo zu arbeiten, ist ihm eine Pein. Er mag den Städter an physischer Kraft übertreffen, aber er vermag diese Kraft nicht in verhältnißmäßig kurze Zeit zu konzentriren. Und heute, wo alle großen Kraftleistungen billiger von Maschinen besorgt werden als von Menschen, spielt namentlich in der Industrie die Fähigkeit lebendiger Aufmerksamkeit, des Zusammendrängens der verfügbaren Nervenkraft in eine geringere Anzahl von Stunden, die Fähigkeit der flinken Behendigkeit eine weit bedeutendere Rolle als die plumpe Kraft des Bauern, die sich nur langsam

zu bewegen vermag. Damit ist zugleich die zweite Frage beantwortet. Wo immer diese Wanderungen des Landvolkes nach der Stadt einen Auslesevorgang darstellen, da haben die Zuwanderungen auf die Städte den günstigsten Einfluß, d. h. sie vermehren ihre Konkurrenzfähigkeit, indem sie die durchschnittliche Arbeitstüchtigkeit der Stadtbevölkerung heben, oft hoch über die Umgebung hinaus, und dadurch, daß reichlich tüchtige Arbeiter zur Verfügung stehen, selbst Kapitalanlagen möglich machen, die bei minder leistungfähiger Arbeit absolut ausgeschlossen wären, und wären die Löhne auch noch so niedrig.

Ganz abgesehen von diesen Dingen aber ist es nicht richtig, daß die Wanderbewegung im Großen und Ganzen dem höheren Arbeitlohne nachzieht. England hat durchschnittlich sehr bedeutend höhere Arbeitlöhne als Frankreich und doch hat es jährlich nur etwa eine Einwanderung von 10000, während Frankreich mit der gleichen Einwohnerzahl etwa eine dreimal so starke Einwanderung hat*). Die Arbeiterwanderung folgt vielmehr im Großen und Ganzen der geringsten Volksspannung, die ganz und gar nicht mit dem absoluten höchsten Lohnsatz zusammenfällt, sondern vollständig durch das Verhältniß bestimmt ist, in dem Leistung und Lohn in einer Gegend zu einander stehen. In einem Bezirk A bekommen die Arbeiter mit der durchschnittlichen Leistung a 3 Mark Tagelohn; und diese durchschnittliche Leistung ist identisch mit der herkömmlichen und durch die physiologische Leistungfähigkeit der Bewohner bedingten. In dem Nachbarbezirk B bekommen die Arbeiter mit der durchschnittlichen Leistung $\frac{2a}{3}$ 2 Mark Tagelohn; und diese durchschnittliche Leistung ist ebenfalls identisch mit der herkömmlichen und durch die physiologische Leistungfähigkeit der Bewohner bedingten. In diesem Falle hat der Bezirk A, absolut genommen, die höchsten Löhne, müßte also die Einwanderung von B anlocken. Auch relativ genommen sind die Volksspannungen beider Bezirke keineswegs die gleichen, wie es scheinen könnte, wenn man die mindere Leistungfähigkeit der Bewohner von B oberflächlich in Rechnung zieht. Denn nach dem Lohn-Leistungsgesetz kann die Leistung $\frac{2a}{3}$ keineswegs $\frac{2}{3}$ des Lohnes der Arbeiter mit der Leistung a erhalten, sondern nur beträchtlich weniger,

*) Die Zahl der in Frankreich lebenden Fremden war 1891 1130211. Seit 1851 hatten sich 150000 naturalisiren lassen, was 1280000 ergiebt. 1851 hatte Frankreich 380000 Fremde, von denen bis 1891 etwa zwei Drittel als gestorben angenommen werden müssen, so daß auf 40 Jahre eine Einwanderung von 1500000 kommt. Wenn man die Wiederausgewanderten (allein von 1886 bis 1891 wanderten 15000 Deutsche und Oesterreicher wieder aus!) auf 50000 anschlägt, was wegen des Krieges von 1871 eher niedrig gegriffen ist, so ergiebt sich 40 Jahre lang eine Einwanderung von jährlich 30000 Fremden nach Frankreich.

und um so weniger, um je theurere Fabrikanlagen, Maschinen, Bodenrenten u. s. w. es sich handelt, d. h. je fortgeschrittener die betreffende Industrie technisch ist. Denn um die selbe Leistung wie vordem zu bekommen, müssen $\frac{1}{2}$ mal mehr Arbeiter eingestellt werden als vordem, was große Kosten an Bodenrente, größere Fabrikanlagen, mehr Maschinen, mehr Aufsicht, mehr Beleuchtung u. s. w. verursacht. Zieht man (was man, wo es sich um Industriebezirke handelt, unter allen Umständen muß) das Lohn-Leistungs-gesetz*) hinzu, dann wird ersichtlich, daß nicht der Bezirk B die größere Volksspannung hat, sondern der Bezirk A; denn in B werden die Arbeiter im Verhältniß zu dem Geldwerth ihrer Leistung besser gelohnt als in A. Für den Ackerbau gilt übrigens genau das Gleiche, sobald die Arbeiter in Kost und Wohnung beim Arbeitgeber stehen. Obgleich der Arbeitgeber in einem solchen Falle die Wohnung meist gar nicht und die Kost nur sehr niedrig zu veranschlagen geneigt ist, so erwachsen ihm doch durch Anstellung von mehr minderwerthiger Arbeit für weniger leistungfähige Arbeit Kosten, die es ihm absolut unmöglich machen sollten, der minderwerthigen Arbeit einen Lohn zu zahlen, der ihrer geringeren Leistung genau proportional wäre. Wenn ich für die Arbeit, die mir bisher ein Knecht gethan hat, zwei einstellen muß, dann kann ich von diesen keinesfalls jedem den halben Lohn jenes einen zahlen; denn statt eines habe ich nun zwei Esser. Und wenn jener eine Arbeiter auch mehr ißt als jeder dieser beiden (was in der Regel der Fall sein wird; nach Wilhelm Roschers Angabe ißt ein mecklenburgischer Arbeiter beinahe das Doppelte von Dem, was ein Thüringer ißt, leistet aber auch entsprechend mehr), so ißt er doch sicherlich durchschnittlich nicht ganz das Doppelte. Die Beiden bedeuten also in ihrer Ernährung für mich Mehrkosten, für die ich mich an ihrem Lohn schadlos halten muß.

Der Einwand, es komme wohl kaum vor, daß minderwerthige Arbeit

*) Das Lohn-Leistungsgesetz, von mir in Reuters Finanz-Chronik vom achtzehnten Januar 1896 veröffentlicht, lautet: Der mögliche Lohn der Arbeit wächst rascher als die Leistung, so daß Arbeiter, die das Doppelte leisten wie andere, nicht nur den doppelten Lohn, sondern überdies noch einen beträchtlichen Zuschlag erhalten können, der mit der Kostspieligkeit des Betriebes wächst, statt mit ihrem Steigen entsprechend zu fallen. Bekommen $2y$ Arbeiter mit der Leistung 1 den Lohn a, so können, ohne daß dem Unternehmer Mehrkosten erwachsen, y Arbeiter mit der Leistung 2 nicht nur 2a, sondern sogar $2a + \frac{2(b+c)}{xy}$ bekommen, d. h. 2a vermehrt um die doppelten Anlagezinsen und Betriebskosten, dividirt durch die Anzahl der nunmehr nöthigen Arbeiter, multiplizirt mit der Ersparnißquote an Anlagezinsen und Betriebskosten, die durch Einstellung einer kleineren Anzahl leistungfähigerer Arbeiter erzeugt wird.

verhältnißmäßig höher gelohnt werde als leistungfähigere, ist nicht stichhaltig. Nenne ich den Lohn, den ein Unternehmer zahlen kann, so daß sich sein Geschäft gerade noch auf dem Weltmarkt bezahlt macht, die obere Lohngrenze, so ist auf den ersten Blick klar, daß Alles darauf ankommt, wie nahe der in einer bestimmten Gegend und in einem bestimmten Industriezweige gezahlte Lohn dieser Lohngrenze kommt. Die hauptsächlichsten Mittel zu seiner Annäherung an sie sind Arbeitervereinigungen und Ausstände; und der Erfolg beider Mittel ist wesentlich von der Zweckmäßigkeit und Festigkeit der Arbeiterorganisationen abhängig, in der die englischen Gewerkvereine bisher das Beste geleistet haben. Durch Abstoßung aller untauglichen Elemente haben sie sich zunächst eine hohe Durchschnittsleistung gesichert und sich so in Leistungschichten organisirt, statt sich zu möglichst großen Haufen zusammenzuthun, wie es die deutsche Sozialdemokratie versucht hat; und durch hohe Zahlungen an die Gewerkvereinskasse haben sie den Austritt für Jeden zu einem schweren Schritt gemacht, den man sich erst zehnmal überlegt. Warum eine weniger leistungfähige Arbeitergruppe, die vielleicht eben durch wiederholte Ausstände gegangen ist, nicht besser organisirt sein kann als eine leistungfähigere, ist nicht abzusehen; sie ist es in der That nicht selten. Die Entfernung von der oberen Lohngrenze ist aber fast einzig von der Organisation der Arbeiter abhängig.

Ein anderer Einwand wiegt wesentlich schwerer. Ist das vorhin angenommene Verhältniß der beiden Bezirke A und B vorhanden, so hat zweifellos B die geringere Volksstandsspannung, trotz seinem Tagelohn von nur zwei Mark. Lockt es aber nur deswegen Einwanderung aus dem Bezirk A an? Ein Tagelohn von zwei Mark kann auf Jemand, der an einen solchen von drei Mark gewöhnt ist, doch kaum irgend welche Anziehungskraft ausüben. In einem Ackerbaubezirk, in dem zwei Mark der herkömmliche Tagelohn ist, wird schwerlich Jemand darauf verfallen, sich Arbeiter zu drei Mark kommen zu lassen, selbst wenn sie entsprechend mehr leisteten. Wohnungen, Nahrung, Kleidung, Unterhaltung, Behandlung, Bildung, Aufsichtpersonal, maschinelle Hilfsmittel, Betriebskapital des Gutes werden auf einer tieferen, dem Tagelohn von zwei Mark entsprechenden Stufe stehen und für einen Drei-Mark-Arbeiter wird es wenig Lockendes haben, sich in solche Verhältnisse zu begeben. Diese Bedenken sind sicherlich Hindernisse für die Einwanderung höherer Arbeit nach Gegenden geringerer Leistung, aber durchaus keine entscheidenden. Ein Tagelohn von drei Mark fünfzig Pfennigen thut selbst unter solchen Umständen Wunder. Die Entdeckung von Kohlenlagern, Petroleumquellen, die Verwerthung bisher unbenutzter großer Wasserkräfte, die Anlage von Fabriken mitten in Ackerbaugegenden, hat in dieser Hinsicht schon Seltsames gewirkt und es ist gar nicht so ausgemacht, daß ein Landwirth, der sich mitten in einem Zwei-Mark-Gebiet leistungfähigere Arbeit für

drei Mark fünfzig Pfennige kommen ließe und die nöthige Maschinerie beschaffte, um ihr Gelegenheit zur Bethätigung zu geben, dabei schlecht fahren müßte. Aber natürlich muß er erst die nöthige Einsicht haben. In der Großindustrie ist sie schon keine Seltenheit mehr und Brentanos Schrift „Ueber das Verhältniß von Arbeitlohn und Arbeitzeit zur Arbeitleistung" wird sie hoffentlich noch in weitere Kreise tragen. Brentano sagt da: „Desgleichen erklären diese Wirkungen des hohen Arbeitlohnes und der niedrigen Arbeitzeit auf die Technik die sonst unbegreiflichen Leistungen der australischen Landwirthschaft. In seinem interessanten Werke über die Agrarökonomie Australiens führt uns Robert Wallace die landwirthschaftlichen Maschinen Australiens vor, von denen zum großen Theil der europäische Kontinent noch keine Ahnung hat. Pflüge, welche gleichzeitig sieben Fuß breite Furchen ziehen, den Boden pulverisiren, säen und eggen zu einem Preise von vier Shilling den Acre, Schafscheermaschinen, mittels deren die Leistung des Scheerers um zwanzig Prozent erhöht wird und welche das doppelte Zerschneiden der Wolle vermeiden." Ist es auch nicht richtig, die hohen Leistungen der australischen Arbeiter ihrem hohen Arbeitlohne auf Rechnung zu setzen, da sie im Wesentlichen der sozialen Auslese ihr Dasein verdanken, so zeigt das Beispiel doch, was hier noch in Europa zu leisten ist und wie die Kosten sich mit dem Maschinenbetrieb verringern, statt sich zu vermehren.

Ein Beispiel für das Strömen von Arbeitkräften nach einem Lande mit, absolut genommen, wesentlich niedrigeren Löhnen und trotzdem geringerer Volksspannung erlebt die Gegenwart in dem Abziehen von Tausenden von Ruthenen aus Galizien und der Bukowina nach Rußland. Mögen immerhin die agrarischen Zustände Galiziens die Auswanderung wesentlich verursachen, wie Mischler behauptet; daß sich der Auswandererstrom nur zum Theil nach Westen und zum anderen Theil nach Norden und Osten lenkt, hat damit nichts zu thun, sondern in Rußland finden die Ruthenen aus eigener Kraft vielfach ein besseres Fortkommen als im Westen, wo sie den Kampf mit einer überlegenen Bildung aufzunehmen haben.

In Oesterreich liegen die Verhältnisse in einer Hinsicht für die Beobachtung so günstig, in der anderen so ungünstig wie möglich. Einmal kommen nämlich dort, wo die verschiedensten Völkerschaften, ohne durch irgendwelche Staatsgrenzen getrennt zu sein, zusammenwohnen, die Spannungverschiebungen ungetrübt und rasch zum Ausdruck; und andererseits läßt sich, so weit die Einwanderer in deutsche Gebiete politisch Oesterreicher sind, die Statistik nicht mit der selben Genauigkeit durchführen wie Ausländern gegenüber. Sprache und Name geben unter Umständen nur einen sehr zweifelhaften Anhaltspunkt für die Abkunft. Ueberdies sind die Verhältnisse in Oesterreich so zusammengesetzt und verwickelt, daß es schon einige Schwierigkeit kostet,

einen Ueberblick zu gewinnen. Im Wesentlichen handelt es sich um Zweierlei: um politisch-fremde Arbeit, d. h. um italienische Arbeit, die vor Allem im Westen Oesterreichs eine bedeutende Rolle spielt; und dann um für das österreichische Deutschthum fremde, aber politisch einheimische Arbeit, d. h. um das Vordringen der österreichischen Westslaven in deutsche Gebiete. Beide Züge sind auch für Deutschland von großer Bedeutung. Die Einführung italienischer Arbeiter nach dem deutschen Süden geht in größerem Maßstabe bis in das erste Drittel unseres Jahrhunderts zurück und hat bei den Eisenbahnbauten der vierziger Jahre schon einen ganz bedeutenden Umfang erreicht, so daß schon in jene Tage ernste Konflikte zwischen deutschen und italienischen Arbeitern fallen. Der erste Zusammenstoß zwischen ihnen, von dem die moderne Sozialgeschichte weiß, erfolgte nach Paul Dehns Angabe 1847 in Württemberg auf der Bahnstrecke Geislingen-Ulm, als bei diesen umfassenden süddeutschen Bahnbauten italienische Arbeiter in großer Zahl beschäftigt wurden. In der neueren Zeit wurde die Klage über fremde Arbeit in Deutschland in der wirthschaftlichen Niedergangsperiode in der zweiten Hälfte der siebenziger Jahre wieder laut und führte sofort auch zu neuen Unruhen. Im Winter 1877 auf 1878 rückten in Straßburg elsässische Arbeiter vor die Werkstätten der Italiener und verlangten von den deutschen Bauführern Arbeit. Nur das Eingreifen der Polizei verhinderte einen blutigen Zusammenstoß.

Bei der Betrachtung dieser Fragen ist nichts übler angebracht als ein nationales Vorurtheil über die glänzenden Arbeitleistungen des eigenen Volkes. Ein solches macht z. B. selbst einen Mann wie Dumreicher ungerecht gegen Slaven wie gegen Italiener, wenn er ihren Sieg im Wettbewerbe um die Arbeitgelegenheit und dadurch um die Daseinsmittel einfach auf den niedrigen Lebensfuß zurückführt, an den ihre Massen gewöhnt sind. Es ist schwer abzusehen, wie der Lebensfuß hier das Entscheidende sein soll, während z. B. die Mongolen mit ihren noch viel geringeren Ansprüchen den Mittelländern keinerlei Konkurrenz machen. Nicht auf den Lebensfuß allein kommt es an, sondern auf das Verhältniß zwischen Lebensfuß und Leistung, d. h. auf die Volksstandsspannung oder Volksspannung. Da nach dem Lohn-Leistungsgesetz die höhere Arbeit einen beträchtlichen Vorsprung vor der niedrigeren voraushat, muß die Leistung der Slaven und Italiener schon sehr viel höher stehen als ihr Lebensfuß, damit sie den leistungfähigeren Deutschen gegenüber überhaupt konkurrenzfähig seien. Die bloße Thatsache, daß diese Fremden auf dem Arbeitgebiete der deutschen Sprache in immer weiterem Maße siegreich im Wettbewerb sind, sollte den Deutschen zu denken geben und sie zu ernster Einkehr mahnen. Die Ueberlegenheit der italienischen Arbeiter ruht in weitem Maße in ihrer besseren Arbeitorganisation, ihrem besseren Zusammenarbeiten und in dem starken Zurückbleiben ihrer Ansprüche hinter ihren Leistungen.

Als um die Mitte der achtziger Jahre in Oberösterreich die Mühlkreisbahn gebaut wurde, waren die beschäftigten Erdarbeiter und Maurer beinahe sämmtlich Italiener. Fast nur die Aufsicht bestand aus Oesterreichern. Ihr Speck, Mehlmuß und Brot kann mitsammt dem Nachtlager auf dem Stroh der Wirthshausscheunen die Arbeiter keine 20 Kreuzer täglich gekostet haben. Somit konnte der größte Theil ihres Lohnes nach der Heimath gehen. Sie waren von allen sozialen Beziehungen zur Landbevölkerung frei. Gegen die Mädchen der Umgebung waren sie entweder schüchtern oder gleich gewaltthätig. Ihre Kochkessel, ihre Steinnäpfe brachten sie mit so gut wie ihr Arbeitzeug. Ihre Kleider besserten sie selbst aus, auf ihre Stiefel setzten sie selbst Flicken. Die Schläge ihrer Hacken fielen langsam, aber kräftig. Die gesprengten Steine räumten sie, zu zehn oder zwölf Mann anfassend, von dem Boden des künftigen Schienenweges ohne andere Hilfsmittel als ein paar Hebebäume hinweg. Ihre fliegenden Brücken über den unteren Mühlfluß sanken, aus ein paar Latten und Pfählen zusammengebunden, beim Betreten einen Fuß tief ins Wasser; aber daraus machten sie sich nichts. Eine Kopfbedeckung schienen viele von ihnen nicht zu haben; wenigstens trugen sie sie nicht bei der Arbeit. Unmittelbar nach Feierabend und der Einnahme ihres mußigen Abendbrotes legten sie sich schlafen. Ihre Werkzeuge schärften sie, wenn es nöthig war, am Morgen vor der Arbeit. Den Vorsprung, den die italienischen Bruchsteinmaurer den deutschen hie und da abgewinnen, verdanken sie vielfach ihrer besseren Arbeitorganisation. Sie arbeiten immer in kleinen Gruppen zusammen und unterstützen einander unabläßig. Dadurch sind sie, zehn, zwölf und mehr Hände zugleich anlegend, im Stande, viel gewaltigere Steine in das Mauerwerk einzufügen, was nicht nur Arbeit, sondern auch Kalk spart. Bei der Herstellung der großen sogenannten cyklopischen Mauern bei den dresdener Bahnhofsbauten (1892) wurden die fremden Maurer nach den Dresdener Nachrichten von bautechnischen Sachverständigen geradezu bewundert. Ein anderer Vortheil besteht darin, daß sie stets zu haben sind, wo Noth am Mann ist. So wird ihnen häufig das Loos zu Theil, bei Ausständen heimischer Arbeiter in die Lücken gerufen zu werden, die diese verursacht haben. Als im Jahre 1884 während der Vorarbeiten für das große leipziger Bundesschießen die Arbeiterschaft plötzlich die Arbeit einstellte, um höhere Löhne zu erzwingen, berief der Oberbürgermeister telegraphisch eine Schaar italienischer Arbeiter, denen es auch gelang, die unterbrochene Arbeit rechtzeitig zu Ende zu führen. Als Ausstandsbrecher und Verbündete der Arbeitgeber werden sie auch entsprechend gehaßt. Wären sie in größerer Anzahl gelernte Arbeiter, die ohne Weiteres in die Industrie eintreten könnten, so müßte ihre Wirkung thatsächlich vernichtend sein; aber Das sind sie eben nicht. Und die Wenigen, die sich in der Schweiz und Frankreich auf diese

Stufe schwingen, steigern dann auch ihre Ansprüche. Dadurch verlieren sie ihre Furchtbarkeit als siegreiche Wettbewerber. Trotzdem ist, namentlich auf österreichischem Boden, wo sie im Wettbewerb mit einer leichtlebigen, vergnügungsüchtigen, durch die zahlreichen Feiertage ans Faullenzen gewöhnten Arbeiterschaft stehen, der Kampf gegen sie bitter genug; es ist das ausgesprochene Ziel der vorderösterreichischen Arbeiterorganisationen, ihnen den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Gegen die Italiener richtete sich im Sommer 1892 im Reichsrath ein Antrag, der von dem niederösterreichischen Gewerkschaftausschuß der Bauarbeiter, Maurer und Steinmetzen ausging und bezweckte, beim Bau der neuen wiener Stadtbahn und anderer öffentlichen Verkehrsanlagen nicht österreichische Arbeiter völlig auszuschließen.

Sind die Italiener die gemeinsamen Feinde der Deutschen und Czechen im Wettbewerb um die Arbeitgelegenheit, so werden die Deutschen obendrein noch von den Czechen in ihrem Besitz an Arbeitgelegenheit bedroht; und diese Bedrohung ist um so schlimmer, als sie fast immer zur dauernden Ansiedelung größerer czechischer Arbeitergruppen unter der deutschen Bevölkerung führt (so daß ein selbst nur sprachliches Auffaugen nahezu unmöglich wird) und obendrein vielfach ausgezeichnet organisirt ist und durch ausgebreitete politische Agitation gestützt wird. Die Hauptschauplätze der Siege czechischer Arbeit über deutsche sind Böhmen, Mähren und Niederösterreich. In Böhmen hält das deutsche Gebiet westlich der Elbe an Volksstandszuwachs dem czechischen so ziemlich die Wage, während das ostelbische in raschem Tempo den Czechen erliegt, vor Allem wegen seiner um ein Drittel größeren Kindersterblichkeit. In Folge einer Reihe von Umständen, des verbreiteten Großgrundbesitzes, des Hofsystemes, der geringen Kapitalkraft des Landes, der zahlreichen katholischen Feiertage, hat Böhmen keinerlei seiner Volksstandszunahme entsprechende Industrie entwickelt. Hunderte, Tausende von tüchtigen Deutschen finden in der böhmischen Heimath keine Beschäftigung, die ihrer Leistungfähigkeit Gelegenheit zu entsprechender Bethätigung böte, und wandern aus, meistens, dem Herkommen folgend, nach Amerika. In ihre Stellen rücken Czechen ein, deren Leistungfähigkeit nicht über den landesüblichen Lohn hinausgeht. Dadurch, daß die Tüchtigsten seit geraumer Zeit regelmäßig auswandern, ist das durchschnittliche Niveau der Tüchtigkeit des deutschen Volksstandes in Böhmen ungeheuer heruntergedrückt worden und der Menschenschlag ist deutlich im Niedergang begriffen. Die riesige Kindersterblichkeit ist das erste Anzeichen davon. Gesundheitlich steht jede Generation auf einer tieferen Stufe und Das zeigt sich am Deutlichsten in der Fabrikarbeiterbevölkerung. Der herrschende Neo-Lamarckismus, der sich grundsätzlich nicht von Darwin belehren läßt, schreibt diesen Niedergang hartnäckig den „ungesunden Arbeitbedingungen“ zu und behauptet, trotz dem absoluten Mangel

an irgend welchem Beweismaterial, eine physische Entartung „durch die gesundheitschädlichen Einflüsse der Industrie, durch erschöpfende Arbeit, niedrigen Lohn, ungenügende Ernährung und Fabrikarbeit der Frauen, früher auch der Kinder". Es ist kaum ein Wunder, daß eine Sozialweisheit, die mit solchen wilden Phantasien rechnet, nicht von der Stelle kommt und es nur zu allerhand Flickmittelchen statt zu volksstandswirthschaftlichen Reformen oder gar zu einer wirklichen Volksstandspolitik bringt.

Wo immer eine ausgebildete Industrie mit höherer Arbeitleistung besteht, da kann der czechische Wettbewerb gar nicht an. Das Feld, auf dem er dem Deutschen Ebenbürtiges zu leisten vermag, ist einzig die rückständige Produktionform des Kleingewerbes oder Handwerks. Nach Sachsen ergießt sich seit Jahren ein starker Strom czechischer Maurer und Handlanger, Schneider- und Schuhmachergehilfen. Namentlich in Dresden, Zittau, Pirna, Chemnitz und Annaberg tritt die Einwanderung stark auf. In Annaberg giebt es nach einem Aufsatz der Dresdener Nachrichten aus dem Sommer 1893 überhaupt kaum noch deutsche Schneider- und Schustergesellen. Verdrängt von den Czechen, wandern sie nach Leipzig und Berlin aus. Der Slave ist ein „geborener Schuhmacher". Nach Arnold Meyers Statistik waren 1887 in Wien 44 Prozent der Schuhmacher Slaven, während sonst die Gewerbetreibenden nur 20 bis 32 Prozent Slaven enthielten. Das ist kein Zufall. Die Schuhmacherei ist der Zweig des Kleingewerbes, in dem am Wenigsten Maschinen Verwendung finden und der, in Folge der individuellen Bedürfnisse der Kunden, dem Augenschein zum Trotz, am Wenigsten das Arbeiten über einen Leisten gestattet, so daß der maschinelle Betrieb an sich ungünstige Aussichten hat. Auch wer sich gelegentlich ein paar fertige Stiefel aus dem „Schuhmagazin" kauft, hat seinen Familienschuhmacher. Dazu kommt, daß auf keinem anderen Felde Ausbesserungen, die der Natur der Sache nach sich nur in sehr beschränktem Maße mit Maschinen vornehmen lassen, eine solche Rolle spielen wie auf dem Gebiete des Schuhwerkes. Der normale Stiefel wird nur einmal gemacht, aber dreimal bis viermal besohlt und einmal besetzt. Hier hat also die wenig leistungfähige Arbeit, die mit geringen Ansprüchen an die Lebenshaltung Hand in Hand geht, zweifellos eine wirkliche Chance gegenüber dem industriellen Großbetriebe. Auf den meisten anderen Gebieten, die das Handwerk von ehedem umfaßte, in beträchtlich größerem Umfang schon in der Schneiderei, produzirt der Großbetrieb sehr viel billiger; und eine Sozialgesetzgebung, die der Weltwirthschaft zum Trotz die „kleinen Meister", die selbständigen Handwerker, schützt, vergeht sich gegen das eigene Volksthum, da sie die nationale Arbeit hindert, sich zu einer Stufe aufzuschwingen, auf der die ihm innewohnende Leistungfähigkeit zur Geltung und Aufwärtsentwickelung kommen könnte.

Aehnlich wie im Schuhmacher- und Schneiderhandwerk liegen die Verhältnisse im Kohlenbau. Auch da ist die Thätigkeit der Maschinen auf ganz bestimmte Dinge eingeschränkt und bei den verhältnißmäßig geringen Betriebskosten kann eine größere Schar minderwerthiger Arbeiter, wenn nur ihre Lohnansprüche tief genug stehen, der leistungfähigeren Arbeit leicht Konkurrenz machen. Und die Thatsachen zeigen, daß in den Braunkohlenrevieren Nordböhmens fast alle Arbeiter zugewanderte Czechen sind. Eben so die Dienstboten beider Geschlechter und die Tagelöhner in allen Bethätigungzweigen.

In Mähren ändert der niedrige Stand der Industrie die Sachlage direkt zu Gunsten der Slaven. Die mährische Industrie ist hinter der nordböhmischen weit zurück; denn wegen der minder leistungfähigen Arbeit, die sie beschäftigt, der niedrigen Löhne, die sie zahlt, und der veralteten Maschinen, die sie deshalb verwenden muß, produzirt sie theurer als die nordböhmische. Die sozialpolitisch bedeutsame Folge davon ist, daß die leistungfähigere Arbeit, die auf höhere Löhne Anspruch zu haben glaubt, sich seit Jahrzehnten in die Fremde gewandt hat, zum Theil selbst nach Nordböhmen, und daß den heimischen Fabriken nur der Abhub bleibt, mit dem zu konkurriren den leistungfähigsten Czechen nicht schwer fallen kann. So kommt es, daß in Mähren die czechische Einwanderung in der Arbeiterschaft der Großindustrie sich genau so ausbreitet wie anderwärts, d. h. wie im Bergbau, im Kleingewerbe und im häuslichen Dienst.

Wo es keinen Bergbau giebt, erleiden das Kleingewerbe und der häusliche Dienst die Gesammtzuwanderung des Slaventhumes. Von Wien sagt Dunreicher geradezu: „Der Zuzug czechischer Lehrlinge läßt erwarten, daß im nächsten Menschenalter die Mehrzahl der Gewerbemeister der Reichshauptstadt slavischer Abstammung sein wird. Seit dem Jahre 1880 ist die Menge czechischer Lehrjungen in Wien von 25 Prozent auf 50 gestiegen." In Prag, Pilsen, Laibach und vielen Plätzen Böhmens, Mährens, Untersteiermarks und Krains ist dieser Vorgang, die Slavisirung des Handwerks, so gut wie vollendet. Aus Rauchbergs Aufstellungen wissen wir, daß von den 91752 Personen, die sich in Wien dem häuslichen Dienst widmeten, 80342 zugewandert und nur 11410 in Wien geboren waren. Sind diese 80342 Zugewanderten auch der Mehrzahl nach Deutsche, so ist doch der Zuwachs des Slaventhumes unter den Dienenden Wiens vielleicht noch größer als der unter den Handwerkern und wächst noch immer unausgesetzt und theilweise schneller denn je. Im Jahre 1880 bekannten sich in Niederösterreich noch nur 61257 Personen zur czechischen Umgangssprache, im Jahre 1890 bereits 93481; d. h. in einem Jahrzehnt war der czechische Volksstand um 52,6 Prozent gestiegen. Allerdings machte selbst diese Summe erst einen kleinen Theil der 2462557 Ein-

wohner Niederösterreichs aus, nämlich 0,36 Prozent; trotzdem bleibt die Zunahme der Czechen in Niederösterreich in den achtziger Jahren erschreckend.

In der Landwirthschaft endlich vollzieht sich in ganz Vorderösterreich, Schlesien, Posen, Sachsen, ja bis nach Thüringen hinein ein ähnlicher Prozeß, obgleich er einstweilen noch nicht zur Seßhaftigkeit der zuwandernden Slaven führt, da diese fast ausschließlich aus Gesinde bestehen, das sich oft sogar nur für den Sommer vermiethet. In Schlesien arbeiten Tausende von Polen in der Landwirthschaft und dem Kohlenbau. Im Königreich Sachsen ist polnisches Gesinde keine Seltenheit mehr. Obgleich von dem Landvolk Polacken geschimpft und als falsch gemieden, breitet es sich doch immer weiter aus. Bei der niedrigen Arbeit, die dort zu thun ist, wo außer der Dreschmaschine auf größeren und mittleren Bauerngütern alle Maschinen fehlen und Rittergüter ohne Mähmaschinen und Kartoffelausnehmemaschinen keine Seltenheit sind, kann der Pole den Deutschen leicht ersetzen; denn das Mehr an Nahrung und Wohnung, das eine größere Gesindezahl braucht, fällt in der Landwirthschaft kaum ins Gewicht und wird durch die sehr viel niedrigeren Löhne reichlich aufgewogen. Auf den großen Rübengütern Thüringens und der Provinz Sachsen kommen mit jedem Frühling ganze Schübe von Polinnen an, darunter oft Töchter von kleinen Bauern, Förstern, Lehrern, um mit dem Herbste wieder zu gehen. In der Regel wenigstens. Die Hübschesten und Anstelligsten bleiben — oft schon im ersten, meist im zweiten und dritten Sommer — hängen und verdrängen somit dauernd deutsche Arbeiterinnen. Allerdings müssen die fremden Sommerarbeiterinnen und Sommerarbeiter fast allenthalben bis zum fünfzehnten November das Land wieder geräumt haben; aber der dauernden Einwanderung stehen namentlich bei Mädchen keinerlei Hindernisse entgegen. Und so beginnt sich selbst die ländliche Bevölkerung des mittleren Deutschland ganz leise mit fremden Bestandtheilen zu durchsetzen. So lange sie sie aufzusaugen vermag, hats keine Gefahr; aber wehe, wenn sich erst in Thüringen kleine polnische Kolonien bilden!

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Eine Reichsgerichtsentscheidung.

In der „Zukunft" vom vierten April 1896 unterzieht Herr Reichsgerichtsrath Dr. Stenglein den von mir vorher hier veröffentlichten Artikel „Von Mellage zu Brausewetter" einer abfälligen Kritik. Da ich den besonderen Fall eigentlich für nebensächlich hielt, habe ich von den thatsächlichen Momenten damals nur das Nothdürftigste mitgetheilt. Zur besseren Information des Herrn Reichsgerichtsrathes wie der übrigen Leser bin ich nunmehr gezwungen, das Versäumte nachzuholen.

Der von mir wörtlich citirte Satz steht nämlich nicht in einem Revisionurtheile des Reichsgerichtes, wie Herr Dr. Stenglein irrthümlich glaubt, sondern in einem Beschluß, durch den es einen Antrag auf „Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen die Verabsäumung der Frist zur Anbringung weiterer prozessualer Revisionbeschwerden" ablehnte. Dieser Antrag mit dem etwas unverständlichen Titel ist folgendermaßen zu verstehen. Das verurtheilende Erkenntniß der unter dem Vorsitz Brausewetters tagenden Strafkammer datirt aus den ersten Dezembertagen. Gegen dieses Urtheil war innerhalb der gesetzlich vorgeschriebenen Fristen Revision eingelegt und die Begründung angebracht worden. Erst nach Ablauf der Frist zur Anbringung der Revisionbeschwerden jedoch wurde die Geisteskrankheit Brausewetters der Oeffentlichkeit und damit auch den Angeklagten bekannt. Um nun den daraus hergeleiteten Grund, nämlich daß das erkennende Gericht nicht vorschriftmäßig besetzt gewesen sei, noch nachträglich als Revisiongrund geltend machen zu können, bedurfte es einer Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Auf den Ende Januar gestellten Antrag des Vertheidigers erging dann der mitgetheilte Beschluß des Reichsgerichtes. Wie mich ein juristischer Gewährsmann belehrte, liegt hier einer der seltenen Fälle vor, wo allerdings das Reichsgericht über Thatsachen zu befinden berechtigt ist und auch befunden hat.

Ein gesetzliches Erforderniß für die beantragte Wiedereinsetzung in den vorigen Stand war es nun aber, daß der Antragsteller an der rechtzeitigen Geltendmachung des erwähnten Revisiongrundes durch „unabwendbaren Zufall" verhindert worden war. Die Behauptung, daß ein solcher Zufall vorliege, hat das Reichsgericht in seinem Beschluß vom achzehnten Februar D No. 377.96 zurückgewiesen und dabei wörtlich ausgeführt: „In Erwägung, daß die jetzt zur Begründung der ferneren Rüge geltend gemachte Thatsache, daß der Vorsitzende des Instanzgerichtes geisteskrank gewesen sei, von den Angeklagten und ihrem Vertheidiger bereits während der Verhandlung, bei der sie zugegen waren, hätte wahrgenommen werden können und müssen, falls sie wirklich bestanden haben sollte, daß aber der Umstand, daß den Angeklagten oder ihrem Vertheidiger erst nach Ablauf der in § 385 Absatz 1 d. St.-P.-O. bestimmten Frist anderweitige Thatsachen bekannt wurden, aus denen sie auf die nunmehr von ihnen vermuthete Thatsache glauben schließen zu dürfen, als ein unabwendbarer Zufall im Sinne des § 44 d. St.-P.-O. nicht angesehen werden kann," wird das Gesuch um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand ꝛc. verworfen.

Jedenfalls wird nun wohl Herr Dr. Stenglein zugeben müssen, daß der von mir angegriffene Satz auch im Zusammenhange keinen anderen Sinn ergiebt, als ich aus ihm herausgelesen habe. Und darum handelt es sich für mich einzig und allein. Ich habe ausdrücklich hervorgehoben, daß es mir vollständig fern-

liegt, den Beschluß des Reichsgerichtes nach der juristischen Seite hin kritisiren zu wollen; ob darin der § 44 der Strafprozeßordnung richtig ausgelegt worden ist, steht mir zu beurtheilen nicht zu. Die auf thatsächlichem Gebiet liegende Motivirung jedoch drückt eine sowohl im Allgemeinen als ganz besonders im Falle Brausewetter vollkommen irrige psychiatrische Ansicht aus und bedarf daher — dabei muß ich stehen bleiben — dringend einer irrenärztlichen Kritik. Daß die Angeklagten und ihr Vertheidiger die Geisteskrankheit Brausewetters während der Verhandlung hätten wahrnehmen können und müssen, ist eine Behauptung, die aller wissenschaftlichen Erfahrung widerspricht. Dr. S. Landsberg.

Darauf antwortet Herr Dr. Stenglein:

Sehr geehrter Herr Harden,

Sie hatten die Güte, mir einen Abzug der Entgegnung des Herrn Dr. Landsberg auf meinen in der „Zukunft" abgedruckten Brief zuzustellen, und haben mir hierdurch wohl das Recht der Duplik einräumen wollen, wovon ich gern Gebrauch mache. Ich kann Herrn Dr. Landsberg nur zwei Dinge zugestehen: einmal, wie selbstverständlich, daß der von ihm angegebene prozessuale Verlauf der richtige ist, wovon ich mich mittlerweile überzeugt habe; dann, daß die Motivirung des das Gesuch um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand abweisenden Beschlusses keine besonders klare ist. Im Uebrigen muß ich meine frühere Anschauung festhalten. Nach § 46 Str.-Pr.-O. hatte das Reichsgericht als das zur Entscheidung in der Sache selbst berufene Gericht über die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen Ablauf der Frist zur Vorbringung von Revisionbeschwerden zu entscheiden. Hierbei hatte es ausnahmweise über eine Thatsache zu befinden, nämlich über die, ob ein unabwendbarer Zufall (§ 44 Str.-Pr.-O.) vorlag, durch welchen der Beschwerdeführer verhindert wurde, eine sonst zulässige Beschwerde rechtzeitig vorzubringen. Eine solche Beschwerde würde es gewesen sein, wenn der Angeklagte in der Hauptverhandlung des Gerichtes erster Instanz behauptet hätte: der Direktor Brausewetter ist geisteskrank, also nicht fähig, als Richter zu fungiren, und wenn diese Behauptung vom Gericht erster Instanz nicht oder nicht in genügender Weise beschieden worden wäre. Von einer in § 25 Str.-P.-O. vorgesehenen Frist zur Vorbringung der Ablehnung eines Richters kann hier abgesehen werden. Wäre eine Bescheidung eines solchen Antrages erfolgt, so würde sich das erkennende Gericht auch über die Thatsache auszusprechen gehabt haben, ob der Direktor Brausewetter damals geisteskrank war oder nicht. Diese thatsächliche Entscheidung würde für das Reichsgericht bindend gewesen sein. Der Beschwerdeführer hat aber eine Ablehnung nicht versucht, es lag also auch eine thatsächliche Entscheidung hierüber nicht vor. Das Reichsgericht konnte diese Entscheidung unter allen Umständen nicht treffen, sondern es hatte nur zu entscheiden, ob der Beschwerdeführer durch einen unabwendbaren Zufall verhindert war, eine zulässige Beschwerde rechtzeitig vorzubringen. Dies mußte das Reichsgericht verneinen. Man kann ja zugeben, daß der Umstand, daß der Direktor Brausewetter nachträglich sich als geistig erkrankt zeigte, ein Umstand, aus dem der Vertheidiger des Angeklagten schließen wollte, der Direktor Brausewetter sei schon zur Zeit der Aburtheilung geisteskrank gewesen, dem Angeklagten erst später bekannt werden konnte und daß sich

die Unmöglichkeit, ihn zur Zeit der Aburtheilung zu kennen, als unabwendbarer Zufall bezeichnen läßt. Dadurch wird aber die Behauptung: „Direktor Brausewetter war schon zur Zeit der Aburtheilung geisteskrank", keine rechtliche, sondern sie bleibt eine thatsächliche. Hierüber in der Revisioninstanz Sachverständige zu hören und Feststellung zu treffen, ist das Reichsgericht nicht in der Lage. Dies würde aber Gegenstand der nachträglich vorzubringenden Beschwerde gewesen sein und deshalb mußte der entscheidende Senat das Gesuch um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand ablehnen; denn der Beschwerdeführer hatte nur eine unzulässige Beschwerde vorzubringen. Die Probe hierauf ist, daß, wenn der Angeklagte die Beschwerde rechtzeitig vorgebracht hätte, sie gleichfalls als unzulässig hätte verworfen werden müssen. Man kann Das bedauern, aber das Gesetz sieht den Fall nicht vor; und Das ist nicht unbegreiflich. Keinesfalls durfte sich das Reichsgericht auf einen ungesetzlichen Standpunkt stellen oder das Gesetz ergänzen, wie ein mir zugesandtes berliner Blatt naiver Weise den Richtern zumuthet. Klar ist aber, daß das Reichsgericht eine Entscheidung über Geisteskrankheit weder geben wollte noch konnte.

Mit vollster Hochachtung

Leipzig. Dr. Melchior Stenglein.

Großbanken.

Die folgende Zusammenstellung aus den pro 1895 veröffentlichten Bilanzen von acht berliner Banken ergiebt, daß ihnen 856 Millionen fremde Gelder zur Verwaltung anvertraut waren.

Banken	In Millionen Mark								
	Kapital	Kassa und Coupons	Wechsel	Reports	Effekten u. Betheiligungen	Debitoren	Dividenden u. Tantièmen	Accepte u. Aval	Depositen u. Kontokorrent-Kreditoren
Bank für Handel und Industrie	80	13,146	19,514	31,446	45,347	92,670	7,592	45,065	57,932
Diskontogesellschaft . .	115	20,295	65,974	36,053	78,386	158,995	13,771	54,164	154,730
Berl. Handelsgesellsch. .	65	13,105	33,888	25,094	37,357	86,784	6,127	40,999	69,300
Deutsche Bank . . .	100	39,183	133,232	60,780	91,008	224,062	9,721	128,354	295,846
Genossenschaftbank Soergel, Parrisius .	21	3,771	10,870	8,590	3,879	38,619	1,415	9,549	31,143
Dresdner Bank . . .	85	16,497	59,478	49,911	44,418	153,283	8,016	88,185	135,215
Mitteld. Kreditbank .	30	5,532	10,502	16,610	8,067	49,811	1,825	30,756	38,261
Nationalbank f. Deutschland	45	9,584	33,165	38,177	14,948	60,411	4,936	25,268	73,624
Total	541	121,113	366,623	266,661	323,410	864,635	53,403	422,340	856,051

Die seit meiner im Jahre 1892 veröffentlichten Aufstellung neu hinzugetretene berliner Großbank ist außer Betrachtung geblieben. Es zeigt sich, daß die Verpflichtungen von acht berliner Banken am einunddreißigsten Dezember bestanden aus:

856 Mill. fremde Gelder, 422 Mill. Accepte und Avale, zusammen 1278 Mill.,
hierzu Dividenden und Tantiemen 53 „

1331 Mill.

Ueber die am einunddreißigsten Dezember bestandenen, aber noch nicht geleisteten Einzahlungen auf begonnene Unternehmungen geben die Berichte sämmtlich keine Daten. Eben so fehlen die Angaben darüber, welche Schulden diese Banken selbst gegen Verpfändung von Werthpapieren eingegangen waren, obschon solche Schulden notorisch am einunddreißigsten Dezember in größerem Maße bestanden haben. Zweifellos stellen die unter „Reports“ verzeichneten Anlagen den Saldo vor, der aus den von den Banken für diesen Zweck hergeliehenen Geldern und den Beträgen, die sie sich selbst durch Weiterreportirung beschafften, entstanden ist. Die Bilanzen der selben Banken aus dem Jahre 1894 ergaben, daß die verfolgbaren Verpflichtungen damals bestanden aus:

740 Mill. fremde Gelder, 330 Mill. Accepte und Avale, zusammen 1070 Mill.,
hierzu Dividenden und Tantiemen 38 „

1108 Mill.

Das Plus der verwalteten fremden Gelder betrug daher von 1894 auf 1895 116 Millionen, die Zunahme aller sichtbaren Verpflichtungen 223 Millionen.

Sehen wir nun zu, wie dieses gesammte Plus verwandt wurde. Die Banken besaßen Ende 1895 7 Millionen Mark Wechsel weniger als 1894. Obwohl also die Summe der anvertrauten Gelder — sie werden in den Bilanzen meistens, aber nicht immer, unter den Begriffen „Depositengelder“ und „Kreditoren“ in zwei Summen aufgeführt — allein um 116 Millionen zunahm, hat das Wechselportefeuille dieser Banken abgenommen. Unsere Industrie und unser Handel, unser Export und Import zeigen im vergangenen Jahre einen bedeutenden Aufschwung, unsere Wechselcirkulation nahm beträchtlich zu, aber unsere Großbanken stellten zum Wechseldiskonto kein neues Geld zur Verfügung. Dagegen nahm 1895 die Summe der eigenen Unternehmungen, Betheiligungen, eigenen Effekten allein um 100 Millionen zu.*) Diese Summe wurde ganz aus den Depositengeldern bezahlt, deren Zunahme pro 1895 hierdurch bis auf einen kleinen Bruchtheil aufgezehrt wurde. Der verschwindende Rest ging mit noch anderem Gelde, das aus Kapitalserhöhung beschafft wurde, an Dritte zur Verwendung auf dem Werthpapiermarkte über. Die Accepte zeigen von 1894 auf 1895 die sprunghafte Zunahme von 92 Millionen = 28 Prozent. Diese Accepte wurden zum Theil zur Beschaffung weiterer Mittel der Werthpapiermärkte und zum Theile zur Befriedigung der legitimen Bedürfnisse des Handels und der Industrie verwandt. Es blieb eben kein anderer Ausweg, als daß die Banken ihr eigenes Accept zur Beschaffung weiterer Mittel zur Verfügung

*) S. auch u. A. über den Zusammenhang von Werthpapiermarkt und Debitoren meine Brochüre „Unser Gelddepositensystem und seine Gefahren“.

stellten, da das vermehrte baare Geld, das ihnen zufloß, bereits verwandt war. Daß in einem Jahre, das dieses gemeinschädliche Geldsystem in seinem vollen Glanze zeigt, die Accepte dieser Banken vorzugsweise auf bekanntem Wege zur Beschaffung der Mittel für die spekulirende Kundschaft hergegeben wurden, bedarf keines Beweises. Die Reports zeigen 1895 gegen 1894 keine Zunahme, blieben sich vielmehr gleich. Da sie lediglich vorgeschossene Beträge für spekulative Engagements vorstellen, so erfordert deren Bewilligung die Hergabe baaren Geldes aus den Banken. Da dieses, wie wir sahen, bereits verwandt war, so blieb eben für die weitere Unterstützung der Werthpapiermärkte nach der selben Richtung nur die Verfügung über den eigenen Kredit durch Acceptirung übrig.

Wie selbstverständlich unserem heutigen Banksystem die Verwendung der ihm anvertrauten fremden Gelder für alle Geschäfte, die mit dem Werthpapiermarkte zusammenhängen, erscheint, geht aus dem Jahresberichte der Nationalbank hervor. Der Status der Bank zeigt vielleicht die liquideste Bilanz. 1895 wurden ihr 21 Millionen fremde Gelder neu anvertraut. Diese Summe wurde, wie sie selbst berichtet, „über den vorjährigen Betrag hinaus wegen der am Ende des Jahres herrschenden hohen Geldsätze zu Effektenreportirung benutzt". Bekanntlich waren es fast nur die Ansprüche der Effektenmärkte, die zu der Erhöhung des Zinsfußes im letzten Vierteljahre 1895 führten. Der gleichzeitige Versuch mancher Glieder unseres Bankwesens, sich in England durch Ausnützung des billigeren Zinsfußes in diesem Lande durch Finanzwechsel Geld zu beschaffen, mißlang, da das englische Depositenwesen die Diskontirung dieser Wechsel verweigerte. Das Zinserträgniß der Reichsbank war 1895, trotz höherer Wechselanlage, niedriger als 1894, weil der Diskontosatz in den ersten neun Monaten des Jahres ein außergewöhnlich niedriger war. Unsere Banken weisen dagegen höhere Zinserträgnisse auf, — ein weiterer Beweis für die Ausnutzung ihrer Gelder auf dem Werthpapiermarkte.

Wir hatten gegen Ende des Jahres 1895 eine plötzliche bedeutende Entwerthung auf dem Werthpapiermarkt. Wären die Koeffizienten: Depositen, Accepte, Kasse, Debitoren, eigene Unternehmungen und Reports unserer sämmtlichen Banken gleichzeitig mit dem Ausweise der Reichsbank jeweilig bekannt, so ließe sich automatisch vorher bestimmen, wann ein derartiger Zusammenbruch stattfinden muß. Mehr als der Löwenantheil aller Mittel unseres heutigen Banksystemes und mehr als der Antheil, den es sich durch Abgabe eines Theils seines legitimen Wechselbestandes an die Reichsbank selbst beschafft, kann eben für die Zwecke der Werthpapiermärkte, eigene Unternehmungen und fremde Spekulationen nicht hergegeben werden. Schießen diese Engagements über diese Grenzen hinaus, so muß, ganz gleichgiltig, ob Handel und Industrie erhöhte Ansprüche stellen oder nicht, mindestens eine bedeutende Entwerthung auf dem Werthpapiermarkte eintreten, wenn auch in Ausnahmefällen eine akute allgemeine Krisis vermieden werden kann. Da nämlich der Divisor: Engagements aller Art, Kreditbedürfniß von Industrie, Landwirthschaft und Handel, größer geworden ist als der Dividend: Geld und Kreditmittel aller Art, und da „man sich auch nicht noch Eins leihen kann", so muß eben der Divisor im Preise gewaltig heruntergedrückt werden. Dann entsteht in Folge des Niederganges des Wirthschaftlebens ein Ueberschuß zwischen Dividend und Divisor. Das ist die Zeit des „Vacuums" in unserem

Geldwesen. Dieses Vacuum nennen wir die Zeit des sinkenden Zinsfußes, den unser Banksystem mit Hilfe der Depositengelder wieder für die Konversion-Aera mit Beschlag belegt. Hätten seither Depositenbanken existirt, so würden diese gewiß auch dem Werthpapiermarkte als vollberechtigtem Gliede unserer Gesammtwirthschaft eine große Summe innerhalb der depositenmäßigen Prinzipien zur Verfügung gestellt haben. Eine ungleich größere Summe wäre dagegen zur depositenmäßigen Verwendung für Industrie, Landwirthschaft und Handel geblieben. Dabei würde vornehmlich unser Mittelstand im wirthschaftlichen Kampfe unberechenbar gestärkt worden sein. Unser Großbankensystem hat naturgemäß hauptsächlich seine Beziehungen zum Großhandel und zur Großindustrie, die sich ohnehin leicht Geld beschaffen können. Für den Mittelstand und den kleinen Mann ist innerhalb dieses Banksystems wenig Raum. Dieses Verhältniß wird noch dadurch verstärkt, daß, dem Zug der Zeit folgend, der Provinzbankier und die Provinzbank Filialen in Berlin errichten, um auf diese Weise durch Ausnutzung des berliner Effektenmarktes, also wieder durch Depositengelder, größeren materiellen Erfolg zu erzielen. Kennzeichnend in dieser Richtung ist, daß die Deutsche Bank, die zweifellos auch die legitimen Bedürfnisse der Industrie und des Handels beträchtlich unterstützt, den Schwerpunkt ihrer Verwaltung der ihr anvertrauten fremden Gelder nach Berlin legt. Der Schwerpunkt ihrer Thätigkeit mit Handel und Industrie liegt dagegen, wie die Bilanz klar ergiebt, gerade in ihren Filialen. So betrug z. B. der Kassenumsatz in den Filialen 5664 Millionen, in Berlin 2494 Millionen, der Umsatz in Wechseln bei den Filialen 3287 Millionen, bei der Centrale 2058 Millionen; dagegen wurde auf Effektenkonto von der Centrale 3991, von den Filialen 596 Millionen umgesetzt. Von den gesammten fremden Geldern im Betrage von 296 Millionen hatte dagegen die Centrale 225 Millionen, die Filialen dagegen nur 71 Millionen zu verwalten.

Das Gelddepositist ein geldgleiches Zahlungmittel, ein Surrogat für die Banknote. Statt daß nun dieses Zahlungmittel, seiner Stellung im Geldwesen entsprechend, für die höheren Ansprüche der Industrie, der Landwirthschaft und des Handels in erster Linie eintreten konnte, ist es, trotz seiner bedeutenden Vermehrung, durch das falsche Verwaltungprinzip nicht einmal im Stande gewesen, seine früheren Funktionen aufrecht zu erhalten. Unsere berliner Banken besaßen 1894 374 Millionen Wechsel gegen 367 Millionen Wechsel in der wirthschaftlich aufsteigenden Epoche, Ende 1895. Notorisch haben die Banken in den letzten Monaten des vergangenen Jahres sogar die Kreditmittel der Reichsbank selbst benutzt. Daß die Reichsbank, die oberste Hüterin der Goldwährung und unseres Geldsystems, bereits durch die falsche Handhabung unseres Depositensystems berührt ist, ergiebt sich aus den Ausweisen seit letztem Herbst von selbst. Diese Inanspruchnahme durch die Banken selbst in gewöhnlichen Zeiten ist ein sehr beunruhigendes Moment in unserem Kreditwesen. Wie soll es dann mit diesem System, das über unverhältnißmäßig größere Mittel verfügt als die Reichsbank selbst, in anderen Zeiten aussehen? Und wie soll dann der Status der Reichsbank selber aussehen? Genau die gleichen Erscheinungen traten im Jahre 1889 und zum Theil im Jahre 1890 zu Tage. Auch damals zeigte Industrie und Handel eine intensive Belebung. Der Export betrug im Jahre 1889 3300 Millionen, der Import 4100 Millionen. Auch damals mußte die aufsteigende Bewegung,

unabhängig von anderen Ländern, in Deutschland zuerst ihren Abschluß finden, da alle Depositengelder und Kreditmittel in erster Linie, direkt und indirekt, für den Werthpapiermarkt in Anspruch genommen waren. Zur Weiterentwickelung der Gesammtwirthschaft fehlte das Unerläßlichste: „Geld und Kreditmittel". Ich habe in meiner Broschüre „Unser Gelddepositensystem und seine Gefahren" hierüber Tabellen aufgestellt, die von keiner Seite angefochten werden konnten. Das Fundament des ganzen wirthschaftlichen Seins ist das Geld- und Kreditwesen; versagt dieses seinen Dienst, so ist der wirthschaftliche Niedergang unter allen Umständen besiegelt. Speziell in Deutschland wird dieser Niedergang noch dadurch verschlimmert, daß in der Zeit des Aufschwunges durch die einseitige Hergabe der Mittel für den Werthpapiermarkt die Vergrößerung aller Industrie-Aktiengesellschaften durch Emission von Aktien in verschiedener Form und eben so unsere Produktion sprungweise fortschreiten muß. In Folge Dessen giebt zum Zweck dieser plötzlichen Ausdehnung des Betriebes die eine Industrie der anderen große Aufträge und die Kräfte der arbeitenden Bevölkerung werden überspannt. Desto schlimmer natürlich die Kehrseite. Die Wirkung dieser Erscheinungen war u. A. das Motiv der Börsenenquete.

Wie man hier durch Reformen — die vermuthlich nur dem Mittelstande im Bankgeschäft einen unsanften Todesstoß geben werden — helfen will, anstatt das Fundament, unser Geld- und Kreditwesen, auf eine gesunde Grundlage zu stellen, bleibt unerklärlich. Eben so unerklärlich bleibt, daß die Großbanken die sich früher bietende Gelegenheit, durch die Bereitwilligkeit einer größeren Anzahl erster Provinzbankiers unser Gelddepositenwesen freiwillig zu regeln, durch ihren Einfluß unmöglich machten. Leider ist jetzt ohne Eingriff des Gesetzes der Weg zu wirksamer Abhilfe verschlossen. Gerade das große Emissionwesen hat seinen natürlichen Boden nur in aufblühenden Epochen; stellt es durch seine eigene Verwaltung deren Dauer immer mehr in Frage, so ist Das einerseits eine Kurzsichtigkeit, andererseits wird seine eigene Thätigkeit, weil nur auf die kürzeste Zeitdauer berechenbar, sich immer spekulativer gestalten müssen.

Die gewaltigen Kapitalserhöhungen unserer Banken in jeder Epoche, in der ihre Aktien ein hohes Agio an der Börse bedingen, entspringen lediglich dem Motive, sich „zinsloses Freikapital" zu beschaffen. Durch diese Transaktion siegt einfach unser heutiges Aktienwesen, einerlei, ob Industrie oder Bankgeschäft, mit Hilfe einer Börsenoperation über Intellekt, Thatkraft und Kapital der Privatwirthschaft. Sie sind machtlos dem Ausnützen der Agio-Emission ausgeliefert. Die Sicherheit in unserem Banksystem selbst wird durch die Kapitalsvermehrung nur vermindert. Die Kapitalserhöhungen der angeführten berliner Banken zwischen der Emissionepoche 1889 und Ende 1895 betragen 103 Millionen. Wir haben bereits gesehen, daß diese Kapitalserhöhungen in der Art der Verwendung der Gelder nichts ändern. Die eigenen Berichte pro 1894 klagen zum Theil über die Unverwendbarkeit der Mittel. Ein halbes Jahr später beginnen mit dem Aufleben einer großen Emissionepoche bereits die Kapitalserhöhungen. Diese enormen eigenen Kapitalien, für deren Entwickelung im Bankwesen keines anderen Landes eine Analogie vorliegt, wollen den Ansprüchen unseres heutigen gefahrvollen Banksystems entsprechend verzinst sein. Sie verleiten daher gerade zu immer riskanteren Unternehmungen und drohen dadurch selbst wieder bei dem

ersten Anlaß das ganze Gebäude in seinen Grundvesten zu erschüttern. Die Diskontogesellschaft z. B., ein innerhalb unseres heutigen falschen Banksystems zweifellos gut geleitetes Institut, hat bekanntlich an auswärtigen Unternehmungen außergewöhnlich hohe Verluste gehabt, die Jahre hindurch nachgeschleppt wurden. Hereingebracht wurde dieser Verlust nicht etwa durch die bankgeschäftliche Thätigkeit, sondern durch eine Transaktion auf dem Gebiete des „zinslosen Freikapitals". Für die Aktionäre der Norddeutschen Bank, mit der diese Transaktion vorgenommen wurde, verblieb eine Verminderung des von ihnen effektiv eingezahlten Gesammtkapitals von etwa 75 Millionen auf etwa 55 Millionen. Der Verlust wurde also nur anderen Schultern auferlegt. Bei so großen Trust-Unternehmungen, wie sie unsere heutigen Großbanken darstellen, muß natürlich Arbeitstheilung stattfinden. Der Leiter des Emissionwesens und der Leiter des Kreditwesens, also auch der Depositen, sind verschiedene Personen. Spekulative, weitsichtige Unternehmungen sind gewiß Aufgaben des Assoziationkapitals, so weit nur mit eigenem Kapital gearbeitet wird und ein Mißerfolg auf diesem Gebiete, der auch bei größter Tüchtigkeit nicht zu vermeiden ist, die Erschütterung unseres Geldsystems überhaupt ausschließt. Aber wie kann der banktechnische Leiter des Depositenwesens innerhalb dieser Trusts überhaupt weitsichtige spekulative Unternehmungen gutheißen? Er kann Das eben so wenig wie etwa die Verwaltung der Reichsbank. Diese falsche, die allgemeine Wohlfahrt schädigende Verwaltung unseres Geldbepositenwesens wirft auch bereits Schatten auf die Position der Reichsbank: anstatt daß sie, ihrer Stellung entsprechend, das ganze Geldwesen beherrschen soll, zeigen sich bereits bedenkliche Spuren, daß sie von unserem falschen Banksystem beherrscht wird. Schon im Jahre 1893 habe ich in einer — durch Vermittelung des Reichsbankpräsidenten in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten — Skizze gezeigt, wie wichtig für die Erhaltung der Stellung der Reichsbank die Ordnung unserer Geldbepositen-Verwaltung ist.

Unsere Wechselcirkulation beträgt circa 4500 Millionen Mark und zeigt eine stetige Zunahme. Die Wechselcirkulation in England beträgt nach deutscher Schätzung 6500 Millionen Mark. Die Bankdepositen der englischen Depositenbanken — ohne die Bank von England — betragen circa $11\frac{1}{2}$ Milliarden Mark, mit Colonial & Foreign Banks, die nicht unter den Begriff von Depositenbanken einzureihen sind, circa 16 Milliarden Mark. Unsere gesammten Bankdepositen in Deutschland, ohne Giroguthaben bei der Reichsbank, betragen etwa 3,1 Milliarden Mark. Diese für Deutschland relativ sehr hohe Summe giebt also Raum für eine größere Anzahl reiner Depositenbanken, wenn auch ein großer Theil der Depositen beim heutigen Bankwesen verbleiben wird und soll. Die gesammte englische Import- und Exporthandelsbewegung beträgt etwa $13\frac{1}{2}$ Milliarden (Mark), die deutsche etwa $7\frac{1}{2}$ Milliarden. Das viel reichere England hat also bei etwa fünffachen Gesammtdepositen nicht einmal die anderthalbfache Wechselcirkulation Deutschlands in sein Kreditsystem aufzunehmen. Das erklärt sich dadurch, daß Deutschland im Besitz der Einheit mit ungeahnter Kraft in den Weltverkehr eingetreten ist, sein Kapitalreichthum sich aber nicht entfernt mit dem englischen vergleichen kann. Zweifellos zeigt unser Depositenwesen, von seinem kaum nennenswerthen Ausgangspunkt vor dem Jahre 1870 an, eine geradezu erstaunliche Entwickelung. Aber wir brauchen auch die ganze Fülle dieser geldgleichen Zahlungmittel für alle

Adern unseres Verkehres, wenn nicht unsere ganze wirthschaftliche Entwickelung an unserem Geldsystem Schiffbruch leiden soll. Unsere Wechselcirkulation wird und muß bei aufsteigendem Verkehr immer zunehmen. Es ist nicht klar, wie sich die Reichsbankverwaltung die Erfüllung ihrer Aufgabe auf die Dauer denkt, wenn das Gelddepositenwesen nicht einen viel größeren Theil seiner Mittel als seither in diesen Dienst stellt. Im Jahre 1889, am einunddreißigsten März, betrug der Wechselbestand der Reichsbank 481 Millionen, der Metallbestand 914 Millionen, der Lombardbestand 65 Millionen, dagegen die Notencirkulation 1023 Millionen, das Giroguthaben 355 Millionen. Es ist absichtlich das Jahr 1889 gewählt, weil wir uns damals in ähnlicher Geldsituation wie heute befanden. Im Jahre 1890, das nur zum Theil die Fortsetzung der Erscheinungen des Jahres 1889 zeigte, betrug der Wechselbestand 595 Millionen, der Metallbestand 803, der Lombardbestand 136, dagegen die Notencirkulation 1052, das Giroguthaben 401 Millionen. Es ergiebt sich daraus ein Anspannen des Status vom einunddreißigsten März 1889 bis einunddreißigsten März 1890 von 140 Millionen. Ende März 1895 betrug der Wechselbestand 572 Millionen, der Metallbestand 1039, der Lombardbestand 93, dagegen die Notencirkulation 1157, das Giroguthaben 469 Millionen. Ende März 1896 betrug der Wechselbestand 732, der Metallbestand 880, Lombard 131, dagegen die Notencirkulation 1249, das Giroguthaben 419 Millionen. Eine Anspannung des Status zwischen 1895 und 1896 von 248 Millionen, also 108 Millionen mehr als zwischen 1889 und 1890. Aber welche bedeutende Verschlechterung in dem Status der Reichsbank ist überhaupt in der Zeit zwischen dem einunddreißigsten März 1889 und dem einunddreißigsten März 1896 eingetreten! Das Plus in der Wechselanlage betrug 252 Millionen, das Plus in Lombardanlagen 66 Millionen, das Plus der Notencirkulation 226 Millionen, ein Minus im Metallbestand von 34 Millionen, dagegen ein Plus im Giroguthaben von 64 Millionen. Die Reichsbank ist daher in die mit dem einunddreißigsten März 1896 in Vergleich gestellte Aera mit einem um 253 Millionen schlechteren Status eingetreten als am einunddreißigsten März 1889. Nicht genug beachtet kann die Höhe unserer Notencirkulation werden, die selbst in den Zeiten des wirthschaftlichen Niederganges und der außergewöhnlich niedrigen Rohproduktenpreise fortwährend den Hang zur Vermehrung zeigt, — eine Anomalie, die sich nur aus der Ausnützung und Beherrschung des Zinsfußes durch die Werthpapiermärkte erklären läßt. Wo soll unsere Reichsbank auf die Dauer die Mittel zur Bedeckung der fortwährend steigenden Notencirkulation, zur Befriedigung des sich steigernden legitimen Wechseldiskontos hernehmen, wenn nicht auf eine bedeutende Zunahme des Goldschatzes zu rechnen ist und wenn nicht der erfreuliche Aufschwung in Industrie und Handel durch unser Geldsystem ein vorzeitiges Ende finden soll?

Aber noch näher liegt die folgende Frage. Naturgemäß und erfahrungsgemäß sind die Ansprüche an die Reichsbank vom Herbst bis Ende Dezember viel stärker als Ende März, der Status daher Ende Dezember ein viel gespannterer als im März. Es nahmen zu von Ende März 1889 bis einunddreißigsten Dezember 1889 das Wechselportefeuille um 173 Millionen, der Lombardbestand um 121 Millionen, die Notencirkulation um 138 Millionen, dagegen nahmen ab der Metallbestand um 180 Millionen, das Giroguthaben um 6 Millionen.

Vom einunddreißigsten März bis zum einunddreißigsten Dezember 1890 zeigte der Wechselbestand eine Zunahme von 19 Millionen, der Lombard von 11, die Notencirkulation von 51, der Metallbestand dagegen eine Abnahme von 45, das Giroguthaben von 54. Vom einunddreißigsten März 1895 bis zum einunddreißigsten Dezember 1895 betrug die Zunahme des Wechselbestandes 197, Lombard 118, Notencirkulation 163, dagegen Abnahme des Metallbestandes 186 Millionen und der Giroguthaben um 30 Millionen. Lassen wir aber das ungünstige Jahr 1895 ganz außer Rechnung und nehmen wir an, daß der Status dieses Jahr zwischen März und Dezember nur eine Anspannung zeigen würde, die sich aus dem Durchschnitt zwischen den beiden Jahren 1889 und 1890 im gleichen Zeitraum ergeben. Bekanntlich zeigt dabei bereits das Jahr 1890 den wirthschaftlichen Niedergang, die Anspannung war daher eine geringere, — eine Erscheinung, die wir aus gleicher Ursache dem Jahre 1896 nicht prophezeihen mögen. Der Status der Reichsbank würde dann Ende des Jahres 1896 etwa so aussehen:

Wechselbestand 828 Millionen, Lombard 198, Notencirkulation 1329, Metallbestand 767, Giroguthaben 389. Ein bedenklicher Status, dem keine Erklärung zu folgen braucht.

Daß die Reichsbankverwaltung nicht von heute auf morgen rechnet, sondern weiter ausschaut, ist selbstverständlich. Woher sie die Kreditmittel für die legitimen Bedürfnisse von Industrie, Landwirthschaft und Handel auf die Dauer ohne Aenderung unseres Banksystems nehmen will, bleibt unaufgeklärt. Da die Reichsbank bei unserer jetzigen Gelddepositenverwaltung fast keinen Einfluß auf den Wechselzinsfuß besitzt, sondern dem Privatdiskontosatze, der durch unser heutiges Bankwesen bestimmt wird, folgt, so ist auch nicht recht klar, wie sie auf die Verschiebung der Zahlungbilanz zum Auslande durch die Diskontoschraube Einfluß haben soll. Voraussetzung hierfür bliebe ja immer, daß unsere Banken ihre Depositen in der Hauptsache nach dem falschen Prinzip festgelegt haben, so daß sie selbst gezwungen sind, auf die Kreditmittel der Reichsbank zurückzugreifen. Von diesem Moment an bekommt die Reichsbank allerdings die Herrschaft über den Zinsfuß; aber ihr Status muß dann auch ein immer gespannterer werden, da ihr gleichzeitig die alleinige Befriedigung der Bedürfnisse des legitimen Verkehres zufällt. Im Jahre 1889 betrug der Prozentsatz „Kassa Coupons" der in der Aufstellung verzeichneten berliner Banken nur auf die Verpflichtung fremde Gelder und Accepte, nach Abzug der schuldigen Dividenden und Tantiemen, ausgeschlagen, 5,6 Prozent. Ende 1895 veränderte sich dieser Prozentsatz auf 5,2 Prozent. Ende 1895 betrug das Giroguthaben aller Gironhaber in Berlin 80 Millionen, der Umsatz auf Girokonto 29,3 Milliarden, das Guthaben 0,27 Prozent des Umsatzes. Dabei fällt die stärkste Quote des Abrechnungverkehres, der gar nicht berücksichtigt wurde, zweifellos auf den Bankverkehr in Berlin. Das Gesammtguthaben aller Gironhaber außerhalb Berlins betrug Ende Dezember 1895 222 Millionen, der Gesammtumsatz ohne Abrechnungverkehr 64,3 Milliarden. Das Guthaben stellte daher 0,35 Prozent des Umsatzes vor. Berlin also mit seinem großen Bankwesen, von dem allein ein Theil 856 Millionen Depositen verwaltet, hat auf seinen Umsatz lange nicht so viel Giroguthaben, wie die Girokontoinhaber im übrigen Deutschland. Von diesen Inhabern haben die Meisten mit dem Bankwesen gar nichts zu thun, sie schulden nicht sehr bedeutende Summen Depositen, die täglich

zurückverlangt werden können. Das Mindestmaß, das für unsere deutschen Verhältnisse an Kassabestand von wirklichen, reinen Depositenbanken verlangt werden müßte, wäre 10 Prozent der sämmtlichen Verpflichtungen inklusive des eigenen Kapitals, gegenüber 5,2 Prozent der berliner Banken am einunddreißigsten Dezember 1895, nur auf die Verpflichtung Depositen und Accepte berechnet. Schlägt man das eigene Kapital bei den berliner Banken gleichfalls zu, so ergiebt sich ein Prozentverhältniß an Kasse von 3,7 Prozent gegenüber von 10 bis 12 Prozent, die wir für reine Depositenbanken verlangen. Da diese Kassenbestände bekanntlich fast ausschließlich bei der Reichsbank auf Girokonto zinsfrei gehalten werden, so würde das Giroguthaben bei normaler Depositenverwaltung um eine gewaltige Summe höher sein als heute. Diese Summe müßte einerseits den Status der Reichsbank dauernd wesentlich erleichtern, ihr auch neue Mittel zur Diskontirung zur Verfügung stellen, andererseits ihre Fähigkeit, den Geldmarkt zu beherrschen, wesentlich erhöhen. Auch wäre ihr schon dadurch die Kontrole des Depositenwesens ermöglicht.

In der Sitzung der Börsenkommission, die den Antrag des Grafen von Arnim in veränderter Form annahm, wurden sachliche Einwendungen gegen die neue Gestaltung unseres Depositenwesens nach den Zeitungberichten nicht gemacht. Neu war nur die Behauptung, daß die Sparkassengelder die Funktionen der Bankdepositengelder theilweise vertreten. Gewiß hat noch kein Depositen verwaltender Bankier die Entdeckung gemacht, daß seine Depositen irgend Etwas mit den Sparkassengeldern gemein haben. Depositengelder haben ihrer ganzen Stellung nach durchaus andere Funktionen in unserem Geldwesen. Die Depositengelder sind geldgleiche Zahlungmittel, Ersatz für die Banknoten, unsere Sparkassengelder nicht. Die Depositengelder stellen gebildete Kapitalien vor, die Sparkassen wollen die Bildung von Kapital erleichtern. Die Sparkassen sind Wohlfahrteinrichtungen, Depositenbanken wollen ihren Aktionären Dividenden geben. Auch ein Konkurrenzstreit zwischen Depositenbanken und Sparkassen ist in der Praxis ausgeschlossen. Die Sparkassen können unter allen Umständen ihren Einlegern einen höheren Zinsfuß vergüten als reine Depositenbanken. Eine Anlage in Hypotheken z. B. muß bei Depositenbanken immer untersagt sein, da sie ihre Liquidität, d. h. die Fähigkeit, die ihnen anvertrauten Depositen zurückzuzahlen, beträchtlich beeinträchtigen würde. Der preußische Finanzminister hat den Entwurf eines Sparkassengesetzes zur Veröffentlichung gebracht, der aber gerade nicht die Depositengelder unseres Bankwesens umschließt. Wären diese mit den Sparkassengeldern identisch, so hätte der preußische Finanzminister das Gesetz zweifellos auch auf Depositengelder ausgedehnt. Dieses Sparkassengesetz sieht u. A. vor, daß die leider allzu geringen Kassabestände der Sparkassen auch die preußische Centralgenossenschaftbank alimentiren sollen. Ist das Depositenwesen in Deutschland einmal geordnet, so wird auch die Centralgenossenschaftbank theilweise aus dieser Quelle schöpfen können. Ihre Versorgung wird daher wesentlich erleichtert werden. Der Abgeordnete Graf von Arnim hat sich bekanntlich die anerkennenswerthe Aufgabe gestellt, Regirung und Reichstag für die endgiltige Ordnung des Depositenwesens zu gewinnen. Der von ihm der Kommission vorgelegte Gesetzentwurf nebst Motiven ist in der Presse mitgetheilt worden.

Frankfurt a. M. Caesar Straus.

Dolus Eventualis.

Wie immer, wenn eine Periode des Aufschwunges im Leben eines Volkes verflossen ist, kehrt auch heute die Klage über den Widerspruch zwischen den Anschauungen der Juristen und dem Rechtsbewußtsein des Volkes wieder. Und zu Vertretern dieser Klage, die gewiß nicht leicht genommen werden darf, machen sich nicht nur der Rechtspflege fern stehende Männer, sondern Mitglieder unseres höchsten Gerichtshofes selbst. Wer erinnert sich nicht der temperamentvollen, kernigen Worte Mittelstädts über die Auslegungskünste der Juristen, die wohlerwogene gesetzliche Einschränkungen, wie die Voraussetzung der „Gefährdung des öffentlichen Friedens“ oder der „Beschimpfung“, zu gutklingenden, aber gefährlichen Phrasen machen, so daß es in zahlreichen Fällen von der größeren oder geringeren Nervosität des Strafrichters abhänge, ob er den öffentlichen Frieden in oder außer Gefahr sehe? Hätte Mittelstädt seine Abhandlung einige Monate später veröffentlicht, er würde es nicht unterlassen haben, den von ihm gewählten Beispielen den an die Spitze dieses Aufsatzes gestellten Begriff des dolus eventualis anzureihen, der in Rechtswissenschaft und Rechtsübung neuerdings eine bisweilen schrankenlose und deshalb unsichere Anwendung gefunden hat. Das aber ist für die Rechtssicherheit um so gefährlicher, als es sich hier um ein dem allgemeinen Theil des Strafgesetzbuches angehöriges, d. h. bei jeder einzelnen Strafthat in gleicher Weise wiederkehrendes Thatbestandsmerkmal handelt. Mag es allenfalls noch erträglich sein, wenn der Strom der Kriminalisirung ein einzelnes Delikt, wie das des „groben Unfugs“ oder der „Beleidigung“, überfluthet, obwohl auch eine derartige ausdehnende Interpretation der Gesetzesworte das Ansehen der Strafjustiz im Volk und damit deren Wirksamkeit nicht erhöht, so ist es gewiß bedenklich, wenn die allgemeinen Rechtsbegriffe, anstatt fest und sicher fundirt zu sein, der kriminalisirenden Uebertreibung unterliegen. Dann tritt ein Rechtszustand ein, dessen Folgen Seuffert treffend mit den Nachwirkungen zu starker Arzeneien vergleicht.

Gewiß hatte der preußische Justizminister Recht, als er vor einigen Monaten im Reichstag erklärte, daß der dolus eventualis zum alten Inventar der Strafrechtswissenschaft gehöre und sich durch kein Gesetz aus der Welt schaffen lasse. Niemand bestreitet, daß der Mensch, der „drauflos handelt“, ohne sich um die Umstände, unter denen er handelte, zu kümmern und ohne auf die Folgen seines Thuns Rücksicht zu nehmen, wegen absichtlicher Begehung des Verbrechens zu bestrafen ist, sofern nur feststeht, daß auch die Ueberzeugung von dem sicheren Eintritt des Erfolges den Thäter von der Begehung der Handlung nicht abgehalten hätte, er also in den Erfolg eingewilligt hat. Bestimmten Vorsatz, so lehrt die alte Schulweisheit der Scholastiker schon in seinen ersten Semestern den jungen Studenten, hat er den auf einen bestimmten Erfolg, unbestimmten Vorsatz dagegen den auf mehrere Erfolge gerichteten Willen zu nennen. Und fein säuberlich muß er dann diesen wieder scheiden in alternativen und eventuellen Vorsatz, je nachdem es etwa dem Schießenden gleichgiltig ist, wen von zwei ihm gegenüberstehenden Gegnern sein Schuß töten wird, oder ob er zunächst und vorzugsweise nur die Verwundung wollte, die wirklich erfolgte Tötung, die er sich als möglich vorgestellt, jedoch als eventuellen Erfolg mit in den Kauf genommen hat.

Wer nicht den Vorzug juristischer Schulbildung genossen hat, wird glauben,

daß diesem ganzen scholastischen Schwulst recht wenig Werth beizumessen ist. Handelt es sich doch bei allen diesen sogenannten „Arten des Dolus“ schließlich um nichts Anderes als um eine Direktive für den Beweis des verbrecherischen Willens. Ist über diesen Willen kein Zweifel möglich, so redet man vom bestimmten Vorsatz; macht dagegen die Feststellung, welchen unerlaubten Erfolg der Thäter im Auge gehabt hat, einige Schwierigkeit, so redet man gelehrt vom dolus eventualis. In Wahrheit liegt hier überall der gleiche verbrecherische Vorsatz vor und alle jene Eintheilungen des Dolus haben für das materielle Recht keine Bedeutung. Niemand aber wird eine Rechtsprechung schelten dürfen, die sich zum Zweck der Erleichterung der Beweisfrage des Begriffes des dolus eventualis bedient. Darum handelt es sich jedoch gar nicht bei der heftigen Polemik, die gegen einige während der letzten Monate von Theorie und Praxis geäußerten Ansichten ringsum im Deutschen Reich entbrannt ist. Gemeint, wenn auch zumeist nur von einem dunklen Rechtsgefühl empfunden und nicht klar erkannt, ist etwas ganz Anderes. Das Rechtsbewußtsein des Volkes sträubt sich gegen den übrigens auch mit den Grundsätzen des Reichsgerichtes in schroffem Widerspruch stehenden Rechtsirrthum, als ob zwischen eventuellem Dolus und Fahrlässigkeit eine scharfe Grenzlinie nicht zu ziehen sei, ja als ob möglicher Weise beide Begriffe in einem konkreten Fall in einander übergehen können. Ist man einmal diesem unrichtigen Gedankenkreis verfallen, dann wird man unweigerlich dazu geführt, auch da, wo das Gesetz nur die vorsätzliche Uebertretung ahndet, den blos Unvorsichtigen zu bestrafen. Daß diese Konsequenz von Niemandem beabsichtigt oder auch nur gebilligt wird, ist selbstverständlich. Um so ernster aber ist die Verpflichtung, darauf hinzuweisen, welche bedenklichen Schößlinge eine Theorie treiben kann, die es mit den fundamentalen Begriffen des Strafrechtes nicht allzu ängstlich nimmt, die sich, wenn auch unbewußt, von dem dunklen Gefühl leiten läßt, daß eine für gemeingefährlich angesehene Handlung der staatlichen Ahndung verfallen ist, mag sie auch die durch das Gesetz im Voraus genau bezeichneten Kriterien nicht dem starren Wortlaut nach erfüllen.

Aber nicht nur dem altehrwürdigen, schon durch die Verfassung gewährleisteten Satz: „Nullum crimen sine lege“ droht von einer zu weit getriebenen Ausdehnung der Lehre vom dolus eventualis Gefahr; auch das zweite Bollwerk des Individuums gegen die Allmacht des Staates: „Nulla poena sine lege“ kann leicht hierbei gefährdet werden. Eine der stärksten Garantien des Einzelnen liegt in der Anerkennung, daß auch der gegen das Gesetz sündige und deshalb der strafenden Gewalt des Staates verfallene Mensch darum noch nicht vogelfrei ist, nicht als schutz- und friedlos gilt, sondern daß das Uebel, das ihn treffen kann, gesetzlich bestimmt ist. Auch dieser Grundsatz kann zusammenstürzen unter der Wucht des dolus eventualis, wenn der juristische Scharfsinn sich verleiten läßt, durch kunstreiche, dem gemeinen Verstande fern liegende Schlußfolgerungen die scharfe, vom Reichsgericht gezogene Grenzlinie zu überschreiten. Wie schon hervorgehoben wurde, ist der dolus eventualis von dem gewöhnlichen Vorsatz nicht verschieden, er kann mithin nun und nimmer vorliegen, wenn es dem Thäter an einem bewußten Wollen fehlt, wenn die Handlung nicht mit der Vorstellung vorgenommen ist, daß der eingetretene Erfolg Wirkung der Willensbethätigung sein werde. Der ganze Unterschied liegt darin, daß bei dem unbedingten Vorsatz der Thäter

den Eintritt des unerlaubten Erfolges bestimmt erwartet, während er beim sogenannten Eventualdolus zwar zweifelt, ob sein Thun den ihm erwünschteren legalen Effekt oder aber eine verbotene Wirkung hervorrufen werde, er aber dennoch „drauf los handelt", — auf die Gefahr, diese Wirkung zu erreichen. In beiden Fällen also muß in ganz gleicher Weise und unter allen Umständen die Vorstellung des Thäters von der Ursächlichkeit seiner Handlung gegeben sein.

Läßt man dieses nicht minder von unseren ersten Theoretikern des Strafrechtes — es sei nur an die Ausführungen bei Liszt, Frank und Binding erinnert — wie von der konstanten Praxis der höheren Gerichte stets strikt festgehaltene Merkmal fallen, geht die Rechtsprechung nach dem Vorbild insbesondere einiger sächsischen Gerichte niederer Ordnung hierüber hinaus, dann ist auf der abschüssigen Bahn kein Halten mehr, dann kann der geringsten Unvorsichtigkeit die schwerste Strafe folgen, und zwar bald diese, bald jene, — je nach dem ganz unsicheren Kriterium des Erfolges. Jeder Veranstalter eines Hindernißrennens weiß, daß hier mit Leichtigkeit ein Unglück geschehen kann. Schält man nun das Moment der Voraussicht des bestimmten Erfolges aus der Definition des Vorsatzes heraus, hält man die bloße Möglichkeit, die Voraussehbarkeit irgend eines rechtswidrigen Erfolges für ausreichend, so ist der arme Veranstalter, wenn einem der Reiter etwas Menschliches widerfährt, unweigerlich in den Maschen des Strafgesetzes gefangen. Inwieweit, darüber entscheidet der Zufall des Erfolges. Oder ein anderer Fall. Jeder Postbeamte weiß, daß in den Briefen und Zeitungen, welche die Post täglich befördert, eine große Anzahl strafbarer Handlungen verwirklicht sein kann, von der einfachen Beleidigung an bis zur Majestätbeleidigung, der Störung des öffentlichen Friedens und der Aufforderung zum Hochverrath hinauf. Und so thöricht es klingt: nach der hier bekämpften Theorie vom dolus eventualis liegt kein Bedenken vor, jeden Beamten der Post, der zur Verbreitung der betreffenden Zeitung oder des Briefes mitgewirkt hat, der Theilnahme an allen diesen Delikten für schuldig zu erklären. Daß Takt und Wissen unserer Strafrichter uns vor derartigen Ausschreitungen bewahren werde, erscheint zweifellos. Dennoch sind die angeführten Beispiele lehrreich, da gerade in ungeheuerlichen Konsequenzen die Fehler einer wissenschaftlichen Theorie am Klarsten zu Tage treten.

Ganz besonders gefährlich aber kann die Ausdehnung des Begriffes des Eventualdolus für die Freiheit und die Existenz der Presse werden. Das lehrt deutlich ein von den Tagesblättern vielfach besprochener Fall. Eine große Druckerei erhält Auftrag zum Drucken eines Flugblattes. Der Prokurist der Druckerei veranstaltet einen Ueberschlag über die hierdurch verursachten Kosten und macht seinem Chef davon Mittheilung, der die aufgestellte Kalkulation billigt und alles Weitere dem Prokuristen überläßt. Dieser besorgt, nachdem ihm erst einige Tage später das Manuskript vom Autor übergeben worden ist, den Druck, während der Inhalt des Flugblattes dem Besitzer der Druckerei selbst unbekannt bleibt. Trotzdem wird dieser hierfür verantwortlich gemacht, und da das Flugblatt den Thatbestand der im § 130 des Strafgesetzbuches mit Strafe bedrohten Anreizung zum Klassenkampf erfüllt, als Mitthäter angesehen, weil er sich aus einer Reihe hier nicht interessirender Gründe sagen mußte, daß das bei ihm zu druckende Flugblatt vielleicht einen derartigen Inhalt haben werde, wie es ihn thatsächlich gehabt hat, also einen Text, der zu Gewaltthätigkeiten und zur Störung des öffentlichen Friedens

anzureizen geeignet sei. Zu einer solchen Annahme lag für den Besitzer der Druckerei ein um so größerer Anlaß vor, als er bereits in früheren Jahren ganz ähnliche, dem selben Zweck dienende Flugblätter gedruckt hatte, die auch eine Anklage, dann allerdings die Freisprechung verursacht hatten.

Das ist der kurze Sachverhalt, der nach verschiedenen Richtungen hin Beachtung verdient. Zunächst muß es den schlichten Bürger, und besonders den streng legal gesinnten, mit einer gewissen Unruhe erfüllen, daß er wegen einer Handlung, die er im Vertrauen auf früher erfolgte Freisprechungen vorgenommen hat, dennoch unter Anklage gestellt, ja sogar verurtheilt werden kann. Da doch das Strafrecht keine Geheimwissenschaft für den Kundigen ist, sondern das Volk danach leben muß und bei jedem Verstoß gegen die strafrechtlichen Normen seine wichtigsten Lebensinteressen, Freiheit, Ehre und Vermögen, angegriffen sieht, so wird der einfache Laienverstand sorgenvoll fragen: worin denn der Bürger den Maßstab für sein Handeln finden soll, wenn nicht in den Urtheilssprüchen der vom Staat bestellten Wächter der Ordnung, der Priester des Rechtes selbst? Und nicht hinweghelfen kann über dieses bange Empfinden die im Interesse der Rechtssicherheit und des Zusammenlebens von Menschen nothwendige Norm: „Rechtsunkenntniß schützt nicht vor Strafe." Denn wer Etwas spricht, schreibt oder verbreitet im Vertrauen auf eine früher, wenn auch zu Unrecht, erfolgte Freisprechung, Der irrt nicht im Recht, sondern in den Thatsachen; er hat keine Vorstellung von dem Erfolg seiner Handlung, er weiß nicht und kann nicht glauben, daß sein Thun geeignet sein kann, mitbeizutragen zur Störung des öffentlichen Friedens. Somit fehlt unter allen Umständen der verbrecherische Vorsatz, der ja nichts Anderes ist als das Bewußtsein von der Verursachung des rechtswidrigen Erfolges. Der Thäter handelt hier nicht dolos, nicht direkt und nicht eventuell. Vor einer solchen Annahme schützt ihn schon der § 59 des Strafgesetzbuches, der zum Ueberfluß noch ausdrücklich den selbstverständlichen, fast trivialen Satz ausspricht, daß von einem bewußten verbrecherischen Wollen keine Rede sein kann, wenn der Thäter auch nur eines der thatsächlichen Merkmale nicht kennt, die den Begriff der betreffenden strafbaren Handlung ausmachen.

Aber es kommt noch ein zweites Moment hinzu. Der Druckereibesitzer hat in unserem Fall den Inhalt des Flugblattes unstreitig nicht gekannt. Trotzdem wird er für eben diesen Inhalt zur Rechenschaft gezogen, mit der Motivirung, daß er um ihn sich hätte kümmern müssen und daß, wenn er Das gethan hätte, er unzweifelhaft das Flugblatt in allen seinen Theilen gebilligt haben würde. In dieser Deduktion, die auf den ersten Blick etwas Blendendes hat, zeigt sich bei näherem Zusehen recht deutlich die vorhin angedeutete Verwechselung von Vorsatz und Fahrlässigkeit. Wer Etwas druckt, ohne den Inhalt des Gedruckten zu kennen, Der kann unmöglich eine Vorstellung von der Wirkung der gedruckten Worte haben; ihm kann nicht das Bewußtsein von der Verursachung des später eingetretenen, bestimmten rechtswidrigen Erfolges eigen sein. Mag man den Druckereibesitzer zur Verantwortung ziehen, in welcher Form und mit welcher Argumentation man will, immer läßt man ihn für Fahrlässigkeit haften, auch wenn man diese dolus eventualis nennt. So lange man nicht zu behaupten vermag, daß die menschliche Vorstellung sich trotz Nichtkenntniß des Inhaltes einer Schrift auf eben diesen Inhalt zu richten vermag, so lange ist es ein ver-

fehltes Bemühen, nachweisen zu wollen, daß irgend eine durch die Schrift hervorgerufene Wirkung vom Thäter in den Bereich der Möglichkeit gezogen sein kann.

Das Verfehlte der entgegengesetzten Anschauung zeigt sich klar in deren Konsequenzen. Nehmen wir einmal an, unser Strafgesetzbuch stellte auch den Versuch der Anreizung zum Klassenkampf unter Strafe. Dann würde folgerichtig der Druckereibesitzer im vorliegenden Fall auch bestraft werden müssen, wenn der Redakteur dem Flugblatt einen durchaus legalen Inhalt gegeben hätte. Denn der Druckereibesitzer wollte ja nach der hier bekämpften Auslegung den schädlichen Erfolg. Da er den Druckauftrag annahm, that er somit Alles, was von seiner Seite zur Vollendung des Verbrechens nöthig war. Wenn der schädliche Erfolg dennoch nicht eintrat, so hat Das in Umständen seinen Grund, die ganz außerhalb der Willensbethätigung des Druckereibesitzers liegen. Damit also kämen wir zu dem eigenartigen Ergebniß, daß der Redakteur des Flugblattes frei ausgeht, da dieses sich völlig auf gesetzlichem Boden bewegt, daß dagegen der Drucker dieser streng legalen Schrift wegen versuchter Anreizung ins Gefängniß wandern muß. Eine solche Konsequenz zu ziehen, würde allerdings weder Theorie noch Praxis jemals wagen. Daraus aber folgt, daß die von der Voraussehbarkeit des bestimmten Erfolges abstrahirende Lehre vom dolus eventualis wissenschaftlich ganz und gar verfehlt ist.

Und zu dem gleichen Ergebniß, wie die Auslegung der gesetzlichen Begriffe, führen schließlich mit unabweisbarer Nothwendigkeit auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens, zu deren Förderung Gesetz und Recht ja doch nur da sind. Den Drucker unter Androhung schwerer Strafen zwingen, zu dem Inhalt einer Schrift entweder überhaupt oder doch unter bestimmten Umständen Stellung zu nehmen, heißt, ihm, entgegen den fundamentalen Prinzipien des Preßgesetzes, die Pflichten des verantwortlichen Redakteurs aufbürden, heißt, ihn zum Censor in Dingen machen, von denen der Drucker der Natur der Sache nach in den meisten Fällen nichts versteht.

Aber weiter: ist man erst einmal dahin gekommen, aus der dem Drucker bekannten Tendenz des Blattes auch ihm gegenüber auf die Voraussehbarkeit gerade einer bestimmten Friedensstörung zu schließen, so liegt kein Grund mehr vor, diesen Grundsatz nicht auch auf das Hilfspersonal des Druckers bis zum Laufburschen hinunter, auf Setzer und Korrektoren, auf Verleger und Sortimentsbuchhändler anzuwenden. Damit aber hätten wir es glücklich so weit gebracht, daß eine einzige an der Herstellung eines Druckwerkes betheiligte ängstliche Person ohne jeden objektiv zutreffenden Grund die Verspätung einer bedeutsamen Schrift, einer wichtigen Nummer einer Zeitung oder Zeitschrift herbeizuführen vermöchte.

Um hier Wandel zu schaffen und die Uebereinstimmung zwischen Volksbewußtsein und Recht wieder herzustellen, schlägt Professor Stooß aus Bern, der Verfasser des sozialpolitisch einsichtvollsten Gesetzgebungwerkes der letzten Jahre, vor, den Begriff des eventuellen Vorsatzes überhaupt über Bord zu werfen und da, wo bestimmte Kategorien von Handlungen wirkliche Gesellschaftgefährlichkeit verrathen, die bloße vorsätzliche Gefährdung eines Rechtsgutes im Gegensatz zur vorsätzlichen Verletzung durch besondere Bestimmungen unter Strafe zu stellen. Dieser Gedanke ließe sich vortrefflich zur Verwirklichung der wichtigsten Forderungen der sozialen Reformthätigkeit, insbesondere zum Aufbau einer wirksamen Arbeiterschutzgesetzgebung, verwerthen. Denn der Arbeitgeber, der aus

Frivolität, Habgier oder Rücksichtlosigkeit Leben, Gesundheit oder Kraft seiner Angestellten aufs Spiel setzt, handelt mit „Gefährdungvorsatz". Daneben wäre dann allerdings der Begriff des Eventualdolus, der Fall des sogenannten Einwilligens in den Erfolg, entbehrlich, ohne daß eine derjenigen Handlungen straflos bliebe, für die zum Schutz der wirthschaftlich Schwachen das öffentliche Rechtsgewissen energisch Sühne heischt. Doch eine zwingende Nothwendigkeit zu der von Stooß vorgeschlagenen Reform liegt nicht vor. Wir können auch mit dem dolus eventualis auskommen, so lange der juristische Scharfsinn sich nicht zu einer Ausdehnung dieses Begriffes verleiten läßt, die das Volk in seinen breiten Schichten nicht mehr versteht. Die Grenzlinie ist mit genügender Schärfe abgesteckt, wenn beispielsweise das Reichsgericht in einer im zweiundzwanzigsten Bande der Entscheidungen abgedruckten Plenarentscheidung ausführt: der Thäter muß mindestens so viel Kenntniß von dem Inhalt des strafbaren Artikels erlangt haben, daß anzunehmen ist, er habe die Veröffentlichung (dieses konkreten Artikels mit seinem bestimmten Inhalt) mit in seinen Willen aufgenommen. Damit ist das Moment der Voraussehbarkeit des bestimmten Erfolges, worauf es allein ankommt, hinreichend zum Ausdruck gebracht. Nur wird es Sache des Reichsgerichtes sein, künftig vielleicht mit noch größerer Schärfe seine richtige Ansicht zu vertreten, die, wie es scheint, nicht überall verstanden worden ist.

Dr. Hugo Heinemann.

Der Bettler.

Er hatte bessere Tage gekannt, trotzdem man es seinem Elend und seinen Gebrechen nicht mehr ansah. In seinem fünfzehnten Lebensjahre waren ihm auf der Landstraße von Barville beide Beine von einem Wagen zerquetscht worden. Seit dieser Zeit schleppte er sich bettelnd die Straßen entlang, von Bauernhof zu Bauernhof, an seinen Krücken pendelnd, die ihm die Schultern bis zu den Ohren emporgeschoben hatten. Sein Kopf schien wie zwischen zwei Bergen versunken.

Der Pfarrer von Billettes hatte das Kind in einem Straßengraben am Abend vor Allerseelen aufgefunden und es aus diesem Grunde Nikolaus Allerheiligen getauft; der Kleine wurde aus Barmherzigkeit aufgezogen, erhielt keinen Unterricht und verkrüppelte, weil er gerade einige Gläser Branntwein getrunken hatte, die ihm der Bäcker des Dorfes, des Spaßes wegen, anbot. Seitdem war er ein Landstreicher und konnte nichts Anderes thun, als die Hand ausstrecken.

Ehemals hatte ihm die Baronin d'Avary eine Art Hundehütte, die mit Stroh gefüllt war, am Hühnerhof des zum Schloß gehörigen Pachtgutes zum Schlafen überlassen. Er war sicher, in Tagen der größten Hungersnoth dort in der Küche immer ein Stück Brot und ein Glas Apfelwein zu finden. Von der alten Dame bekam er oft noch einige getrocknete Früchte von der Freitreppe herab oder aus ihrem Fenster zugeworfen. Nun war sie tot. In den Ortschaften gab man ihm nicht viel; man kannte ihn zu gut und war es müde, ihn seit vierzig Jahren von Ort zu Ort in Lumpen mit seinem mißgestaltenen Körper auf seinen hölzernen Beinen herumstreichen zu sehen.

Er aber wollte durchaus nicht fort, denn er kannte auf Erden nichts Anderes als diesen Winkel des Landes, diese drei oder vier Weiler, wo er sein elendes Leben hingeschleppt hatte. Er hatte seinen Bettelzügen Grenzen gesetzt und wäre niemals über diese Schranken hinausgegangen, die er zu überschreiten nicht gewohnt war. Er wußte nicht, ob sich die Welt hinter den Bäumen, die ihm den Blick seit je her eingeengt hatten, noch weiter erstreckte. Er fragte auch nicht danach. Und wenn ihm die Bauern, die es satt hatten, ihm stets am Rand ihrer Felder oder an ihren Zäunen zu begegnen, zuriefen: „Was gehst' nit in andere Dörfer, statt alleweil da herumz'stelzen?" dann antwortete er nicht und entfernte sich, von einer unbestimmten Angst vor dem Unbekannten ergriffen, — der Angst des Armen, der verworren tausend Dinge fürchtet: die neuen Gesichter, die Schmähungen, die verdächtigen Blicke von Leuten, die ihn nicht kannten, und die Gendarmen, vor denen er sich instinktiv hinter Gebüsche oder Steinhaufen verkroch. Wenn er sie parweise von Weitem, im Sonnenlicht funkelnd, kommen sah, gewann er eine besondere Behendigkeit, die Behendigkeit eines bösartigen Thieres, das ein Versteck zu erreichen sucht. Er purzelte von seinen Krücken herab, ließ sich wie einen Lappen niederfallen und rollte sich wie eine Kugel zusammen, wurde ganz klein, unsichtbar, dem Erdboden gleich, wie ein Hase im Lager, so daß seine braunen Lumpen von der Erde nicht zu unterscheiden waren. Dabei hatte er niemals mit den Gendarmen einen Zusammenstoß gehabt. Aber Das lag ihm im Blute, als ob ihm diese Scheu und diese Schlauheit von seinen Eltern, die er nie gekannt hatte, vererbt worden wären.

Er hatte keine Zuflucht, kein Dach, keine Hütte, keinen Schutz. Im Sommer schlief er überall und im Winter schlüpfte er mit außerordentlicher Geschicklichkeit in Scheunen und in Ställe. Immer machte er sich aus dem Staube, ehe man seine Anwesenheit bemerkte. Er kannte alle Löcher, durch die man in die Gebäude eindringen konnte, und durch den steten Gebrauch der Krücken hatten seine Arme eine erstaunliche Kraft erlangt, so daß er mit Hilfe seiner Handgelenke allein bis in die Futterböden kletterte, wo er bisweilen vier bis fünf Tage blieb, ohne sich zu rühren, wenn er auf seiner Wanderung vorher genügenden Proviant gesammelt hatte.

Er lebte wie ein Thier des Waldes inmitten der Menschen, ohne Jemand zu kennen, ohne Jemand zu lieben, und erweckte bei den Bauern nur eine Art gleichgiltiger Verachtung und stumpfer Feindsäligkeit. Man hatte ihm den Spitznamen „Glocke" gegeben, weil er sich zwischen seinen hölzernen Pfählen wie eine Glocke in ihrem Gehäuse hin und her schwang.

Seit zwei Tagen hatte er nichts gegessen. Niemand gab ihm mehr Etwas. Man wollte ihn endlich nicht mehr. Die Bauern riefen ihm auf ihrer Schwelle von Weitem zu: „Schau, daß D' weiter kommst, Du Lümmel! Es san no keine drei Tag her, daß i Dir Brot geben hab'!" Und er drehte sich auf seinen Stelzen herum und ging fort, — zum nächsten Haus, wo man ihn auf die gleiche Weise empfing. Die Weiber erläuterten von einer Thür zur anderen: „Ma kann do nit 's ganze Jahr den Faulpelz futtern." Der Faullenzer aber hatte alle Tage Essen nöthig. . .

Er war durch Saint-Hilaire, Barville und Les Billettes gekommen, ohne einen Heller oder eine alte Brotrinde eingeheimst zu haben. Es blieb ihm keine

Hoffnung als Tournolles; aber da mußte er zwei Meilen auf der Landstraße zurücklegen und er fühlte sich matt zum Umsinken. Sein Magen war so leer wie sein Beutel. Dennoch setzte er sich in Bewegung. Es war im Dezember, kalter Wind strich über die Felder und pfiff in den kahlen Zweigen, die Wolken jagten unter dem niederen, düsteren Himmel, sie eilten . . . wer weiß, wohin? Der Krüppel ging langsam, er setzte seine Krücken mit schmerzlicher Anstrengung eine um die andere vor, wobei er sich fest auf das verrenkte Bein stützte, das ihm geblieben war und das in einen von Lumpen verhüllten Klumpfuß endete.

Von Zeit zu Zeit setzte er sich am Rande des Straßengrabens nieder und ruhte einige Minuten aus. Durch den Hunger war seine verwirrte, schwerfällige Seele völlig niedergeschlagen. Er hatte nur einen Gedanken: „Essen", aber er wußte nicht, wie er dazu gelangen könnte.

Drei Stunden arbeitete er sich mühsam auf dem langen Wege ab; dann, als er die Bäume des Dorfes wahrnahm, beschleunigte er seine Bewegungen.

Der erste Bauer, der ihm begegnete und den er um ein Almosen bat, antwortete ihm: „Bist schon wieder da, alter Nixnutz! Wer'n ma denn nie von Dir erlöst san?" Und „Glocke" entfernte sich. An jeder Thür fuhr man ihn an und schickte ihn wieder fort, ohne ihm irgend Etwas zu geben. Doch er setzte seinen Rundgang fort, geduldig und hartnäckig. Er erhielt keinen Heller.

Dann suchte er die Pachthöfe auf; vom Herumziehen auf der durch den Regen erweichten Erde war er so erschöpft, daß er seine Stelzen kaum mehr heben konnte. Überall jagte man ihn davon. Es war einer jener kalten, traurigen Tage, an denen die Herzen sich zusammenschnüren, die Gemüther reizbar sind, die Seelen sich verdüstern und keine Hand sich ausstreckt, zu geben oder zu helfen.

Als er den Besuch aller Häuser, die er kannte, beendet hatte, warf er sich in dem Graben, der sich am Hof des Herrn Chiquet hinzieht, nieder. Er hakte sich aus, wie die Leute sagten, um zu bezeichnen, in welcher Weise er sich zwischen seinen hohen Krücken herabfallen ließ, während er mit den Armen über sie hinwegglitt. Lange blieb er regunglos, vom Hunger gepeinigt, aber zu stumpfsinnig, um sein unermeßliches Elend zu fassen.

Er erwartete, wer weiß was, mit der unbestimmten Erwartung, die uns im Elend so gern besucht. Er wartete an der Ecke dieses Hofes, im eisigen Winde, auf die geheimnißvolle Hilfe, die man immer erhofft, vom Himmel oder von den Menschen, ohne sich zu fragen: wie, warum, durch wen sie uns kommen könnte. Eine Schaar schwarzer Hühner kam vorbei und suchte Futter in der Erde, die alle Wesen nährt. Jeden Augenblick pickten sie mit dem Schnabel ein Korn oder ein unsichtbares Insekt auf und suchten dann weiter, langsam und sicher. „Glocke" schaute ihnen zu, ohne an Etwas zu denken; dann kam ihm, eher im Bauch als im Kopf, mehr die Empfindung als der Gedanke, daß eines dieser Thiere da, über einem Feuer von dürrem Holz gebraten, gut zu essen wäre. Der Gedanke, einen Diebstahl zu begehen, beunruhigte ihn nicht. Er langte mit der Hand nach einem Stein und schleuderte ihn nach dem nächsten Huhn; und geschickt, wie er war, tötete er es jählings. Das Thier schlug mit den Flügeln und fiel zur Seite. Die anderen entflohen flatternd auf ihren dünnen Beinen und „Glocke" kletterte wieder auf seine Krücken und eilte — mit ähnlichen Bewegungen wie die Hühner —, seine Beute aufzulesen.

Als er zu dem kleinen, schwarzen, blutbefleckten Körper kam, erhielt er einen furchtbaren Stoß in den Rücken, so daß er seine Stöcke fahren ließ und zehn Schritte weit kollerte. Herr Chiquet stürzte, außer sich, auf den Räuber, schlug ihn krumm und lahm, hieb wie ein Rasender, wie ein bestohlener Bauer haut, mit den Fäusten und den Knieen überall hin auf den Körper des Schwächlings, der sich nicht wehren konnte. Nun kam das Gesinde vom Hof an die Reihe und half dem Herrn den Bettler halb tot schlagen. Dann, als sie müde waren, auf ihn dreinzuhauen, hoben sie ihn auf und trugen ihn in den Holzschuppen, wo sie ihn einsperrten, während man die Gendarmen holen ging.

„Glocke" blieb halb tot, blutend und vom Hunger durchwühlt auf dem Boden liegen. Der Abend kam, dann die Nacht, dann die Morgenröthe. Er hatte noch immer nicht gegessen.

Gegen Mittag kamen die Gendarmen und öffneten, da sie auf Widerstand gefaßt waren, mit Vorsicht die Thür, weil Chiquet behauptet hatte, von dem Halunken angefallen worden zu sein und sich nur mit großer Mühe seiner erwehrt zu haben. Der Wachtmeister schrie den Gefangenen an: „Auf, vorwärts!"

Aber Glocke konnte sich nicht mehr rühren, er versuchte wohl, sich auf seine Stelzen hinaufzuziehen, aber es gelang ihm nicht. Man hielt es für eine Verstellung, eine List, eine Verbrecherbosheit und die beiden bewaffneten Männer fuhren ihn an, packten ihn und pflanzten ihn mit Gewalt auf seine Krücken.

Die Furcht hatte ihn erfaßt, die angeborene Furcht vor der Uniform, die Furcht des Wildes vor dem Jäger, der Maus vor der Katze. Und durch übermenschliche Anstrengung gelang es ihm, sich aufrechtzuhalten.

„Vorwärts, marsch!" sagte der Wachtmeister. Und er ging. Alle Einwohner des Pachthofes schauten ihm zu. Die Weiber drohten ihm mit den Fäusten, die Männer verhöhnten und beschimpften ihn; endlich war er festgenommen! Glückliche Lösung . . .

Zwischen seinen Wächtern entfernte er sich. Er fand die Kraft der Verzweiflung, deren er bedurfte, um sich noch bis zum Abend weiterzuschleppen, — so stumpf, daß er nicht mehr wußte, was ihm geschah, und zu verstört, um irgend Etwas zu begreifen. Die Leute, denen man begegnete, blieben stehen, um ihn vorbeikommen zu sehen, und die Bauern murmelten: „Das is g'wiß a Dieb!"

Vor Einbruch der Nacht erreichte man die Kreisstadt der Gegend. Bis dahin war er niemals gekommen. Er stellte sich nicht klar vor, was mit ihm geschah, noch was folgen könnte. Alle diese schrecklichen, unvorhergesehenen Dinge, diese neuen Gesichter und Häuser verwirrten ihn zu sehr. Er sprach kein Wort, da er nichts sagen könnte, denn er verstand gar nichts mehr. Auch hatte er während der vielen Jahre, in denen er mit keinem Menschen mehr gesprochen hatte, beinahe den Gebrauch der Rede verloren und seine Gedanken waren zu verworren, um sich in Worten ausdrücken zu können.

Man sperrte ihn in das Gefängniß des Marktfleckens. Die Gendarmen dachten nicht daran, daß er Essen nöthig haben könnte, und man verließ ihn bis zum kommenden Morgen.

Aber als man beim Morgengrauen kam, um ihn zu verhören, fand man ihn tot auf der Erde. Das war eine Ueberraschung. . .

Guy de Maupassant.

Finanzgeschäfte.

Auf das Bank- und Börsenwesen sind jüngst wieder zwei schwere Gewitter herniedergegangen, deren Wirkung gar nicht erst künstlich übertrieben zu werden braucht: die Enthüllung der Defraudation bei der Bückeburger Bank und Luegers Reichsrathsrede gegen die Verstaatlichung der Nordwestbahn. Was die 2 600 000 Mark betrifft, die der Direktor Lindner seiner Bank unterschlagen hat, so dürfte eine lange Untersuchung über die Regreßpflicht wenigstens einiger Faktoren kaum nöthig sein. Der Aufsichtrath hat elf Jahre hindurch einem Erzspieler „allseitiges Vertrauen" geschenkt, wobei doch das Verschwinden des Gesellschaftvermögens nur mit Blindheit Geschlagenen unauffällig bleiben konnte. Ferner wird ein berliner Börsencomptoir genannt, das allein im Vorjahr für 27 Millionen Mark mit jenem Defraudanten umgesetzt hat. Dieses Comptoir wird also zu beweisen haben, daß es annehmen durfte, in der Heimath der Ziegelstreicher könne ein regulärer Kontokorrentverkehr in Spekulationeffekten solchen Umfang annehmen. Verdächtig würde aber auch dann noch gewesen sein, weshalb eine Bank (ich nehme diese immer als fingirte Adresse an) gerade zu berliner Firmen dritten Ranges eine Leidenschaft gefaßt haben sollte. Entdeckt wurde diese traurige Affaire ja gerade durch die Handelsgesellschaft, die dem Aufsichtrath der Bückeburger Bank eine eingehende Revision empfahl. Natürlich zucken schon heute manche kühlen Praktiker die Achseln und meinen, daß gegen Mißbrauch des Vertrauens kein Kraut gewachsen sei. Das ist aber grundfalsch, denn ein ganzes Kollegium von Geschäftsmännern und Juristen kann wohl durch einzelne Trugvorstellungen für kurze Zeit getäuscht werden, aber nicht durch eine schier unübersehbare Zahl von Handlungen, die vom Jahre 1885 bis 1896 dauern. Auch kann man wohl die dunkelen Plätze aufhellen, wo so ein Ehrenmann seinen Raub abzuladen pflegte. Dazu sollte es doch wohl kaum erst großer „Reformen" bedürfen.

Was den so schwer angegriffenen Plan der Verstaatlichung der österreichischen Nordwestbahn betrifft, so hat sich entweder die dortige Hochfinanz von aller Agitation nicht abschrecken lassen, die entscheidenden Kreise wiederum in ihr Interesse zu ziehen, oder — es geht in Wien nicht anders. Und so Etwas geschieht trotz der furchtbaren Lehre aus dem ersten Versuch zur Ablösung der Ferdinand-Nordbahn. Damals mußte im österreichischen Parlament erst ein Schönerer aufstehen, um das plumpe Gewebe zu enthüllen, und seitdem ist dort der Antisemitismus eine lärmende Macht geworden. Uebrigens besteht auch im Verstaatlichung-Modus eine recht deutliche Einseitigkeit. Man pflegt nämlich die Höhe der Entschädigung im Verhältniß zur Dividende zu berechnen, während die Gerechtigkeit sagen sollte: die Aktionäre der Bahn, die bereits schöne Erträge genossen haben, können nun endlich mit einer billigen Abfindung zufrieden sein. Das würde aber zu sozialpolitisch und zu wenig kapitalistisch gedacht sein und so erhalten — echt spießbürgerlich — die bereits vom Glück gesegneten Aktionäre noch einen tüchtigen Staatssegen. Wie werden aber die Antheilbesitzer schlechter Bahnen belohnt? Sie haben doch ihr Geld riskirt, dem allgemeinen Nutzen ein Transportunternehmen geschaffen und viel Aerger und wenig Prozente gehabt. Sie werden überhaupt nicht belohnt, sondern bestraft; denn man zwingt ihnen ihr Eigenthum nur nach Maßgabe des geringen Ertrages ab, — und manchmal sogar

gerade im Moment besserer Aussichten. Regirte Recht, nicht altmodischer Respekt vor bloßen Ziffern, so würde es umgekehrt zugehen: die glänzend rentirenden Bahnen würden zu mäßigen Bedingungen abgelöst werden und bei den schlecht rentirenden erhielten die Aktionäre die ihnen gebührende Entschädigung.

Beide Zwischenfälle, die Defraudation wie die Nordwestbahn-Vorlage, werden natürlich gegen unser Bankwesen ausgebeutet werden. Erst neuerdings wieder ist eine auffallende Darlegung erschienen, bei deren Lecture der Leser nichts weiter merkte, als daß der große Unbekannte (Fixer) von Tilsit nach London gereist war. Den „Financial News", einem mit dem Minenmarkt zärtlich verbundenen Blatte, blieb es vorbehalten, unsere Banken bis in die tiefsten Tiefen so zu beleuchten, daß dabei z. B. die Berliner Handelsgesellschaft als ein halbes Staatsinstitut hingestellt wurde. Dabei avancirte denn Herr Fürstenberg zum Direktor der Königlich Preußischen Seehandlung. Trotz Alledem hat Frankreich sein Comptoir d'Escompte in die Luft fliegen sehen, das weise England eine Firma vom Range der Brüder Baring, während Deutschland schwere Zusammenbrüche weder erlitt noch Aussicht hat, zu erleiden. Wer sich den Blick frei hält und die Entwickelung der Dinge ruhig überdenkt, wird leicht zu der Folgerung kommen, daß unsere großen Institute ganz von selbst eine Theilung ihrer Alles umspannende Thätigkeit anstreben müssen. Wir haben Länder mit einer älteren Bankengeschichte, wo die Steigerung und Anhäufung der Geschäfte eine ganz ähnliche war und wo dann allmählich Abzweigungen erfolgten. Man kann auch sicher sein, daß die Banken solider werden, da sie ungeheuere Unternehmungen, bei denen sich ihr Optimismus schwer gerächt hat, so leicht nicht wiederholen werden. Die Leiter dieser Institute sind alt und satt und die jüngeren Kräfte fühlen sich als zu reiche Erben, — ganz abgesehen noch davon, daß die moderne Tradition überhaupt der rastlosen Geschäftigkeit nicht günstig erscheint. Die Zeiten dürften so leicht nicht wiederkehren, wo eine unserer ersten Banken sich bei dem alten Lebaudy in Paris bis zu 20 Millionen Geld machte und dann die berliner Contremine bei Erscheinen des Jahresberichtes auf die Kreditoren jener Bilanz flau wurde; bisher pflegte man die Ausstände (die Debitoren) zu prüfen, keineswegs aber die Kontokorrent-Verpflichtungen. Doch hat mir meine Erfahrung nur zu häufig gezeigt, daß die Skepsis unseres wichtigsten Börsenplatzes über fast alle großen Finanzoperationen eine zu scharfe Meinung abgiebt und mit diesen äußersten und peinlichsten Kombinationen recht oft am Ziele vorbeischießt. Phantom ist auch die sogenannte Tagesspekulation unserer Großbanken, — vorausgesetzt, daß man nicht etwa alle berliner Banken als durchaus ersten Ranges ansehen möchte. Das Bemühen, einfach Hausse und Baisse zu erzeugen, liegt eben gänzlich außerhalb ihrer Thätigkeit. Allerdings kommt es vor, daß ein solches Institut sich für fünfundzwanzig Millionen Mark Reichsanleihe einkauft und hinlegt, die sie dann nach und nach beim Publikum wieder los wird. Solche Manöver werden von Miquel nicht ungern gesehen, eben so gern auch von vorschnellen Patrioten, die noch nicht darüber nachgedacht haben, daß es viel nützlicher und volkswirthschaftlicher wäre, den Kurs unserer Staatsrente fern von jeder künstlichen Steigerung sich fortbewegen zu lassen. Im Allgemeinen sind die Großen gar nicht so fürchterlich.

Man soll doch nur einmal Erfahrene hören; die halten es für ein Glück, daß bei manchen unheilvollen Emissionen statt kleiner Firmen große und zur

Verantwortung fähige Institute zur Hand waren. Ja, aber wo ist der Schadensersatz, wird der Bürger und Sparer fragen. Als ob man es wirklich gewagt hätte, Portugiesen oder Northern-Pacific anders als bona fide herauszubringen, und als ob das Anlage-Publikum so gänzlich unmündig gewesen wäre, daß es sich nur von dem Glanz blenden ließ, der von den Namen unter den Prospekten ausging. Man sollte auch die Arbeit und die Kosten bedenken, in die sich die Emittenten dann zur Aufräumung des Schuttes und zur Rettung des Menschenmöglichen gestürzt haben. Zur Sanirung der portugiesischen Angelegenheit wurden viele Hunderttausende hergegeben und nicht weniger als vier Direktoren der finanzirenden Bank kamen aus aufreibender Thätigkeit, aus unaufhörlichen Reisen nach Paris und Lissabon über ein Jahr lang nicht heraus. Es lohnte sich, diese Geschichte ausführlich niederzuschreiben, damit das nach Gewinnen gierige und über Verluste lärmende Publikum nicht mehr einfach glaube: man emittire nur so darauf los und schleiche sich dann am Unglück sacht vorbei. Und haben die Befehder unserer Banken eine Ahnung, was die Reorganisirung der Northern-Pacific-Bahn gekostet hat? Jetzt, wo der Vertrag perfekt ist, läßt sich ja erwarten, daß die Deutsche Bank nach und nach ihre Auslagen wieder erhält, die immerhin mit drei Millionen nicht zu hoch berechnet sein werden. Allein Mister Adams! Kein vaterländisches Gemüth vermag es zu fassen, was so ein amerikanischer Eisenbahnmann als Remuneration verlangt und — sogar erhält.

Ich bezweifle übrigens stark, daß unsere Hochfinanz es nun aufgeben werde, Eisenbahnen z. B. in der Türkei zu bauen. Denn in den Köpfen der Direktoren ist die Idee, daß Deutschland nicht die Welt sei, vorläufig noch unzerstörbar. Wenn wir jene Kulturen nicht neu belebt hätten, so hätten Belgien und Frankreich es gethan. Diese Interessenten erst zu verdrängen, war thatsächlich eine — mit Erfolg gekrönte — deutsche Aufgabe, bei der unsere diplomatische Vertretung, und sogar noch unter Bismarck, nachhaltig eingegriffen hat. So konnten wir unserer Industrie ein neues, fruchtbares Feld eröffnen, das zu bebauen die fremde Konkurrenz schon vollständig gerüstet war. Es wäre auch falsch, zu glauben, daß bei theureren Provisionen die Banken ihre Kundschaft vermindert sähen. Dafür sind die Vortheile zu handgreiflich, die große Aktiengesellschaften ihren Verbindungen bieten können, ganz abgesehen von der besseren Sicherheit. Der Nachtheil wiederum einer mehr maschinellen Berathung wird gewöhnlich unterschätzt. Eben so wenig läßt es sich recht feststellen, inwieweit die Banken das Geld verbilligen, da doch jene großen Organisationen erst aus dem fortgesetzten Brachliegen großer Geldsummen und dem hiermit verbundenen Sinken des Zinsfußes möglich wurden. Insofern, als sie Hypotheken und Pupillenanlagen dem Privatkapital vorwegnehmen, verbilligen auch unsere Sparkassen den Zinsfuß. Dabei bekommen doch weder unsere Sparkassen noch selbst unsere Bodenkreditinstitute die feinsten Hypotheken. Diese werden nach alter Erfahrung von den ganz reichen Leuten auserlesen, da deren Zinsanspruch ein geringerer sein kann als der einer Bank, die einen weitläufigen Apparat zu bezahlen hat. In der Theorie sehen eben die Dinge anders aus als in der Wirklichkeit.

Pluto.

Theater.

Frau Ellida Wangel hat einen ältlichen Doktor geheirathet, dem aus seiner ersten Ehe zwei Kinder leben; sie nahm den unschön alternden Mann mit dem geduckten Willen und dem leisen Duft liebenswürdiger Pedanterie, weil sie sich von einer grauenvollen Erinnerung lösen wollte und in dem warmen Nothehekäfig Ruhe und Frieden zu finden hoffte. Aber der Friede will ihrem aufgescheuchten Sinnen nicht wiederkehren, der flatternde Wunsch nach einem wilderen, heißeren Glück läßt die rechte Ruhe, die Ruhe der Satten, Zufriedenen, trotz der zärtlichsten Pflege im Käfig nicht aufkommen; die Frau vom Meere erkrankt in dem lauen, schlaffen Wasser des engen Fjordes. Und eines Tages steht die Erinnerung, die mit zuckenden Wehen sie so lange gequält hat, leibhaftig vor ihr: der Furchtbare, der sie einst in seinen Bann zwang, ist wieder da und wirkt, wie früher draußen am offenen Meere, wieder den Zauber des Grauenvollen, das an sich lockt und doch von sich stößt. Er fordert sein Recht, das Erstgeburtrecht seiner Leidenschaft, und läßt der Zaudernden nur bis zum nächsten Abend Bedenkzeit. Wird sie ihm folgen? Fast sieht es so aus; der ältliche Doktor erscheint noch grauer und fahler als sonst, seit neben ihm der fremde Mann steht, den alle Schauer düsterer Unheimlichkeit umwittern. Aber der kleine Pedant findet die Kraft zu großer, erlösender Liebe: er giebt die Frau frei, die der Fremde als ein willenloses Geschöpf an sich reißen wollte, er läßt die Entpflichtete in Freiheit und unter eigener Verantwortung wählen, — und Frau Ellida wählt ihren Doktor, in dessen reinem, jeder Entsagung fähigen Empfinden der Kranken Genesung winkt. Sie durfte zum ersten Male selbst ihr Geschick bestimmen, ihre Sehnsucht ist gestillt und im hellen Licht der Wirklichkeit zerrinnen die Schemen. Die Frau vom Meere wird über ein Kleines am engen Fjord heimisch werden, denn die Menschen können sich, nach freiwilliger Wahl, akklimatisiren, sagt Ibsen.

Frau Elisabeth Wiedemann hat einen ältlichen Rektor geheirathet, dem aus seiner ersten Ehe drei Kinder leben; sie nahm den unschön alternden Mann mit dem geduckten Willen und dem leisen Duft liebenswürdiger Pedanterie, weil sie sich von einer grauenvollen Erinnerung lösen wollte und . . . Aber ich weiß nicht, warum ich die ganze Geschichte noch einmal erzählen soll. Es ist wirklich genau die selbe Geschichte mit den selben Kapiteln: den zuckenden Wehen der Erinnerung, der Rückkehr des Furchtbaren, der protzig auf das Erstgeburtrecht seiner Leidenschaft pocht und der Zaudernden nur bis zum nächsten Abend Bedenkzeit läßt, und dem Sieg entsagender Liebe; sogar der sanfte Herr Lehrer fehlt nicht, der die älteste Tochter des seltsam gesellten Paares liebt und bald bräutlich umfangen wird. Herr Sudermann hat das Bedürfniß gefühlt, Ibsens Frau vom Meere noch einmal zu dichten, und

sein Schauspiel „Das Glück im Winkel" wird seit ein paar Wochen mit mäßiger Wirkung im Lessing-Theater aufgeführt. Ein Plagiat? Nein: die Uebersetzung einer philosophisch-psychologischen Studie ins Bürgerlich-Theatralische; und eine Uebersetzung, die sich vom Original in einem sehr wichtigen Punkt unterscheidet. In dem Winkelschauspiel verkörpert das Grauenvolle, das an sich lockt und doch von sich stößt, sich nicht in dem Meer und dem fremden Manne, der mit dem Zauber des Meeres wirkt, sondern in einem ostpreußischen Großgrundbesitz und in dem derben Junker, der nach Lust und Laune dem Latifundieninventar von Witzlingen befiehlt. Frau Elisabeth Wiedemann ist die Frau vom Schlosse, die im engen Rektorheim, trotzdem es da auch ein Bischen Landwirthschaft giebt, die Wunder des witzlinger Herrenhauses nicht vergessen kann und den forschen Junker, wie die Franzosen sagen, im Blute hat. Diese Aenderung hat dem Publikum des Lessing-Theaters, das die Latifundienbesitzer schüchtern nur und verstohlen zu betreten wagen, die Sache erst schmackhaft gemacht; arme, von allen Seiten bedrängte Bänker, denen der arge Graf Arnim-Muskau den Untergang sinnt, hören gern, wie herrlich ostpreußischen Agrariern das Wonnedasein dahinfließt, sie denken beim Freiherrn von Röcknitz an den Freiherrn von Hammerstein und jauchzen, wenn so ein niederträchtiger Junker, langsam in feinster Mohrmargarine gebraten, ihrem Heißhunger vorgesetzt wird. Für mich wurde durch die Aenderung das Gericht fast völlig ungenießbar; nicht etwa, weil ich in die Junker vernarrt bin und keinem Edelsten der Nation ein schlimmes Gelüsten zutrauen mag, sondern weil das ersonnene Ibsenexempel, wenn man den Divisor vertauscht, nicht mehr stimmt und, statt einer glatt aufgehenden Rechnung, einen bösen Bruch geben muß. Das allgemeine Staunen darüber, daß die Frau vom Schlosse sich in der Mittelschulrektorei zu akklimatisiren scheint, ist mir ganz unverständlich. Was soll Elisabeth, die auf Witzlingen Etwas wie eine Stütze der Hausfrau war, denn gar so schmerzlich vermissen? Auf dem Rittergut gab es vielleicht größere Braten und bessere Weine, manchmal wohl auch eine Jagd und ein Tänzchen, und man fuhr bei schönem Wetter in der Herrenkutsche über Land; das Fräulein aber spielte dabei gewiß keine allzu beträchtliche Rolle und wird sich im Eigenen, trotz der nicht ganz behaglichen Enge, wahrscheinlich wohler fühlen als im Schloß auf dem heiklen Posten zwischen Herrschaft und Gesinde. Man muß schon in der Weltanschauung der Tante Voß verkümmert sein, um allen Ernstes an die märchenhafte Großartigkeit der Verhältnisse auf ostpreußischen Rittergütern zu glauben. Frau Elisabeth sehnt sich im Innersten auch nicht nach dem Schlosse, sondern nach dem Schloßherrn, — nach dem drallen, strotzenden Manne, der ohne Weiber nicht leben kann, die Weiber durch keckes Draufgängerthum nett zu kirren versteht und, wie Ludwig Speidel sehr hübsch gesagt hat, einen Stallgeruch der Männlichkeit ausströmt. Für solche brünstigen

Damen aber, die ihre überschüssige Hitze gern an den rechten Mann bringen möchten, giebt es, wenn sie erkennen, daß auf legitimem Wege dieses lockende Ziel nicht zu erreichen ist, keine Rückkehr in die Pflichten der Frau und der Mutter, auch nicht nach freier Wahl unter eigener Verantwortung, und der Gatte, der solchem Weibchen den bequemen Rückweg dennoch öffnet, ist ein schwächlicher Wicht ohne Selbstachtung, nicht ein Held reiner, zum schwersten Opfer williger Liebe. Das hat auch Herr Sudermann gemerkt und deshalb ein von Ibsen nur in feinen Haarstrichen angedeutetes Motiv dick und deutlich herausgearbeitet: der Doktor Wangel wähnte, Ellida habe einst den schöngeistigen Oberlehrer geliebt, der Rektor Wiedemann glaubt, Elisabeth habe sich früher mit dem starknervigen Freiherrn vergangen, und er tröstet in der entscheidenden Stunde die Traute mit der Versicherung, daß sie Vorwürfe von ihm nicht zu fürchten brauche, denn für etwas schadhaft habe er die eingehandelte Waare immer gehalten und sich trotzdem ganz glücklich gefühlt. Allerliebst, nicht wahr? Oder auch ekelhaft; die Werthung hängt davon ab, ob man den Rektor für einen leibhaftigen Erdenbewohner nehmen oder in ihm eine Spukgestalt aus dem fernen, von süßlichen Nebeln umwallten Romantikerland sehen will.

Bei Ibsen war der fremde Mann ein romantisches Gespenst; man darf vielleicht sagen: er war die Romantik selbst, die sehnsüchtig die entlegensten Kulturen durchstreift und endlich in den australischen Goldminen eine letzte Unterstatt gefunden hat, — die Romantik, wie der alte Magus aus Norden, dem ein boshaftes Gnomenlächeln leicht die dünnen Lippen verzerrt, sie aus klugen und kühlen Richteraugen sah. Nichts fehlt dem in Satirenstimmung angeschauten romantischen Helden: er hat das weite Rund der Erde umschifft, hat mindestens ein schweres Verbrechen auf dem Gewissen, mystische Kräfte gehorchen ihm, dem Unfaßbaren, Geheimnißvollen, und sein sengender Blick bannt die Opfer und zwingt sie zur Willfährigkeit; den Dualismus, von dem die Romantik lebt, bezeichnet sehr lustig das Grauenvolle, das an sich lockt und doch von sich stößt. So sehen, wenn sie den Schein einer Körperlichkeit gewinnen, die Träume der lieben Frauen aus, die lange Haare und schweifende Sinne haben, und der Doktor Wangel ist ein guter Arzt, da er gegen die Vorstellungen die Wirklichkeit verschreibt: der fremde Mann wirkt in der Nähe ganz anders als aus der Ferne und vor dem lebendigen Bilde verblaßt bald der alte Wahn. Herr Sudermann hat die Romantik ins nüchterne Rektorhaus einquartirt, wo sie sich mit der Tendenz um den schmalen Raum zanken muß. Bei ihm ist der Versucher ein derber, brutaler Bursche, der gern in Ruhe was Gutes schmaust und wüster thut, als er eigentlich ist — denn gar so orgiastisch kann ich das Treiben des Junkers nicht finden, der Pferdejuden betrügt, Kuhmägden den keuschen Schatz raubt und für die Stütze seiner Hausfrau das dreimal glühende Licht leuchten läßt —, und das in der Versuchung siegreiche Paar

stammt aus dem romantischen Schattenlande. Bei Ibsen überwindet die Wirklichkeit die Romantik, bei Sudermann triumphirt die Romantik über die starke, nackte Natur. Das unterscheidet das nachempfundene Winkelschauspiel von dem locker gefügten, aber hoch in helle Lüfte hineinragenden nordischen Meisterbau.

Herr Sudermann hält sich für einen Realisten, für einen ungemein freien, modernen Geist, und gefällige Freunde nähren diesen tröstenden Irrthum. Während der leeren und langweiligen Viertelstunden, an denen das Winkelschauspiel allzu reich ist, habe ich der Frage nachgedacht und gefunden, daß der effektvoll begabte Mann, der uns das modisch aufgeputzte Melodrama der Klassengegensätze geschaffen hat, eigentlich ein Romantiker ist, wie er in Hugos Manifest von 1827 steht. Romantisch ist seine Sucht, Sittenbrecher und Deklassirte ins Heldenrichtmaß zu recken, romantisch die Neigung, die schlichten Erscheinungen dieser Erde durch ein vergrößerndes Glas zu betrachten und Gegensätze zu konstruiren, wie sie, so deutlich und scharf abgegrenzt, die Wirklichkeit gar nicht bietet, romantisch vor Allem das dumpfe Leben und Weben in der Zwangsvorstellung eines allbeherrschenden Dualismus. Herr Sudermann liebt die Wirklichkeit nicht, deshalb tüncht und schminkt er sie für die Rampensphäre. Er geht nicht von der Wirklichkeit aus, sondern von Vorstellungen, deshalb bleibt seine Psychologie arm und kahl. Er schwört, ohne es wohl zu wissen, auf die Definition, die Victor Hugo in der programmatischen Vorrede zum Cromwell vom Wirklichen gab: Le réel résulte de la combinaison toute naturelle de deux types, le sublime et le grotesque. Mit dieser Zweiheit, an der die Romantik sich sättigte, wirthschaftet auch der nachgeborene Sohn Hugos und Bouchardys und er glaubt, Wirkliches zu schaffen und komplizirte Menschen lebendig zu machen, wenn er Weiß und Schwarz, die zwei einzigen Farben, über die er verfügt, an schlau errechneten Punkten in einander fließen läßt. Ein Musterbeispiel für diese — nicht nur dem Monisten unerträgliche — Manier ist die Heldin des Winkelglückes, von der gesagt wird, sie sei „halb Madonna und halb Bacchantin", und deren Wesen sich völlig verschieden äußert, je nachdem im Augenblick gerade die Madonna oder die Bacchantin die Oberhand hat. Das ist echtester Hugo, nach dem Rezept: La salamandre fait ressortir l'ondine, le grotesque embellit le sylphe. Aber es sind bald fünfzig Jahre vergangen, seit Scribe — man denke: der verlachte, längst in den Trödelkeller gestoßene Scribe! — diese armsälige Romantikerpsychologie sehr lustig verhöhnte und die Spottgestalt seines Grignon schuf, der abwechselnd feig schlottert oder sich tapfer zeigt, je nachdem das Blut des Vaters oder der Mutter in seinen Adern mächtiger ist. Es klingt ja beim ersten Hören hart, daß Herr Sudermann noch unmoderner sein soll als Scribe, aber es ist nun einmal so: im Wesentlichen, in der Weltanschauung, gehört er zu den Romantikern und borgt von modernem Empfinden nur Kleid und Zier. Seine Technik ist

modisch, seine Psychologie unromantisch und sein Erfolg wurzelt darin, daß er die Verbürgerlichung der Romantik bis an die äußerste Grenze fortgeführt hat. Schon Hugo wurde von Zola ein Bourgeois genannt, aber der Dichter Hernanis verherrlichte doch immer noch Helden, starke Männer mit gewaltigem Willen; Herr Sudermann hat das alte Romantikerland mit Bourgeois bevölkert und die bürgerliche Tendenz auf romantische Geschichten geklebt. Deshalb ist er der Liebling des städtischen Bürgerthumes geworden, deshalb mußte ein wilder Junker ihm wie der Goltseibeiuns erscheinen und deshalb merkte er nicht, wie der alte Magier kicherte, als er in Satirenstimmung mit der Romantik die Rechnung schloß und den Dualismus mit dem tönenden Schlagwort vom Grauenvollen traf, das an sich lockt und doch von sich stößt.

Seit ein paar Jahren hört man viel von einer „neuen Richtung", die sich eifernd um die Herrschaft auf deutschen Bühnen bemüht. Wohin diese Richtung führt, hat noch Niemand knapp und klar uns gesagt. Ich glaube, es handelt sich um den Versuch, ein monistisch-kausales Drama zu schaffen, und es wird interessant sein, zu beobachten, ob dem Bemühen in der Poetenwelt eines persönlichen Schöpfers ein Erfolg beschieden sein kann. Zu dieser Schaar der Neuen und Neuesten gehört Herr Sudermann nicht, trotzdem er die Wirklichkeit durch Kalbskeulen und Kinderwäsche und die Modernität durch erlesene Nietzschismen anzudeuten sich plagt. Er ist eine unselbständige Natur, deren starke Seite ganz sicher nicht die Erfindung ist und die deshalb überall Anlehnung gesucht hat: bei Spielhagen und Storm, bei Anzengruber und Ludwig, bei Feuillet und Ibsen. Am Ende schien es ihm das Beste, bei den Modernen, denen die Presse geneigt ist, sich einzurichten. Aber er blieb, unter millionen Locken, immer doch, der er war: ein effektvoll begabter Mann, der in dualistischen Vorstellungen lebt und nach den ängstlichsten Regeln der Teleologie seine Theaterstücke gestaltet. Er blieb, so ehrenwerth er sicher persönlich ist, der geschickte Fagerolles der neuen Richtung, der Kompromisse schließt und, ohne die Spur einer starken Eigenart, den kühnen, die sittlichen Werthe über den Haufen werfenden Neuerer spielt. Der lebenskluge Malereimacher aus Zolas L'Oeuvre hat Erfolg — car les bourgeois aimaient trop qu'on les chatouillât, en ayant l'air de les bousculer — und baut sich eine wundervolle Villa. Man muß von Einem nicht Alles verlangen. Herr Sudermann ist der Modetheatraliker des Tages, er hat die reichlichsten Einnahmen und ist Vorsitzender des Vereins Berliner Presse. Wir müssen froh sein, daß wir ihn haben, statt der viel schlimmeren Lindaugenossen, und dürfen von dem Erben Bouchardys und Augiers nicht verlangen, er solle in eigenem Besitz auch noch ein frei schaltender Dichter moderner Weltanschauung sein. So lange im Parquet die hysterischen Elliden und die Bovarys herrschen, wird dem fremden, schönbärtigen Mann und seiner bunten Theaterteleologie noch mancher Erfolg gelingen. M. H.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Mai 1896.

Die positive Strafrechtsschule.

Es ist jetzt etwa achtzehn Jahre her, seit sich in Italien ein Strom neuer Ideen über das Verbrechen und die Verbrecher ausgebreitet hat, den nur die Kurzsichtigkeit der Gegner oder die Eitelkeit der Anhänger für das ausschließliche Ergebniß der Leistungen Einzelner ansehen konnte. Eine neue Strömung in der Wissenschaft ist eine natürliche Erscheinung, die, wie alle anderen, nach Ursprung und Fortschritt von Bedingungen der Zeit und des Ortes abhängt, auf die man vor Allem hinweisen muß.

Die auf die Naturwissenschaften gegründete philosophische Weltanschauung der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts und die biologisch-psychologische Betrachtung des Menschen und der Gesellschaft hatte schon eine Verfassung der Geister herbeigeführt, die positiv-wissenschaftlichen Forschungen über die verbrecherischen Erscheinungen im Leben des Individuums und der Gesellschaft günstig sein mußte. Zu diesen allgemeinen Bedingungen kam der offenkundige Gegensatz zwischen der vollendeten Ausbildung der strafrechtlichen Abstraktion einerseits, der beständigen Zunahme der Verbrechen andererseits, und ferner der Widerspruch zwischen den juristischen Theorien über die Verbrechen und den psychiatrischen Beobachtungen über die Verbrecher. Nichts war also natürlicher als die Entstehung einer neuen Schule, die es sich zur Aufgabe machte, mit den Methoden der Naturwissenschaften die verbrecherischen Erscheinungen der sozialen Pathologie zu erforschen, um die Theorie der Verbrechen und der Strafen mit den Thatsachen in Uebereinstimmung zu bringen. Diese Schule ist die positive Strafrechtsschule; und ihre grundlegende Behauptung ist die, daß die Entstehung des Verbrechens zu suchen ist in der

Individualität des Verbrechers und in dem physischen und sozialen Milieu, in dem er lebt, und daß die dagegen anzuwendenden Heilmittel den Ursachen des Uebels zu entsprechen haben.

Die Schule treibt also nicht etwa nur Anthropologie oder Kriminalstatistik, sie stellt den abstrakten Strafrechtstheorien nicht noch abstraktere Theorien entgegen, sondern sie will die Erforschung der Funktion des Individuums und der Gesellschaft in der Welt der Verbrecher zur Grundlage jeder Theorie von der Defensive der Gesellschaft gegen das Verbrecherthum machen; mit anderen Worten: sie will Kriminal-Soziologie treiben.

* * *

Nach meiner Meinung bilden die allgemeinen Schlüsse der Soziologie nur den Unterbau spezieller Forschungen über soziale Erscheinungen verschiedenster Art, also besonderer Disziplinen. Man kann politische, ökonomische, juristische Soziologie treiben, wenn man die besonderen Gesetze der verschiedenen Richtungen in der normalen Thätigkeit der Menschen und der Gesellschaft aufsucht; und man kann auch kriminalistische Soziologie treiben, wenn man, zu gleichem Zwecke und mit gleicher Methode, die abnorme oder antisoziale Thätigkeit der Menschen, d. h. die Verbrechen und die Verbrecher, zu erforschen sucht.

Weder die großen Meister des Civilrechtes, die Römer, noch die Praktiker des Mittelalters haben ein philosophisches System des Strafrechtes zu errichten vermocht. Erst Beccaria, der freilich mehr durch sein Gefühl als durch strenge Wissenschaftlichkeit inspirirt war, hat der Lehre von den Verbrechen und den Strafen dadurch einen kräftigen Impuls gegeben, daß er die Ideen und die Gefühle seiner Zeit zum Ausdruck brachte. Von den verschiedenen Keimen, die in seinem hochherzigen Werk enthalten waren, hat sich besonders einer entwickelt, der ruhmreich zu der klassischen Strafrechtsschule aufgewachsen ist. Diese Schule hatte und hat ein praktisches Ziel: die Verminderung aller und die Abschaffung gewisser Strafen, als eine edle Reaktion gegen die grausame Empirie des mittelalterlichen Strafsystems. Sie hatte und sie hat auch ihre eigene Methode: die aprioristische Betrachtung des Verbrechens als einer abstrakten juristischen Einheit.

Die in fast allen Strafrechtsschulen noch in Resten erhaltene Vorstellung von der Besserung der Verbrecher ist durch die Erfahrung beseitigt worden, die zeigt, daß jede Form des Strafvollzuges, mag sie noch so streng oder noch so mild sein, typische Verbrecher immer ungebessert läßt, weil sie organisch und physisch entartet sind, ganz abgesehen davon, daß die Strafe

nicht die Lebensbedingungen ändert, die den Verbrecher zu Dem gemacht haben, was er ist, und in die er immer wieder zurückkehrt. Die Zweckmäßigkeit und den Besserungzweck der Strafe läßt auch unsere Schule für gewisse Kategorien von Verbrechern gelten, als Prinzipien einer umfassenden Theorie aber sind sie auf die Dauer beseitigt.

Die klassische Schule hat sich also, von Nuancen im Einzelnen abgesehen, als ein Ganzes von Prinzipien und von Folgerungen aus ihnen bis jetzt allein erhalten; sie hat in den modernen Strafgesetzbüchern ihr Ziel einer bedeutenden, oft übertriebenen Verminderung der Strafen erreicht und ihren Ausdruck in einer Anzahl von Meisterwerken gefunden, von denen ich nur Carraras Programme de droit criminel nenne. Sein Autor hat aus dem Prinzip, „daß das Verbrechen eine juristische Entität, ein Rechtsbruch, keine Handlung" ist, mit bewundernswerther Deduktionfähigkeit das System von Begriffen hergeleitet, in welches nun der Richter, so gut es gehen will, die lebendige und wirkliche Persönlichkeit des einzelnen Verbrechers zu zwängen sich bemüht. Heute aber ist diese Schule, wie auch Roeders Besserungtheorie, erschöpft und lebt nur noch von Neuausgaben früherer Traktate, byzantinischen Haarspaltereien, unfruchtbarem Wiederkäuen. Inzwischen vollzieht sich draußen in der weiten Welt die Zunahme des Verbrecherthumes und das bestehende Strafensystem gewährt den ehrlichen Leuten weder Schutz noch Entschädigung, sondern vollendet nur die Korruption und Entartung der Verbrecher. Während die Theorie und die Gesetzgebung sich in einen metaphysischen Nebel verlieren, fühlen die Richter täglich mehr die Nothwendigkeit der individuellen und sozialen Erforschung der Verbrechen und der Verbrecher, weil solche Forschungen bei logischer Anwendung der praktischen Strafrechtspflege allein das erforderliche Licht geben können.

Die klassische Strafrechtsschule wird ergänzt durch die klassische Schule des Strafvollzuges, die der Erschöpfung noch nicht eben so nahe zu sein scheint, weil ihr System mit seiner merkwürdigen Zellenhaft bisher, wenigstens in den europäischen Großstaaten, nur wenige Anhänger und Anwendung gefunden hat. Es geht auf John Howard, einen Zeitgenossen Beccarias, zurück, dessen Schilderung der elenden Zustände in den von ihm besuchten Gefängnissen Europas eine der von Beccaria ausgehenden parallele Bewegung wachrief; dieser Bewegung entstammt das besonders in Amerika eingeführte Strafsystem mit seiner dreifachen Disziplin — durch Isolirung, Arbeit und Unterricht — und seinen panoptischen Anstaltsgebäuden, deren radiär angeordnete Zellenreihen von einem Punkt aus übersehen werden können. In der selben Zeit fingen Pinel, Chiarugi und Tuke bekanntlich an, eine Reform der Irrenbehandlung in humanem Sinne durchzuführen; an die Stelle der Ketten und anderer Zwangsmittel, die gegen das als eine Art Delikt betrachtete Irresein

angewendet worden waren, trat die Milde und eine relative Freiheit, zu der neuerdings Sorge für Hygiene und Beschäftigung getreten ist; für diese Form der sozialen Pathologie — denn hierher gehört das Irresein — entwickelte sich die moderne, durch die experimentelle Methode belebte Psychiatrie.

* * *

Die beiden eben charakterisirten klassischen Richtungen in der Beurtheilung und Behandlung der Verbrecher haben einen gemeinsamen Ausgangspunkt in der Reaktion gegen den grausamen Empirismus des Mittelalters und beide wurden durch das sie inspirirende Gefühl zu Uebertreibungen geführt. Die Nachfolger Beccarias sind durch ihre abstrakte Betrachtung des Verbrechens an sich zu einer gefährlichen Empfindelei dem Verbrecher gegenüber geführt worden, die einer Verwechselung der Ursachen, welche die Verbrechen erklären, und denen, die sie rechtfertigen oder entschuldigen, entspringt. Dann sind schließlich die gefährlichsten Verbrecher am Besten daran, denn bei ihnen findet sich immer ein starker Antrieb zur Begehung eines Verbrechens, während die weniger gefährlichen Gelegenheitverbrecher den Vortheil solcher mildernden Umstände entbehren.

Die Nachfolger Howards beabsichtigten mit ihrer Zelle, die von der Welt, aus welcher der Verbrecher kommt und in die er wieder zurückkehren muß, isolirt ist, nur eine Hebung des Innenlebens der Gefängnisse. Die Einen dachten nur an das schon begangene Verbrechen und vergaßen die Prophylaxe, die dem Schneckengange der Verwaltung überlassen sein sollte und gegenüber der Wissenschaft von den rechswidrigen Handlungen als fremdartiges Element galt. Die Anderen dachten nur an die Strafhäuser und ihre Zwangsinsassen und lenkten die öffentliche Meinung von den anderen Formen physischen und moralischen Elends ab, unter denen eine viel größere und bemitleidenswerthere Masse von Unglücklichen seufzt; ja sie forderten und erlangten für die Verbrecher einen so hohen Grad von Komfort und Milde, daß man ihn beinahe wohl für zu hoch halten muß.

Es ist Zeit, daß die irregeführte Gesellschaft den richtigen Weg sucht und findet und daß die Philanthropie für die ehrlichen Leute der für die Verbrecher gleichkommt. Darauf zielt die von Lombroso angeregte wissenschaftliche Bewegung. Ich habe schon in meiner Erstlingsarbeit*) meine

*) Ferri, La teoria dell' imputabilità e la negazione del libero arbitrio, Florenz 1878.

Absicht ausgesprochen, die experimentelle Methode auf die Strafrechtswissenschaft anzuwenden, und habe späterhin die soziologische Seite der Sache bearbeitet*); zugleich hat Garofalo ihre eigentlich juristische Seite ausgebildet.**)

Es ist unausbleiblich, daß jede Neuerung Mißtrauen und Widerspruch weckt. Das beruht auf einem ganz legitimen Gefühl, so lange es nicht jeden Fortschritt hemmen will, und das Leben ist die Resultante dieser beiden Tendenzen. Jeder erreichte Fortschritt ist, wie Spencer sagt, eine Hemmung für einen noch nicht erreichten; und die klassische Schule, die selbst einen so großen Schritt über die mittelalterlichen Traditionen hinaus bedeutet, hat die positive Schule als „wissenschaftlichen Nihilismus" in Acht und Bann gethan. Aber die Gedanken gehen ihre eigenen Wege und haben, wenn sie den Thatsachen entsprechen, nichts von Achterklärungen zu fürchten, die nur der Ausdruck des Beharrungvermögens älterer Gedanken sind. Aus der Initiative der drei ersten Vertreter der positiven Richtung hat sich allmählich eine wissenschaftliche Schule entwickelt, die nach ihrer Methode, ihrem praktischen Ziele und ihren allgemeinen Resultaten einheitlich ist.

Die Ohnmacht der Strafen gegenüber der steigenden Fluth des Verbrechens, die beständige Zunahme der Rückfälligkeit, die oft absurden, stets aber gefährlichen Konsequenzen gewisser Theorien von „folie raisonnante" und unwiderstehlicher Gewalt, die man der mystischen Lehre von der Willensfreiheit aufgepfropft hat, das übertrieben formalistische Gerichtsverfahren, die unorganische Verbindung aus der Fremde importirter Veranstaltungen mit unserem alten Gerichts- und Strafverfahren: alles Das schreit schon lange, für Alle hörbar, nach Besserung durch Mittel, die Mißbräuche abzustellen haben, unter denen das Verbrecherthum blüht und die ehrlichen Leute leiden.

Das ist der Ursprung der positiven Strafrechtsschule. Um sie zu verstehen, muß man aber erst die Meinung aufgeben, die Lombroso***) noch selbst ausgesprochen hat und die viele Kritiker unserer Schule noch hervorkehren, daß sie nämlich nur einer Verbindung zwischen Strafrecht und Kriminalanthropologie ihren Ursprung verdanke. Sie ist aber viel mehr als Das, sie ist die Anwendung der positiven Methode auf die wissenschaftliche Erörterung der Verbrechen und der Strafen; als solche bringt sie in den abgeschlossenen Kreis der juristischen Technik den belebenden Hauch der neu er-

*) Sociológia Criminale. Eine deutsche Ausgabe erscheint nächstens in Wigands Bibliothek für Sozialwissenschaft.

**) Garofalo, Criminologie, Paris 1892.

***) Ueber den Ursprung und das Wesen der neuen anthropologisch-kriminalistischen Schule. (Zeitschrift f. d. ges. Strafrechtswiss., 1888.)

schlossenen Ideenkreise, nicht nur der Anthropologie, sondern auch der Psychologie, der Statistik, der Soziologie, und so bildet sie eine neue Entwickelungsphase der Strafrechtswissenschaft.

* * *

Die induktive Methode ist für Italien nichts Neues; sie beginnt, dank Galilei, zur Zeit der Renaissance. Aber ihre in den Naturwissenschaften so geräuschlos sich ausbreitende Anwendung weckt Mißtrauen und Widerstand, sobald man sie in den Geistes- und Sozialwissenschaften versucht. Sie muß hier aber eben so fruchtbar werden wie in der Naturwissenschaft. Das lehrt die ganze zweite Hälfte unseres Jahrhunderts. Die Resultate der Induktion sind eben so unerschütterlich wie die Thatsachen, deren Synthese sie sind, und die auf sie gegründeten Lehrgebäude bauen sich auf einander auf.

Ein psychologisches Gesetz bewirkt, daß die Menschen sich am Meisten um die Wissenschaften kümmern, die eine direkte Beziehung zu ihren Gefühlen und persönlichen Interessen erkennen lassen. Als Galilei die Induktion auf die Physik anwandte, fragte das Publikum nicht danach, abgesehen von Denen, die sich dadurch in ihrem Glauben oder ihrem Kasteninteresse bedroht sahen. So lange die Methode sich mit nicht unmittelbar den Menschen angehenden Erscheinungen beschäftigte, fand sie keinen lebhaften Widerstand. Erst ihre Anwendung auf die Physiologie des Menschen weckte laute Proteste, denn man sah den Umsturz der alten Anschauungen kommen. Der Kampf wurde noch erbitterter, als Comte in Frankreich, Spencer in England, Ardigo in Italien, Wundt in Deutschland die experimentelle Methode auf das moralische und soziale Studium des Menschen anwandten. Die in ihrer Stellung bedrohten Träger der alten Ideen und Gefühle hatten für diese Bilderstürmer nur den Bannstrahl; aber Religion und Wissenschaft folgen verschiedenen Bahnen und genügen verschiedenen Bedürfnissen unserer Natur, — und so hat sich die Welt darein gefunden, daß die Psychologie eine Experimentalwissenschaft geworden ist. Aber als die induktive Methode nun auf die Bollwerke der Metaphysik, das Strafrecht und die politische Oekonomie, angewandt werden sollte, da erreichten Mißtrauen und Widerstand ihren Gipfel. Die persönlichen Interessen, die man für bedroht hielt, und ihre Trabanten, die konventionellen Anschauungen, erhoben sich und stehen auch heute noch gegen diese wissenschaftlichen Neuerungen zusammen. Es hilft auch gar nicht, wenn man zeigt, daß diese Neuerungen durchaus nicht die Folgen haben werden, die das Publikum sich einbildet.

Warum sollte man aber Methoden, die überall so fruchtbar geworden sind, den Zugang zu den Sozialwissenschaften versagen? Man findet doch

auf Schritt und Tritt die Spuren ihrer Einwirkung, — auf allen Gebieten menschlichen Wissens, selbst in der Kunst. In der inneren Medizin und der Psychiatrie haben sie die alte Behandlung der Krankheiten durch die individualisirende Behandlung der Kranken verdrängt. Es ist schwer, nicht die genaue Analogie zu sehen zwischen dieser fruchtbaren Bewegung in der modernen Medizin und der, die wir in der Strafrechtswissenschaft anstreben. Der klassische Kriminalist untersucht den Mord, den Diebstahl, an und für sich, nur mit abstrahirender Logik und mit den eigenen Ideen und Gefühlen, denen des ehrlichen Mannes, die er in Gedanken auf den Verbrecher projizirt. So kommt er durch eine Berechnung, für die er keinen empirischen Grund angeben kann, darauf, daß die Strafe das Mittel gegen das Verbrechen ist, und bestimmt für jedes Verbrechen eine von vorn herein fixirte Strafe, wie in den nosologischen Formeln der alten Medizin auch schon das Heilmittel von vorn herein feststand. Der Verbrecher kommt für den Kriminalisten der klassischen Schule erst in zweiter Reihe in Betracht, wie vor hundert Jahren der Kranke für den Arzt; er ist dem Juristen nur ein Objekt für die Anwendung seiner abstrakten Formeln. Von seinen individuellen Verhältnissen finden nur einzelne, die zu sehr in die Augen springen, um übersehen werden zu können, Beachtung in dem Gedankengange des Richters, etwa: das mangelnde Unterscheidungvermögen (bei fehlender geistiger Reife und bei gehemmter Entwickelung), das fehlende Bewußtsein (Geistesstörung, Schlaf und Schlaftrunkenheit), Rausch und Affektzustände. Die erblichen und persönlichen Antezedentien des Individuums, die ihm zu Theil gewordene Erziehung, die physiologischen, geistigen und wirthschaftlichen Zustände und das physische und soziale Milieu, unter denen er lebt, — alle diese Umstände finden beim Rechtslehrer und beim Gesetzgeber keine Berücksichtigung, während sie sich dem Richter, der einen lebendigen Menschen vor sich sieht und hört, geradezu aufdrängen.

Der heutige Jurist ähnelt dem Mediziner des vorigen Jahrhunderts: er studirt die Verbrechen, nicht die Verbrecher. Ich halte die Untersuchungen über die Verbrechen in juristisch-begrifflicher Verallgemeinerung nun durchaus nicht für überflüssig, wie ich auch die Vortheile nicht verkenne, welche die heutige Medizin der alten Nosologie verdankt. Aber diese begriffliche Betrachtung des von der Person des Verbrechers und seiner gesellschaftlichen Situation losgelösten Verbrechens genügt den Anforderungen des modernen Lebens nicht, das von der Wissenschaft positive Aufklärung über den Verbrecher verlangt, nicht nur Spekulationen über das Verbrechen.

Fragt man den Kriminalisten, warum in Italien alljährlich 3000 bis 4000 Menschen einen Anderen töten, in Frankreich mit einer viel größeren Bevölkerung nur 600 bis 700, in Deutschland 500 bis 600, in England 200 bis 300,

während Das in Spanien, mit noch nicht der Hälfte der Einwohnerzahl Italiens, 2000 bis 3000 mal geschieht; warum es nie vorkommt, daß 400000 Morde oder gar keiner im Verlaufe eines Jahres verübt werden, — so kann er darauf keine Antwort geben und hat nie eine geben können, oder doch nur mit einer alle Forschung erstickenden Phrase, nämlich mit der Behauptung, die Art und Zahl der Verbrechen hänge nur von dem fiat des freien Willens ab. Der Kriminalist kennt sehr wohl die juristisch-technische Begriffsbestimmung, die auf eine bestimmte gesetzwidrige Handlung paßt, und ob ein Verbrechen im juristischen Sinne vollendet oder nur versucht, qualifizirt oder aufgegeben ist. Ich bestreite nicht, daß diese Begriffe anwendbar sind, aber ich behaupte, daß das soziale Problem der Kriminalität andere Antworten fordert.

Wenn man uns sagen wollte, das Strafrecht habe das Problem gelöst, denn es habe das Mittel der Strafe gegen das Verbrechen gefunden, so muß man erwidern, daß gerade dieses Mittel in jeder seiner Formen Bankerott gemacht hat; Das konnte bei der ganz abstrakten, den Thatsachen abgewandten Herkunft der Strafen auch nicht anders sein. Der Kriminalist und der Gesetzgeber haben bisher den Verbrecher aus ihrem eigenen sittlichen Bewußtsein heraus betrachtet, wie wenn er so normal wäre wie sie selbst, und sind so zu der Meinung gekommen, es genüge, im allgemeinen Bewußtsein und in dem des Verbrechers das durch das Delikt negirte Recht zu bejahen. Die Beobachtung der Verbrecher zeigt aber, daß sie in der Regel abnorme Persönlichkeiten sind, geistig und körperlich; es sind Menschen, denen der Diebstahl ein Gewerbe ist, das seine Schattenseiten hat — das Gefängniß —, wie die ehrliche Arbeit ihre Unfälle hat, und für die es eine ganz unbedeutende Sache, wenn nicht die Ausübung eines Rechtes ist, einen Menschen zu töten. Und während die juristische Welt die Freiheitstrafen für ein physisches und moralisches Uebel hält, ist das Gefängniß für den Verbrecher nur das Stelldichein der Brüder und Kameraden, wie die Lieder der Verbrecher und die Erfahrung der Polizei- und Gefängnißbeamten übereinstimmend bezeugen. Dazu kommt, daß die Strafe den Schuldigen nicht immer trifft, daß die Verbrecher, wie mir mancher Zuchthausveteran gesagt hat, ihre „Coups“ sehr oft ausführen, ohne entdeckt zu werden, — eine Anschauung, die dadurch bestätigt wird, daß 50 Prozent aller strafbaren Handlungen unbestraft bleiben, entweder, weil der Thäter unbekannt bleibt, oder weil er (in 20 von 100 Fällen) freigesprochen wird.

Gewiß haben nicht alle Verbrecher den selben Grad von Entartung und nicht alle sind abnorm geboren; es giebt verschiedene anthropologische Verbrecherkategorien; aber Das ist gerade ein Grund mehr für die Umwandlung der abstrakten Strafrechtstheorie in eine induktive Soziologie des Verbrechens.

Auch die Erneuerung der ökonomischen Politik durch die Würdigung

der materiellen, wirthschaftlichen Momente der historischen Entwickelung zeigt einen ähnlichen Gang wie die Kriminalsoziologie, die mit der selben Methode und zu dem selben Zweck die Thatsachen der antisozialen Aktion der Menschen untersuchen will; damit tritt die moderne Kriminalistik nur in den Kreis der modernen wissenschaftlichen Forschung ein, deren Geist sie in ihrer Thätigkeit mehr verdankt als irgend einer persönlichen Initiative; sie entwickelt die Probleme der Strafrechtswissenschaften, die nicht zur historischen Mission der klassischen Schule gehören konnten. Nachdem der von Beccaria angefangene Faden abgesponnen war, mußte neues Material an die Reihe kommen. Und wie die klassische Schule ihr Ziel der Verminderung der Strafen erreicht und selbst überschritten hat, so will die positive Schule die Verminderung der Verbrechen erreichen; wie jene die abstrakte Erforschung des Verbrechens, als juristischen Zusammenhangs zwischen dem Gesetz und dem individuellen Handeln, bis zur Vollendung betrieben hat, so will diese die induktive Erforschung des Verbrechens als That betreiben, durch Untersuchung des Individuums, das sie begeht, und des Milieus, in dem sie begangen wird.

Die Kriminalsoziologie ist zunächst nur ein Zweig der sozialen Pathologie in ihren verbrecherischen Erscheinungen; aus der Pathologie soll sich die Therapie, die Wahl der Heilmittel, ergeben, welche die antisozialen Gefahren beseitigen oder doch weniger häufig und gefährlich machen sollen. Während die klassische Schule die individuellen Rechte des Verbrechers gegenüber der Gesellschaft bis zur Uebertreibung betont hat, will die positive Schule das Gleichgewicht zwischen Individuum und Gesellschaft wieder herstellen; Das ist ja auch das Ziel der modernen politischen Oekonomie gegenüber den Uebertreibungen eines zügellosen Individualismus. Wir acceptiren also die Resultate der abstrakten Erforschung des Verbrechens, so weit sie nicht allzu doktrinär ist und damit den Realitäten des sozialen Lebens widerspricht. Ohne die volle Entwickelung der klassischen Kriminalistik aber wäre die soziale Kriminalistik gar nicht möglich; wenn die Gegenwart das Kind der Vergangenheit ist, so ist sie auch, darin pflichten wir heute Leibniz bei, der Vater der Zukunft.

* * *

Der Ursprung und das Ziel der positiven Strafrechtsschule rechfertigen nun keineswegs die Anschuldigungen, die von allen Seiten gegen sie erhoben werden. Die Theoretiker nennen uns Nihilisten des Strafrechtes, weil wir behaupten, daß diese Wissenschaft bisher keine positiven Grundlagen hat, und weil wir wünschen, daß aus ihr einmal eine positivere und nützlichere Wissenschaft, eine soziale Kriminologie, hervorgehe. Wir sind nicht Nihilisten, wir erstreben im Gegentheil eine Belebung des alten Baumes der Strafrechts-

wissenschaft durch Induktion, durch die er die unter den Wipfeln der Metaphysik verdorrten grünen Zweige wiederbekommen soll.

Die Praktiker dagegen beschuldigen uns, „die Herrschaft der Justiz zu stören und die Grundlagen der Gesellschaft dadurch zu untergraben," daß wir den Dieben und Mördern die Gefängnißthore öffnen. Nun, wenn es ein Mittel geben kann, sich in dem Labyrinth des menschlichen Handelns zurecht zu finden, so ist es die Erforschung seiner natürlichen Bedingungen; und wenn es ein Ziel für den Ernst unserer Schlüsse giebt, so sind es gerade die gefährlichsten Verbrecher, denen gegenüber wir einen wirksameren Schutz der Gesellschaft verlangen.

Es handelt sich für uns, wie gesagt, darum, die induktive Methode auf die Untersuchung der Verbrechen und der Strafen anzuwenden und dadurch, nicht etwa nur in anthropologischen Studien, aus dem Strafrecht eine positive Wissenschaft zu machen: die Soziologie des Verbrechens.

Daß die Beobachtungen von Laplace über die kosmischen Nebel, daß die ersten Studien an Naturvölkern, die Untersuchungen von Camper, White, Blumenbach über Schädel- und Skelettmaße, die Beobachtungen Darwins über die Varietäten der Hausthiere, die embryologischen Arbeiten Haeckels eines Tages das Strafrecht interessiren würden, wer hätte Das wohl gedacht? Die wissenschaftliche Arbeitstheilung verbirgt oft die Möglichkeit der Kombination weit von einander entfernter Wissensgebiete, und doch ist aus diesen astronomischen, geologischen und biologischen Arbeiten die Idee eines allgemeinen Entwickelungsgesetzes hervorgegangen, durch das alle Natur- und Sozialwissenschaften umgestaltet werden, — und zu denen gehört doch die Kriminalistik auch.

Es ist ganz begreiflich, daß sich die Vertreter der alten Schule schon aus bloßem Beharrungvermögen dieser neuen Richtung widersetzen, die sie veranlassen will, die Ergebnisse der Anthropologie, Psychologie, Kriminalstatistik zu kennen, anstatt symmetrische Lehrbücher durch bloße Thätigkeit der logischen Phantasie zu konstruiren. Aber die Entwickelung des modernen Denkens zeigt, daß diese Veränderung unvermeidlich ist, — gerade in Folge der besonderen Natur des Strafrechtes.

Das Civil-, Handels- und Verwaltungrecht beschäftigen sich mit sozialen Beziehungen und abstrahiren dabei von individuellen Besonderheiten, die nicht direkt und in augenfälliger Weise von Bedeutung sind; der Kauf- und Verkaufsvertrag, die Konkursordnung, die Steuereinziehung finden ihre juristischen Normen außerhalb der individuellen Verhältnisse ihrer aktiven oder passiven Subjekte, abgesehen von gewissen evidenten Fällen, wie Nöthigung, Minderjährigkeit u. s. w. Aber das unmittelbare und beständige Objekt des Strafrechtes ist doch die Person des Verbrechers, wie sie in ihrem sozialen Milieu lebt und handelt;

das Strafrecht kann sich deshalb nicht, wie das Civilrecht, auf die formelle Betrachtung einer abstrakten Beziehung des menschlichen Handelns zum Gesetz beschränken. Es hat sich mit einer Summe von anthropologischen und soziologischen Verhältnissen zu beschäftigen, die nicht augenfällig, deshalb aber nicht minder einflußreich sind, ohne welche die natürliche Kausalität des Verbrechens nicht verständlich ist und die soziale Abwehr nicht dem individuellen Angriff entsprechen kann.

* * *

Die wichtigsten Gegensätze zwischen der abstrakten und der positivistischen Betrachtung des Verbrechers und der Verbrechen will ich in folgende parallelen Sätze zusammenfassen:

Das klassische Strafrecht gründet sich auf folgende Postulate:

1. daß der Verbrecher die selben Anschauungen und Gefühle hat wie alle Welt;

2. daß die wesentliche Wirkung der Strafen die Hinderung der Zunahme der Verbrechen ist;

3. daß der Mensch Willensfreiheit besitzt und schon allein deshalb für seine Handlungen verantwortlich ist.

Man braucht nur die scholastischen Kreise der klassischen Schule zu verlassen, um auf die Sätze der positiven, biologischen und soziologischen Wissenschaften zu stoßen:

1. daß der verbrecherische Mensch durch seine — ererbten oder erworbenen — Eigenschaften eine besondere Varietät der menschlichen Art ist;

2. daß das Auftreten, die Zunahme, die Abnahme und das Verschwinden der Verbrechen von ganz anderen Faktoren abhängt als von den vom Gesetz vorgeschriebenen und von den Richtern angewendeten Strafen;

3. daß der freie Wille nur eine subjektive Illusion ist, die durch die wissenschaftliche Psycho-Physiologie aufgehoben wird.

Rom. Professor Enrico Ferri.

Der oesterreichisch-ungarische Ausgleich.

Wenn man den Staat — wie Börne sagt — als eine Versicherungsgesellschaft betrachtet, worin jeder Theilnehmer einen gewissen Theil seiner Freiheit als Versicherungprämie entrichtet, um das Kapital zu sichern, so gilt Das im höchsten Maße für den Bestand des Gesammtstaates Oesterreich-Ungarn. Die Ungarn haben dem Ziele, das sie ein halbes Jahrhundert mit großer Zähigkeit verfolgten — nämlich zwischen Oesterreich und Ungarn den Zustand der Personalunion zu schaffen — entsagt und im politischen Ausgleich vom Jahre 1867 die Grundlagen einer einheitlichen Monarchie nach außen mit einer „dualistischen" Verfassung im Inneren angenommen. Die Prämie, die Ungarn für die Sicherung des Kapitales zahlt, ist ziemlich hoch, so daß die äußerste Linke mit einem gewissen Anschein von Wahrheit behaupten kann, daß die Prämie das Kapital verschlinge und Ungarn von Dem, was ihm versichert wird, nichts übrig bleibe. Doch der Schein trügt. Es ist wahr, daß ohne Ausgleich der Gesammtstaat Oesterreich-Ungarn nicht bestehen kann; aber andererseits ist eben so wahr, daß ohne Ausgleich der ungarische Staat, wie der Sarg Mahommeds, in der Luft schwebt und der Versicherung gegen die Gefahren seines Zusammenbruches sehr bedürftig erscheint.

Nach der Schlacht von Mohacz, wo der Ungarnkönig Ludwig seinen Tod fand, war die Aufrechterhaltung des alten Magyarenreiches unmöglich geworden. Mit ihrem angeborenen politischen Instinkt fühlten es die Magyaren, daß sie sich nun in zwei Lager theilen müßten; die Mehrheit der Magyaren wählte den Deutschen Kaiser zum König von Ungarn, um durch die Anlehnung an Deutschland — oder an die österreichischen Erbländer — eine Stütze zu finden nicht nur gegen die Türkenherrschaft, sondern auch gegen mögliche Aufstände der nicht magyarischen Nationalitäten, deren antimagyarischer Geist sich zu regen begann, — und zwar künstlich aufgestachelt dadurch, daß das ungarische Königshaus sich auf die Nationalitäten stützte, um die turbulenten magyarischen Magnaten in Schach zu halten. Um festzustellen, welches Lebensinteresse Ungarn an dem Ausgleich mit Oesterreich hat und welchen Gefahren ein ungarischer Staat mit dem System der Personalunion ausgesetzt wäre, will ich eine historische Thatsache anführen, die von offiziöser Seite bestätigt wurde, und will mich auf die Autorität des bedeutenden ungarischen Staatsmannes Franz Deak berufen.

Nach der Schlacht von Königgrätz hatten bekanntlich in Wien Straßendemonstrationen stattgefunden, die den Kaiser Franz Joseph zu dem Entschluß brachten, sich sofort mit Ungarn auszugleichen. Man meinte in der Hofburg, mit der kampfbereiten, in Italien siegreichen Armee des Erzherzogs Albrecht sei die Fortsetzung des Krieges noch möglich, falls Ungarn im Kampfe gegen Preußen mit ganzer Kraft in die Schranken trete; Das aber könne nur erreicht werden, wenn der Kaiser den Ungarn Alles gewähre, was sie wünschten, nämlich die gänzliche Unabhängigkeit des ungarischen Staates mit dem System der Personalunion. Der Kaiser ließ Deak zu sich bescheiden und bat um seinen Rath, ob die Gewährung der von Ungarn geforderten Personalunion die Ungarn zur Theilnahme an dem Kriege gegen Preußen bewegen würde oder nicht. Deak antwortete ganz offen, daß die ungarische Nation durch die Unterdrückungzeit der Systeme Bach und Schmerling sehr geschwächt sei und kaum zu bewegen

wäre, in den Kampf gegen Preußen mit Erfolg einzugreifen. Deak durfte schon aus Schonung dem Kaiser nicht die ganze Wahrheit sagen: daß nämlich in Ungarn eine antidynastische Stimmung herrsche und im Falle der Fortsetzung des Krieges eine Revolution in Aussicht stehe. Der wahre Grund aber, warum Deak die angebotene Personalunion zurückwies, war der, daß er in letzter Stunde vor der Verwirklichung der Personalunion — mit Hinblick auf die Sicherung des ungarischen Staates in dem zu gewärtigenden Augenblick der Aufrollung der Orientfrage — zurückschrak und fühlte, daß Ungarn, wenn es seine Zukunft sichern wolle, einer Anlehnung an Deutschland oder doch an das deutsche Oesterreich bedürfe und daß diese durch die Einführung der Personalunion für lange Zeit unmöglich gemacht werden würde.

Diese Ueberzeugung Deaks ist im letzten Vierteljahrhundert allen Schichten des magyarischen Volkes in Fleisch und Blut übergegangen, so daß selbst die äußerste Linke nicht mehr die „reine" Personalunion verlangt, sondern nur einen „neuen" Ausgleich in der Richtung der Personalunion. Die ungeheure Mehrheit des magyarischen Volkes ist von dem Gedanken der Zusammengehörigkeit der beiden Staaten der Monarchie durchdrungen; und daraus ergiebt sich, daß Ungarn an dem Zustandekommen des volkswirthschaftlichen Ausgleiches ein hohes Interesse hat, da die Kräftigung oder Schwächung des Gesammtstaates natürlich ein Lebensinteresse des ungarischen Staates berührt. Es fragt sich nun, ob der so wünschenswerthe Ausgleich auch möglich ist, denn — wie Napoleon III. sagte — „il ne faut jamais vouloir l'impossible." Unter dem Worte „möglich" verstehe ich, ob der Ausgleich auf verfassungmäßigem Wege, in Folge der gegenseitigen Verständigung der berufenen Faktoren, zu Stande kommen kann oder nicht; denn auf absolutistischem Wege ist ja Alles möglich.

Nun, aufrichtig gesagt, auf den ersten Blick scheint eine Verständigung ganz und gar unmöglich.

Die beiden Staaten unserer Monarchie haben völlig entgegengesetzte volkswirthschaftliche Interessen; Ungarn ist ein Agrarstaat, Oesterreich ein Industriestaat; unter solchen Umständen ein gemeinsames Zollgebiet zu schaffen, erscheint unmöglich, falls nicht beide Theile entschlossen sind, bedeutende Opfer zu bringen, um die Errichtung eines gemeinsamen Zollgebietes zu ermöglichen. Wie steht es mit dieser Opferwilligkeit in Oesterreich und in Ungarn?

Wie man in Oesterreich, d. h. im Schoße der Mehrheit des wiener Reichsrathes, über die Ausgleichsangelegenheiten denkt, Das hat der österreichische Finanzminister Bilinski unlängst in einer Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses festgestellt und aus der Darstellung des Ministers kann man sich auch über die Opferwilligkeit des Reichsrathes ungefähr klar werden. „Bei Behandlung der Ausgleichsvorlage" — sagte Herr von Bilinski — „sind drei Gesichtspunkte maßgebend. Das österreichische Element, die österreichische Regirung, muß vor Allem die berechtigten wirthschaftlichen Interessen Oesterreichs im Auge behalten. Das ist selbstverständlich unsere Pflicht und es wird sich hoffentlich Gelegenheit bieten, wo die Regirung darthun wird, daß sie diese Pflicht erfüllt hat. Den zweiten Gesichtspunkt bilden die eben so berechtigten Interessen Ungarns. Gerade so, wie die ungarische Regirung uns nicht verhindern kann, die Interessen Oesterreichs zu vertreten, so können wir die ungarische Regirung nicht

verhindern, die Interessen Ungarns zu vertreten. Diese zwei Interessengruppen sind einander ganz gleichwerthig, sie sind ganz gleichberechtigt und es muß eben getrachtet werden, zwischen diesen Interessen einen Ausgleich zu finden. Nun ist aber noch ein dritter Gesichtspunkt maßgebend. Das ist das unendlich wichtige gesammtstaatliche Interesse und das überdies hochwichtige wirthschaftliche Interesse beider Staaten, die für die Aufrechthaltung der Gemeinsamkeit des Zoll- und Handelsbündnisses mit solcher Entschiedenheit sprechen, daß keiner der beiden Staaten, weder die Parlamente noch auch die Regirung, auf eine Scheidung hinwirken kann. Wenn man nun von den beiden ersten Gesichtspunkten ausgeht und die beiderseitigen Interessen parallel laufen, so besteht selbstverständlich keine Schwierigkeit, sie neben einander zur Geltung zu bringen; insofern aber sich diese Interessen durchkreuzen, ist gar nichts Anderes möglich, als zu versuchen, irgend einen Ausgleich durch gegenseitige wohlwollende Konzessionen, von dem Prinzip der Gerechtigkeit ausgehend, zu erzielen. Wenn von verschiedenen Vertretungskörpern und auch in diesem Hause darauf hingewiesen wird, daß das Zoll- und Handelsbündniß gelegentlich gekündigt werden möge, so erlaube ich mir, darauf aufmerksam zu machen, daß vor allem Anderen die Zeit noch gar nicht so weit fortgeschritten ist, als daß man schon an die Kündigung denken sollte. Ich möchte aber auch daran erinnern, daß das Kündigungrecht beiden Seiten zusteht und daß dieses Kündigungrecht in die Gesetze, wie sie heute bestehen, durchaus nicht etwa zum Zweck einer Art von Drohung hineingekommen ist. Und warum? Weil ja die Interessen, sowohl der einzelnen Gruppen als die Rücksicht auf die gesammtstaatlichen Interessen, ganz die selben nach der Kündigung bleiben, wie sie vor der Kündigung waren. Auch für den Fall, daß gekündigt werden sollte, werden die österreichischen und die ungarischen Interessen weder schwächer noch stärker werden, als sie heute sind, und die großen, wichtigen, gesammtstaatlichen und wirthschaftlichen Interessen, die für die Einheit sprechen, werden auch nachher bestehen. Es ist durch die Kündigung gar nichts Anderes zu erzielen, als daß — wenn man bis Ende dieses Jahres mit dem Ausgleich nicht fertig werden sollte — man kündigen, inzwischen aber gar nichts thun, als weiter trachten müßte, zu einem gerechten Ausgleich zu kommen; und weil es eine Art Naturnothwendigkeit für die Monarchie ist, daß dieser Ausgleich auf Grund einer wirklich ehrlichen Gerechtigkeit zu Stande komme, denkt die Regirung auch an gar nichts weiter als an ihre Pflicht, die wichtigen Interessen Oesterreichs in irgend ein gerechtes Einvernehmen mit den eben so wichtigen Interessen Ungarns zu bringen." Am Schluß seiner Rede versichert Bilinski noch einmal das Haus, er werde die österreichischen Interessen gerade so energisch vertreten, wie die ungarische Regirung pflichtgemäß die Interessen Ungarns energisch vertreten werde.

Das ist Alles recht schön und staatsmännisch gesagt, aber des Pudels Kern sind die vom Minister Bilinski angedeuteten eventuellen gegenseitigen „wohlwollenden Konzessionen." Diese müssen auf beiden Seiten sehr weitgehende sein, damit der Ausgleich zu Stande komme, so weitgehende, daß die liberale Partei zweifelt, ob eine Verständigung ohne eine dem Ausgleich vorangehende Krise möglich sei. Dieser Pessimismus im Schoße der ungarischen Regirungpartei ist schon so weit gediehen, daß der greise Koloman Tisza, der langjährige Ministerpräsident Ungarns, der noch immer hinter den Coulissen die liberale Partei leitet und die Rolle spielen möchte,

die einst Franz Deak spielte, sich gedrängt fühlte, das Wort zu nehmen und seine warnende Stimme zu erheben. Unter Anderem antwortete Tisza auf die Bemerkung der Opposition, die es nicht begreifen kann, wie Tisza und die Regirungpartei auf die Erneuerung des Zollbündnisses eingehen könnten, da doch die Monarchie ganz in das Fahrwasser des Protektionismus gerathen sei, also die wichtigste Vorbedingung des gemeinsamen Zollgebietes, die Freihandelspolitik, wegfalle. Tisza erwiderte darauf, daß eben der ganze europäische Kontinent protektionistisch geworden sei; daß unter solchen Umständen die Erhaltung eines großen einheitlichen Zollgebietes auch für Ungarn großen Werth haben müsse, liege auf der Hand. Tisza könne diesen Gedanken — wie er sagte — auch durch regelrechte statistische Nachweise begründen. Tisza hat keine sogenannte große Rede gehalten und keine Lösung des Problems des Zollbündnisses angedeutet; er beschränkte sich auf einige Bemerkungen, die der liberalen Partei andeuten sollten, daß sie in der Zollfrage eine reservirte Haltung annehmen möge. Es handelt sich dabei hauptsächlich um ein Parteiinteresse, das mit den Wahlen und der Popularität der gealterten liberalen Partei in engem Zusammenhange steht. Die liberale Partei ist im Verlaufe ihrer zwanzigjährigen Herrschaft blutarm geworden, so daß ihr jedes oppositionelle Lüftchen schadet und sie gegen die Angriffe, die sie bei den Wahlen zu gewärtigen hat, bei Zeiten kluge Vorsorge treffen muß; sie darf sich für das Zollbündniß nicht erwärmen, damit die Wähler — die Grundbesitzer in der Provinz — nicht den Verdacht hegen, daß die Regirungmänner aus Parteiinteresse nach obenhin die agrarischen Interessen der Grundbesitzer Ungarns dem Zustandekommen des Ausgleiches opfern wollen; sollte dieser Verdacht bei den Wählern der liberalen Partei Wurzel fassen, so würde große Gefahr vorhanden sein, daß die liberale Partei bei den Wahlen den oppositionellen Parteien gegenüber keine absolute Mehrheit erhalten und durch eine Koalition der oppositionellen Gruppen niedergestimmt werden würde.

Der Ausgleich mit Oesterreich wird aber zu Stande kommen, weil er zu Stande kommen muß. Die Frage ist nur, ob er auf verfassungmäßigem Wege, ohne Eingreifen der Krone, zu Stande kommt; geschieht Das, so ist es wieder eine zweite Frage, ob die liberale Partei, die den Ausgleich erneuert, dadurch nicht einen Selbstmord begeht. In engem Zusammenhange mit den Ausgleichsangelegenheiten steht die nächste Zukunft der liberalen Partei, die in ihrer jetzigen Verfassung nicht mehr am Ruder verbleiben kann, weil sie im Verlauf ihrer zwanzigjährigen Herrschaft sich abgenutzt hat und kraftlos geworden ist. Sie muß unbedingt neue Kräfte an sich heranziehen und die Kapazitäten ersten Ranges im ungarischen Parlament müssen wieder die Leitung der Geschäfte übernehmen. Das Kabinet Bánffy ist ein Uebergangsministerium, das die Aufgabe erhielt, die kirchenpolitischen Gesetze mit möglichster Schonung der aufgeregten Gemüther durchzuführen. Das ist dem Ministerpräsidenten auch gelungen. Die Ruhe ist nirgends gestört worden und die Geistlichkeit hat sich dem Unvermeidlichen gefügt. Nun hat Baron Bánffy den Versuch gemacht, die Nationalpartei an sich heranzuziehen, und er hat dem Grafen Apponyi und seinen Anhängern Portefeuilles angeboten. Bánffy ist, als ehrlicher, uneigennütziger Staatsmann, so weit gegangen, daß er sich bereit zeigte, im Falle der Fusion der liberalen Partei mit der Nationalpartei zurückzutreten und die Bildung eines neuen Kabinets dann dem

Chef der Nationalpartei, dem Grafen Albert Apponyi, zu überlassen. Aber die Tiszagruppe wollte von der Fusion mit Apponyi als Parteiführer nichts hören und Graf Apponyi lehnte es auch ab, die Fusion mit der liberalen Partei zu vollziehen, selbst unter der Bedingung, daß er zur Bildung eines Kabinets der fusionirten Parteien berufen werden sollte. Statt der Fusion bot Graf Apponyi der liberalen Partei eine Annäherung an, die die Tiszagruppe deshalb zurückwies, weil sie befürchtete, daß durch die Verbrüderung mit der Apponyi-Partei der innere Zusammenhang der liberalen Partei gelockert werden könnte. Wie man sieht, ist Graf Apponyi der Mann der nächsten Zukunft. Man kann nicht leugnen, daß er Recht hat, wenn er die kommenden Ereignisse abwartet, denn die liberale Partei wird nach dem Zustandekommen des Ausgleiches, und nachdem die Neuwahlen für das Abgeordnetenhaus im künftigen Frühjahr erfolgt sein werden, ihre Rolle ausgespielt haben. Der beste Beweis, daß die liberale Partei, selbst mit einer numerischen Mehrheit im Parlament, nicht mehr lebensfähig ist, liegt in dem Umstande, daß die leitenden Staatsmänner der liberalen Partei sich in den Hintergrund zurückgezogen und die Ministerportefeuilles den politischen Größen zweiter Klasse anvertraut haben. Tisza (Vater und Sohn), Graf Albin Csáky, Wekerle, Desider Szilágyi und Andere haben sich selbst kalt gestellt und unterstützen mit großer Reserve das Kabinet Bánffy, ohne daß sie doch wagen, ihre Popularität durch ein Hervortreten zu kompromittiren.

Bánffy beherrscht vorläufig die Lage und kann auf die Unterstützung der ganzen liberalen Partei rechnen, so lange das Mandat der Abgeordneten nicht abläuft und die Neuwahlen nicht vollzogen sein werden. Jeder Abgeordnete der Mehrheit hat ein Interesse daran, mit Bánffy auf gutem Fuße zu stehen, weil er sonst Gefahr läuft, sein Mandat bei der Wiederwahl durch einen anderen Kandidaten der Regirung bestritten zu sehen. Fühlt aber der wiedergewählte Abgeordnete sein Mandat auf fünf Jahre gesichert, so wird er der Regirung gegenüber ganz andere Saiten aufziehen. Die heutigen „geheimen" Frondeurs werden dann offen auftreten; sie werden sich zählen und eine neue Gruppe bilden; in kurzer Zeit wird vermuthlich die Fusion mit Apponyi zu Stande kommen. Die neue Partei kann dann auf die Unterstützung der Ugron-Gruppe rechnen und auf jene der katholischen Volkspartei, — wenigstens bei der Niederstimmung der Regirung. Ist einmal Bánffy gefallen, so ist es aus mit dem Bestande der liberalen Mehrheit, denn alle sogenannten „Streber" werden sich der apponyischen Fusion anschließen. Apponyi möchte natürlich bei seinem Regirungantritt den Ausgleich vollzogen vorfinden. Es ist aber möglich, daß bis zur Zeit der Neuwahlen der Ausgleich nicht zu Stande kommt, sondern ein Provisorium vereinbart wird, das so lange dauern soll, bis die Verständigung erfolgen kann. Mit anderen Worten: es würde eventuell für das nächste Jahr bezüglich der Ausgleichsangelegenheiten ein modus vivendi geschaffen. In diesem Falle wäre die Lebensfrist der liberalen Partei auf die Dauer des modus vivendi verlängert, denn Apponyi kann und will nur dann zur Kabinetsbildung berufen werden, wenn einmal der definitive Ausgleich abgeschlossen sein wird.

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.

Fremde Arbeit.

II.*)

Der Strom nach Westen, in den die Arbeitkräfte des östlichen und südöstlichen Europa eingetreten zu sein scheinen und der den Gegenden mit der geringsten Volksspannung zustrebt, endet keineswegs auf den Rübengütern Mitteldeutschlands. Allerdings kommen slavische Arbeiter fast niemals nach dem deutschen Westen; aber italienische Arbeiter sind in den Rheinlanden keine Seltenheit und noch weniger jenseits der französischen Grenze. Ist die Frage der fremden Arbeit für Deutschland eine ernste und für die deutschen Theile Oesterreich-Ungarns eine Lebensfrage geworden, so ist sie für Frankreich fast noch mehr. Denn ohne die Einwanderung fremder Arbeitkräfte ginge der französische Volksstand an Zahl zurück. 1784 hatte Frankreich 24,75 Millionen Einwohner, 1801 27,5, 1806 über 29, 1821 nahezu 30,5 und 1870 37,9 Millionen. Durch die Abtretung Elsaß-Lothringens 1871 ist dem Lande ein Verlust von 1,5 Millionen Einwohnern entstanden; und seitdem ist die Bevölkerung langsam gewachsen, so daß das Land heute 300 000 Einwohner mehr hat als 1869. Aber dieser Bevölkerungzuwachs ist ein geborgter. Der fast stillstehende Volksstand Frankreichs hat in dem letzten Vierteljahrhundert von drei verschiedenen Richtungen her Zuschübe erhalten, denen allein er es zu verdanken hat, daß er nicht bedenklich gesunken ist: von Norditalien, aus Elsaß-Lothringen und aus Belgien. Jede von diesen drei Einwanderergruppen weist ihre besonderen Merkmale auf und steht unter besonderen Verhältnissen. Vom Nordosten her dringt belgische Arbeiterbevölkerung ein und rückt von Ort zu Ort nach Westen und Südwesten vor. Sie zählt nach Tausenden und gewinnt namentlich in der Kohlenarbeit unabläßig Boden. Die Arbeiterschaft der Kohlenwerke des Pas de Calais besteht zum großen Theile aus Belgiern; und von Zeit zu Zeit kommt es zu heftigen Zusammenstößen zwischen ihnen und der einheimischen Bevölkerung. Die Kämpfe von 1892, in denen tausend belgische Arbeiterfamilien einen großen Theil ihrer Habe einbüßten und aus ihren Siedelungen vertrieben wurden, sind noch in frischer Erinnerung. Sie stellen den umfangreichsten Kampf einer eingeborenen Arbeiterschaft gegen fremde Eindringlinge dar, den die moderne Geschichte kennt. Sind es hier im Norden fast ausschließlich Arbeiter, die einwandern, so erstreckt sich die elsaß-lothringische Einwanderung auf alle Berufe, ganz besonders stark aber auf den Beamtenstand. Der äußere Anlaß dazu, in vielen Fällen freilich auch nur der Vorwand, ist die Lostrennung Elsaß-Lothringens von Frankreich 1871. Die Einwanderer

*) S. „Zukunft" vom 25. April 1896.

sind ihrer Abkunft nach Deutsche, die aber in Folge der zweihundertjährigen politischen Zugehörigkeit ihres Landes zu Frankreich ihrer Gesinnung nach Franzosen sind. Es ist ein großer Irrthum, anzunehmen, daß der Besitzwechsel Elsaß-Lothringens diese Wanderung nach dem alten Frankreich erzeugt habe. Bereits in dem Jahrzehnt von 1860 bis 1870 sind vielmehr 6,32 Prozent des Volksstandes der nachmaligen Reichslande ausgewandert und durch die Ereignisse von 1871 hat sich in dem Jahrzehnt von 1870 bis 1880 die Auswanderung nur um 1,04 Prozent gesteigert und im Ganzen 7,36 Prozent des reichsländischen Volksstandes betragen. Gleichwohl ist die Auswanderung nach Frankreich noch immer nicht unbeträchtlich. Von 1871 bis 1890, in einer Zeit, für die bei uns genaue amtliche Statistiken vorliegen, sind mindestens 280000 Personen aus dem Reichslande ausgewandert und dafür haben sich mindestens 64000 Altdeutsche und 12000 Fremde dort niedergelassen, so daß die Auswanderung die Einwanderung rund um 204000 übersteigt. Trotzdem ist in Folge des beträchtlichen Geburtenüberschusses über die Todesfälle in dieser Zeit die Civilbevölkerung um etwa 19000 gewachsen, die Gesammtbevölkerung um 53000. Dieser beträchtliche Unterschied kommt bekanntlich auf Rechnung der Thatsache, daß fast alle eingeborenen Reichsländler in Altdeutschland ihrer Dienstpflicht zu genügen haben.

Von den 204000 reichsländischen Auswanderern aus der Zeit zwischen 1871 und 1890 ist naturgemäß der größte Theil nach Frankreich ausgewandert, obgleich an manchen Orten auch eine nicht unbedeutende herkömmliche Auswanderung nach Amerika stattfindet. Ueber die Stellung der französischen Bevölkerung zu der Einwanderung dieser „politischen Märtyrer“ und „unglücklichsten Kinder der großen Nation“ haben wir hübsches Material in einer Reihe von Berichten. Zweifellos hat die französische Regirung seit dem Kriege Alles gethan, um den sich nach Frankreich zurückziehenden Elsaß-Lothringern fortzuhelfen, und noch heute ist es bei der Bewerbung um ein von der Regirung zu vergebendes Amt eher eine Empfehlung als ein Hinderniß, Elsaß-Lothringer zu sein. Die Beamten und Industriellen empfinden jedoch die Einwanderer als äußerst lästig und der Umstand, daß zahlreiche große elsässer Firmen nach der Einverleibung ihrer Wohnorte in das Deutsche Reich gezwungen gewesen sind, in Frankreich Zweigbetriebe zu errichten, um auf dem durch einen Zollwall geschützten französischen Industriemarkte wettbewerbsfähig zu bleiben, hat nicht gerade dazu beigetragen, diese Stimmung zu mildern. Am Wenigsten scheinen die eigentlichen Arbeiterkreise von der reichsländischen Einwanderung berührt zu werden; und in der That ist die Auswanderung jüngerer, bald militärpflichtiger Männer nach Frankreich weit geringer, als gewöhnlich angenommen wird. In den Jahren unmittelbar nach dem Kriege war sie naturgemäß am Stärksten. Trotzdem sind unter den

204000 Auswanderern von 1871 bis 1890 93700 Frauen und 110400 Männer, also nur 16700 Personen männlichen Geschlechtes mehr als Frauen. Welche Bedeutung die Auswanderung der am Schärfsten französisch empfindenden Glieder für die Verdeutschung der Reichslande hat, liegt auf der Hand. Sie bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß in zwei weiteren Jahrzehnten das Land so gut wie rein deutsch sein wird, das Deutschthum also in etwa einem halben Jahrhundert 14500 Quadratkilometer Boden gewonnen hat. Dabei haben die verschiedensten günstigen Umstände mitgewirkt: einmal das Bestehen einer regelmäßigen Auswanderung in der Richtung nach der geringeren Volksspannung hin, also nach Frankreich, schon vor 1871; dann der Umstand, daß für Altdeutschland die Rheinlande die Gegend mit der geringeren Volksstandsspannung sind; ferner der Stillstand, der zeitweilige Rückgang der französischen Geburtenziffer; endlich zahlreiche industrielle Faktoren, wie die Eröffnung des Gesammtgebietes des deutschen Zollvereines für die Weine, die Baumwollenwaaren, die Eisenindustrie der Reichslande. Alle diese Umstände aber wären bedeutungslos gewesen, stände hinter ihnen nicht überragend eine physiologische und eine die Lebenshaltung betreffende Thatsache. Namentlich die Mitte Deutschlands besitzt eine ungeheure Erzeugung von Arbeitkräften, deren Leistungen über das daheim übliche Lohnmaß hinausgehen und deren Lebenshaltung doch nicht so kostspielig ist, daß der ihr entsprechende Lohn jenes Mehr an Leistung für den Unternehmer wettmachte. Erst damit ist die physiologische und volksstandswirthschaftliche Grundlage für jene Wanderungen nach dem Westen gegeben. Trotzdem scheint die Besiedelung von 14500 Quadratkilometern, so weit sie nicht eine unbedingt anähnelbare Bevölkerung haben, bei der starken deutschen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten eben Alles zu sein, was der deutsche Volksstand augenblicklich leisten kann. Sonst könnte nicht in der Schweiz die deutsche Sprachgrenze stellenweise vor der französischen zurückweichen, wie es thatsächlich der Fall ist. Ist doch in dem Kanton Wallis in einem halben Jahrhundert aus dem deutschen Sitten ein französisches Sion geworden.

Ist die Kohlenarbeiterbevölkerung des französischen Nordens von den leistungfähigeren belgischen Arbeitern und die Gesammtheit der französischen Beamten und Gewerbtreibenden von den amtlich nicht als Fremde betrachteten Elsaß-Lothringern bedroht, so besteht für den Süden Frankreichs, bis einschließlich Paris, eine ähnliche Gefahr in den eindringenden Italienern. Beinahe jede Stadt hat ihre italienische Arbeiterkolonie; und Spezerei-, Blumen-, Seiden-, Konditorei-, Bäcker-, Lederwaaren-Geschäfte sind in riesiger Anzahl in italienischen Händen. Jeder Reisende, der einmal in einer französischen Stadt war, kennt die zahlreichen italienischen Namen auf den Ladenschildern, den Schildern der Aerzte, Kaffeehäuser u. s. w. Und doch sind die Laden-

schilder nur Symptome für ganze Gruppen von Italienern, die dort in Arbeit stehen, und Tausende sind außerdem im Brote bei Arbeitgebern mit gut französischen Namen. Die scharfe Spannung zwischen heimischen und fremden Arbeitern bewog schon im Mai 1888 den Gemeinderath von Paris, den Unternehmern städtischer Arbeiten die Verpflichtung aufzulegen, bei städtischen Arbeiten nicht mehr als ein Zehntel fremder Arbeiter zu beschäftigen und bei Kasernen und Postgebäuden überhaupt nur heimische Arbeit zu verwenden, bei Strafe von zehn Francs für jeden einzelnen Fall und unter Umständen sogar bei Strafe der Entziehung des Baurechtes. Obgleich vom Ministerrath für ungiltig erklärt, sind diese Verfügungen 1890 vom Gemeinderath erneuert worden und bestehen in der Praxis noch immer fort, obgleich sie dem Säckel der Stadt keineswegs förderlich sind. Denn die häufige Verwendung fremder Arbeit hat eben ihren guten Grund darin, daß sie billiger ist, d. h. daß bei den fremden Arbeitern Leistung und Lohn in einem für die Arbeitgeber günstigeren Verhältniß stehen. Nach den Vorfällen im Pas de Calais (1892) richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Frage der fremden Arbeit, ohne daß irgend etwas Vernünftiges dabei zu Tage gekommen wäre. Die verschiedensten Vorschläge wurden gemacht. Im Mai 1893 kamen die verschiedenen Anträge über die Stellung fremder Arbeiter in der französischen Kammer zur Berathung. Am sechsten Mai war die entscheidende Sitzung. Der Abgeordnete Jourde brachte ein Amendement ein, das den Unternehmern von Staats-, Departements- und Kommunalarbeiten untersagte, ausländische Arbeiter zu beschäftigen, und den übrigen Arbeitgebern verbot, fremde Arbeiter zu einem geringeren Lohne als dem den französischen gezahlten in Dienst zu nehmen. Es wurde jedoch abgelehnt, während der Gesetzentwurf, der die Ausländer betraf, angenommen wurde. Danach müssen sich die Ausländer polizeilich melden, wenn sie nicht einer Geldstrafe unterliegen wollen. Noch einmal scheiterte ein weiterer Versuch, der fremden Arbeit einen Stein in den Weg zu werfen, da ein Amendement, das die Unternehmer verpflichten wollte, für die bei ihnen beschäftigten Arbeiter eine Steuer zu zahlen, mit großer Mehrheit fiel. Endgiltig scheint die Frage eines gesetzgeberischen Eingriffes in dieses Gebiet damit jedoch keineswegs abgethan zu sein. In der Praxis führte die Spannung zwischen heimischer und fremder Arbeit schon sehr bald zu neuen Verwickelungen. Am siebenzehnten August 1893 griff eine Bande französischer Arbeiter mit großer Ueberzahl einen Trupp italienischer Arbeiter in Aigues Mortes an und es kam zu einer Rauferei, wobei zehn Tote und sechsundzwanzig Verwundete auf dem Platze blieben. Ein allgemeiner Aufruhr folgte der That; mit Stöcken bewaffnete Haufen französischer Arbeiter durchzogen die Straßen, die Geschäfte wurden geschlossen, die Gendarmerie mußte verstärkt werden und nur mit Mühe

gelang es, weitere Ausschreitungen zu vereiteln. Die Erbitterung, die in Frankreich gegen die überlegene fremde Arbeit herrscht, kam in unwiderlegbarer Weise zum Ausdruck in dem Urtheil des Geschworenengerichtes zu Angoulême, das die des Totschlages und der Körperverletzung Schuldigen, zum Theil halbe Strolche, freisprach, und in der Weigerung der Krankenhäuser von Marseille, die in Aigues Mortes verwundeten Italiener aufzunehmen. Daß die Regirung später aus den geheimen Fonds entsprechende Entschädigungen für die Angehörigen der getöteten Italiener bewilligte, war selbstverständlich, da Italien bei einer Schädigung französischer Unterthanen in Rom und Neapel mit einer namhaften Entschädigung vorangegangen war. Nach der Angabe des Mörders war die Ermordung des Präsidenten der französischen Republik, Sadi Carnot, im Juni 1894 das blutige Nachspiel der Szenen von Aigues Mortes und die Rache für das Geschworenenurtheil. Aber selbst die ungeheuere Erregung, die der Mordthat Caserios folgte, hat doch nur wieder deutlich gezeigt, welche Massen fremder Arbeiter sich in Frankreich aufhalten. Der durch die That eines Italieners erbitterte Pöbel wandte sich sofort gegen die Gesammtheit der italienischen Arbeiter; und die Folge war eine wahre Panik. Aus Lyon und anderen Städten flüchteten die Bedrohten nach der Grenze. In wenigen Tagen langten in Turin 3000 aus Frankreich flüchtige Italiener an; der Andrang war so groß, daß Sonderzüge eingestellt werden mußten. Seitdem hat die Office du travail in Paris Zusammenstellungen über die ausländische Bevölkerung in Frankreich gegeben, die wenigstens einen Ueberblick über die Zeit von 1851 bis 1891 ermöglichen. Vor 1851 fehlt jedes Material, da bis dahin die Nationalität des Volksstandes bei Volkszählungen nicht mit gebucht wurde. 1851 wurde die Anwesenheit von 380000 Fremden festgestellt, die damals 1,06 Prozent der Bevölkerung bildeten. Im Jahre 1891 hatte sich die Zahl der als Fremde Gebuchten fast verdreifacht. Sie war auf 1130211 oder 3 Prozent der Bevölkerung angewachsen. Die Zahl der wirklich eingewanderten Fremden ist jedoch um Hunderttausende höher. Von 1851 bis 1891 ließen sich 150000 Fremde in Frankreich naturalisiren; und diese Summe scheint mindestens die unmittelbar nach dem Friedensschluß von 1871 nach Frankreich übergetretenen Elsaß-Lothringer nicht zu berücksichtigen, denn die 204000 Auswanderer, die die deutschen Reichslande zwischen 1871 und 1890, also in nur der Hälfte jener Zeit, verlassen haben, sind ja zum allergrößten Theile Franzosen geworden oder geblieben. Es ist kaum anzunehmen, daß mehr als ein verschwindend geringer Prozentsatz von ihnen Reichsdeutsche geblieben sind. Das ist um so wahrscheinlicher, als die Zahl der in Frankreich lebenden Reichsdeutschen in der gleichen Zeit sehr stark zurückgegangen ist, wenigstens seit 1886. Dies scheint jedoch mehr als auf etwaige Rückwanderung auf

das Absterben der früheren Einwanderer aus Deutschland und das Mangeln eines Zuzuges zurückzugehen. Im Jahre 1851 zählte Frankreich 51 000 Deutsche und Oesterreicher, im Jahre 1886 110000. 1891 hingegen finden sich nur noch 95000 in Frankreich wohnende Deutsche und Oesterreicher, und zwar 83000 Deutsche und 11900 Oesterreicher. Die Hauptmasse der heute in Frankreich beschäftigten fremden Arbeiter vertheilt sich demnach auf Belgier und Italiener. 1851 hatte Frankreich 128000 Belgier, 1891 466000, und heute hat es vermuthlich über eine halbe Million. Italiener arbeiteten 1851 in Frankreich 63000, 1891 286000 und heute wahrscheinlich gegen 350000. Von 1851 bis 1891 hat sich die Zahl der in Frankreich lebenden Belgier nahezu vervierfacht, die der dortigen Italiener nahezu verfünffacht. Das Schwergewicht dieser elfhunderttausend fremden Arbeiter, fast die Hälfte, 510381, fällt auf die Industrie; ein knappes Viertel, 236079, auf den Landbau, 175687 auf den Handel, 34254 auf das Transportgewerbe, 65000 bekennen sich als Rentner, 40000 betreiben „liberale Professionen" und 2398 sind in Verwaltungen beschäftigt. Von den 1131211 Fremden, die im Jahre 1891 festgestellt wurden, wurden 339283 als dem Arbeiterstande angehörig betrachtet, also noch nicht ein Viertel, und zwar 261391 männliche und 76892 weibliche. Zwei Drittel davon entfallen auf die Industrie, auf die nur 45 Prozent der gesammten französischen Arbeiterschaft kommen. Der höchste Prozentsatz fremder Industriearbeiter kommt wiederum auf chemische Fabriken, Erd- und Bergwerksarbeiten, Beleuchtung- und Gasindustrie insbesondere und das Schneider- und Schuhmachergewerbe. Die im Wettbewerb um die Arbeitgelegenheit siegreichen und kraft ihrer verhältnißmäßig höheren Leistung in den französischen Volksstand eindringenden Fremden gehören also keineswegs, wie die Slaven in deutschen Gegenden, nur dem Bodensatz der Bevölkerung an. Noch nicht ein Viertel von ihnen sind eigentliche Arbeiter; und von diesen gehören viele den höheren, bestbezahlten Industrien an.

Noch weit bedenklicher stehen die Verhältnisse für die einheimische Bevölkerung in der benachbarten Schweiz, die durch ihren gemischtsprachlichen Volksstand, das Fehlen einer allgemeinen Dienstpflicht und große Freiheiten für Fremde, eine große Anziehungskraft für zahlreiche Ausländer besitzt, während überdies durchschnittlich ihre französische Bevölkerung nicht mit ihrer deutschen in gleichem Schritte wächst. Hätte sich das Deutschtum nicht seit 1871 die Reichslande zu erobern und würde dadurch die Volksspannung der französischen Sprachgebiete nicht an sich verstärkt, so würde wahrscheinlich unter den heutigen politischen Verhältnissen der Kampf zwischen deutscher und französischer Arbeit im Wesentlichen auf dem Gebiete der Schweiz ausgefochten werden. Aber auch so, wie die Verhältnisse liegen, bietet die Schweiz ganz außergewöhnliche Zustände. Hatte die Bevölkerung Frankreichs

1895 3 Prozent Fremde in sich, so hatte die Schweiz 1888 deren 8 Prozent. Auf einen Volksstand von 2 900 000 Einwohnern kamen 230 000 Fremde, die sich unterdessen auf über eine Viertelmillion vermehrt haben dürften. Dabei werden diese 8 Prozent in den wohlhabenderen Kantonen riesig überschritten und jährlich erwirbt noch nicht ein Prozent der ansässigen Fremden das Bürgerrecht, durchschnittlich etwa 2000, während die fremde Bevölkerung wesentlich über 3000 jährlich wächst. Im Kanton Genf bilden die Fremden 39 Prozent der Bevölkerung (40 000 unter 105 000); im Kanton Baselstadt 32 Prozent (25 000 von 74 000); im Kanton Zürich 10 Prozent (34 000 von 340 000); im Kanton Thurgau 9 Prozent (10 000 von 105 000). Unter diesen Fremden sind zahlreiche Franzosen. Diese halten den Deutschen jedoch im Ganzen nicht die Wage. Im Kanton Genf befinden sich allerdings 31 000 Franzosen, aber der Kanton Zürich allein hat 27 000 und Baselstadt 22 500 Deutsche. Hierbei handelt es sich keineswegs um Verhältnisse, die in einem Lande an der Grenzscheide dreier Nationalitäten natürlich wären. Denn Belgien, das sich in vielfacher Beziehung mit der Schweiz vergleichen läßt, kennt ähnliche Zustände nicht. Kraft der aus eigenen Mitteln erzeugten Volksspannung enthielt das Land mit seinen 6 200 000 Millionen Einwohnern am Ende des Jahres 1890 nur 170 000 Fremde, d. h. 2,7 Prozent, trotz seiner Industrie und seinem Handel, mit denen sich die Schweiz nicht entfernt messen kann. Dem schweizer Arbeiter ist denn bei diesen Verhältnissen auch nicht sonderlich wohl zu Muth, und da er sich selbst entweder als deutschen oder als französischen Stammes fühlt, je nach der Sprache, die er spricht, so richtet sich sein Haß besonders gegen die Italiener, deren Lebenshaltung der seinen sehr fern steht, ohne daß ihre Leistung eine entsprechend geringere wäre. 1892 hat die lokale Gesetzgebung Gelegenheit gehabt, sich mit dieser Frage zu beschäftigen. Die Gemeindevertretung Zürichs beauftragte den Stadtrath, zu verfügen, daß heimische Arbeiter bei städtischen Unternehmungen bevorzugt werden sollten. Kurz vorher war im Großen Rath zu Basel der Antrag gestellt worden, fremde Arbeiter sollten bei öffentlichen Unternehmungen überhaupt keine Verwendung finden, hatte aber keine Mehrheit zu erreichen vermocht. Da die Regirungskörper versagten, sind die Arbeiter zur Selbsthilfe geschritten. Wiederholt, namentlich 1893 in Bern, ist es auch hier zu blutigen Zusammenstößen gekommen.

Großbritannien nimmt in mehr als einer Hinsicht in der Frage der fremden Arbeit eine besondere Stellung ein. In Folge seiner Insellage fehlt ihm eine Grenzbevölkerung, die zwei Sprachen spricht, oder gar eine Nachbarbevölkerung mit der selben Sprache, wie sie Frankreich z. B. an der belgischen Bevölkerung hat. Dadurch, daß es das erste Land gewesen ist, das sich zu einem Industriestaate aufschwang und noch immer den größten

Ausfuhrhandel der Welt hat, und dadurch, daß dieser Aufschwung sich auf eine durch Fabrikgesetzgebung und Gewerkvereinsthum gleich geförderte Arbeiterauslese im Inneren stützte, die zu einer beträchtlichen Steigerung der Leistungen der gelernten Arbeiter führte, während der Abhub rasch in den Ostenden der großen Fabrikstädte versank, sind in Großbritannien Zustände entstanden, die der fremden Einwanderung ungünstig waren. Gleichwohl hat, durch die relativ hohen Löhne der englischen Arbeiterschaft angezogen, sich ein kleiner Einwandererstrom vom Festland nach England ausgebildet, der in neuerer Zeit vielfach der Gegenstand von Erörterungen, auch von parlamentarischen, geworden ist. Seitdem durch umfängliche Statistiken festgestellt ist, daß der deutsche Handel seit geraumer Zeit in ungleich rascherem Schritte wächst als der englische*); seit England eine bedeutende Einfuhr an Industrieprodukten vom Festlande erhält und damit erwiesen ist, daß der Kontinent mit seinen vielfach niedrigeren Löhnen auf vielen Gebieten billiger produzirt als England; seitdem man Deutschland, das Land der Träumer und Schwärmer, als einen vielfach überlegenen industriellen Konkurrenten anerkennen muß, ist in der Gewerkvereinsbewegung und den ihr befreundeten politischen Richtungen nicht nur der Ruf nach industriellen Schutzzöllen laut geworden, sondern gleichzeitig auch der Ruf nach einer Einschränkung der Einwanderung fremder Arbeit. Denn so viel Sachkenntniß hat man in jenen Kreisen, daß man weiß, wie die Einführung von Industriezöllen die fremde Einwanderung mit einem Schlage gewaltig steigern müßte. Denn nur, weil die Produkte fremder Industrien heute ungehindert auf den englischen Markt dürfen, brauchen fremde Arbeiter nicht in größerer Menge in das Land zu kommen. Die Agitation für gesetzgeberische Maßregeln gegen fremde Einwanderung hat durch die verschiedenartigsten Uebertreibungen auf die öffentliche Meinung zu wirken gesucht. Einmal ist der fremden Arbeit der Vorwurf gemacht worden, daß sie die heimische Arbeit aus dem Brote verdränge. Beweise dafür fehlen freilich völlig und sind auch nicht in der Parlamentsdebatte am elften Februar 1893 geboten worden. Aber wenn die Behauptung richtig wäre, so bewiese sie doch nur, daß die fremde Arbeit der heimischen beträchtlich überlegen wäre, d. h. für den selben Lohn mehr leistete als die heimische, und zwar beträchtlich mehr; denn nach dem Lohn-Leistungsgesetz ist die leistungfähigere Arbeit, die in diesem Falle fast immer die britische ist, der minder leistungfähigen um

*) Vor einem halben Jahrzehnt kamen von der gesammten Einfuhr nach Italien 22 Prozent auf England und 11 Prozent auf Deutschland. Seitdem ist die englische Einfuhr auf 25 Prozent und die deutsche auf 45 Prozent gestiegen. Nicht ganz so stark ist die Zunahme der deutschen Ausfuhr nach allen europäischen Ländern. Aber doch ist sie in der gleichen Zeit um 28 Prozent gewachsen, die englische hingegen nur um 7 Prozent.

mehr als eine entsprechende Lohndifferenz überlegen. Das bedeutete aber nicht mehr und nicht weniger, als daß die Gewerkvereinsbewegung die englischen Löhne der oberen Lohngrenze weit näher gebracht hätte, als die niedrigeren Löhne der Ausländer ihrer oberen Lohngrenze stehen, und daß somit die Konkurrenzfähigkeit der englischen Industrie auf der Messerschneide stände. Kein sentimentales Geschwätz hilft darüber hinweg; und wenn in der erwähnten englischen Parlamentsdebatte Sir William Marriott sagte, die fremden Arbeiter langten in England so arm an, daß sie für viel geringere Löhne arbeiteten, als die arbeitenden Klassen sich gefallen lassen sollten; und wenn Labouchere in der selben Debatte verkündigte: „Es ist unmöglich, für unsere eigenen Arbeitlosen Arbeit zu finden oder die Lebenshaltung des heimischen Handwerkers zu heben, so lange diese hungernden Fremden ins Land kommen und mit dem britischen Arbeiter unter solchen unbilligen Bedingungen konkurriren dürfen," so beweist Das weiter nichts als die absolute Unkenntniß der einschlägigen Verhältnisse. Der leistungsfähigere Arbeiter kann, so lange er nicht seiner oberen Lohngrenze näher kommt als der minder leistungfähige der seinen (die gleiche Nähe schließt für ihn einen höheren als nur einen seiner größeren Leistung proportionalen Lohn ein), von diesem gar nicht unterboten werden. Wird er es, dann ist damit der Beweis geliefert, daß seine Ansprüche an die Lebenshaltung seiner Konkurrenzfähigkeit im Wege stehen oder, mit anderen Worten, daß seine Leistung nicht auf der selben Stufe steht wie seine Ansprüche. Die von den Gewerkvereinen und der damit zusammenhängenden politischen Agitation in Umlauf gesetzten Zahlenangaben über die Höhe fremder Einwanderung nach Großbritannien sind sämmtlich in riesigem Maße übertrieben. Von den Kulturländern Europas hat England den geringsten Prozentsatz von Fremden. Nach den zuverlässigen Statistiken sind 1891 12000, 1892 nicht ganz 11500, 1893 etwas unter 6000 Fremde eingewandert. 1894 und 1895 sind die Zahlen augenscheinlich wieder gestiegen, ohne jedoch den früheren Betrag entfernt zu erreichen. Nach der letzten Volkszählung befanden sich unter einer Bevölkerung von 39000000 nur 219523 Fremde, also wenig über ein halbes Prozent (0,58), während z. B. Deutschland 1890 0,88 Prozent und Oesterreich 1,72 Prozent Fremde besaß. In Frankreich erreichte der Fremdenbestand bereits 1886 2,97 Prozent und ist seitdem, wie bemerkt, auf fast 3 Prozent gestiegen. Die Erbitterung des englischen Arbeiters namentlich gegen den deutschen hat ihren wirklichen Grund viel mehr in der immer wachsenden Einfuhr deutscher Industrieprodukte als in einer ernsten Bedrohung des britischen Arbeitangebotes durch festländisches. Die durch Karl Peters' Buch „Deutschnational" in Umlauf gesetzten Statistiken über die Deutschen in England, nach denen London allein 150000

Deutsche enthalten soll, sind sammt und sonders enorm übertrieben. Die Zahl der naturalisirten Fremden, die auf 2500000 angegeben wird, ist allerdings schwer nachzuprüfen, da darüber alle amtlichen Angaben fehlen.

Allein durch diese Thatsachen wird es verständlich, warum bisher alle vorgeschlagenen gesetzgeberischen Maßregeln gegen fremde Einwanderung in Großbritannien gänzlich gescheitert sind und warum die Erörterung der Frage in Großbritannien eine so eigenthümliche Richtung eingeschlagen hat. Schon 1888 hatte die Regirung eine Kommission ernannt, um die Sache zu untersuchen. Nach umfangreichen Studien entschied die Kommission, sie könne sich zwar die Möglichkeit vorstellen, daß in Zukunft gesetzgeberische Maßregeln nothwendig würden, sehe aber keinen Grund dafür, solche augenblicklich zu empfehlen. Als dann der Gewerkvereinskongreß von Glasgow 1892 die Frage wieder aufs Tapet brachte und, nach dem Tode ihres Verfechters Jennings, James Lowther sie aufnahm und am elften Februar 1893 in Form eines Antrages dem Parlament vorlegte, war daraus ein Vorschlag „zur Einschränkung der Einwanderung heruntergekommener Ausländer in das Vereinigte Königreich" geworden, dessen Hauptbegründung in der Behauptung beruhte, daß solche heruntergekommenen Ausländer der englischen Armenpflege zur Last fielen, was, wie sich zeigte, absolut nicht zu beweisen war. So ward der Antrag mit überwältigender Mehrheit abgelehnt, ohne jedoch dadurch von dem politischen Kampfplatze zu verschwinden. Am sechsten Juli 1894 beantragte Lord Salisbury im Oberhause die erste Lesung einer Bill über die Abänderung der Einwanderungsgesetze, theils gegen Arbeitunfähige, theils gegen Anarchisten gerichtet. Auf den Bericht des Inspektors des Handelsamtes hin sollte es der Regirung gestattet sein, durch Kabinetsordre die Landung von Idioten, Wahnsinnigen, Verarmten, ansteckend Kranken zu verbieten, und außerdem sollte der Premierminister befugt sein, jeden Fremden auszuweisen, den er für dem öffentlichen Frieden gefährlich oder geeignet halte, die Begehung von Verbrechen in England oder anderwärts zu fördern.

Diese Schwenkung der englischen Volksstandspolitik, von der namentlich in Gewerkvereinskreisen Großes erwartet wurde, zu ein paar Vorkehrungmaßregeln gegen Anarchisten und Gesindel geschah unter dem Einfluß der Stellung der Vereinigten Staaten zur europäischen Einwanderung. Als der Local Government Board und der Board of Trade Material zu der Frage der Einwanderung untauglicher Fremden zu sammeln begannen und das neue Labour Department damit betraut wurde, wurde zugleich ein Kommissar nach den Vereinigten Staaten gesandt, um die dortigen Maßregeln zu studiren. Aber dieser Einfluß ist doch nur theilweise vorhanden. Die britischen Maßnahmen sollten eine Nachahmung des Abschnittes 10 des amerikanischen Gesetzes gegen die Einwanderung Heruntergekommener sein,

der lautet: „Alle Fremden, die ungesetzmäßig nach den Vereinigten Staaten kommen, sollen, wo möglich, unmittelbar auf dem Schiffe zurückgesandt werden, das sie gebracht hat. Die Kosten ihres Unterhaltes, so lange sie auf dem Lande sind, sowie die Kosten der Rückfahrt dieser Ausländer, sollen dem Eigner oder den Eignern des Schiffes zur Last fallen, auf dem diese Ausländer angekommen sind, und wenn ein Kapitän, Agent, Spediteur oder Eigner sich weigern sollte, diese Ausländer wieder an Bord des Schiffes zu nehmen, oder sie nicht darauf behalten sollte, oder sich weigern oder versäumen sollte, sie nach dem Hafen zurückzubringen, von dem sie gekommen sind, oder die Kosten ihres Unterhaltes auf dem Lande zu bezahlen, so soll dieser Kapitän, Agent, Spediteur oder Eigner sich eines Vergehens schuldig gemacht haben und soll mit einer Strafe von mindestens dreihundert Dollars für jeden einzelnen Fall belegt werden. Kein solches Schiff soll aus einem Hafen der Vereinigten Staaten auslaufen dürfen, so lange die Strafsumme nicht erlegt ist." Dieser Abschnitt bezieht sich auf Wahnsinnige, Geistesschwache, Kranke, Arbeitunfähige und Solche, die offenkundig nichts haben, womit sie sich in den Vereinigten Staaten erhalten könnten. Mit diesen Bestimmungen ist in den Vereinigten Staaten bitterer Ernst gemacht worden und den britischen Dampfschifffahrtgesellschaften sind dadurch häufig beträchtliche Kosten erwachsen. Die daraus und aus anderen Maßregeln den italienischen Einwanderern erwachsenden Unannehmlichkeiten haben 1894 zu einem Vertrage zwischen Italien und den Staaten der Union geführt, dessen Hauptergebniß die Errichtung eines Bureaus in Ellis-Island gewesen ist, in dem den italienischen Auswanderern von den Einwanderungbehörden des Bundes und der Einzelnstaaten gesammelte Daten über Ansiedelung- und Arbeitangebote zur Verfügung gestellt werden. Die Bureaubeamten und Spesen bezahlt die Union, zwei italienische Agenten Italien. Diese Vorkehrungen sind durch die steigende Bedeutung der italienischen Einwanderung völlig gerechtfertigt, wenn die Italiener an Zahl auch nicht entfernt den einwandernden Briten oder Deutschen gleichkommen. Von 1820 bis 1884 sind noch nicht 400000 Franzosen nach Amerika eingewandert, etwas über 400000 Spanier und Portugiesen und 700000 Italiener, so daß die gesammte romanische Einwanderung in 64 Jahren nur anderthalb Millionen betragen hat. In der gleichen Zeit haben sich $8^1/_2$ Millionen Briten und über $4^1/_2$ Millionen Deutsche in Amerika angesiedelt, zusammen also 13 Millionen. Dazu kommen noch gegen 700000 Skandinaven und anderthalb Millionen Slaven; so daß in diesem Zeitraum von über zwei Menschenaltern 17 Millionen Europäer die amerikanische Bevölkerung vermehrt haben. Von ihnen sind gerade die Hälfte Briten. Seit 1884 ist der Antheil der Italiener sowohl wie der Slaven nicht unbeträchtlich gewachsen. Und diese beiden Gruppen mit ihrer niedri-

gen Lebenshaltung und doch nicht ganz entsprechend so niedrigen Leistung sind diejenigen, die unter allen mittelländischen Einwanderern von der Arbeiterbevölkerung der Staaten des Sternenbanners mit dem stärksten Haß verfolgt werden. Die Geschichte des amerikanischen Arbeiterstandes weiß von ganzen Schlachten zu berichten, die im Wettbewerbe um die Arbeitgelegenheit geschlagen worden sind, ohne daß die sehr unzuverlässigen Schwurgerichte ein einziges hartes Urtheil gefällt hätten. Bereits 1884 kam es in Pennsylvanien zu einem regelrechten Kampf, in dem zahlreiche Slovaken erschossen wurden, in Pittsburg waren die italienischen Arbeiter periodenweise gezwungen, sich mit Messern zu bewaffnen, um Angriffe auf ihre Arbeitstellung abzuwehren, und 1892 fand eine große Lynchung von Italienern in New-Orleans statt, ohne daß sich in einem dieser Fälle die Behörden ernstlich in die Angelegenheit gemischt hätten.

Wenn sich schon den stammverwandten Europäern gegenüber, sobald sie im Wettbewerbe um die Daseinsmittel als überlegene Nebenbuhler auftreten, der Haß des einheimischen Arbeiterstandes der Vereinigten Staaten derartig fühlbar macht, so ist es kaum zu verwundern, wenn in zwei anderen großen Volksstandsfragen die Leidenschaften noch weit stärker hervortreten: in der Chinesenfrage und in der Negerfrage. Die erste ist verhältnißmäßig jungen Ursprungs. Seit den achtziger Jahren machte sich in den Vereinigten Staaten eine geringe chinesische Einwanderung fühlbarer als bisher. Nach und nach waren einhunderttausend Chinesen ins Land gekommen, um auf allerhand Orten zerstreut die Kuliarbeit zu übernehmen. Gegen geringen Lohn bot man geringe Leistung. Aber auf einem weiten Gebiete finden sich immer eine Fülle von Arbeitgelegenheiten, bei denen sich auch die geringe Leistung lohnt, wofern ihr nur noch geringere Ansprüche gesellt sind. Und der Chinese, der bei seinem geringen Verbrauch an Nervenkraft, bei seiner langsamen Arbeit als Waschfrau oder Bote (das Stiefelwichsen ist ihm bereits zu anstrengend) von einem Stück alten Fisches und einer Hand voll Reis leben kann, ist nach mittelländischen Begriffen in seinen Ansprüchen mehr als bescheiden. So machte seine Gattung bald Fortschritte. In einem Lande, das schon von der Negerplage schwer zu leiden hatte, mochte man eine ähnliche Chinesenplage befürchten, — und so griff man zu dem Mittel der Gesetzgebung, um sie von vorn herein abzuschneiden. Weitere chinesische Einwanderung wurde verboten und die bereits im Lande befindlichen Chinesen mußten sich amtlich melden und in die Liste eintragen lassen. Bald wurden juristische und Verfassungbedenken dagegen laut. Aber Mitte Mai 1893 hat der höchste Gerichtshof der Vereinigten Staaten entschieden, daß das Gesetz, nach dem alle nicht registrirten Chinesen auszuweisen seien, mit der Verfassung nicht in Widerspruch stehe, und seitdem ist die Frage auf dem Wege internationalen Vertrages geregelt worden. Wer

sich gesetzlich einschreiben läßt, Frau, Kinder oder Verwandte in den Vereinigten Staaten hat oder dort ein von dem Steuereinnehmer des Bezirkes bescheinigtes Vermögen von 1000 Dollars besitzt, darf selbst nach längerem Aufenthalt im Ausland zurückkehren. Andere Neueinwanderung von chinesischen Arbeitern ist nicht gestattet, während chinesischen Beamten, Lehrern, Studenten, Kaufleuten und Reisenden, die mit einem Zeugniß ihrer Regirung über ihren Stand versehen sind, der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten frei steht. Auch sie können sich jedoch nicht naturalisiren lassen. Der chinesischen Regirung steht dafür das Recht zu, ähnliche Gesetze für die Amerikaner in China zu erlassen, für die ihr die amerikanische Regirung amtliche Listen zu liefern hat. Der Chinese ist kein Industriearbeiter. Vor der Hand wenigstens hält er die Nervenanstrengung, die die Bedienung einer modernen Maschine verlangt, noch nicht aus. Trotzdem ist es nicht bedeutunglos, daß die Union gleichzeitig auf der ganzen Linie zum Schutzzollsystem übergegangen ist. Denn fremde Einfuhr und fremde Arbeit sind nun einmal Parallelerscheinungen. Hervorgerufen ist das Bedürfniß nach einer billigen unterlegenen Arbeit namentlich in den Nordstaaten der Union durch einen Vorgang innerhalb der Negerbevölkerung. Von je her haben die sieben Millionen Neger, die nach Amerika eingeführt worden sind, vornehmlich in den Südstaaten, den sogenannten Sklavenstaaten, gewohnt, deren Klima ihnen in höherem Maße zusagt als der Norden und in deren Gebiete sie gewohntere Arbeit finden. Seit sie durch die modernen Verkehrswege und die Erwerbung eines kleinen Maßes von Bildung unabhängiger in ihren Bewegungen und zugleich empfindlicher geworden sind, gehen sie, wo nur möglich, der Berührung mit der weißen Bevölkerung aus dem Wege, von der sie doch nur als Parias betrachtet werden, und ziehen sich nach dem Süden. Heute bildet die schwarze Bevölkerung von Südkarolina 60 Prozent der Gesammtbevölkerung des Staates und diejenige von Mississippi 57 Prozent. In der Landwirthschaft leisten sie ganz Leidliches, zumal wo sie sich selbst zu kleinen Besitzern aufgeschwungen haben, in den Fabriken wenigstens so viel, daß bei niedrigem Lohne ihre Verwendung industriell möglich wird. Mit dem mittelländischen Arbeiter aber vermögen sie nirgends einen ernsten Wettbewerb auszuhalten.

In ganz Westeuropa und in dem großen Bundesstaat des nördlichen Amerika nimmt das Problem der fremden Arbeit eine Stellung ein, deren Bedeutung kaum zu überschätzen ist. Ueberall erbittert der Zuzug fremder Fäuste die heimische Arbeiterschaft. Ueberall führt er zu blutigen Zusammenstößen mit der eingeborenen Bevölkerung. Ueberall sieht sich die Staatsgewalt genötigt einzugreifen, in Preußen wenigstens auf dem Verwaltungwege. Wie und wo wird Das enden? Wird der deutsche Stamm den französischen auf diesem Wege bis über die Rhone und Seine zurückwerfen

und den Slaven das Gebiet östlich der Elbe wieder überlassen müssen, das er ihnen im Mittelalter abgenommen hat? Werden Chinesen und Neger die heutige weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten nach Europa zurückwerfen? Polizeiliche Belästigung und hohe Besteuerung aller fremden Arbeit, Verbot weiterer Einwanderung, Ausweisung aller Fremden: Das sind Hausmittel, mit denen sich hier und da ein kleines Uebel auf kurze Zeit vor dem Schlimmerwerden bewahren läßt. Aber wenn die sonstigen Verhältnisse die gleichen bleiben, müssen derartige Maßregeln zugleich eine Schwächung der Produktionkraft des eigenen Volkes herbeiführen und die Einfuhr aus dem Auslande steigern. Geheilt werden kann das Uebel nur an seiner Wurzel; und es wäre eine Lebensaufgabe für einen großen König und ein unvergänglicher Ruhmestitel für einen weitblickenden Minister, hier planmäßig, langsam und nachdrücklich einzugreifen. Ein glänzendes Ergebniß in kurzer Frist ist nicht zu haben, aber anhaltendes, stetiges Arbeiten in der selben Richtung vermag in zwei Jahrzehnten Wunder zu wirken. Soll der Italiener und Slave von dem Deutschen im Wettbewerbe um die Arbeitgelegenheit geschlagen werden, dann muß die Leistung des deutschen Arbeiters wesentlich gesteigert werden. Allerhand Bildungmitttel sind bereits an der Arbeit, Dies bei jeder Generation aufs Neue zu versuchen. Aber sie vermögen wenig im Vergleich damit, was eine Naturmacht vermag, die den Wurm auf der Stufenleiter der Entwickelung zum Menschen emporgehoben hat und das Gesammtreich der Natur noch immer ununterbrochen umbildet: die natürliche Auslese, das einzige Mittel, die Tüchtigkeit erblich zu steigern, das die heutige Wissenschaft kennt. Sie in der Gestalt, die sie unter den Menschen angenommen hat, als soziale Auslese, in geeigneter Weise durch eine weise Sozialgesetzgebung in volle Wirksamkeit zu setzen: Das ist das große Problem der Volksstandswirthschaft, die sich eben zur eigenen Wissenschaft ausbildet. Durch eine soziale Auslese mit Hilfe zum Theil wunderlicher Mittel ist der englische Arbeiter in kaum mehr als einem Menschenalter zu seiner heutigen Leistung emporgestiegen, — sollte Das bei dem Deutschen unmöglich sein? Ein ausgezeichneter Amerikaner hat vor Kurzem in einem Werke über die Sparsamkeit hoher Löhne gesagt, in der neuen Welt überlebe nur der Tauglichste im Kampfe ums Dasein; in der alten halte es schwer, den Untauglichsten von den Industrien abzuschütteln, in denen er einmal seinen Sitz hat; und Lujo Brentano macht der Sozialpolitik des Deutschen Reiches geradezu den Vorwurf, daß sie sich, statt dem Schutze der Schwachen, dem der wirthschaftlich Untauglichen widme. Muß es immer so bleiben?

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Duellgerichte.

Einstimmig hat der Reichstag die verbündeten Regirungen ersucht, „mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dem mit dem Strafgesetzbuch im Widerspruch befindlichen Duellunwesen mit aller Entschiedenheit entgegenzuwirken."

Will man nun erwägen, wie diesen Wünschen mit der sichersten Aussicht auf Erfolg Rechnung getragen werden soll, so muß man sich — und Das fällt dem Deutschen schwer — an das Erreichbare halten. Ehrbegriffe lassen sich durch den Spruch des Gesetzgebers nicht vorschreiben und es erscheint mehr als fraglich, ob die gänzliche Abschaffung unserer bisherigen Gepflogenheiten zu einer Verbesserung unserer Sitten und öffentlichen Zustände führen würde. Man kann das Duell noch so hart verurtheilen und wird dennoch anerkennen müssen, daß der Zwang, für eine Beleidigung mit dem Leben eintreten zu müssen, vor manchen Ausschreitungen bewahrt. Man wird kaum bestreiten wollen, daß wohl so manches Wort gegen den Hofprediger Stoecker nicht gebraucht und auch von ihm nicht gesprochen worden wäre, wenn seine Eigenschaft als Geistlicher ein Duell mit ihm und für ihn nicht ausschlösse. Auf eine Ehrenbeleidigung mit gerichtlicher Klage zu antworten, gilt der Regel nach unter Kavalieren nicht für anständig, — und gegen eine solche Auffassung bleibt der Gesetzgeber machtlos. Wohl kann er mir, wenn es sich um irgend einen Vermögensanspruch handelt, den Richter aufzwingen, nicht aber, wenn Das in Frage steht, was dem Manne das höchste Gut auf Erden ist: die eigene Ehre. Um über diese zu entscheiden, genügt es nicht, daß Jemand eine Staatsprüfung abgelegt hat und in der Justiz angestellt ist. Strafgesetzbuch und Ehrenkodex decken sich vielfach nicht und in den seltensten Fällen ist das öffentliche Gerichtsverfahren für die Behandlung von Ehrensachen die geeignete Form. Auch lassen sich Tötung und Körperverletzung im Zweikampf nicht wie jedes andere gleichartige Verbrechen oder Vergehen bestrafen. Bei allem Unwillen gegen das Duell würde es dem öffentlichen Rechtsbewußtsein widersprechen, wenn man Den, der den Gegner in einem regelrechten, an bestimmte, vorher vereinbarte Formen gebundenen Kampfe getötet hat, mit dem gewöhnlichen Mörder zusammen ins Zuchthaus sperren wollte. Dazu ist unsere Gesetzgebung zu human.

Auch ein ehrengerichtliches Verfahren ist nicht das geeignete Auskunftmittel; es ist ein Strafverfahren, es setzt den Verdacht voraus, daß Der, gegen den es eröffnet wird, gegen die Ehrengesetze gefehlt hat. Dieser Fall liegt durchaus nicht bei jedem Ehrenhandel vor. Auch könnten, wo die Parteien verschiedenen Ehrengerichten unterstellt sind, diese mit einander kollidiren; und außerdem sind nicht für alle Berufsstände, die sich den Duellgesetzen unterwerfen, Ehrengerichte vorhanden. Endlich ist das ehrengerichtliche Verfahren an unvermeidlich langwierige Formen gebunden.

Dagegen erscheint mir die Einsetzung von Ehrenschiedsgerichten als ein geeignetes Mittel, und zwar in der Weise, daß solchen Gerichten die Befugniß beigelegt würde, den Zweikampf auszuschließen. Wäre Das geschehen und hätte der Zweikampf dennoch stattgefunden oder wäre das Ehrenschiedsgericht überhaupt nicht angerufen worden, so würde der Zweikampf nicht als solcher vom Gesetz anerkannt werden, sondern es kämen die Strafbestimmungen für Körperverletzung und Tötung zur Anwendung. Eine solche Bestimmung würde den Grundsätzen folgen, von denen der Gesetzgeber bisher ausgegangen ist. Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich behandelt im fünfzehnten Abschnitt den Zweikampf, im sechzehnten Verbrechen und Vergehen wider das Leben, im siebenzehnten Körperverletzung. Es bestraft den Zweikampf unter allen Umständen, aber milder als gewöhnliche Tötung und Körperverletzung; doch läßt es diese Milde nur dann walten (§ 207), wenn die „vereinbarten oder hergebrachten Regeln des Zweikampfes“ beobachtet sind. Wenn nun in neuerer Zeit unter der Herrschaft der bisherigen Bestimmungen das Duellwesen ausgeartet ist, so hat der Gesetzgeber gewiß Grund, die für den Zweikampf geltenden Regeln zu verschärfen. Er soll, so schlage ich vor, bestimmen, daß, wie es bisher als Regel gegolten hat, daß dem Zweikampf Sekundanten beiwohnen und bestimmte Bedingungen vorher verabredet werden, in Zukunft noch außerdem — und zwar, ehe es zum Waffengange kommt — regelmäßig und ohne Ausnahme eine ehrenschiedsgerichtliche Verhandlung stattfindet. Ins Praktische übersetzt: der Beleidigte würde nach wie vor den Beleidiger durch einen Sekundanten fordern lassen, auch der Gegner sich über Annahme oder Ablehnung der Forderung erklären und im Falle der Annahme einen Sekundanten bestellen. Beide Theile würden dadurch den Streitfall unter die Ehrengesetze stellen und sich bereit erklären, ihn durch den Zweikampf zur Entscheidung zu bringen; nur würde in Zukunft nicht, wie bisher, sofort über die näheren Bedingungen des Duelles eine Vereinbarung getroffen, sondern zunächst zur Bildung des Schiedsgerichtes geschritten werden. Wenn dessen Spruch nicht dahin erginge, daß der Zweikampf auszuschließen sei, so würde das Duell in der selben Weise stattfinden wie bisher. Die Herausforderung und ihre Annahme würden daher nicht zum bloßen Schein erfolgen, sondern ihre ernste Bedeutung durchaus behalten; aber die Entscheidung darüber, ob der Zweikampf stattzufinden hat oder nicht, würde nicht mehr von den beiden Gegnern, sondern vom Ehrenschiedsgericht zu treffen sein.

In der Natur des Ehrenstreites liegt es, daß im gegebenen Falle die Aktion des Schiedsgerichtes sofort und ohne jedes Hinderniß beginnen muß und das Verfahren nicht an schwerfällige Formen geknüpft sein darf. Wollte man ständige Schiedsgerichte einsetzen, so könnte z. B., weil der eine oder der andere Richter verreist wäre, mancherlei Aufschub entstehen, vor Allem aber

würde es große Schwierigkeit bereiten, die Kompetenz zu regeln und jedem der betheiligten Berufsstände eine entsprechende Vertretung zu sichern. Es bleibt daher nur übrig, das Schiedsgericht für jeden einzelnen Fall zu bilden und aus der Wahl der Parteien hervorgehen zu lassen. Der Mann, dem ich die Ehre zuerkenne, mir im Zweikampf gegenüberzutreten, dem kann ich auch das Recht gewähren, Richter zu wählen, die über seine und meine Ehre gemeinsam entscheiden. Ich würde es deshalb für richtig halten, wenn jeder der beiden Theile drei Mitglieder des Schiedsgerichtes bestimmte und die so Bestimmten gemeinsam drei weitere Mitglieder hinzuwählten. Dadurch erhielte jede Partei ihre Vertretung, drei Unparteiische kämen hinzu; und dadurch, daß die Wahl ad hoc stattfände, daß also nur solche Richter gewählt werden können, die zur Stelle und bereit sind, würde jede Verzögerung ausgeschlossen und der sofortige Beginn der Verhandlungen ermöglicht. Gegenstand der Berathung würde zunächst die Frage sein, ob eine Ehrenbeleidigung überhaupt stattgefunden hat. Häufig ist Das gar nicht der Fall; die angebliche Beleidigung beruht oft auf einem Mißverständniß, das nicht zur Lösung kommt, weil der angeblich Beleidigte sofort zur Forderung schreitet und der Beleidiger dann aus falschem Stolz keine Aufklärung geben mag. Zweitens kann der Fall vorliegen, daß der Beleidigte zu der Beleidigung überhaupt keine Veranlassung gegeben hat. Wenn ich ruhig auf der Straße gehe und ein Vorübergehender rempelt mich an, wenn ich im Wirthshaus sitze und ein Betrunkener beschimpft mich, so hat der Beleidiger seine eigene Ehre verletzt, aber nicht meine. Drittens sind die Fälle sehr häufig, in denen ein Ausgleich geboten ist und es nur an einem Organ fehlt, das ihn mit autoritativer Wirkung vermitteln könnte. In diesen drei Fällen würde das Schiedsgericht seinen Spruch ohne jede Schwierigkeit abgeben können; im ersten: daß eine Ehrverletzung überhaupt nicht vorliegt; im zweiten: daß der Beleidigte zur Ehrverletzung keine Veranlassung gegeben hat; im dritten: durch Formulirung der abzugebenden, den Streitfall ausgleichenden Erklärungen, — mit dem Hinzufügen, daß durch diese Erklärung die Ehre keines der beiden Theile geschädigt, oder wenn eine Verletzung der Ehre stattgefunden hat, sie wieder aufgehoben wird.

Hätte das Schiedsgericht einen solchen Spruch zu fällen, so würde es gleichzeitig den Zweikampf für ausgeschlossen erklären. Unterwürfen sich die Parteien diesem Spruch nicht, so träfe sie die ganze Strenge des Gesetzes, d. h. der Zweikampf, den sie vollziehen, würde nach den strafgesetzlichen Vorschriften über Tötung und Körperverletzung geahndet. Schlösse aber das Ehrenschiedsgericht den Zweikampf nicht aus, so bliebe er nach wie vor strafbar, aber nur nach den bisher für ihn geltenden mildernden Bestimmungen des Strafgesetzes.

Duelle würden also auch in Zukunft nicht gänzlich ausgeschlossen

sein, aber ich nehme bestimmt an, daß ihre Zahl sich ganz bedeutend verringern würde. Erstens dürften die Schiedsgerichte in der Mehrzahl der Fälle den Zweikampf ausschließen; noch häufiger würden, schon bevor man die Schiedsgerichte anriefe, die Ehrenhändel ausgeglichen werden und vor Allem diese selbst sehr viel seltener vorkommen. Jetzt liegt die Sache so, daß, wenn die Sühne der beleidigten Ehre durch die Waffe gefordert wird, die näheren, die Beleidigung begleitenden Umstände nur selten zur Sprache kommen. Der Beleidiger tritt eben für sein Verhalten mit dem Leben ein und dadurch entzieht er es der Beurtheilung. Verletzt er seinen Gegner, wird er selbst verwundet oder verläuft der Zweikampf unblutig, so steht er als Held da, auch wenn sein Verhalten in dem Augenblick, wo er die Beleidigung aussprach, noch so ungerechtfertigt war. Ganz anders liegt die Sache, wenn Das, was er gethan hat, zunächst der Prüfung eines Kreises von Ehrenmännern unterbreitet werden muß, unter denen sich eine Zahl seiner eigenen Freunde befindet. Einem solchen Kreise sein Verhalten kund werden zu lassen, wird er sich in den allermeisten Fällen scheuen, — nicht minder aber auch vor einer längeren Gefängnißstrafe, die ihn ganz anders trifft als Festunghaft, wie sie ihm jetzt droht. Man wird deshalb zu einem Ausgleich viel geneigter und man wird mit Beleidigungen viel vorsichtiger sein als bisher. Man würde in den betheiligten Kreisen dann bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß man Ehrenhändel ehrenhaft zum Austrage bringen kann, ohne zur Waffe zu greifen. Dadurch würde das Duell von selbst aufhören, „Sitte zu sein". Zur Sitte kann man ein Volk erziehen, aber nicht durch Gesetze zwingen.

Ich schlage also vor, dem fünfzehnten Abschnitt des Deutschen Strafgesetzbuches am Schlusse (hinter § 210) Bestimmungen hinzuzufügen, nach denen die milderen Strafen dieses Abschnittes nur zur Anwendung kommen, wenn dem Zweikampf ein ehrenschiedsgerichtliches Verfahren vorangegangen ist und das Ehrenschiedsgericht den Kampf nicht für ausgeschlossen erklärt hat. Selbstverständlich müßten noch andere Bestimmungen hinzukommen: die schon erwähnten über die Zusammensetzung der Ehrenschiedsgerichte und außerdem solche über das Verfahren, über die Verpflichtung der Richter zur Verschwiegenheit, über ihren absoluten Schutz gegen Herausforderungen von den Parteien, und über die Bestrafung solcher studentischen Mensuren, die nur den Charakter einer Waffenübung haben und bei denen ein schiedsgerichtliches Verfahren gar nicht am Platze wäre, weil zumeist keine Beleidigung vorliegt. Ich stelle vorläufig nur das Prinzip meines Vorschlages zur Diskussion. Er wird Viele nicht befriedigen, aber er hat den Vorzug, daß er durchführbar ist; er läßt die bisherigen Verhältnisse bestehen, aber er zieht ihnen engere Grenzen. Und Das scheint mir zunächst die Hauptsache zu sein.

Valentin.

Das Aergerniß.

Vor dem Landgericht zu Bergisfelde sollte ein interessanter Fall zur Verhandlung kommen. Es handelte sich um § 183 des Strafgesetzbuches: „Wer durch eine unzüchtige Handlung öffentlich ein Aergerniß giebt, wird mit Gefängniß bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu fünfhundert Mark bestraft. Neben der Gefängnißstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden."

Der Fall war nicht ganz alltäglich und hatte schon im Voraus einiges Aufsehen erregt. Nicht blos in Juristenkreisen war man neugierig auf den Ausgang der Verhandlung. Auch in der Bürgerschaft des Städtchens wartete man mit Spannung, wie das Verdikt der Strafkammer ausfallen würde. Waren doch nicht weniger als sieben bis dahin unbescholtene junge Männer angeklagt. Es war daher nicht zu verwundern, daß der Andrang zum Sitzungsaal stärker als gewönlich war. Verwandte und Bekannte der sieben Angeklagten wollten doch sehen, wie es den jungen Leuten wohl ergehen werde, ob sie wirklich mit dem Gefängniß Bekanntschaft machen sollten oder ob sie mit Geldstrafe wegkommen würden. Andere lockten auch wieder andere Gründe, sich die Verhandlung mit anzuhören. Eine heikle Sache! Eine äußerst heikle Sache! Skandalsüchtige Leute, deren es auch in Bergisfelde gab, waren auf allerhand Enthüllungen gefaßt. Aber leider machte der Gerichtshof einen Strich durch die Erwartungen eines neugierigen Publikums, da er kurzer Hand die Oeffentlichkeit der Verhandlung ausschloß. Man sah sich also gezwungen, einstweilen in den Wandelgängen die Verkündigung des Urtheils abzuwarten.

Auf der Anklagebank hatten die sieben Angeklagten Platz genommen; lauter stramme junge Männer. An ihrem frischen, gepflegten Aeußeren konnte man erkennen, daß sie die Dienstzeit noch nicht lange hinter sich hatten. Sie hielten auf ihren äußeren Menschen: sammt und sonders waren sie sauber rasirt und mit reinen Manschetten und Hemdkragen vor Gericht erschienen. Vor ihnen saß der Rechtsanwalt, den sie gemeinschaftlich ausersehen hatten, ihrr Sache zu führen. Er war ein junger Mann, der noch nicht lange am Orte war, sich aber bereits den Ruf eines gewandten und findigen Vertheidigers zue erwerben verstanden hatte. Ein solcher Mann war aber auch nöthig für die Angeklagten; ihre Sache stand nicht zum Besten. Der Staatsanwalt hatte gesprächsweise bereits die Absicht verlauten lassen, „die sieben Kerls eklig reinfliegen zu lassen." Es müsse einmal zur Abschreckung ein Exempel statuirt werden. Darum werde er Gefängniß beantragen, mit Geldstrafe wolle er die Angeklagten diesmal nicht durchlassen.

Es waren nur zwei Zeugen geladen, zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere: Fräulein Zuckert und Therese, ihr Dienstmädchen.

Die Sache begann mit der Vernehmung der Angeklagten über ihre persönlichen Verhältnisse. Die sieben Männer waren durchweg im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, sie stammten aus kleinbürgerlichen Familien, waren Handwerker oder Gesellen. Alle waren ledig. Das Strafregister ergab, daß nur Einer von Ihnen, der lange Wenzel, wegen Ruhestörung bereits zu drei Tagen Haft verurtheilt worden war, die übrigen sechs Jünglinge waren un-

bestraft. Der lange Wenzel, ein Kunstschlosser von Gewerbe, stand als Flügelmann vor der Anklagebank. Er antwortete schnell und schlagfertig; seine klugen Augen verfolgten den Eindruck seiner Antworten auf den Gesichtern der Richter.

In üblicher Weise kündete der Vorsitzende jetzt den Zeugen an, daß sie den Saal zu verlassen und draußen zu warten hätten, bis man sie wieder hereinrufen würde. Fräulein Zuckert und ihr Mädchen verließen darauf, vom Gerichtsdiener geleitet, das Lokal.

„Wenzel!“ hieß es nun, „erzählen Sie uns mal, wie sich die Sache eigentlich zugetragen hat. Es war, nach Ausweis der Akten, an einem Sonntagsnachmittag im Juli, abends gegen sieben Uhr . . . . .

„Nein, Herr Gerichtsdirektor, es ging schon stark auf acht.“

„War es schon dunkel?

„So ziemlich!“

„Aber man konnte doch noch ganz gut sehen, nicht wahr, Wenzel? Denn darauf kommt es hier an.“

„Das weiß ich nicht, Herr Gerichtsdirektor. Ich meine, wenn man einmal was sehen will, dann kann man immer was sehen.“

Der Staatsanwalt ließ hier ein Zeichen von Unwillen blicken. Den Vorsitzenden machte die Antwort stutzig.

„Was wollen Sie damit sagen, Wenzel? Drücken Sie sich deutlicher aus! ‚Wenn man was sehen will‘ . . . . . wer hat was sehen wollen?“

„Die Alte hätte doch blos nich hinzugucken brauchen, wenns ihr nich paßte, daß wir dort badeten.“

Abermals ein feindlicher Blick des Staatsanwaltes.

„Sie wollen doch nicht etwa behaupten, Wenzel, dem Fräulein Zuckert habe es Vergnügen gemacht, daß sich hinter ihrem Gartenzaun sieben junge Menschen entkleidet und am hellen lichten Tage gebadet haben, — noch dazu in seichtem Wasser!“ Der Richter sah den Angeklagten forschend an. „Meinen Sie wirklich, Das habe der Dame Vergnügen gemacht?“ Wenzel machte ein vielsagendes Gesicht und zuckte mit den Achseln. „Wollen Sie behaupten, so Etwas sei angenehm für die Anwohnenden? Nein, Fräulein Zuckert ist mit Recht entrüstet gewesen über Eure Schamlosigkeit, noch dazu, da auch ihr Mädchen Zeuge des unanständigen Vorganges geworden ist. Aber, erzählen Sie jetzt mal weiter! Also es war um sieben Uhr abends . . . wo kamen Sie her?“

„Wir kamen von der Forstschänke.“

„Was hattet Ihr dort getrieben?“

„Kegel geschoben.“

„Hatten Sie den Plan, zu baden, schon vorher gefaßt?“

„Nein! Es war furchtbar heiß gerade den Tag . . .“

„Der betreffende Teich liegt am Wege nach dem Forsthaus. Es ist eigentlich nur eine Pfütze. Der Gartenzaun von Fräulein Zuckert läuft daran hin. Ich habe mir die Lokalität daraufhin angesehen.“ Dies sagte der Vorsitzende mehr zu den Beisitzern. „Das Haus des Fräuleins Zuckert liegt einsam. Der Gartenzaun, um den es sich hier handelt, ist ein gewöhnlicher Lattenzaun, ziemlich dicht. . . . Also weiter!“

„Es war furchtbar heiß gerade den Abend und wir kamen vom Kegeln.

Da sage ich, als wir an dem Teich vorbeikommen: Hier wäre gerade ein hübsches Fleckchen zum Baden; hier kann uns Niemand sehen."

„Sagten Sie: ‚Hier kann uns Niemand sehen'?"

„Ja, Das habe ich gesagt!" Der Vorsitzende fragte die übrigen Angeklagten, ob sie Das gehört hätten: „Hier kann uns Niemand sehen". Sie bejahten die Frage einstimmig. Der Rechtsanwalt nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Erzählen Sie weiter, Angeklagter Wenzel!"

„Also, wir nicht lange gefackelt, weils doch eben so heiß war und weit und breit kein Mensch zu spüren. Die Kleider herunter vom Leibe . . ."

„Badehosen hatten Sie nicht?"

„Aber Herr Gerichtsdirektor!" meinte Wenzel mit überlegener Miene. „Wir hattens uns doch gar nicht vorgenommen, baden zu gehen."

„Nun gut. Also Sie entkleideten sich. Was habt Ihr mit den Kleidern gemacht?"

„Die hingen wir auf einen alten Pfahl, der dort stand."

„Der alte Pfahl stand wohl nicht so ganz zufällig da. Auf diesem Pfahl befand sich nämlich eine Tafel; und was stand auf der Tafel geschrieben, Wenzel?"

„Das haben wir nicht gelesen."

„Es stand darauf geschrieben, schwarz auf Weiß, mit großen, leserlichen Buchstaben: ‚In diesem Teiche ist das Baden bei Strafe verboten!' Ueber diese Tafel also habt Ihr Eure Kleider gehängt. Was wurde nun?"

„Dann haben wir uns eben gebadet, und als wir fertig damit waren, uns wieder angekleidet."

„Halt mal! Da lassen Sie doch wohl Einiges aus, Wenzel! Habt Ihr einfach nur gebadet?"

„Ja, es war so warm den Abend, Herr Gerichtsdirektor!"

„Und weil es so warm war, da mußtet Ihr durch Lärmen, Toben und allerhand Narrenspossen auch Euer Müthchen kühlen, nicht wahr?"

„Wir sind Turner, Herr Gerichtsdirektor!"

„Turner! Soll Das eine Entschuldigung sein? Turner! Was habt Ihr denn da geübt?"

„Bockspringen und die Sieben-Männer-Pyramide."

„Sieben-Männer-Pyramide, wie ist Das?"

„Zuunterst stehen zwei Mann, die halten Zweie auf den Schultern und Zweie auf den Armen, und zuoberst steht Einer auf dem Kopf; Das war ich."

„Wenzel, wenn Sie Das im Turnsaal üben, im Kostüm, da ist nichts dagegen zu sagen. Aber im Freien, öffentlich, in der Nähe von Wohnhäusern . . . Waren Sie sich des Unzüchtigen Ihrer Handlungweise denn nicht bewußt?"

„Wir dachten doch nicht, daß uns Leute zusehen werden!"

„Wußten Sie gar nicht, daß ein älteres Fräulein in dem Hause wohnt, allein, mit ihrem Mädchen?"

Ein eigenthümliches Lächeln glitt über Wenzels Züge. Er schwieg.

„Kennen Sie die beiden Frauen da in dem Hause, Wenzel?"

„Das Mädel habe ich wohl mal gesehen; die Alte, von der weiß ich nichts."

„Da Ihnen bekannt war, daß dort Frauen, unverheirathete Frauen, wohnten, mußten Sie da nicht doppelt vorsichtig sein, kein Aergerniß zu geben?

Hattet Ihr Euch Das nicht überlegt, daß Euer Benehmen schweres Aergerniß geben mußte? Ist Keinem von Euch Sieben der Gedanke gekommen?"

Die Angeklagten schwiegen, der Rechtsanwalt rückte unruhig auf seinem Platze hin und her.

Endlich meinte Wenzel: „Ja, Herr Gerichtsdirektor, wir habens doch den Weibsbildern nicht gerathen, durch die Latten zu gucken. Wenn die uns was abgeguckt haben, da können wir doch nichts dafür!"

Der Staatsanwalt fuhr halb von seinem Stuhle in die Höhe. Der Vorsitzende verwies dem Angeklagten die Dreistigkeit seiner Rede. Man werde den wahren Sachverhalt ja von den Zeugen zu hören bekommen. Er beauftragte den Gerichtsdiener, zunächst mal die Zuckert hereinzurufen.

Das Fräulein erschien. Ihr Gesicht war spitz und zeigte eine ungesunde, gelbliche Farbe. Ueber den Ausdruck des Auges konnte man nicht recht klug werden, denn sie trug eine rauchfarbige Brille. Verlegen schien sie durchaus nicht; mit halb spöttischem Lächeln trat sie vor die Richter hin. Sie wurde zunächst über ihre Personalien vernommen. Sie war sechsundfünfzig Jahre alt, evangelisch, Hausbesitzerin, ledig, mit keinem der Angeklagten verwandt oder verschwägert. Sie wurde vereidigt. Der Vorsitzende hatte kaum den Mund zum Fragen geöffnet, als die Zuckert schon losplatzte: Sie sei an jenem Sonntag Nachmittag in ihrem Garten gewesen, nichts ahnend, da, auf einmal, ein Schreien, Johlen, Plantschen im Wasser ... Männerstimmen! Sie des Todes erschrocken! Habe gleich Niedertracht gewittert, in die Erde habe sie versinken wollen vor Entsetzen und Scham über solche Frechheit ....

Der Vorsitzende unterbrach ihren Redefluß. Sie solle sich mehr an die Thatsachen halten und nur berichten, was sie wahrgenommen habe.

‚Was sie wahrgenommen habe'! Deshalb seien die Sieben dort ja verklagt! Alles Das sei ihr ja nur zum Schabernack geschehen, Das wisse sie ganz genau, Das könne sie beschwören. Man habe sie ärgern wollen und verhöhnen, weil sie ein anständiges Frauenzimmer sei, dem Niemand nichts nachsagen könne. Und sie hoffe, den Sieben werde es ordentlich eingetränkt werden, besonders aber dem Menschen, dem Wenzel, denn der sei der Rädelsführer gewesen.

Der Vorsitzende schüttelte mißmuthig den Kopf. Aus so einem Frauenzimmer sollte Einer einmal ein vernünftiges Zeugniß herausbekommen!

„Erkennen Sie die Angeklagten wieder, Fräulein Zuckert?" fragte er. „Sind Das die Leute, die damals neben Ihrem Grundstück gebadet haben?"

Die Zeugin wandte sich nach der Anklagebank um und fixirte die Einzelnen durch die Brille. „Natürlich! Das sind die Menschen alle!"

Hier erhob sich der Rechtsanwalt und bat, festzustellen, wie weit die Zeugin überhaupt im Stande gewesen sei, von dem „inkriminirten Vorgange" Etwas zu erkennen. Es werde behauptet, daß Fräulein Zuckert sehr schlecht sehe.

Die Zeugin mußte zugeben, daß ihr Augenlicht schwach sei.

„Deshalb also wohl, um die Badenden genauer zu sehen, traten Sie an den Lattenzaun heran, Fräulein Zuckert, und guckten durch eine Klinze?" fragte der Rechtsanwalt.

Die Zuckert blieb darauf die Antwort schuldig, blickte nur mit giftiger Miene auf den indiskreten Menschen von einem Advokaten.

Der Vorsitzende ließ nun die andere Zeugin hereinrufen. Thereſe trat ein. Sie war ein niedliches Ding. Mit niedergeſchlagenem Blick trat ſie vor. Offenbar ſtand ſie zum erſten Male vor Gericht; das Herz klopfte ihr. Sie war zwanzig Jahre alt, Dienſtmädchen beim Fräulein Zuckert, evangeliſch, ledig, mit keinem der Angeklagten verwandt oder verſchwägert. Nachdem er ſie vereidigt hatte, fragte der Vorſitzende die Zeugin, ob ſie die Angeklagten kenne. Ein verſchmitztes Zucken auf dem Geſicht des langen Wenzel; er ſuchte den Blick des Mädchens zu fangen, als ſie ſich auf Verlangen des Richters nach der Anklagebank umwandte. Ein leiſes „Ja!“ kam von Thereſens Lippen. Sie kannte die Angeklagten ſämmtlich.

Woher denn wohl? wollte der Vorſitzende wiſſen.

Nun, von der Schule her, auch von der Straße und — Das kam ſchüchtern heraus — mit Einem oder dem Anderen habe ſie auch ſchon getanzt.

Ob ſie die jungen Männer neulich beim Baden wiedererkannt habe?

Das Mädchen erröthete tief, ihr „Ja!“ war kaum zu vernehmen.

Ob ſie denn auch mit durch den Lattenzaun geguckt habe?

„Ja!“

Wozu denn? Was ſie denn dazu veranlaßt habe?

Längere Pauſe.

Der Vorſitzende redet dem Mädchen zu, das zu ſchluchzen beginnt. Sie ſolle nur getroſt Alles ſagen, ſie ſei verpflichtet, „nichts zu verſchweigen“, wie ſie vor Gott beſchworen habe.

Da, endlich, kam das Geſtändniß: ſie habe ja gar nicht hingucken wollen, ihre Herrin habe ſie aber an den Zaun heran gerufen; durchgucken habe ſie müſſen und ſagen, was ſie ſehe, weil doch das Fräulein ſelbſt nicht viel ſehen könne. Die Richter ſahen einander ſonderbar an.

„Wird noch eine Frage an die Zeugen gewünſcht? Sonſt ſchließe ich das Verhör!“ erklärte der Vorſitzende. Der Staatsanwalt bat, beide Zeugen darüber zu vernehmen, wie weit ſie an dem Vorgang Aergerniß genommen hätten.

Die Zuckert verfehlte nicht, von Neuem zu betheuern, wie entrüſtet ſie geweſen ſei. Schwieriger war es, eine genügende Antwort darüber aus Thereſe herauszubekommen. Ob ſie Aergerniß genommen habe? Aergerniß! Das Wort ſtand offenbar nicht in dem Lexikon des Mädchens. Der Staatsanwalt, der ſich die Erlaubniß erbeten hatte, die Zeugin zu befragen, gab ſich die größte Mühe, ihr den Begriff des „Aergerniſſes“ klar zu machen. Ob ſie ſich verletzt gefühlt habe, ob ihre Schamhaftigkeit, ihr „weibliches Zartgefühl,“ ihr „ſittliches Bewußtſein“ ſich nicht entrüſtet, empört, aufgelehnt habe? Mit einem Worte: ob ſie ſich geärgert habe an dem Gebahren der Angeklagten?

Thereſe überlegte; ſie war gewiſſenhaft von Natur. Aergerniß! Ob ſie ſich geärgert habe? Sie kannte die jungen Männer ja ſo gut, Wenzel namentlich, ihren Lieblingstänzer! Liebe Kerle waren es alle Sieben und dabei tüchtige Burſche, wenn auch etwas wild. Daß ſie ſich gebadet hatten, — was war da weiter dabei? Daß ſie nichts dabei angehabt hatten, Das war ja allerdings zum Erröthen geweſen und viel lieber hätte ſie nicht hingeſehen, — und daß ſie jetzt darüber Rede und Antwort ſtehen mußte, daß man ſie vor den Angeklagten ſo Etwas fragen konnte, Das war wirklich ſchlimm und deshalb hatte ſie auch weinen müſſen. Aber

„entrüstet und empört“ und was der Herr Staatsanwalt Alles wollte, oder gar „geärgert“, — nein, geärgert hatte sie sich wirklich nicht darüber.

Der Staatsanwalt mußte es schließlich aufgeben, ein „Aergerniß“ bei dieser Zeugin zu konstatiren. Es war traurig! Auf ein so „mangelhaft entwickeltes Schamgefühl“, wie dieses Mädchen hier an den Tag legte, waren die Gesetze eben nicht zugeschnitten.

Nachdem die Vertheidigung im Namen der sieben Angeklagten auf weitere Fragen und Erklärungen verzichtet hatte, erhielt der Vertreter der Staatsanwaltschaft das Wort. Er hielt „die Beschuldigung allenthalben aufrecht“. Die Erfordernisse des § 183 seien formell wie materiell erfüllt. Ueber die Unzüchtigkeit der Handlung sei kein Zweifel. Die Oeffentlichkeit könne auch nicht in Abrede gestellt werden und das Aergerniß sei wenigstens bei einer Person konstatirt. Mildernde Umstände könnten nicht geltend gemacht werden. Die Handlungweise der Angeklagten sei vielmehr als besonders roh und verwerflich anzusehen, weil dadurch eine fein organisirte und schamhafte Frauennatur, die Zeugin Zuckert, in ihren Gefühlen aufs Tiefste verletzt worden sei. Er beantrage daher strenge Bestrafung der Angeklagten.

Der Herr Staatsanwalt sprach kurz, klar und schneidig, wie Dies seine Art ist.

Der Vertheidiger betonte in seinem Plaidoyer vor Allem, daß ein vom Gesetz erfordertes wesentliches Merkmal nicht vorhanden sei: das „Aergerniß.“ Die eine Zeugin habe es in Abrede gestellt und die andere Zeugin, — nun, die habe zwar behauptet, Aergerniß genommen zu haben, aber es sei die Frage, worin ihr Aergerniß eigentlich bestanden habe, ob nicht vielleicht darin, daß sie nicht genug hatte sehen ....

Hier unterbrach ihn der Vorsitzende; er ersuchte den Anwalt, nicht ohne Noth die Zeugen zu verdächtigen.

Der Vertheidiger fuhr fort: Gewiß habe der Gesetzgeber Recht, wenn er das Anstandsgefühl und die Schamhaftigkeit schütze und Sorge dafür trage, daß durch Ueberschreitungen des Sittengesetzes kein Schade gestiftet werde; aber man dürfe nicht blos fragen, ob eine Handlung objektiv geeignet sei, „Aergerniß“ zu erregen, sondern vor Allem, ob, subjektiv, eine Person fähig sei, Aergerniß zu empfinden. Der Satz: dem Reinen ist Alles rein, sei auch umgekehrt wahr: dem Unreinen ist Alles unrein!

Hier eine abermalige Unterbrechung durch den Vorsitzenden. Unbeirrt aber fuhr der Advokat fort: Es frage sich hier, was schlimmer sei, sieben badende junge Männer, wenn auch ohne Badehosen, oder hinter einem Lattenzaun eine, wie der Herr Staatsanwalt sie genannt habe: „fein organisirte und schamhafte Frauennatur“, die ihre schlechten Augen durch die ihres einfältigen Dienstmädchens zu ersetzen suche. Auf Entscheidung dieser Frage komme es hier einzig und allein an. Mit Freisprechung des einen Theiles sei der andere verurtheilt. Er könne keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, wie der Spruch des Gerichtes ausfallen werde. Er beantrage Freisprechung seiner Klienten.

Und der Gerichtshof besaß Humor genug, dem Antrage des Vertheidigers gemäß, auf kostenlose Freisprechung sämmtlicher sieben Angeklagten zu erkennen.

Obercunewalde. Wilhelm von Polenz.

Selbstanzeigen.

Metternich und Bismarck. Ziegenhals, Verlag von Karl Thamm.

Zwei Gesichtspunkte sind es, unter denen ich meine Untersuchungen angestellt habe, um den beiden Staatsmännern ihre geschichtliche Stellung als Erhalter und Schöpfer anzuweisen. Der eine ist die Ueberzeugung, daß jede vornehme und ernsthafte geschichtliche Betrachtung nicht urtheilt, sondern erklärt. Sie lehrt uns, wie eine Erscheinung geworden ist und warum sie nothwendig so und nicht anders werden mußte. Sie kennt so wenig wie die Naturbetrachtung einen Unterschied von Gut und Böse. Der zweite ist der aristotelische Satz, daß der Staat, der zum Zwecke des Zusammenlebens der Menschen entstanden ist, zum Zwecke des Glücklichlebens besteht. Das Glück ist für die Völker, wie für die Individuen, immer ein relativer Begriff. Ein gewissenhafter Staatsregent, sei er Fürst oder Minister, wird stets zur Erhaltung der bestehenden Staatsformen geneigt und bei Anbahnung neuer Wege verpflichtet und berechtigt sein, reiflich zu prüfen, inwieweit der unbeschränkte Fortschritt und die maßlose Entwickelung das geeignetste Mittel sind, um das Glück der Völker zu sichern. Ganze Völker können sehr wohl mitunter einem jugendlichen Heißsporn gleichen, der mit Unbehagen die führende Hand eines wohlwollenden, vorsichtig weisen Mentors empfindet, mit Ungeduld dem Tage seiner Majorität entgegenstrebt, ja mit Intriguen und gewaltthätigem, revolutionärem Drängen eine vorzeitige Mündigsprechung herbeizuführen versucht. Ist der ersehnte Zustand der freien Beweglichkeit erreicht, dann bleibt doch das vermeintliche Glück oftmals aus. An die Stelle der geregelten Existenz, die dem allzu feurigen Jüngling moralische, intellektuelle und physische Genüsse in wohlberechneter Mäßigung zuführte, tritt häufig nach überstürztem Einlenken in früher nicht unbedingt freistehende Lebenswege moralische und physische Abspannung und geistige Zerfahrenheit. Ein glückliches, ebenmäßiges Temperament, ein liebenswürdiger Charakter gehen durch Mißvergnügen, nervöse Erregtheit, mißgünstiges Wesen verloren. Selbst die erhoffte unbedingte Freiheit der Selbstbestimmung und Bewegbarkeit stellt sich nicht ein. Die sanfte Hand des gütig sorgenden Mentors wird ersetzt durch den sich auf Schritt und Tritt geltendmachenden Zwang der sozialen Verhältnisse, das glatt in ruhiger Arbeit dahinfließende Leben durch den Kampf ums Dasein und das Ringen um Erwerb zur Vermehrung der Genüsse. Energische Naturen können auch darin ein herbes Glück finden. Es paßt aber nicht für Alle und die Zahl der Leidenden wird bald größer als die der Frohen. Wer mit unbefangenem Auge heute die Entwickelungsgeschichte und die gegenwärtige Lage fast aller Nationen der kultivirten Erde verfolgt, wird meinen Vergleich zutreffend finden. Er wird daher auch mit mir geneigt sein, den viel geschmähten Fürsten Metternich, dessen staatsmännisches Prinzip es war, den Fortschritt nur im Verein mit der Ordnung gelten zu lassen, milder zu beurtheilen, als es gewöhnlich geschieht, und er wird, so hoffe ich, meiner Schilderung dieses Staatsmannes einiges Interesse nicht versagen.

Lausanne. Dr. jur. A. Graf Wilding.

Gesunde Nerven. Aerztliche Belehrungen für Nervenkranke und Nervenschwache. Rostock, W. Werthers Verlag, 1896. Preis 2,50 M.

Wer ein warmes Herz und einen freien Blick für gesundes, kräftiges Geistes- und Nervenleben hat, Dem muß es allgemach bange werden in unserer Zeit, wo Alles nervös ist und Jeder sich zu jeder Leistung, ja schon für sein Behagen, mit Reizmitteln anfeuern muß, die hinterdrein doppelte Abspannung zurücklassen. Auf der einen Seite Rastlosigkeit und Sensationbedürfniß, auf der anderen Sentimentalität und Zimperlichkeit —: Das sind die Stimmungen, die herrschen und die kommenden Geschlechter vollends verderben werden. Die Sache ist doppelt schlimm, weil auch die Armen, die ihr nervöses Wesen als krankhaft empfinden, fast nirgends Verständniß, meistens Spott, am Wenigsten aber Hilfe finden. Ihnen soll mein Büchlein ein Führer und Rathgeber, ein hilfreicher Freund sein. Die Schrift enthält kein überflüssiges Gerede, auch nichts, was unnütze Befürchtungen erregen kann; dazu steht sie, wie ich selbst, zu sehr auf dem Boden der Praxis. Die Rathschläge fangen mit der Pflege und Erziehung des Kindes an und begleiten den Leser durch die wichtigsten — oft gering geschätzten — Lebensverhältnisse. Wer sie befolgt, wird ohne lästige Umstände manchen Gewinn an Gesundheit und Lebensfreude aus ihnen schöpfen.

Rostock. Dr. Otto Dornblüth.

Boileaus Episteln, in freier Nachbildung vom Dr. E. Weyhe, Leipzig, Alfred Oehmigkes Verlag 1895.

Der Unterzeichnete hat vor einiger Zeit Boileaus Episteln, fünf Jahre früher Boileaus Satiren, beide Werke in freier Nachbildung, herausgegeben. Daß ein Dichter, der auf die französische und die deutsche Literatur mächtig eingewirkt hat, so in Vergessenheit bei uns gerathen konnte, daß seit mehr als anderthalb Jahrhunderten von seinen Strafgedichten und seinen „Briefen" keine deutsche Uebersetzung erschienen war, würde auffallend sein, wenn man nicht wüßte, wie leicht die Menschen Das mißachten, was sie oder ihre Väter einst bewundert haben. Jedenfalls verdient der große Despréaux die Geringschätzung nicht, die ihm häufig auch von seinen Landsleuten zu Theil wird, und man braucht nur die vortreffliche Ausgabe von Berriat-Saint-Prix zu lesen, um einzusehen, daß die falsche Beurtheilung Boileaus nicht selten auf bloßer Unkenntniß seiner Schriften beruht. Der Dichter hat Anspruch auf Interesse schon wegen des unerschrockenen Muthes, mit dem er als junger Mann, ohne den Schutz der Mächtigen zu besitzen, die Sittenlosigkeit und Verschwendung des Adels bekämpfte. In den Episteln warnt er den König vor einer kriegerischen Politik in direkter Anrede oder auch indirekt dadurch, daß er die nie zur Ruhe kommenden Eroberer schildert. Nicht in dem ersten „Briefe" allein, den er auf Colberts Anregung Ludwig dem Vierzehnten überreichen ließ, sondern auch in anderen seiner Gedichte finden sich solche Mahnungen. Boileau hat fast die ganze Regirungzeit des Sonnenkönigs mit erlebt und die Wandlungen der Geschicke Frankreichs mit empfunden, ohne den Gleichmuth zu verlieren. Die Besten seiner Zeit, z. B. Molière und Racine, haben von ihm gelernt und auch die Zweifler müssen ihm den Ruhm lassen, daß er ein tapferer Jünger der Horaz und Juvenal war.

Leipzig. Dr. E. Weyhe.

Der Türken-Hirsch.

Zunächst rasch ein paar Worte über die Depositen, weil ich mir meine Tabelle vom achtzehnten April nicht umstoßen lassen darf, wonach 21 deutsche Banken 355 Millionen verzinslicher Depositen haben. In der Tabelle des Herrn Caesar Straus sind Depositen und Kontokorrent-Kreditoren zusammengerechnet und so ist die Summe von 856 Millionen herausgekommen. Nun nennt man aber Depositen die auf längere Zeit eingezahlten Gelder, mit denen man Zinsen machen will, während das Kreditorenkonto Guthaben betrifft, über die jeden Tag verfügt werden soll. Nicht einmal die Einzahlungen der Kreditoren A mit täglicher Kündigung, die einen Minimalzins genießen, können von den Banken wie ein Depositum verwerthet werden. Auch trennen die Banken, die diesen Posten nicht kennen, in ihren Bilanzen die Kreditoren von den Geldern auf feste Termine. Herr Krupp ist heute bei der Diskontogesellschaft und der Dresdener Bank für drei Millionen Kreditor, d. h. er hat dort diese Summe gut, — und in acht Tagen ist er vielleicht für fünf Millionen Debitor, wurde also zwei Millionen schuldig. Man muß sich nur z. B. die großen Provinzbanken denken, die in Berlin Tag um Tag über Hunderttausende oder Millionen verfügen, eben auf Grund ihrer Guthaben, oder etwa die kaufmännische Kundschaft der Deutschen Bank, um zu ermessen, wie sonderbar es ist, solche Kreditoren einfach mit den Depositen zusammenzuwerfen. Durchlaufende Guthaben (Kreditoren) und Guthaben auf längere Zeit (Depositen) gehören nicht zusammen und es wäre den Deponenten nicht angenehm, wenn ihre Anlagen mit den Geldern in Verbindung gebracht würden, über die Banken und Kaufleute disponiren können. Das nur nebenbei, vor meinem eigentlichen Thema.

Der Türken Hirsch, dessen Gesundheit längst erschüttert war, ist gestorben. Damit ist ein Mann verschwunden, der sich seit einem Vierteljahrhundert eine ungewöhnliche Beachtung erzwungen hatte; zuerst wegen seines geschäftlichen Genies, und als dieses hinreichend gesättigt war, wegen seiner Sucht, durch gemeinnützige Thaten auf die Nachwelt zu kommen. Bestände heute nicht die Scheu, reiche Leute zu loben, so müßte unsere Presse jetzt ein wahres Vergnügen darin finden, auf die Millionäre mit Fingern zu deuten, die zwar, wie Hirsch, Fürsten und Erbprinzen zu ihren Jagdgästen zählen, aber für die Armen noch nichts Fürstliches ausgegeben haben, und die zwar, wie Hirsch, ihre Schätze außerhalb Deutschlands verdienten, aber ein Herz für die ganze Welt noch nie gezeigt haben. Aber hier interessirt uns nur der kühne Unternehmer und die wirthschaftliche Lehre über die Möglichkeit, so ungeheure Reichthümer in beispiellos kurzer Zeit zu erwerben. Man vergesse nicht: der wunderbare Wirklichkeitroman dieses Mannes spielt nicht in einem Märchenlande wie Südafrika, wo eines Tages Diamanten und Gold aus ihrem vieltausendjährigen Schlaf erwachten; er spielt in der Arbeit bei einem Bahnunternehmen, das schließlich immerhin doch europäisch war.

Moritz von Hirsch hatte für seine Karriere zunächst den Vortheil, kein Preuße zu sein, wie etwa Strousberg. Dadurch war er sofort einem Kampfe mit schweren und bedachtsamen Elementen entzogen und brauchte sich auch nicht in kleineren Aufgaben zu verzetteln. Daß Strousberg überhaupt bei uns

Bahnen bauen konnte, wäre unter einem anderen Handelsminister als Itzenplitz unmöglich gewesen. Hirsch war auch von Hause aus keineswegs ein Abenteurer; das Geld seiner Familie jungte bereits munter in der zweiten Generation und Alles Finanzhöfische, das man im Salon und im Comptoir braucht, hatte man ihm anerzogen. Als der junge Bankmann in Brüssel der Schwiegersohn des Senators Bischofsheim geworden war, hatte er einen so schönen Höhepunkt erklommen, daß Tausende sich zufrieden gegeben hätten; er aber that noch mehr und warf alles bis dahin Erreichte hinter sich. Es waren nämlich Unterhändler erschienen, die das türkische Bahnengeschäft anboten, ohne aber dafür muthige Firmen zu finden, die sich in die Balkanländer hineinwagen wollten. Erst Hirsch erwärmte sich für das Projekt, er studirte die Sache und wählte sich mit dem ihm eigenen Blick den technischen Leiter. Das Wichtige war nun, die Konzession zu erlangen, dann wurde es, wenigstens gegen große Gewinnbetheiligung, nicht schwer, das nöthige Konsortium zur Bau- und Betriebsgesellschaft zusammenzuziehen. Diese Konzession kostete aber noch mehr Bakschisch als heute; und so viele Millionen wollten die Bischofsheims nicht riskiren. Das war Hirschs bedeutendster Moment: der Entschluß, sein ganzes eigenes Vermögen mobil zu machen, nur um die Trinkgelder für die Konzession bezahlen zu können. Der einfache Wurf eines Spielers war Das doch nicht, denn ihn lockte ein weitumfassender Plan mit einer zur Zeit noch ganz unabsehbaren Thätigkeit. Allerdings brauchte er auch unter den schlimmsten Umständen keine Angst um ein hübsches Auskommen zu haben, aber es wäre jedenfalls nach Jahren voll unsäglicher Mühen ein tiefer Fall geworden, aus dem eine Erhebung kaum möglich gewesen wäre.

Die Konzession wurde also erlangt und der Ingenieur Lang von den pfälzischen Bahnen, der später ein Vermögen von zwölf Millionen hinterließ, war von jetzt an Hirschs Gneisenau. Dieser Mann war durchaus nicht nur ein schlauer Techniker, der von der Extravergütung klugen und reichlichen Gebrauch machte, die die Pforte für jede Brücke zu leisten hatte, er war auch ein gerissener Finanzmann, der in der schwierigeren Gebirgsgegend plötzlich Halt machte, bis die Konzession vertragsmäßig verfallen war. Daß kein Anderer damals als Wettbewerber auftreten würde, war sicher; so wurde denn die Konzession unter besseren Bedingungen von Neuem erworben. Lang hatte auch mit den kaufmännischen Geschäften zu thun, vor Allem mit den Bevorschussungen des Getreidezehnten. Da die Pforte diesen niemals, auch nicht in den knappsten Zeiten, verfallen ließ, so lieh sie sich natürlich auch hierzu wieder das Geld. Wer zählt die Prozente in jenen Tagen, wo der Khedive für seine Wechsel ganz regelmäßig 30 Prozent gab und wo man den Sultan Abd ul Medschid im Verdacht hatte, seine eigenen „Moutons“ (Fonds, die auf der Hammelsteuer beruhten) oft zu fälschen! Ich entsinne mich noch der Jahre, wo jeder von Lang entlassene Mathematiker mit großen Anklageentwürfen zu mir kam, obwohl er vor der Entlassung sich niemals entrüstet hatte. Auch giebt es Fachmänner genug, die die Sünden dieses ersten türkischen Bahnbaues recht gering schätzen und ihm im Ganzen ihr Lob nicht vorenthalten. Einerlei, ob Hirsch der Pforte dann, geschickt wie immer, zuvorkam und große Nachansprüche erhob: bei einem Objekt von nahezu 400 Millionen Francs würde es der Türkei und ihren Freunden schon gelungen sein, dem Unternehmer Einiges am Zeuge zu flicken. Da Das nicht gelang, kann das Unrecht des genialen Aus-

beuters kaum allzu handgreiflich gewesen sein. Interessant ist es auch noch heute, zu hören, wie wenig Schwierigkeit die Landerwerbung machte. Das Terrain hatte damals wenig Werth, war außerhalb christlichen Besitzes und wohl nur bei Konstantinopel mußten für griechische Ländereien größere Summen erlegt werden. Nach Serbien konnte man aus politischen Gründen schwer hineinkommen und auch nach Bulgarien wagte man sich damals kaum. Das kam Herrn Hirsch bei der Erwerbung herrlicher Eichenwälder zu Statten, unter denen besonders der von Bellova gleichsam als Schatzkammer des Käufers bekannt geworden ist. Der Wald wurde ausgeforstet und daraus wurden u. A. die Schwellen an die Betriebsgesellschaft verkauft. Der Transport war wegen der Nähe der Donau wohl ziemlich leicht.

Im Jahre 1869 galt Hirsch in Paris bereits als ein Mann von 100 Millionen, obgleich sein Gewinn an dem Bahnbau selbst damals nicht höher als auf 40 Millionen berechnet wurde. Die Pforte hatte ihm je nach Fertigstellung einer gewissen Strecke die entsprechende Anweisung auf die von ihr schon vorher genehmigte Loosanleihe zukommen lassen, — im Ganzen ca. 798 Millionen Francs nominal, aber natürlich nicht für die Hälfte anzubringen. Die Emission war mit einem Konsortium unter Führung der Anglo-Oesterreichischen Bank abgemacht und im März 1870 kam in Wien, Paris und Berlin die erste Hälfte auf den Markt. Der Uebernahmekurs war nur 155 Francs (für 400 Francs), der Zeichnungskurs 180 Francs! Das hieß damals für ein dreiprozentiges Papier mit großen Lotterie-Chancen noch immer 45 Prozent, während fünfprozentige Türken nur 40 notirten. Gegen diese Loosausgabe wehrte sich der österreichische Minister Brestel, aber Graf Beust, geschmeidiger als so ein Bürgerminister, trat zu Gunsten der Loose ein, — aus hundert politischen und tausend privaten Gründen. Einem deutschen Blatte wurden notorisch 250000 Gulden für gute Besprechung und dann eben so viel nur für Schweigen geboten. Beides wurde abgelehnt. Das hat aber nicht verhindern können, daß nach der Einführung unseres Prämiengesetzes 400000 Türkenloose als in Deutschland befindlich abgestempelt wurden. Da die Emission der zweiten Serie erst nach dem Kriege erfolgte, blieb von ihr unser Markt ausgeschlossen. Türkenloose haben ein paar Jahre gezahlt, wurden dann aber natürlich in den Zusammenbruch von 1875 mit hineingezogen. Ihr niedrigster Kurs war im Jahre 1876 mit 26 Mark.

Wie verstand nun Hirsch sein Geld anzulegen? Ganz einfach — oder auch gar nicht einfach — so, daß er sich stets sehr flüssig hielt und in den zahlreichen kritischen Momenten von Handel und Wandel mit enormen Summen rasch und doch überlegt eingriff. Ich erwähnte schon vorher, daß er vor dem Kriege bereits über 100 Millionen verfügt haben soll. In den ersten Wochen nach der Kriegserklärung lag damals Alles in tiefster Entmuthigung und nur Wenige, darunter Hirsch, blieben kaltblütig genug, auch an die Wiederkehr besserer Zeiten zu glauben. Ihm gehörte der größte Theil der Wilhelm-Luxemburg-Bahn, und als Kreditaktien 120 standen, kaufte er bis zu 50000 Stück ein, um zwei Jahre darauf sitzen zu bleiben und sie dann mit hundert Prozent Nutzen wieder herzugeben. Das war die Zeit, wo Hirsch kräftiger als der wiener Rothschild dastand und man irrthümlich annahm, er wolle sich in die Kreditanstaltgruppe eindrängen. Egypter hatte er zu 47 Prozent; und seine italienische Rente, die 50 Millionen betragen soll, wurde gewiß auch noch zu sehr niedrigen Kursen angeschafft.

Vor Allem aber hat Hirsch an Ungarn ungeheuer verdient. Sein Urtheil, das immer aufs Ganze ging und daher weit voraussehend war, hatte Ungarn schon sehr früh als das aufstrebende und zukunftreiche Land erkannt. Und wer die Terraingewinne kennt, die noch heute in Budapest binnen wenigen Monaten möglich sind, kann ermessen, was dort bei frühen Vorkäufen und Jahrzehnte langem Warten zu verdienen war. An den afrikanischen Goldminen soll er für sich wenig betheiligt gewesen sein; man behauptet, daß er da für Andere viel spekulirt habe. Es giebt ja auch außerhalb Englands hohe Namen, denen man eine lebhafte Verbindung mit der Kasse Hirschs nachrechnet. Solchen Leuten kann man aber Geld nur in Form von Spekulationgewinnen auszahlen lassen. Vielleicht hat er auch zuweilen diesen Salon- und Jagdgenossen ganz diskret ein goldig blinkendes Geschäft geschildert, sie um ihre Betheiligung artig gebeten, die Einzahlungen natürlich scheinbar vorgeschossen und ihnen dann nach Wochen aus seinem eigenen Beutel, ohne überhaupt an das Geschäft zu denken, etliche hunderttausend Francs geschickt.

Hirsch hatte sich weislich Oesterreich zur Heimath und zum Sitze seiner Gesellschaft ausgesucht. Bei uns ist die Bureaukratie zwar weniger weitläufig, aber doch „pedantischer". Wir hätten auch damals die Interessen eines türkischen Bahnen-Unternehmers schwerlich gefördert, da die Neigung, unserer Industrie Arbeit zu verschaffen, sich erst später bei unserer Staatsleitung eingestellt hat. Das Sonderbarste an Hirsch: seine grenzenlose Generosität in dieser Minute und sein schnöder Geiz in der nächsten, hat im Geschäft nicht mitgespielt. Allerdings konnte er den selben Makler, den er gern zehntausend Francs verdienen ließ, förmlich verklagen, sobald dieser ihm auch nur die Courtage vertheuert hatte.

Nach dem Blick auf die Vergangenheit der Türkei — nur aus dieser ragt Hirsch hervor — noch ein Wort über die Gegenwart. Wie ich von zuverlässigen Kennern höre, hat die Dette Publique an moralischer Macht jetzt sichtlich gewonnen, nachdem sich ihre Art der Steuereinziehung so gut bewähren konnte. Auch der Abschluß der Ottomanbank illustrirt die staunenswerthe Unzerstörbarkeit der türkischen Verhältnisse. Die Dividende kann $12^1/_2$ Francs werden, wo man nichts erwartet hatte, in der Reserve liegen drei Millionen Pfund Sterling, verloren sind 400000 Pfund Sterling, was mit den politischen Wirren und deren Folgen wohl hinlänglich erklärt wird. Von den viel verschrieenen Minenaktien sollen nur New-Africans da sein, die bei einer Liquidation vier Pfund Sterling baar in der Kasse haben. Eine Zauberverwandlung gegen den Pessimismus der vorigen Monate. Und Edgar Vincent? Er ist nicht nur nicht abgesetzt, sondern so mächtig und einflußreich wie je. Sein Vertrag mit der Bank läuft noch zwei Jahre, und wenn er nicht erneuert würde, so hieße Das nur, daß Vincent höher hinaus will, etwa einen Gesandtenposten anstrebt. Es handelt sich um England, wo Lord Cromer in Egypten noch stiller Compagnon bei Baring sein kann und wo fünfzehn der hohen Aristokratie angehörende Herren, ohne sich allzu viel zu vergeben, Makler an der londoner Stock-Exchange sind. Die selbe Maklerthätigkeit entwickelt dort bekanntlich auch der Schwager unseres Grafen Münster.

Pluto.

Notizbuch.

Herr Léon Bourgeois hat Glück. Er hat aufgehört, französischer Ministerpräsident zu sein, bevor er noch seine Versprechungen erfüllen konnte und mußte, und er ist, da ihn die Faust der Gemäßigten vom Platze gestoßen hat, weich gefallen, als ein beweinter Märtyrer seiner sozialen Erkenntniß. Die Abschiedserklärung, die er in der Deputirtenkammer verlesen hat, war ein Meisterstück demagogischer Kunst und glich viel eher dem Programm eines Machtprätendenten als dem Testament eines Sterbenden. Darüber darf man sich weder durch das Geschwätz der großkapitalistischen Presse noch durch das Geheul der Sozialisten täuschen lassen; was in unseren Zeitungen steht, ist nur das matte Echo aus dem Blätterwalde des französischen Opportunismus; und was Jaurès, Lafargue und Rochefort schreiben und schreien, ist von taktischen Bedürfnissen diktirt: von dem Wunsch, die Radikalen als zu ernsthaften Reformen unfähig und den revolutionären Sozialismus als den einzig berufenen Retter aus jeder Noth hinzustellen. Der Lärm kann die Thatsache nicht überkreischen, daß Herr Bourgeois in der Entwickelung der französischen Republik eine sehr wichtige Rolle gespielt und das Glück gehabt hat, von ihr befreit zu werden, ehe sie ihm über den Kopf wuchs. Er bleibt der Mann, der die Bourse du travail wieder eröffnet und das Großreinmachen in der Verwaltung begonnen hat, der um die Einführung der Einkommensteuer bemüht war und den ersten Regirungversuch mit einem milden, national gefärbten Sozialismus wagte. Aber er that noch mehr: er brachte den lange schon latenten Kampf zwischen den beiden Kammern zu offenem Ausbruch. Dieser Kampf, der Machtstreit zwischen dem Palais Bourbon und dem Luxembourg, wird für die nächste Zeit das politische Leben Frankreichs beherrschen. Das Land der ersten Schritte wird den Versuch erleben, ob eine konservative, auf Autorität begründete Einrichtung, die als Hemmschuh auf abschüssiger Bahn gedacht war, sich gegen den Ansturm des allgemeinen Stimmrechtes halten kann. Noch steht die Sache günstig für den Senat: er weiß ungefähr, was er will, hat eine kompakte Mehrheit und würde, wenn es wirklich zu einer Verfassungdurchsicht käme, mit der Minderheit der Deputirtenkammer auch im Kongreß über die Majorität verfügen. Aber jeder Tag kann Ueberraschungen und Putsche bringen, die Munizipalwahlen können die Physiognomie des Senates beträchtlich verändern und ein Feuerfunke, der aus Belgien herüberweht, kann die Wuth des aufgehetzten Proletariates in der Communestadt leicht zu gefährlichen Thaten entflammen. Langweilig wird die französische Politik einstweilen jedenfalls nicht werden. Wohin sie schließlich führen wird? Fräulein Couédon, die voyante der Paradiesstraße, verkündet, als auserwähltes Sprachrohr des Erzengels Gabriel, Frankreich werde für seinen gottlosen Lebenswandel und seine Sünden hart bestraft werden: dem Rathhause, der Oper, ganzen Stadtvierteln drohe der Untergang durch Feuersbrünste, die Börse sogar werde lange geschlossen bleiben und endlich, nach schwerer Prüfung, werde ein Heinrich von Bourbon Krone und Szepter ergreifen und als Henri V. den alten Glanz des Königthumes erneuen. Ob dieses vierundzwanzigjährige Fräulein Henriette, dessen Onkel der radikale Kammerpräsident Brisson ist, zum Sturz des Herrn Bourgeois nicht mehr beigetragen hat als das nicht allzu tapfere Wüthen der müden, verängstigten Senatoren?

* * *

Mystische Mächte sind heutzutage mitunter noch stärker, als der flache und dreiste Materialismus sichs träumt. Es ist noch nicht lange her, da unternahmen in Oesterreich fromme Frauen eine Wallfahrt, um von der Heiligen Mutter Gottes den Sieg des Herrn Dr. Karl Lueger im Kampf um die Bürgermeisterschaft der Stadt Wien zu erflehen. Ueber den merkwürdigen Plan und seine Ausführung wurden damals schnöde Witze gerissen; der ruhige Betrachter mußte sich aber sagen, daß ein Mann, der die Menge zu so ungewöhnlichem Beginnen zu stacheln versteht, auf die Dauer nicht unterzukriegen ist, — und diese Voraussicht hat sich jetzt als richtig erwiesen. Herr Lueger hat einen fast beispiellosen Sieg errungen: der Kaiser hat ihn in Audienz empfangen und gebeten, er möge, als bewährter Patriot, auf den Bürgermeisterposten verzichten. Lueger wird zunächst also als Vicebürgermeister die Stadt Wien unumschränkt regiren. Die Hauptsache aber ist, daß der Mann, den die unbelehrbare Dummheit seiner Gegner immer als den Auswurf der Menschheit hinzustellen beliebte, vom Kaiser wie eine Großmacht behandelt worden ist, von deren gutem Willen man ein Opfer erbittet. Das ist ein harter Schlag für die liberale Partei, die freilich längst abgewirthschaftet hat, aber auch für den polnischen Grafen Badeni, dessen gerühmte Staatskunst sich in der Lueger-Frage recht unzulänglich gezeigt hat. Das Vernünftigste wäre gewesen, den Mann, dessen außerordentliche Begabung Jeder anerkennt und der sich nie einer unehrenhaften Handlung schuldig gemacht hat, als Ersten Bürgermeister zu bestätigen, nachdem er wiederholt mit wachsenden Mehrheiten dazu erwählt worden war. Luegers Popularität — jede Drehorgel und jeder Musikautomat leiert den Lueger-Marsch — ist so groß, daß er allen Ministerien trotzen konnte, am Leichtesten sicher dem Ausschuß des Polenklubs, der es verstanden hat, die Herren Badeni, Bilinski und Goluchowski zu Herren der Deutschen und Czechen Oesterreichs zu erhöhen. Der Kaiser Franz Joseph, der sich durch Zurückhaltung, stille Bescheidenheit und klaren Menschenverstand auszeichnet, hat wieder einen sehr klugen und nützlichen Entschluß gefaßt. Wäre Herrn Lueger abermals die Bestätigung schroff versagt worden, dann hätte man deutlich erkannt, wie stark der unheilvolle Einfluß geworden ist, den Ungarn auf die schwarzgelbe Gesammtmonarchie übt. Im niederösterreichischen Landtage hat vor ein paar Monaten schon ein gemäßigter Abgeordneter gesagt, Oesterreich sei zu einer von Polen verwalteten Satrapie Ungarns herabgesunken. Die Magyaren widersetzten sich der Bestätigung Luegers, der die in Ungarn herrschende Sippe fast noch hitziger als die Juden bekämpft; der König von Ungarn hat ihnen rechtzeitig bewiesen, daß er sich auch als Kaiser von Oesterreich fühlt und nicht so thöricht sein will, die christlich-soziale Partei, deren Patriotismus unanfechtbar ist und die mit fanatischer Zärtlichkeit an dem schönen Karl hängt, der Dynastie zu entfremden.

* * *

Bei uns kriselts ein Bischen. Schon als Herr von Köller, Freunden und Gegnern zum Leid, jäh in den Abgrund verschwand, raunten die Eingeweihten, nach dem Abschluß der nationalen Erinnerungsfeste werde auch Onkel Chlodwig die Koffer packen und in die münchener Arcisstraße übersiedeln, wo bereits für elektrisches Licht gesorgt worden sei. Jetzt naht die Stunde; und deshalb werden rasch die Namen aller Kanzlerkandidaten genannt, denen man die Wilhelmstraßenwonne nicht gönnt. Aber Europa — und insbesondere das Deutsche Reich — ist trotzdem vollkommen ruhig.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Mai 1896.

Kamarilla.

Während der längst zum unheilbaren Landesübel gewordene Festlärm wieder einmal laut durch die Zeitungen tobte und die Reklame für die Berliner Gewerbeausstellung ins Wertheimische wuchs, konnte man, wo nur ein Plätzchen frei geblieben war, allerlei Spukgeschichten von einer politischen Krisis lesen. Ueber die Reform des Militärstrafverfahrens, so hieß es, habe die höfische Umgebung des Kaisers andere Ansichten als das Ministerium, eine Einigung der Geister sei unmöglich und schon die nächste Stunde könne uns den Rücktritt sämmtlicher Minister bringen, die, mannhaft wie immer, für ihre heilige Ueberzeugung zum schwersten Opfer bereit und gerüstet seien. Die Nachricht, die wispernde Geschichtenträger mit niedlichen Details ausputzten, klang recht wenig glaubwürdig. Die Entscheidung über den Militärstrafprozeß, dem nur liberale Kindergemüther und schadenfrohe Sozialdemokraten eine unbeschränkte Oeffentlichkeit wünschen können, über dessen Reformbedürftigkeit bei verständigen Leuten aber kein Zweifel besteht, ist von technischen Erwägungen abhängig, deren Tragweite der Civilpolitiker selten sicherer berechnen kann als ein Troupier die Wirkung von Handelsverträgen. Jeder Krieg ist ein Rückfall in der Barbarei ähnliche Zustände; wer das Heer, das zum Kriege nöthige Instrument, mit den zweifelhaften Segnungen einer verfeinerten Kultur beglücken will, gleicht einem Manne, der kriegerische Kolonialpolitik treiben, also wilden Stämmen ihr Land gewaltsam wegnehmen möchte und sich dabei

dem humanen Wahn hingiebt, er dürfe dem schwarzen Fell der Unterjochten keine schlimmere Züchtigung zumuthen als leichte Ruthenstreiche. Das Rezept, Rührei zu machen, ohne Eier zu zerschlagen, ist leider vorläufig noch nicht erfunden; wer den Zweck will, muß auch den Muth — oder die Skrupellosigkeit — haben, die Mittel zu wollen. Nun mag es ja gläubige Unterthanen geben, die in unseren Ministern eiserne Catone sehen und ihnen allen Ernstes zutrauen, sie könnten, ehe sie auch nur um eines Fußes Breite von dem einmal gewählten Standpunkte wichen, lieber auf die süße Bürde der Würde verzichten; aber selbst der spärlichen Schaar solcher Wohlwollenden schien es wunderbar, daß nach mancher Wandlung gerade eine militärische Frage plötzlich den Catonenstarrsinn entbunden haben sollte. Bald wurde denn auch zum Rückzug geblasen und der Zeitunglärm, der im Volksempfinden nirgends ein Echo geweckt hatte, verhallte allmählich. Wenn eines Tages die sehr komplizirte Geschichte der Vorgänge und Stimmungen erzählt werden kann, denen der Lärm entsprang, wird Heiterkeit sich mit Entsetzen mischen; einstweilen sind nur karge Andeutungen möglich, denn die ehrenwerthen Männer, die in dem Hintertreppendrama die Hauptrollen spielten, würden die Wahrheit einer eingehenden Darstellung in heller Entrüstung bestreiten und die winzigste Lücke im Beweis könnte bei unseren preßgesetzlichen Zuständen dem Erzähler verhängnißvoll werden. Es handelte sich nämlich nicht nur um die schon seit den Dezembertagen gegen Herrn Bronsart von Schellendorff gesponnene Intrigue und um den Versuch, ihm Herrn von Berlepsch, den Typus des eifrigen Bureaukraten, als Gefährten auf den Scheideweg mitzugeben, — nein, ein viel größerer Einsatz stand auf dem feinen Spiel. Der Kriegsminister sollte als ein Mann hingestellt werden, der, wenn er die himmlischen Mächte nicht zu beugen vermag, den Acheron in Bewegung setzt; aber mit ihm sollten noch Andere fallen, von denen „man" befürchten mußte, sie könnten dem von der Reichstagsmehrheit verschärften Börsengesetz ihre Zustimmung nicht versagen. Der Militärstrafprozeß war eine Coulisse, hinter der sich die Terminspekulation verbarg; deshalb rauschte der Sturm besonders laut durch die Händlerblätter. Wenn es gelang, jetzt rasch einen Ministerwechsel herbeizuführen, dann war die unerhört fürchterliche Heimsuchung, die man harmlos eine Börsenreform nennt, mindestens bis zum Herbst vertagt; einzelne Staatssekretäre, die für Handel und Wandel ein zärtliches Verständniß haben, könnten ja trotzdem im Amte bleiben. Dazu kamen

noch andere Wünsche, deren Geheimschrift nicht leicht zu entziffern ist, und das sichere Gefühl, daß für das Ministerium Hohenlohe allgemach die Erdentage gezählt sein müßten, gewann im Bereich des beschränkten Unterthanenverstandes von Tag zu Tag neues Terrain. So entstand das Raunen von einer Nebenregirung, das Stöhnen über eine im Dunkel waltende Kamarilla, die gespannte Erwartung einer politischen Krisis.

Der Sprachgebrauch nennt jede Störung im Gleichgewicht der Organismen eine Krisis; aber der medizinische Krisenbegriff ist doch selbst dem Laien noch so vertraut, daß gewöhnlich nur da, wo eine rasche Entscheidung zu erwarten ist, von einer Krisis gesprochen wird. In diesem Sinne darf von einer politischen Krisis bei uns nicht geredet werden. Den krankhaften Zustand unseres staatlichen Lebens empfindet Jeder und die Meisten fürchten, daß er eines Tages ein schlimmes Ende nehmen wird; aber an eine schnelle Entscheidung über den Ausgang der Krankheit ist, vielleicht zu unserem Heil, nicht zu denken und wir können froh sein, wenn eine langwierige Lysis uns von dem schleichenden Uebel befreit. Daß nun gar schon über die internen Personalverhältnisse der Militärverwaltung Preßfehden ausgefochten und technische Fragen des Heeres mit offiziösen Leitartikeln beantwortet werden, zeigt deutlich, wie weit mählich die Dinge gediehen sind, — fast wieder so weit wie in den Unglückstagen Friedrich Wilhelms des Vierten, wo dem rastlos irrlichtelirenden Geist des Königs die Möglichkeit geboten war, heute mit einem gegen den anderen Minister und morgen mit dem Generaladjutanten gegen das gesammte Ministerium zu konspiriren. Diese Wahrnehmung ist wichtiger als das spielerische Rathen, aus welcher Gegend die nächsten Fackeltänzer wohl kommen mögen. Die Spitze der Pyramide zeigt rissige Stellen und solche Zeichen sollen nach einem alten, oft bewährten Aberglauben ein Ungewitter ankündigen. Die Hurrahstimmung beweist nichts gegen die Prophezeiung; Madame Campan erzählt in ihren Memoiren, daß in den ersten Regirungjahren Ludwigs des Sechzehnten von sechs Uhr früh bis in die sinkende Nacht hinein Hochrufe auf den König erschallten, und nicht lange danach verlor der Bürger Kapet dennoch Krone und Kopf. Wir wollen nicht warten, bis die Pfeiler der Monarchie, die uns für das Deutsche Reich die nothwendigste und nützlichste Staatsform scheint, völlig unterwühlt sind, sondern, bevor es zu spät ist, den Sitz des Uebels suchen. Fürst Bismarck hat in einem der Tischmonologe, die neben Luthers Reden aufbewahrt werden sollten, einmal gesagt,

irgend Etwas müsse im Staate stets faul sein, wenn ein General über öffentliche Angelegenheiten Meinungen laut werden läßt und wenn Minister in den Zeitungen einander bekämpfen. So weit sind wir nun längst; deshalb sollten die von der Angst um das Termingeschäft genährten Kolportagephantasien endlich nüchterner Betrachtung der Wirklichkeit weichen.

Wir können, ohne weiter zu schweifen, beim Termingeschäft bleiben. Es soll verboten werden und ehrliche Leute, die sich von der Schmiegsamkeit des Börsenhandels noch immer keine klare Vorstellung machen, wähnen, dieses Verbot werde, auch ohne eine umfassende wirthschaftliche Therapie, den Landproduzenten beträchtliche Vortheile verschaffen. Die Frage, ob die Hoffnung sie nicht täuschen wird, braucht uns hier nicht zu bekümmern. Wie aber wurde dieses Verbot möglich? Man sollte meinen, sachliche Erwägungen hätten die Regirung oder die Reichstagsmehrheit bestimmt; aber diese Annahme wäre falsch. Vor ein paar Wochen war weder die Regirung noch der Reichstag für das Verbot zu haben, obwohl seit Roschers Tagen alle Seiten dieser Art spekulativer Thätigkeit beleuchtet worden sind. Da, plötzlich, hieß es, der Kaiser habe sich nach einem Festmahl für die Abschaffung des Getreideterminhandels ausgesprochen; ein hoffähiger Herr habe ihm die Sachlage geschildert und der Eindrücken leicht zugängliche Sinn des Monarchen habe die unheilvollen Wirkungen der üblen Usance sofort erkannt. Dieses Gerücht wurde entscheidend. Im Centrum und in der nationalliberalen Partei wächst die agrarische Strömung, die uns in nicht allzu ferner Zeit eine vernünftige Interessenvertretung sichern wird, die aber die Herzen der Häuptlinge natürlich mit Angst und Schrecken erfüllt. Noch war es nicht möglich gewesen, sich dieser Strömung anzuvertrauen und doch ein treuer Knecht der Regirung zu bleiben; jetzt endlich bot sich dazu die Gelegenheit: man konnte eine Konzession machen, von der einzelne Herren obendrein noch ein Geschäftchen beim Zucker erhofften, und dabei sicher sein, in Reihe und Glied mit den Ministern zu wandeln. Denn der Kaiser hatte gesprochen und die Molluskenseelen des Reichstages hegen den felsenfesten Glauben, des Kaisers Wille sei auch für widerspänstige Excellenzen das höchste Gesetz. Im Ministerrath mögen ähnliche Rücksichten latent wirksam gewesen sein; auch da späht man schon lange nach Gelegenheiten, sich bei den der Ministerialenzucht entlaufenen Agrariern beliebt zu machen, ohne die Gunst des Kaisers einzubüßen, und war gewiß froh, über den sündigen Häuptern der Terminspeku-

lanten das blanke Opfermesser schwingen zu können. Im Januar hatte der Kaiser einen Großgrundbesitzer, der sich mit Frau und Tochter im Marschallsamt für die kommenden Hoffestlichkeiten einschreiben lassen wollte, im Schloßhofe mit den Worten begrüßt: „Wenn es der Landwirthschaft wirklich so schlecht geht, wie die Herren behaupten, sollten Sie lieber zu Hause bleiben;" bald danach lasen wir die hitzigen Reden gegen den Antrag Kanitz. Im März sagt der Kaiser bei Tische: „Wenn der Terminhandel wirklich so schlimm ist, sollte man ihn abschaffen;" bald danach lesen wir, daß die Terminspekulation in Getreide verboten wird.

Die Beispiele ließen sich häufen; aber eines genügt, um zu erklären, wie es kommt, daß im deutschen Land das Raunen und Wispern nie mehr verstummen will und der Klatsch sich ohne Ermatten an die Umgebung des Kaisers klammert, an die Gruppe, die auf die Richtung seines Willens zwischen Obst und Käse zu wirken vermag. Lessings Riccaut belehrt das sächsische Fräulein: Tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi; und seine schlauen Schranzenworte haben nach hundert Jahren eine im Preußen Friedrichs nicht geahnte Bedeutung gewonnen. Der Bürger und Bauer fragt verängstigt, wer morgen oder übermorgen wohl vom Monarchen der Ehre eines Gespräches gewürdigt werden könnte — denn davon kann es abhängen, ob das Deutsche Reich bimetallistische, sozialistische oder halbergische Politik treiben wird —, und er gewöhnt sich, das von mystischen Schleiern umwallte Gebilde, das man einen Hof nennt, mit grimmigem Mißtrauen zu betrachten. Solches Mißtrauen erzwang unter Wilhelm dem Dritten von England, der, statt mit dem Privy Council, mit einem Kreise auserwählter Lieblinge die Geschäfte besprach, die Bestimmung: „daß alle auf die Regirung des Königreiches bezüglichen Gegenstände, die nach den Gesetzen und Gewohnheiten vor den Geheimen Kronrath gehören, dort behandelt und daß alle gefaßten Beschlüsse von den Mitgliedern unterzeichnet werden sollen, die dazu gerathen und dafür gestimmt haben." Und die selbe Empfindung waffnete die Wuth gegen die Sippe der Polignacs. Heute aber liegen die Dinge doch anders. Aus der wundersamen Epistel, deren Veröffentlichung der Freiherr von Mirbach für passend hielt, kann man erkennen, wie ganz und gar unpolitisch und rührend einfältig der Sinn der Leute ist, die als Hofchargen sich im Sonnenglanz tummeln und die der fern stehende Betrachter für Mitglieder einer tückisch waltenden Kamarilla hält. Diese Leute sind voll-

kommen ungefährlich; sie sitzen in der Nähe des Gnadenbornes, lechzen brünstig in jeder Stunde nach einem Zeichen hoher und höchster Gunst und denken selten an etwas Anderes als an ihrer ängstlichen Seelen eigenstes Heil. Das liebe Vaterland könnte ruhig sein, wenn es nur diese Märchen-kamarilla zu fürchten hätte. Die wirkliche Gefahr wurzelt darin, daß heute Jeder Kamarilla zu spielen versucht und daß, wohin auch das Auge blickt, kaum irgendwo in der Runde ein unzweifelhaft sicherer Mann zu finden ist, der von dem Pfade der Pflicht, der Ehre und Ueberzeugung unter keinen Umständen und für keinen Preis jemals abweichen würde. Beinahe Jedem ist jedes Mittel willkommen, das ihm gnädiges Wohlgefallen erwerben kann, und jede Hinterthür, die zum Erfolg führt, wird mit Guirlanden bekränzt. Dieser Zustand wird dadurch nicht gebessert, daß man, vielleicht manchem Minister zur Wonne, dem Unmuth den höfischen Kreis als den eigentlich zu bekämpfenden Feind denunzirt.

Der Kaiser reist gern und viel und dadurch entschwindet den Ministern oft die Möglichkeit, in Immediatvorträgen ihre Ansicht zur Geltung zu bringen. Es ist auch ganz natürlich, daß der reisende Monarch die politischen Geschäfte mit seiner Umgebung bespricht, die ihm als soziale Gruppe verwandt ist, und daß in solchem Verkehr Intimitäten entstehen, die ministeriellen Wünschen nicht immer bequem sind. Man braucht kein Geberdenspäher zu sein, um sich vorstellen zu können, daß Graf Philipp Eulenburg, über dessen diplomatische Fähigkeiten die Meinungen sämmtlicher Sachverständigen übereinstimmen, von den politischen Plänen des Kaisers mehr weiß als der Fürst zu Hohenlohe und daß Herr von Kiderlen-Waechter, der einst von des Monarchen eigener Hand mit dem Schlauch die Schiffstaufe empfing, manchmal vielleicht nur mit Mühe ein Lächeln zu unterdrücken vermag, wenn der Kanzler für nöthig hält, ihm ausführliche Instruktionen zu ertheilen. Aber auch dieser Zustand, dessen Schwierigkeiten unverkennbar sind, ist erträglich, so lange ein einiges, von einem festen Willen geleitetes Ministerium den Gang der Politik bestimmt, für die es nach der Verfassung verantwortlich ist. Er wird in dem Augenblick unhaltbar, wo einzelne Minister selbst Lust verspüren, Kamarilla zu spielen und gegen ihre Kollegen Söldnerheere zu alarmiren; und dieser Augenblick ist nicht sehr fern, wenn an der Spitze des Ministeriums der kraftvolle, Widerstrebendes zwingende Wille fehlt. Je stärker und jäher dann der Wille des Herrschers ist, desto rascher rückt die Gefahr heran. Dann wird der Monarch mit einer Summe von

Funktionen belastet, die ein sterblicher Mensch auch bei emsigstem Fleiß nicht tragen, nicht ertragen kann und die unheilvolle Centralisation wird erneut, in der Tocqueville die gefährlichste Sünde der französischen Monarchie und die tiefste Ursache der jakobinischen Schreckenstage erkannte. Eine Politik, die dem Betrachter am Anfang und Ende jedes Weges den kaiserlichen Adler zeigt und ihm in jeder Minute die bange Frage aufdrängt, wem wohl der Zufall das Glück eines Gespräches mit dem Monarchen bescheren mag, ist schädlich, auch wenn sie, wiederum zufällig, einmal das Richtige trifft. Sie wahrt nur den Schein konstitutioneller Zustände, sie setzt den Vertrauensmann der Nation gehässigen Urtheilen aus und dient gewöhnlich dazu, eine schwache Regirung von der schweren Verantwortlichkeit zu befreien, die sie vor dem Volksgewissen, vor dem Gesetz und vor der Geschichte doch auf sich zu nehmen hat. Der Gegensatz zwischen der höfischen und der politischen Art, die Dinge zu betrachten, ist recht alt; er stammt aus den Tagen, wo die Könige ihre Länder wie einen Pachthof verwalteten und über die Verwaltungmaßregeln beim Becher mit dem Gesinde zu plaudern pflegten. So oft er in moderner Zeit außerhalb des Kreises der Privilegirten sichtbar wurde, war damit bewiesen, daß in den Staatsorganismus ein Krankheitstoff eingedrungen war, der natürlich dann um so rascher wirkte, je mehr die Neigung zu schwächlicher Nachgiebigkeit in den höheren Sphären wuchs. Solche Zustände hat nie ein Einzelner oder eine im Hofdienst geschäftig lungernde Gesellschaft allein verschuldet; sie waren stets das Werk Derer, die für ihr Recht und für ihre Pflicht nicht das genügende Verständniß hatten. Nur ausbündige Thorheit kann sich für die Willensfreiheit unserer Minister erhitzen. Die Herren haben in jeder Stunde die Möglichkeit des Rücktrittes, sobald sie mit ihrer Ueberzeugung da nicht durchdringen können, wo sie Rath geben, nicht, wie es fast schon heute üblich geworden scheint, Rath und Belehrung empfangen sollen. Wenn sie diesen Weg nicht beschreiten, dann können sie uns nicht zumuthen, daß wir uns zornig gegen eine Kamarilla erheben, deren schwerstes Verbrechen doch immer nur war, willenlos im Staube zu winseln, wo aus geheiligter Höhe ein mächtiger Wille gebot.

Die Strafprozeßnovelle.

Der Bericht der Reichstagskommission über die Strafprozeßnovelle ist erschienen und damit wohl jeder Zweifel beseitigt, ob der Entwurf diesmal Erfolg haben werde. Der Reichstag wird nicht abermals die darauf verwendete Mühe umsonst ausgegeben haben wollen. Wenn man auch, wie ich, kein Unglück darin erblickt haben würde, falls dieser abermalige Mißerfolg eingetreten wäre, so kann man der Kommission doch das Zeugniß nicht verweigern, daß sie den Entwurf nicht verschlechtert, hie und da sogar verbessert hat. Man darf ihr keinen Vorwurf daraus machen, daß sie den Entwurf nicht zu einer systematischen Revision der Strafprozeßordnung umgestalten konnte. Systematisch arbeitet nur der Einzelne, nicht eine Mehrheit von Personen. Dieser darf man ein günstiges Zeugniß nicht verweigern, wenn sie ein ihr vorliegendes System nicht allzu sehr verpfuscht. In unserem Fall war es aber auch dem Bearbeiter des Entwurfes oder dessen Auftraggeber nicht um ein System zu thun. Er wollte weder einen Neubau noch auch nur einen Umbau des bestehenden Hauses, obwohl er dessen Gewölbe durch Einführung der Berufung auf einen neuen Pfeiler zu stellen bemüht war. Seine Thätigkeit war mehr der des Gärtners vergleichbar, der mit der Scheere an seinen Hecken entlang geht und jedem zu weit vorstehenden Triebe den Kopf abzuschneiden bemüht ist. Daß dabei auch mancher recht gesunde Trieb in Gefahr kam, war Das, was mit mir Mancher beklagte. Der Kommission sei es aber gedankt, daß sie eine gewisse Anzahl dieser nützlichen Triebe gerettet hat. Auch daraus sei ihr kein Vorwurf gemacht, daß sie die Berufung mit großer Majorität hinnahm, ohne sich lange zu besinnen. Es giebt auf allen Gebieten Ideen, die wie Miasmen von der öffentlichen Meinung erfaßt und festgehalten werden, ohne daß eine Diskussion möglich ist und ohne daß sich deren Verfechter erinnern, was die selbe öffentliche Meinung kurz zuvor für das einzig Richtige erklärt hat. Es kann, nachdem die Bundesregirungen geglaubt hatten, dieser früher prinzipiell bekämpften Meinung Rechnung tragen zu müssen, nicht überraschen, wenn die Reichstagskommission ihnen auf diesem Wege folgen zu müssen glaubte. Nur die Verwahrung dürfte hier am Platze sein, daß das auf der vierten Seite des Berichtes Gesagte die gegen die Berufung vorgebrachten Gründe auch nicht entfernt erschöpft. Endlich kann der Kommission kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie die Frage nicht ernster erwog, ob die Schwurgerichte zu erhalten seien und ob nicht ein mehr homogener Aufbau der verschiedenen Stufen der Gerichtsorganisation an die Stelle der bekannten Trias treten sollte: Schöffengericht mit Berufung und Laien, Strafkammer ohne Berufung und ohne Laien, Schwurgericht mit Laien und ohne Berufung. Hätte man die Schwurgerichte aus der Prozeßordnung

noch zu entfernen versucht und vielleicht durch Schöffengerichte ersetzt, was unfehlbar auch zur Diskussion der Frage geführt hätte, ob mittlere und große Schöffengerichte einzuführen seien, so würde es wohl der Prozeßordnung gegangen sein, wie manchen alten Häusern, denen man neue Fundamente unterschieben will, die aber vorziehen, den Baumeistern auf die Köpfe zu fallen.

Doch wenden wir uns von allgemeinen Betrachtungen dieser Art zu speziellen Fragen. Erschöpfend lassen sie sich ja nicht behandeln; Das würde zu einem umfangreichen Referat über das Referat führen. So mag die Besprechung einiger prinzipiell wichtigen Punkte genügen.

Was die Geschäftsvertheilung bei den Kammern und Senaten und die Vertheilung der Gerichtsmitglieder auf sie betrifft, so hat es die Kommission im Wesentlichen bei den bestehenden Bestimmungen belassen. Gewiß mit Recht. Daß der Oberlandesgerichtspräsident im Wege des Einspruches über die Geschäftsvertheilung bei den Landgerichten vor dem Präsidium des Oberlandesgerichtes Recht hätte nehmen sollen, war kein glücklicher Gedanke und nur geeignet, entweder die Stellung der landgerichtlichen Präsidien oder die des Oberlandesgerichtspräsidenten unhaltbar zu machen. Dagegen kann nur gebilligt werden, wenn auch die Stellvertreter der Vorsitzenden im Voraus bestimmt werden, da der dienstälteste Beisitzer keineswegs immer ein geeigneter Vertreter ist. Die Verstimmung des übergangenen dienstältesten Beisitzers führt vielleicht zu dessen früherer Pensionirung. Das ist aber kein Schade für den Dienst und kann auch durch Uebergehen bei der Beförderung herbeigeführt werden. Weiter als zu der von der Kommission gebilligten Aenderung führt auch sicher das in der Praxis hervortretende Bedürfniß nicht.

Beim § 62 des Gerichts-Verfassung-Gesetzes machte die Kommission gegen den Widerspruch insbesondere der preußischen Vertreter des Bundesrathes den heroischen Versuch, das Assessorenthum aus der Strafkammer gänzlich zu verbannen. Sachlich kann man der Kommission nur beistimmen und ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß ein großer Theil der beklagten Mißstände in der Strafjustiz aus allzu reichlicher Verwendung jugendlicher Elemente hervorgegangen ist. Ob freilich das Plenum des Reichstages sich entschließen wird, den mit mehrfacher Stimmengleichheit gefaßten Beschlüssen seiner Kommission beizutreten und möglicher Weise das ganze, von ihm günstig betrachtete Gesetzgebungwerk daran scheitern zu lassen, möchte ich bezweifeln. Man hat, und zwar hauptsächlich in Preußen, die Assessorenwirthschaft zu groß werden lassen, als daß man sie nun plötzlich radikal beseitigen könnte. Die Assessören können zwar stolz auf das Zeugniß ihrer Unentbehrlichkeit sein, das ihnen von preußischer Seite ausgestellt wurde; aber gerade dieses Zeugniß stellt den ganzen Umfang des Mißstandes klar vor Augen. Was das so viel kleinere Bayern von je her durchgeführt hat: keine Hilfsrichter zuzulassen, will Preußen

nicht bewirken können. Freilich läßt sich nicht verkennen: wollte Preußen der Ueberlastung seiner Gerichte in gleicher Weise abhelfen wie Bayern und sollten dazu auch noch die Hilfsrichter ausgeschlossen werden, so würde Das eine Erhöhung der Zahl ständig angestellter Richter an den Landgerichten um 50 Prozent bedeuten. Auch die Aushilfe durch Amtsrichter ist ein schlechtes Mittel. Das Nothwendige wäre, daß kein Richter, abgesehen von vorübergehenden Nothfällen, mehr als einer Kammer angehört und daß jede Kammer in sich selbst einen ständig angestellten Richter als Ersatzmann hat, der, wenn er sitzungfrei ist, mit der erforderlichen Muße die gefällten Urtheile bearbeiten und neue vorbereiten kann. In eine solche Kammer plötzlich einen Amtsrichter, der vielleicht in der Regel mit Civilsachen beschäftigt ist, als Strafrichter zu berufen, ist ein nicht viel besseres Auskunftmittel als die Berufung eines Assessors und entzieht noch dazu den Amtsrichter seiner regelmäßigen, durchschnittlich ohnehin für einen Arbeiter genügenden Aufgabe.

Ist nun wohl anzunehmen, daß der Deutsche Reichstag dem weitaus größten Bundesstaate Preußen das Budget so korrigirt? Man wird einen Zweifel daran begreiflich finden. Und doch wäre selbst Das nur halbe Arbeit. Die Strafprozeßordnung soll nicht nur für Preußen, sie soll auch für die Mittelstaaten und — last not least — sie soll auch für die kleinsten Bundesstaaten gelten, die den Ehrgeiz hegen, für ihr als Staat kaum lebensfähiges Gebiet von der Größe eines richtigen Amtsgerichtes ein eigenes Landgericht zu besitzen. Soll im Deutschen Reiche mit der Rechtseinheit Ernst gemacht werden, so müßte ein Minimum und Maximum der Landgerichtsbezirke und deren durchschnittliche Besetzung mit Richtern reichsgesetzlich bestimmt werden und — nicht zu vergessen — auch die Bezahlung der Richter; denn auch ein Hungerlohn für Richter wirkt nachtheilig, eben so deren Belastung mit allen denkbaren Nebenämtern. Dadurch würden allerdings unsere kleinsten Landgerichte verschwinden; allein nicht blos zum Vortheil für die Sache, sondern, wenn die partikularistische Eitelkeit, die ja bekanntlich nicht zumeist in den kleinen Höfen wurzelt, dieses Opfer auf dem Altar des größeren Vaterlandes dargebracht haben würde, so würde es sich bald zeigen, daß die partikulare Souverainetät keinen Schaden erlitten hätte. Das Deutsche Reich müßte natürlich auch die dadurch entstandene Mehrbelastung ausgleichen, etwa auf Abrechnung, wie jetzt beim Militärbudget von Bayern, Württemberg und Sachsen. Dabei würde sich aber eine große Ersparung an zu gering beschäftigten Richterstellen ergeben und diese die Lasten des von der Kommission beschlossenen neuen § 63 Abs. 3 erträglicher machen. Das wäre ganze Arbeit. Wird sich der Reichstag zu diesem Versuch entschließen? Kaum. Er würde auch in seiner weittragenden Bedeutung den Rahmen der Novelle überschreiten. Hat man sich aber einmal zu kleinen Reformen entschlossen,

dann geht auch der völlige Ausschluß der Assessoren aus den Strafkammern zu weit und der Reichstag wird gut thun, in dem Wortlaut des Absatzes 3 das in der Kommission mit Stimmengleichheit wiederholt gestrichene Wort wieder herzustellen und den Absatz so zu fassen: „Zu Mitgliedern der Strafkammer sowie zu deren regelmäßigen Vertretern dürfen nur ständig angestellte Richter bestimmt werden."

Schon Das wäre eine Reform, die das Assessorenthum einigermaßen beschneidet; aber im höchsten Maße wünschenswerth wäre es, dem § 66 die Bestimmung beizufügen: „Nur ein Mitglied einer Strafkammer darf durch einen nicht ständig angestellten Hilfsrichter vertreten werden." Die Besserung wäre bei der Reduktion der Strafkammer auf drei Mitglieder gering. Man denke nur an eine Strafkammer, in der nur der Vorsitzende Mitglied des Landgerichtes, der eine Beisitzer Amtsrichter, der andere Assessor ist. Dem ist aber nur abzuhelfen, wenn man es bei der Besetzung mit fünf Richtern beläßt. Dann müßte man aber die Berufungsenate auf sieben Richter erhöhen, die Senate des Reichsgerichtes auf neun. Das sind die Konsequenzen einer partiellen Revision, wie sie die Novelle bringt. Man kann eben aus einem vielfach geflickten Rock keinen neuen machen; Das bewährt sich nicht nur an dieser Stelle. So verwirft mit Recht der Entwurf, und mit ihm der Beschluß der Kommission, die reisenden Berufungsenate der Oberlandesgerichte oder Berufungskammern der Landgerichte über eigene Urtheile und doch billigt § 124 deren Abart: die detachirten Berufungsenate, zusammengesetzt aus Mitgliedern der Oberlandesgerichte, also Berufungsenate auf Reisen oder theilweise aus Landgerichtsmitgliedern zusammengesetzt, also die Berufung gegen Urtheile der nächsten Kollegen. Die Strafprozeß-Ordnung geht von großen Oberlandesgerichtssprengeln aus und nun plötzlich sollen die Oberlandesgerichte Aufgaben lösen, für die sie nicht berechnet waren.

Den Beschränkungen, denen der Entwurf die Zuständigkeit der Schwurgerichte unterwerfen will, hat die Kommission in zwei Beziehungen nicht zugestimmt: bei gewissen schweren Fällen des Widerstandes und bei Meineid. Die zuerst bezeichneten Fälle haben nur geringe Bedeutung, um so mehr die des Meineides. Aus dem Bericht geht nicht klar hervor, welche Anschauungen die Opposition der Kommission hervorgerufen haben; und man befindet sich gegenüber jenen Vorschlägen in einer eigenthümlichen Lage. Früher*) habe ich hier nachgewiesen, wie erheblich der Ausfall der vom Entwurf vorgeschlagenen Minderung der schwurgerichtlichen Zuständigkeit sein würde: zu groß, um die Schwurgerichte noch lebensfähig erscheinen zu lassen. Will man sie bestehen lassen, so wäre eine Minderung dieses Entganges wünschenswerth.

*) S. „Zukunft" vom ersten Februar 1896.

Dabei läßt sich aber nicht verkennen, daß jene Minderung überhaupt dem Mißtrauen gegen die Schwurgerichte entspringt, und man kann dem Dilemma nicht entgehen, das durch dieses in seinen Konsequenzen abgelehnte Mißtrauen entsteht, — ein Mißtrauen, das durch den vor Kurzem bekannt gewordenen elbinger Fall zu bedenklicher Höhe steigen muß. Man wird aber einem alten Kriminalisten wohl Glauben schenken, wenn er erklärt, er würde die Meineidsfälle vor Allem den Geschworenen entzogen haben. Diese Delikte spielen eine Rolle in Civilsachen, wo nur zu häufig die menschlichen Sympathien auf der Seite Dessen stehen, der durch einen Meineid den ökonomischen Ruin oder eine als hart erscheinende Forderung abwehren wollte. Gegen solche Sympathien sind die Geschworenen nach alten Erfahrungen nicht sehr widerstandsfähig. Eine andere wichtige Rolle spielen die Meineide bei Zeugen in Strafsachen, wo gleichfalls häufig die menschlichen Sympathien auf der Seite des Angeklagten stehen und wo die Frage, ob der Zeuge sich geirrt oder wissentlich falsch ausgesagt habe, eine bequeme Hinterthür für die Sympathie bietet. Diese Hinterthür wird aber noch in anderen Fällen benutzt. Man kann sich bei einem gewissen Ueberblick in Strafsachen der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die rechtsgelehrten Richter dem Urtheil der Geschworenen in Meineidsfällen so wenig Vertrauen schenken, daß sie in Zweifelsfällen vorziehen, fahrlässigen Falscheid anzunehmen und deshalb Anklage zu beschließen, wo ohne jenes Mißtrauen sicher die Anklage wegen Meineides erhoben worden wäre. Alle diese Erfahrungen führen zu der Annahme, daß der Eid zur Zeit nicht den strafrechtlichen Schutz findet, den er im staatlichen und moralischen Interesse finden sollte. Und dennoch sehen wir die Zunahme der Anklagen wegen Meineides. Das Fazit ist: die Gewissenhaftigkeit ist im Sinken; die häufige Straflosigkeit des Meineides erhöht aber die Demoralisation. Diese Straflosigkeit wird durch die schwurgerichtliche Zuständigkeit unterstützt. Deshalb möge der Reichstag den Vorschlag des Entwurfes wieder herstellen. Es wäre besser gewesen, der Entwurf hätte den Schwurgerichten gegenüber den Weg einer radikaleren Reform eingeschlagen. Er wollte es nicht. Die Kommission wollte und konnte es gleichfalls nicht. Steht Das einmal fest, so war am Wenigsten Grund gegeben, die Meineidsfälle den Geschworenen zu lassen.

Die Presse war von der Kommission in zwei Punkten wohlwollend bedacht worden: in der Frage der Zuständigkeit (§ 7 Absatz 2 Str.-Pr.-O., von der Kommission neu eingefügt) soll das forum delicti commissi nur bei dem Gericht begründet sein, in dessen Bezirk die Druckschrift, deren Inhalt den Thatbestand einer strafbaren Handlung bildet, erschienen ist; und in der Frage des Zeugnißzwanges, wo nach einem neu beizufügenden § 55a Verleger, Redakteur und Drucker sammt Hilfspersonal vom Zeugnißzwang über die Person des Verfassers und Einsenders befreit sein sollten, wenn ein verantwortlicher Redakteur als Thäter haftet.

In der ersten Beziehung enthält die Bestimmung nur das von der Theorie schon bisher stets Verfochtene, wovon allerdings die Praxis, und zwar, wie nicht verschwiegen werden kann, mit Billigung des Reichsgerichtes, abgewichen ist. Der Brauch, nach dem sich ein viel gelesenes Blatt gleichzeitig bei sämmtlichen Gerichten Deutschlands verfolgt sehen konnte, mußte eine Reaktion hervorrufen. Die Kommission hat, ohne allzu viel Opposition bei den Bundesregirungen zu finden, Entsprechendes beschlossen und der Beschluß wird hoffentlich Gesetz werden. Nur Eines fällt auf: die Bestimmung ist auf periodische Druckschriften beschränkt. Genau nach der selben Logik, nach der man ein in Berlin erscheinendes Blatt in Memel oder Konstanz verfolgen konnte, wenn dort ein Abonnent sein Blatt von der Post empfing, läßt sich eine nicht periodische Schrift verfolgen, wo ein Sortimenter einem Käufer ein Exemplar einhändigte. Daß das Bedürfniß bisher nur bei periodischen Druckschriften hervortrat, kann doch nicht rechtfertigen, das Gesetz in beschränkter, nicht in prinzipieller Weise zu ordnen. In der zweiten Frage gab die Kommission der energischen Opposition der Reichsregirung nach und strich in dritter Lesung den in den beiden regelmäßigen Lesungen beschlossenen Artikel; ich sage: „Mit Recht", — auf die Gefahr hin, von der geehrten Presse stark verketzert zu werden. Die Frage wird aber gestattet sein, was in Betreff der Zeugnißpflicht die Presse vor anderen Pflichtigen voraus hat. Man sagt, es sei unehrenhaft, einen Verfasser oder Einsender zu nennen, der auf die Verschwiegenheit einer Redaktion vertraute. In solcher Lage sind aber auch andere ehrliche Menschen. Man müßte deshalb als Regel einführen, daß Jeder sein Zeugniß verweigern kann, der durch Pflichten der Diskretion oder Ehrenhaftigkeit gebunden ist, sein Wissen zu verschweigen. Das würde sicherlich zu weit gehen. Aber auch die in der Presse Beschäftigten würden die Sympathie verlieren, die sie jetzt für sich haben, wollten sie das Zeugniß in Fragen ablehnen, in denen ihnen die öffentliche Meinung nicht nachfühlt. Nehmen wir an: bei einem auffallenden Mord giebt ein Preßorgan zu erkennen, es kenne wichtige Indizien, die auf die Spur des Thäters leiten könnten; der Redakteur wolle aber über sein Wissen oder seine Quelle kein Zeugniß ablegen, mit Berufung auf das Redaktiongeheimniß. Niemand würde Das billigen. Es handelt sich eben bei der Zeugnißpflicht um eine Frage, die man nicht mit Gesetzesparagraphen, sondern mit Anwendung richtigen Taktes löst. Der, dessen Zeugniß verlangt wird, hat bei sich zu erwägen, ob er vorzieht, die Zwangsmittel über sich ergehen zu lassen, um seinen Begriffen von Ehre nicht untreu zu werden. Die Zwangsmittel gestatten nur beschränkte Anwendung, deren Grenzen er genau kennen kann. Von den Organen der Strafverfolgung sollte man dagegen hoffen können, daß sie den Zeugnißzwang nicht bei Gelegenheiten anwenden, wo sie nur Märtyrer machen.

Eine verwandte Frage betrifft das Beichtgeheimniß. Es war nach § 52 Str.-Pr.-O. bisher schon im weitesten Umfange geschützt, da der Geistliche das Zeugniß sogar in Ansehung Dessen verweigern konnte, was ihm bei Ausübung der Seelsorge anvertraut war. Wenn in der Kommission beantragt war, einen neuen § 52a einzufügen, wonach die Vernehmung eines Geistlichen sich nicht darauf erstrecken soll, was ihm unter der Verpflichtung des Beichtgeheimnisses anvertraut ist, so konnte diese Bestimmung von einem schlecht Unterrichteten als eine Minderung des Schutzes aufgefaßt werden. In Wirklichkeit bedeutet es, daß der Geistliche aussagen darf, als ob er von dem Anvertrauten gar nichts wisse. Er soll ungestraft verneinen dürfen, daß er überhaupt Etwas wisse. Das ist noch ungleich mehr, als es in der Debatte dargestellt wurde, nämlich als ob der Geistliche auszusagen habe, daß ihm eine bestimmte Person Etwas gebeichtet habe, was zu offenbaren ihm das Beichtgeheimniß verbiete. Es wird noch mehr dadurch, daß nach kirchlicher Lehre der Geistliche jede Mittheilung betrachten darf, als sei sie ihm unter dem Beichtgeheimniß anvertraut, auch wenn es nicht in der Beichte geschah. Es ist das alte Bemühen der Ultramontanen, den Geistlichen über das Gesetz zu stellen. Hoffentlich werden alle anderen Parteien in der Zurückweisung dieser Versuche einig sein.

Der § 199 Str.-Pr.-O. enthält eine der sogenannten Garantien für den Angeklagten, die der Entwurf streichen wollte, die aber von der Kommission aufrecht erhalten wurde. Mit vollstem Recht. Das Hauptargument für die Berufung war die Behauptung, der Angeklagte erfahre die Bedeutung der Anklage erst durch die Hauptverhandlung. Der § 199 enthält nun die Vorschrift, vor Eröffnung des Hauptverfahrens dem Beschuldigten die Anklageschrift zuzustellen und ihm so Gelegenheit zur Stellung von Anträgen bezüglich jener Eröffnung oder bezüglich des Beweises zu geben. Es war eine dürftige Information, aber es war doch eine Gelegenheit, Vertheidigung und Entlastungbeweis vorzubereiten. Selbst diese Vorbereitung wollte aber der Entwurf dem Angeklagten abschneiden; er sollte Anklage und Eröffnungbeschluß spätestens mit der Ladung zur Hauptverhandlung erhalten. Die Praxis würde dies „spätestens“ ohne Zweifel zur Regel gemacht haben und so würde der Angeklagte zur Vorbereitung seiner Vertheidigung fast stets auf die kurze Frist von nur acht Tagen angewiesen gewesen sein, die zwischen der Ladung und der Hauptverhandlung zu liegen pflegt. Ueber den Umfang der zu erhebenden Beweise sollte aber das Gericht in erster und zweiter Instanz souverain entscheiden. Den Vorzug der Kürze hätte allerdings dieses Verfahren gehabt, aber für Entlastungbeweis und Vertheidigung wäre kaum noch Raum geblieben. Die Kommission hat sich konservativer gezeigt als die Reichsregirung und hat dieser Abkürzung keinen Geschmack abgewinnen können. Aber sie hat doch nicht volle Arbeit gethan. Die Maßregel des § 199 hat nur dann Be-

deutung, wenn der Angeklagte sich in einigermaßen verwickelten Fällen des Rathes eines Vertheidigers bedienen kann. Das hatte sicher die Kommission im Auge, als sie dem § 199 einen neuen Absatz beifügte: „Ist der Angeschuldigte verhaftet, so sind gleichzeitig dem bestellten oder gewählten Vertheidiger die Anklageschrift und die an den Angeschuldigten erlassene Aufforderung mitzutheilen." Wunderbarer Weise lesen wir aber vorher im § 140, der von der Bestellung eines Vertheidigers handelt, daß dem Angeschuldigten, der einen Vertheidiger noch nicht gewählt hat, in den Fällen der sogenannten nothwendigen Vertheidigung, also in denjenigen, wo er am Unentbehrlichsten ist, der Vertheidiger erst zugetheilt werden soll, sobald die im § 199 vorgeschriebene Aufforderung stattgefunden hat. In den Fällen der bedingt nothwendigen Vertheidigung soll der Antrag auf Zutheilung eines Vertheidigers innerhalb dreier Tage nach Zustellung der Aufforderung des § 199 gestellt werden. Schon jetzt ist Praxis, daß ohne Antrag nie ein Vertheidiger bestellt wird. Der Wahlvertheidiger ist aber nur Bemittelten zugänglich. In allen diesen Fällen hat also bei Empfang der Aufforderung des § 199 der Angeklagte keinen Vertheidiger und es vergehen kostbare Tage, ehe der ernannte Vertheidiger die Ernennung erfährt und mit dem Angeklagten Rücksprache nehmen kann. Das Mindeste, was geschehen sollte, ist: im § 140 Absatz 3 statt der Worte: „sobald die im § 199 vorgeschriebene Aufforderung stattgefunden hat", zu setzen: „und die Ernennung zugleich mit der im § 199 vorgeschriebenen Aufforderung bekannt zu machen"; im Schlußsatz aber die Frist von drei Tagen mit einem „spätestens" zu versehen, um auszudrücken, daß ein eines Verbrechens Beschuldigter oder dessen Vertreter den Antrag auf Bestellung eines Vertheidigers schon früher stellen kann, ohne daß Ablehnung zulässig ist. Zu erwägen wäre auch noch, ob nicht eine Frist bestimmt werden sollte, die der Vertheidiger zu seiner Vorbereitung frei haben muß, und ob ihm nicht das Recht einzuräumen wäre, Vertagung der Hauptverhandlung zu verlangen, wenn ihm diese Frist nicht gewährt worden war.

Schon vorhin wurde angedeutet, daß die Kommission die §§ 244 und 245 und mit ihnen das Recht des Angeklagten auf Erhebung gewisser Beweise gerettet hat. Ob aber kleine Konzessionen, die hierbei gemacht wurden, nicht bedenklich sind, ist fraglich. Beweisanträge sollen von der Strafkammer erster Instanz abgelehnt werden dürfen, wenn das Gericht einstimmig die zu beweisende Thatsache für unerheblich erachtet. Dieser Einstimmigkeit ist bei einem Dreirichter-Kollegium aber nicht viel Werth beizulegen. Eine Kontroverse dürfte sich ergeben, ob die Bestimmung in Vergehens- und Verbrechenssachen auch für die Berufunginstanz gilt, obgleich § 244 Abs. 3 nur die erste Instanz benennt und zunächst die Berufung das Mittel ist, Prozeßfehler der ersten Instanz zu saniren. Werden solche Fehler aber nicht sanirt, so wird wohl

Revision zulässig sein, da § 380 Str.-Pr.-O. beseitigt werden soll. Formell bestehen jedenfalls in den so wichtigen Paragraphen Lücken. Trägt die Praxis den hier angedeuteten Bedenken Rechnung und wird Revision gegen die unzulänglich motivirten Beschlüsse trotz deren Einstimmigkeit zugelassen, wenn die Berufunginstanz die in erster Instanz unterlassene Beweiserhebung nicht zugelassen hat, so ist die Gefahr nicht groß. Weshalb aber eine Redaktion, die so erhebliche Zweifel erregt, nicht verbessern? Man könnte die Einstimmigkeit bei besserer Redaktion preisgeben; denn sie muß festgestellt werden und Das ergiebt nur einen formellen Fallstrick für sonst richtige Urtheile. Man denke an den Fall, daß der ablehnende Beschluß richtig motivirt, die Einstimmigkeit aber nicht festgestellt ist. Beim § 245 wiederholen sich ähnliche Bedenken, nur vereinfacht dadurch, daß die neue Bestimmung für die Schwurgerichte gegeben ist, die keine Berufunginstanz haben. Das Gericht soll Beweisanträge ablehnen können, wenn es einstimmig der Ansicht ist, daß der Antrag nur Verschleppung der Sache bezweckt. Nach § 34 dürfte anzunehmen sein, daß auch dieser Beschluß motivirt werden muß, obgleich § 245 darüber, im Gegensatz zum § 264, schweigt. Aber ist die Entscheidung eine thatsächliche, unanfechtbare oder kann sie mittels Revision einer Nachprüfung unterstellt werden? Das ist eine gewichtige Frage, deren Entscheidung schwer vorauszusehen ist.

Der § 264, der schon bisher unzählige Aufhebungen von Urtheilen veranlaßt hat, wurde von der Kommission dahin verschärft, daß die ausdrückliche Belehrung des Angeklagten durch den Vorsitzenden über eine in Aussicht genommene Anklageänderung vorgeschrieben wurde. Das kann sich nur auf die Praxis des Reichsgerichtes beziehen, in der Fragestellung an die Geschworenen eine solche Belehrung zu erblicken. Ein Bedürfniß für die Verschärfung kann nicht anerkannt werden, zumal der Angeklagte vor dem Schwurgericht einen Vertheidiger haben muß.

Aenderungen der §§ 273, 274 sollen das Protokoll der Hauptverhandlung verbessern; zunächst aber erschwert die Bestimmung, daß die wesentlichen Ergebnisse der Vernehmungen aufzunehmen seien, die Aufnahme des Protokolles. Welche Zumuthung für einen ungeübten Referendar, Etwas zu leisten, was der geübteste Jurist nur schwer zu Stande bringen würde! Der Beweis der Unrichtigkeit ist nicht vorbehalten. Hier könnte nur die Anstellung von Stenographen, die Vorlesung des Protokolles und dessen Genehmigung durch die Prozeßbetheiligten helfen, zumal wenn das Protokoll sicheren Beweis liefern soll. Der § 274 läßt den Nachweis der Unrichtigkeit des Protokolles nur bezüglich der Förmlichkeiten zu. Wie dieses Inzidentverfahren durchgeführt werden soll, darüber schweigt der Bericht. Man denkt sich augenscheinlich die Sache leichter, als sie ist. Will man diesen Nachweis auch noch in der Revisioninstanz zulassen oder soll das verhandelnde Gericht entscheiden, ob richtig beurkundet

worden ist? Eine reiche Quelle von Kontroversen. Ich wiederhole: nur eine Genehmigung des Protokolles durch die Betheiligten kann helfen. Das setzt aber eine sofortige Abfassung des Protokolles voraus. Zur Noth würde genügen, wenn man Berichtigungen des Protokolles durch die beurkundenden Personen bis zur Entscheidung durch die höhere Instanz, entgegen der Praxis des Reichsgerichtes, zulassen wollte.

Im § 293 machte die Kommission den dankenswerthen Versuch, die Fragestellung an die Geschworenen zu verbessern. Gelungen ist die schwierige Aufgabe nicht ganz. Die leitenden Gesichtspunkte für die zu gebenden Bestimmungen müssen sein: erstens, daß die Geschworenen gezwungen werden, sich über die vor ihnen bewiesenen Thatsachen auszusprechen. Sie springen über die ihnen unverständlichen Rechtsbegriffe hinweg; sie werden aber voraussichtlich zugestandene oder bewiesene Thatsachen nicht verneinen. Ferner ist nothwendig, daß dem Revisiongericht die Nachprüfung der dem Gericht obliegenden Anwendung des Gesetzes auf den Thatbestand ermöglicht wird. Man wende nicht ein, daß Dies nur eine äußerliche Entscheidung durch die Geschworenen zulasse; denn der subjektive Thatbestand gehört eben so gut zum gesetzlichen Thatbestande wie der objektive. Das, was an dem Versuch der Kommission zu beanstanden ist, ist der neue Absatz 2: was sind Rechtsbegriffe, die nicht eine allgemein bekannte und in dem gegebenen Falle unbestrittene Bedeutung haben, und was sind gleichbedeutende Ausdrücke, zu deren Verständniß Rechtskenntnisse nicht erforderlich sind? Jedes Wort dieses Absatzes 2 ist die Quelle unlösbaren Streites. Kann man doch nicht einmal bestimmt abgrenzen, welcher Ausdruck einen Rechtsbegriff enthält. In der Regel sind thatsächliche und rechtliche Begriffe gemischt. Mit Absatz 1 des Kommissionsbeschlusses wird sich die Praxis abfinden; Absatz 2 ist werth, gestrichen zu werden.

Zum § 300 nur eine kurze Bemerkung. Nach Absatz 2 soll der Vorsitzende in seiner Rechtsbelehrung nicht einmal eine Andeutung über seine persönliche Ansicht geben; nach Absatz 3 soll aber die Belehrung von keiner Seite einer Erörterung unterzogen werden; also auch nicht in der Revisioninstanz. Wenn der Vorsitzende aber doch andeutet, was dann? Dann hat es dabei sein Bewenden! Das verletzt das Rechtsgefühl. Regeln für Anstand und Takt zu geben, ist nicht die Aufgabe des Gesetzes. Das Gebot des Gesetzes muß, wenn es übertreten wird, Folgen nach sich ziehen. Darüber sollten sich auch unsere Gesetzgeber klar sein und § 300 Absatz 2 streichen; denn so richtig er in der Theorie ist, so schwer ist er in der Praxis durchzuführen.

Endlich noch ein Wort über die Entschädigung unschuldig Verurtheilter. Ich habe seit Jahrzehnten dafür gekämpft, als das Prinzip in höheren Regionen noch als Ketzerei galt. Ich freue mich, daß dieses Prinzip endlich zur Anerkennung gelangt und darüber eigentlich kein Streit mehr besteht. Das

Prinzip lautet aber: der Staat darf keinem Menschen ohne dessen Verschulden ein Uebel zufügen, ohne ihn für das Erduldete zu entschädigen, wenn die Schwäche menschlicher Erkenntniß und menschlicher Einrichtungen die Zufügung eines unverschuldeten Uebels mit sich gebracht hat. Auf dieses Prinzip gewährt das im Entwurf Gebotene und von der Kommission Angenommene eine Abschlagszahlung. Nur ein thörichter Doktrinär wird diese Abschlagszahlung nicht annehmen. Diese erste Probe wird aber dazu führen, den Schaden, der ersetzt werden soll, über den jetzt allein bewilligten Vermögensschaden, der also beweisbar sein muß, nach richterlichem Arbitrium auszudehnen; sie wird dazu führen, das Axiom, daß keinem Menschen eine Schuld imputirt werden kann, die ihm nicht bewiesen ist, auch in Beziehung auf die Entschädigung zur Geltung zu bringen; die Erfahrung endlich wird auch im Verfahren Einzelnes bessern. Freuen wir uns also dieser Errungenschaft, die für Manches entschädigt, das uns an der Strafprozeßnovelle nicht gefällt.

Leipzig. Dr. Melchior Stenglein.

Das Maifest der Volksschullehrer.

Unter den Satten, die sich für gebildet halten, vermögen nur Wenige sich in die Lage eines Mannes hineinzudenken, der selten einen Hundertmarkschein gesehen und niemals sein Eigen genannt hat, der „angestellt“ ist und doch nicht einmal 600 Mark Gehalt bezieht, also für alle seine Ausgaben täglich weniger als zwei Mark erhält. Es wäre für gut situirte Sterbliche eine recht hübsche Aufgabe, einen Etat für eine solche Existenz aufzustellen und dabei auszurechnen, welche Beträge auf Kleider, Stiefel, Hut, Handschuhe, Wäsche, Waschgeld, Frühstück, Mittag- und Abendbrot u. s. w. entfallen. Nun überlege man sich gefälligst, welchen ganz anderen Charakter die Sache annimmt, wenn der Mann, der mit diesen kärglichen Beträgen auszukommen hat, ein gebildeter Mensch ist, der auch als solcher auftreten soll und sich nicht wie ein Arbeiter kleiden darf, sondern für feierliche Gelegenheiten, die in seinem Berufe häufig wiederkehren, einen „anständigen“ Anzug besitzen muß. Solche Leute leiden oft weit schlimmere Noth als die ärmsten Ortsarmen; sie müssen ihren guten schwarzen Rock haben, während Jene in Lumpen gehen können, sie haben oft nicht satt zu essen, während Jenen die Nahrung von der Gemeinde — und meist reichlich — gegeben wird, sie haben oft weder

Geld noch Brot im Hause und dürfen doch nicht, wie Jene, betteln, sondern höchstens borgen, — wenn sie Jemand finden, der ihnen leiht.

Seit Jahren ist diesen armen Menschen eine Besserung ihrer Lage versprochen worden; die Regirung hat ihrer beim zedlitzschen Volksschulgesetz gedacht, aber das Gesetz ist nicht zu Stande gekommen; immer mußten die Hoffnungen wieder zu Schanden werden. Jetzt endlich, nach langem, bangem Harren hatte die Stunde der Erlösung geschlagen: ein neues Lehrerbesoldungsgesetz war vorgelegt. Die Hoffnungen wurden zwar durchaus nicht ganz erfüllt; aber es sollte doch Etwas geschehen, das Anfangsgehalt sollte auf 900 Mark erhöht und es sollten bestimmt normirte Altereszulagen gegeben werden. Wer 6000 Mark Einkommen hat und künftig 9000 haben soll, Der freut sich gewiß; aber er kann sich doch kein Bild von der Freude des Menschen machen, der in gleicher Lage ist, nur daß an beiden Zahlen die letzte Null fehlt. Bei dem Tausendmann heißt es: von nun an besser leben, bei dem Hundertmann: nicht mehr hungern. Ob das Gesetz zu Stande kommen würde? Es schien sehr zweifelhaft. Konservative und Centrum wollten ein allgemeines Volksschulgesetz, haben und nicht Flickarbeit, wie sie es nannten; die Liberalen waren gegen das Gesetz, weil es die Städte zu sehr belaste. Wie hat der arme Lehrer die Zeitungen verschlungen, jede gute und böse Chance erwogen! Die Aussichten besserten sich immer mehr und endlich, endlich kam die frohe Nachricht: das Gesetz ist vom Abgeordnetenhause angenommen. Nun hat die Noth ein Ende, ein neues Leben beginnt, das gepreßte Herz kann wieder schlagen, die Brust wieder frei athmen. Welche Freude, welcher Dank in den Lehrerhäusern! Der schwarze Rock war schon lange viel zu schlecht, fadenscheinig, geflickt, fleckig. Im Winter ging es noch, wenn der Ueberzieher ihn bedeckte, der ja auch nicht viel besser war, aber auf den es nicht so ankam. Jetzt aber, im Sommer, in der Kirche, bei Begräbnissen, wenn der Lehrer mit den Schulkindern „die Leiche besingt“ und dem Zuge zum Kirchhof voranschreitet, da sah der Rock, zumal bei hellem Sonnenlicht, doch gar zu schrecklich aus. Nun aber kommt bald Geld ins Haus; ein neuer Anzug wird bestellt, er braucht ja nicht gleich bezahlt zu werden, das Gesetz ist angenommen, jetzt giebt sogar der Schneider Kredit.

Da, plötzlich, kommt die Schreckensnachricht: Das Herrenhaus hat das Gesetz abgelehnt. Das Herrenhaus? Wer hatte an das Herrenhaus gedacht! Das nimmt ja doch sonst die Vorlagen der Regirung an, wenn sie das Abgeordnetenhaus genehmigt hat. Das Herrenhaus! Wer weiß denn Etwas von dem? Ja, aber es kann auch die Gesetze ablehnen, und wenn es Das thut, dann giebts eben so wenig ein Gesetz, wie wenn das Abgeordnetenhaus abgelehnt hat. So sagt der ältere Kollege im Kirchdorf, zu dem den jungen Lehrer die Angst getrieben hat, und der Pfarrer bestätigt es. Auch

die Zeitung deutet es ja an. Nicht einmal an die Kommission ist das Gesetz gelangt, gleich im Plenum haben sie es abgelehnt. Die Hoffnung ist vernichtet, mit der Freude ists aus. Immer von Neuem nimmt der Lehrer das Unglücksblatt in die Hand, wieder und wieder liest er den Sitzungbericht. Da fällt sein Auge auf das Ende. Die Schlußabstimmung ist noch verschoben, ein Redner hat gesagt, das Haus sei überrumpelt worden. Die endgiltige Abstimmung soll am zweiten Mai stattfinden. Vielleicht ist doch noch nicht Alles aus. Um so eifriger studirt der arme Lehrer die Zeitung, ja er geht sogar nach der Stadt, um dort noch andere Blätter einzusehen als das eine kleine, das er durch die Güte seines reichen Nachbarn — er selbst kann ja kein Abonnement bezahlen — zu lesen bekommt. Vielleicht werden ihm seine Zweifel gelöst, vielleicht erfährt er, welchen Ausgang man der Schlußabstimmung prophezeit. Er durchfliegt eine Zeitung nach der anderen, aber er findet entweder keine oder nur eine ganz belanglose Notiz.

Die Berliner Gewerbeausstellung wird ja eröffnet, der Kaiser kommt und mit ihm erscheinen die höchsten Würdenträger des Reiches und des Staates. Ganz Berlin ist auf den Beinen, Stadtbahnzüge, Dampfschiffe, Pferdebahnen, Fuhrwerke aller Art führen Tausende und Abertausende nach Treptow, die Straßen sind geschmückt, bunte Fahnen wehen. An die Feier schließen sich Festessen an. Das Alles beschreiben die Zeitungen ausführlich, als gäbe es heute nichts weiter auf der Welt, und kein Einziger von all den jubelnden Menschen denkt an die Sorgen des armen Lehrers. Und dieser arme Lehrer, der am ersten und zweiten Mai 1896 die Berichte über die Eröffnung der Berliner Gewerbeausstellung liest, nachdem er kurz vorher die Nachricht von der Ablehnung des Besoldungsgesetzes erhalten hat, wird vielleicht von jetzt ab ein anderer Mensch, Einer, der an der gesammten Menschheit verzweifelt. Der erste Mai ist auch der Tag der Sozialdemokratie. Im Herrenhause sind keine Sozialdemokraten, die sozialdemokratische Zukunftgesellschaft kennt überhaupt kein Herrenhaus, keine Herren und keine reichlich bezahlten Oberbürgermeister, die von der Sorge und Noth im kleinen Lehrerhaushalt nichts wissen. Bisher hat der Lehrer sich von den Sozialdemokraten noch ziemlich fern gehalten; von jetzt ab sieht er in ihnen seine einzige Hoffnung und Rettung. Sie haben sich an der Feier in Treptow nicht betheiligt, sie sind, wenn sie die Arbeit verlassen konnten, in den stillen Wald gezogen; und: es sind arme Leute wie er, Leute, die wissen, wie weh der Hunger thut. Mit ihnen will er es in Zukunft halten. Und der junge Mann, der so denkt, wird vielleicht noch vierzig Jahre die Jugend lehren; in seinen Händen liegt die Pflege des heranwachsenden Geschlechtes, das über unsere Zukunft bestimmen wird. Wie er, denken zehntausend Berufsgenossen, denkt ein großer Theil der preußischen Lehrerschaft.

Das Herrenhaus hatte das volle Recht, ja sogar die ernste Pflicht, den Gesetzentwurf zu prüfen, und wenn er ihm bedenklich erschien, ihn abzulehnen. Aber die Prüfung mußte dann eine sehr gründliche sein, die Entscheidung durfte nicht nach kurzer Debatte und ohne wirkliche Spezialdiskussion im Plenum erfolgen, nicht übers Knie gebrochen werden. Nicht die Geschäftslage des Hauses durfte hierfür in erster Lage maßgebend sein; viel wichtiger war der Eindruck, den das Verhalten des Hauses im Lande machen mußte. Auch durfte die Ablehnung nicht fast gleichzeitig mit der festlichen Eröffnung der Berliner Gewerbeausstellung erfolgen. Solche Ausstellungen sind manchmal nützlich, aber nicht nothwendig, sie kosten Millionen und bringen selten Etwas ein. Wer unter dem äußersten Mangel leidet, kann nicht nach Berlin reisen, und wenn er in Berlin wohnt, das Eintrittsgeld nicht erschwingen. Gewiß, es kommen noch andere Momente in Frage, aber in erster Linie ist eine Ausstellung auch eine Schaustellung, die der Freude und dem Vergnügen dient. Die Arbeiter können sich allenfalls noch sagen: durch die Bauten und Alles, was dazu gehört, durch den Fremdenbesuch verdienen auch wir. Der arme Lehrer verdient durch die Ausstellung nichts. In ihm weckt der Festesjubel, den ihm die Zeitungen schildern, nur die Erinnerung an die eigene Noth. Der Volksschullehrerstand ist ein wichtiger Faktor in unserem politischen Leben, seine Bedeutung ist vielleicht größer als die des Herrenhauses, denn davon, ob die in unseren Volksschulen erzogene Jugend treu zum Reich hält oder das Bestehende umstürzen will, hängt unsere Zukunft und damit auch Sein oder Nichtsein von „Besitz und Bildung“ ab. Die Entwickelung der großstädtischen Arbeiterjugend nach der sozialdemokratischen Seite kann die Schule kaum noch aufhalten, der Schwerpunkt liegt deshalb in den Landschulen. Mit welchen Gesinnungen die Rekruten aus den Dörfern in das Heer eintreten: Das ist das entscheidende Moment; und dabei ist der Landschullehrer der wichtigste Faktor. Die Herren Oberbürgermeister, deren mehr oder minder schöne Reden das Gesetz zu Falle gebracht haben — die Magnaten glänzten durch Abwesenheit und überließen den Kommunaltyrannen das Feld —, kennen Transvaal aus den Zeitungen, die kleinen Verhältnisse im armen Dorf aber kennen sie nicht; und daran, daß die Dorfknaben später städtische Arbeiter werden, denken sie auch nicht. Sie haben das Herrenhaus „überrumpelt“, um für ihre städtischen Budgets ein paar tausend Mark jährlich zu sparen. Wir wollen hoffen, daß diesem dreißigsten April 1896 in späteren Jahren bicht ein erster Mai folgen wird, den der blutige Schein der Revolution neleuchtet und der dann die städtischen Budgets mit Ausgaben belasten würde, neben denen selbst die für die Berliner Gewerbeausstellung aufgewandten Summen wie winzige Almosen verschwinden müßten. Valentin.

Görres.*)

Auf dem Marktplatze zu Rotterdam steht seit 1662 ein erzenes Standbild des berühmten Erasmus. Er hält ein Buch in der Hand und das Volk erzählt sich, daß er mit jedem Jahrhundert ein Blatt umschlage. Offenbar ist Dies auch jüngst geschehen, wo die Weltereignisse rascher ein Folium füllten. Eigentlich war die deutsche Nation selber überblättert worden; es gilt, viele Blätter zurückzuschlagen, um zu erkennen, daß Deutschland jetzt wieder die Bedeutung hat, die es vor Zeiten behauptete, und Werth und Gehalt unserer Nation höher würdigen zu lernen.

Die deutsche Monarchie ist die Tragsäule im Bau der europäischen Staaten, sonst würde Vieles aus den Fugen gehen. Germaniens Volk ging nicht auf Zerstörung aus, wie unser Erbfeind, der Nachbar, sondern entwickelte durch Aufbau seine staatenbildende Kraft. Voilà un homme! erklärte der erste Napoleon, nachdem er mit Goethe gesprochen hatte. Wir Anderen gehen mit der Diogeneslaterne aus und haben als seltenen Mann und geistigen Vorkämpfer der Nation den alten Görres gefunden. Gleich dem Meerboote im Sturm ist unser Staatsschiff, nachdem die Ankerketten gerissen, in der Wogenbrandung revolutionärer Strömungen und Umwälzungen hin- und hergeschleudert worden, daß die Signale verloren gingen, die Standorte sich verrückten und die Zeitgenossen wie Seekranke herumtaumelten. Darum schwankte auch das öffentliche Urtheil so lange über das Charakterbild eines Görres, bis jetzt Ruhe eingetreten und nach einem Kriege, wie die Weltgeschichte kaum einen zweiten aufweist, im Herzen Europas das Reich fest gegründet ist, dessen Neugründung der rheinische Prophet als eine Naturnothwendigkeit erkannte und forderte. Mag es auch Viele geben, die bei der heutigen raschen Weltbewegung an eine Stabilität der Zustände nicht glauben: wir halten uns an die großen Männer der Gegenwart, zu denen als Säkularmensch auch der Rufer im Streit gegen den ersten Napoleon, unser Görres, zählt, der als Vorkämpfer politischer Freiheit wahrhaftig nicht unter die erasmischen Dunkelmänner zu rechnen ist.

Sieh, ich mache Alles neu! Dieses Wort der Offenbarung scheint in unseren Tagen sich zu erfüllen, wo die größten Männer des Jahrhunderts, biblisch geredet, das Schwert in der Rechten, die Mauerkelle in der Linken, bei der Neugründung des Staatswesens Hand anlegen. Als ein Seher inmitten der hingegangenen Generation blickte Görres, wie Petrarka auf den Ruinen Roms, wie Bendemans Jeremias über den Trümmern Jerusalems, der Stadt Gottes, auf den Verfall der Monarchie Karls des Großen, nämlich des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Dabei verzweifelte er nicht händeringend an der Zukunft, sondern hielt, angeklammert an die alten Monumente, den Sinn für ideale

*) In den Tagen, wo das Jubiläum des Frankfurter Friedens festlich begangen wird, sollten Deutsche dankbar auch des Mannes gedenken, der die Erfüllung des deutschen Sehnens nicht mehr erleben durfte. Deshalb wird ein Bruchstück aus dem Vorwort zu Sepps Görres-Biographie willkommen sein, die nächstens, als dreiundzwanzigster Band, in Bettelheims ausgezeichneter Sammlung „Geisteshelden" bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheinen wird.

Bestrebungen aufrecht. Er entwarf im Geiste die Grundlinien zum Neubau der Mauern und Thore sowie des Tempels innerhalb der Wälle; und die Besten standen zu ihm, bis nach Wegräumung vielen alten Schuttes eine stärkere Erweiterung und Befestigung sich als nothwendig herausstellte. Das sei ihm gedankt, jetzt, wo wir gesichert stehen. Er war der treue Eckart, der den Jäger vor dem Angesichte des Herrn, den neuen Nimrod, erkannte und vor der wilden Jagd der Revolution und dem Massenmörder an der Spitze frühzeitig warnte.

Ich habe auf meiner letzten Orientreise die Höhle des Siebenschläfers hinter dem Oelberg wieder entdeckt, wovon Mugirddin meldet: „Der Prophet von Anathot kam mit einem Esel, welcher einen Korb mit Speise und zwei Fischen nebst einem Schlauche Traubenmostes trug, nach Jerusalem, sah die Stadt in Ruinen und zweifelte, ob Gott sie wieder herstellen möge. Da versenkte ihn Eloha auf hundert Jahre in einen todähnlichen Schlaf, und als er erwachte, lichtete sich der Schleier vor seinen Augen und er erkannte, die Zerstörung durch die Chaldäer solle keine bleibende sein. Diese Felsengrotte Charnubet el aschera liegt auf halber Höhe am Abhang des Ras es Suweika und man genießt von da den herrlichen Anblick der Heiligen Stadt."

So würde Jeder zu träumen glauben, der vor achtzig Jahren sich schlafen gelegt und angesichts der erneuten Herrlichkeit unseres Reiches wieder erwachte, wo die germanischen Stämme, neugekräftigt und geeinigt, nach heißen Kämpfen Europa den Frieden gebieten und auf der Höhe der Zeit stehen.

Wer begeisterte sich mehr für die Wiederherstellung des Kaiserreiches als der Herold im deutschen Befreiungskriege, Joseph Görres, — ohne bei Oesterreich Anklang zu finden? Er war kein Sturmläufer zum allgemeinen Umsturz, kein unbesonnener Franzose gewesen; er wünschte das Veraltete beseitigt und keine Gegenrevolution wider die sturmschnell veränderten, vielfach freieren Zustände. Auch im ersten Enthusiasmus für die Republik war er nicht revolutionär im heutigen Sinne. Er führte nicht, wie Menenius Agrippa, die Plebs hinaus auf den Heiligen Berg, predigte aber wohl, daß der Magen nicht über dem Kopfe sei. Er hob nicht den Proletarier von der Straße auf, wie König Philipp von Burgund, um ihn als Eintagskönig auf den Thron zu setzen und bis zur Uebersättigung sich amusiren zu lassen, über Nacht aber den Trunkenen, in sein altes Elend Versunkenen, wieder auf die Gasse abzusetzen, wo man ihn aufgehoben hatte. Wie der Ritter im Märchen im Waldesdunkel auf die verwünschte Prinzessin stößt, die nach langem Banne der Erlösung harrt, so glaubte auch Görres auserlesen zu sein, muthig die Verzauberte als Kröte oder Schlange zu küssen und wieder menschlich verwandelt zu sehen. Aber die Republik bot ihm eine häßliche Fratze und die dämonische Erscheinung mit der Tricolore und der Jakobinermütze stieß ihn alsbald grausig zurück. Der Hort der Freiheit war, wie jener der Nibelungen in den Rhein, in die Tiefe gesunken. Nicht vom Feinde, nicht aus der Fremde konnte das Heil kommen: die Erinnerung an die Vorzeit mußte erweckt werden, herzhaftes Vertrauen in die eigene Kraft zurückkehren. Sein Grundzug war Liebe zum Vaterlande. Der alte Volksgeist mußte auferstehen, indem die höhere Literatur mit den Volksschriften sich befreundete. Die nationalen Heldenlieder lebten durch die Brüder Grimm, von der Hagen und Genossen wieder auf. „Die Pforten des Aufgangs such' ich immerdar, wo die

starken Geschlechter wohnen", sagte Görres im Vorwort zu den deutschen Volksbüchern. „Es öffnete der alte Fels sich, wir standen an dem Thore von Erz: vor der Springwurzel wich es prasselnd auseinander. Ein weiter Dom war uns geöffnet, spiegelglatt zog der Krystallboden in die ferne Dämmerung sich hin. Wir schritten hinein, der Krystall war nicht gebrochen! Wir kamen tief in des Domes Grund, in die donnernde Kapelle, wo Friedrich Barbarossa saß." Ihn wieder zu erwecken und der Nation zurückzubringen, Das stellte Görres — und mit ihm die ihm geistesverwandten Zeitgenossen — sich zur Aufgabe. Ich selbst erhielt mit meinem Sohn und Begleiter vom Fürsten Bismarck die Mission, womöglich noch die Gebeine des Rothbartes aus seinem Grabe in der Kathedrale von Zyrus der Nation zurückzubringen. Aber sie waren nicht mehr dort, — Triumph genug, daß Barbarossas Geist in Deutschland auferstanden war!

Der letzte Kaiser, der an der Saalwand im Römer zu Frankfurt noch Platz gefunden hatte, wurde zu Grabe getragen und napoleonische Schergen bildeten das Leichengefolge. Es schien, als sollte das Reich für immer ein Ende haben und die Deutschen, wie die Polen, von ihren Nachbarn vertheilt werden. Die Pforten des Ehrentempels der Nation schlossen sich, die Vaterlandsliebe war noch mehr in den höheren Ständen als in den Massen erloschen. Die einzige Hoffnung beruhte auf dem heranwachsenden Geschlechte; oder sollte die begeisterungfähige Jugend in der neuen Welt sich eine Heimath suchen? Da ward der Geisteshelb und Heldengeist gesendet, um die Getreuen zu sammeln und das Volk wieder zu sich selber zu bringen. Und sieh! nach der Unglücksschlacht bei Jena traten, wie einst auf dem Rütli, drei Männer unter den Trümmern des Schlosses zu Heidelberg auf der Jettahöhe zusammen, Görres, Brentano und der achillische Achim von Arnim, und gaben sich das Wort, wie im Alterthum mit Cymbelklang bei Gründung einer Kolonie geschah, den ver sacrum um sich zu sammeln. Während der Franzosenkaiser die goldenen Birnen aus dem Grabmale Chilperichs in der Kathedrale zu Doornik in seine Toga aufnahm, schöpften sie den ohne Königin der Zerstreuung ausgesetzten Schwarm noch schnell in den Bienenkorb, bemüht, ihm einen neuen Weisel zu erwecken. Darum haben die Herausgeber des Knaben Wunderhorn, so urtheilt Görres selbst in den Heidelberger Jahrbüchern, die Bürgerkrone verdient um ihr Volk, daß sie retteten vom Untergang, was sich noch retten ließ. Wie Bienenväter haben sie durch Spruch und Klang und Gesang die Fliegenden um sich her gesammelt eben in dem Augenblicke, wo sie verschwärmen wollten, und haben eine Stätte für sie zubereitet.

„Beide verhielten sich zu Görres, wie fahrende Schüler zum Meister," meint Eichendorff. Dort stiegen die ersten Leuchtkugeln und Allarmsignale auf, es war das Wetterleuchten der Freiheit der Deutschen, wie der edle Freiherr vom Stein erklärte: „In Heidelberg hat sich ein guter Theil des deutschen Feuers entzündet, welches später die Franzosen verzehrte."

Hoffentlich sind wir nicht unwürdige Söhne jener deutschen Männer des ersten Befreiungskampfes, die als Mitstreiter, freimüthige Patrioten und ruhmreiche Gelehrte ihren Platz in der Geschichte einnehmen. Ihr Andenken lebe in Ehren fort; eifern wir ihnen nach! Keine Zeit hat es nöthiger, daß Nord- und Süddeutschland physisch und auch auf dem geistigen Gebiete sich die Hand reichen, als die unsere, wo gegenseitige Verständigung noch auf so viele Hindernisse stößt.

Halten wir zusammen im Anschluß an die Männer, die zuerst ihre Kraft an die Aufrichtung des Reiches und an den neuen Aufbau der Wissenschaft setzten.

Treffend entbietet der treffliche Achim von Arnim an Görres in Frankfurt im Mai 1827 seinen Gruß: „Du, liebster Görres, hast immer in Wahrheit geirrt, in Wahrheit Dich erhellt und erheitert. Mögen Dich die Menschen wandelbar schelten in Deinem Glauben, eben Das ehre ich an Dir, daß Du nicht aus Eitelkeit Dich verstellst, als ob Du selig gewesen vom Anfange. Der Schall politischer Prophetenworte ist verklungen und stärkt Dich nicht mehr, Du strebst auf anderem Wege zur Höhe.“ Vorwärts streben, heißt geistig leben.

Mir war es eine wahre Lust und die höchste Genugthuung, schon aus Dankbarkeit, das Leben dieses großen Geistes, meines unerreichten Lehrers, zu schreiben, wie auch die Biographie seines königlichen Gönners Ludwigs des Ersten von Bayern; denn der Historiker trifft selten so durchgebildete Charaktere, deren Entwickelung das Spiegelbild der ganzen Zeit abgiebt. Von den Geisteskämpfern jener Tage sind die letzten hingegangen und haben uns ein schönes Vermächtniß nationaler Gesinnung hinterlassen, das wir würdig antreten mußten. Görres hat unsere erste National-Versammlung 1848 nicht mehr erlebt, wonach er zur Einigung aller deutschen Männer so sehr verlangte. Uns war es beschieden, die Erneuerung germanischer Macht und Herrlichkeit entfaltet und die Sehnsucht der vorangegangenen Generation erfüllt zu sehen, auch treulich mitzuwirken, jeder Ehrliche von seinem Standpunkte aus. Hat die Zeit auch vielfach eine andere Richtung genommen, so darf doch ein Mann wie Görres für kommende Geschlechter nicht unverstanden bleiben. Zehn Jahre und darüber saß ich zu seinen Füßen und habe das Recht, zu sagen: Ein Bahnbrecher, wie er, kann nur verlieren, wenn er vom Gesichtspunkte einer Partei betrachtet wird. Er gehört in die Ruhmeshalle deutscher Nationalhelden um so mehr, als er für seine Ueberzeugung auch das Martyrium bestanden hat. Er redete wie Einer, der Gewalt hat, und übte als „fünfte Macht“ mehr Einfluß als gegen den Mazedonier Philipp zu seiner Zeit ein Demosthenes.

Möge dieses wahrheitgetreue Buch bei weitester Verbreitung eine günstige Aufnahme finden, wie dessen Held im deutschen Volke einst begeisterte Anerkennung fand. Im Grunde ist Dies schon die dritte Auflage einer Biographie von Görres, wenn ich anders die kurze Broschüre dazu rechnen darf, die ich während des Parlamentsjahres in Frankfurt schrieb. Hätte nicht der Tod ihn kurz vorher hinweggerafft, er hätte sicher, wie Moriz Arndt, Jahn, Jakob Grimm, und voran der Waterlookämpfer Heinrich Gagern, in der Paulskirche seinen Platz eingenommen. Mittlerweile bin ich selber bald achtzig Jahre alt geworden und trage hiermit dem Bannerträger der Nation zum letzten Male meine Dankesschuld ab. Doch auch seiner Vaterstadt Koblenz mit dem denkwürdigen Görresbau wollte ich die Ehre anthun, wo ich so schöne Tage verlebte, wie weiland Clemens Brentano. Meiner unvergeßlichen Frau von dort, Sibylla Clemens, wollte ich diese Blätter zum Andenken widmen, welche Görres bei ihrem Hiersein im Herbste 1847 das gescheiteste Mädchen vom Rheine nannte. Sie hat mir die Familie und das Haus erbaut. Gott habe sie selig, ich sehne mich nach vielen bestandenen Lebensstürmen nach Wiedervereinigung mit ihr in der Welt des Friedens.

München, am Feste des Ritters Georg 1896. Dr. J. N. Sepp.

Kornhäuser und Kleinbahnen.

Das große Geräusch, mit dem die Presse die jüngst an das preußische Abgeordnetenhaus gelangte Vorlage begleitet hat, nöthigt zu einer etwas tieferen Betrachtung, als diese mit dem Lobe schnell fertige „Oeffentliche Meinung" bisher uns zu geben beliebte. Im Parlament hat man beide Fragen getrennt verhandelt. Ich folge diesem Vorgang und betrachte zunächst die Kornhäuser.

Als ihr wesentlichster Vorzug ist in der dafür vorangegangenen Agitation geltend gemacht worden: „durch Abgabe des Kornes aus diesen Kornhäusern nur nach Maßgabe des sich fühlbar machenden thatsächlichen Bedarfes, also durch Zurückhaltung des Angebotes, werde eine bessere Regulirung des Preises eintreten." Die Vorlage billigt diese Meinung, da sie in den Motiven ausdrücklich hierzu erklärt: „durch eine derartige Vereinigung des Getreideangebotes in Verbindung mit Kornhäusern können diese Vortheile bei der Verwerthung des Getreides unzweifelhaft erreicht werden." Sie übersieht dabei, daß die heute ungehinderte Spekulation jede Wirkung einer „Zurückhaltung des Angebotes" sofort durch Importsteigerung durchkreuzen würde. Schon heute übersteigt der Getreide-Import den thatsächlichen inländischen Bedarf ganz bedeutend.

Die Brotgetreide-Ernte betrug in Deutschland im Durchschnitt der zwölf Jahre 1880/91 . . . . . 81 Millionen Doppelcentner
(pro Morgen sechs Centner).
Dazu traten Einfuhr abzüglich Ausfuhr Weizen
und Roggen . . . . . 13 „ „
so daß dem Konsum zur Verfügung standen . . 94 Millionen Doppelcentner bei durchschnittlich 47,5 Millionen Menschen. Durch Steigerung der Betriebsintensität und unter der Gunst guter Erntejahre stieg der Erntedurchschnitt während der vierjährigen Periode 1892/95 auf 100,5 Millionen Doppelcentner. Die durchschnittliche Bevölkerung betrug 51 Millionen. Obwohl also die Inlandsernte den heimischen Bedarf decken konnte, stieg der Import (abzüglich Ausfuhr) von 13 auf 21 Millionen Doppelcentner im Jahre 1895. Diese Ueberschwemmung setzt auch 1896 sich fort. Es wurden im Januar, Februar und März 1896 . . . . . 5064000 Doppelcentner Weizen und Roggen
gegen . . . . 2905000 „ „ „ „
im Vorjahre, eingeführt. So lange diese Verhältnisse fortbestehen, d. h. so lange nicht dem unnöthigen Import ein Riegel vorgeschoben und das Blanko-Termingeschäft beseitigt worden ist — was nach den neuesten Reichstagsbeschlüssen ja in Aussicht steht —, kann durch Zurückhaltung des heimischen Angebotes in den Kornhäusern ein Einfluß auf die Preisbildung nicht geübt werden. Das endlich zur Abgabe sich entschließende Inlandsangebot fände den Markt mit Importen besetzt, — doppelter Preisdruck wäre die nothwendige Folge. Ich halte daher, bis in der Richtung unseres Hauptzieles gründlich Wandel geschaffen ist, einen Nutzen der Kornhäuser für eine allgemeine Aufbesserung der Engrospreise für ausgeschlossen.*) Ich vermag bis dahin den Nutzen der Kornhäuser nur in drei Richtungen zu erblicken:

*) Alle hierfür beweisenden Materialien habe ich in meiner Schrift „Kornhaus und Kanitz" (Leipzig, Hugo Voigt) zusammengestellt.

a) Durch die in den Kornhäusern mögliche Herstellung einer gleichmäßigen, den Anforderungen des Großhandels und der Großmüllerei besser entsprechenden Waare kann insbesondere den bäuerlichen Produzenten der Engroshandelspreis nutzbar gemacht werden. Gerade die bäuerlichen Produzenten werden in vielen Gegenden heute von einem unsoliden Lokalzwischenhandel am Meisten ausgebeutet. Voraussetzung ist freilich der Zusammenschluß dieser Produzentenkreise zu Verkaufs- und Kreditgenossenschaften. Das wird durch die in den Kornhäusern gegebene Lombardmöglichkeit erleichtert.

b) Den größeren Wirthschaftbetrieben können wirthschaftlich-technische Vortheile dadurch erwachsen, daß sie die Ernte sofort ausdreschen können, ohne dem heute für viele Fälle damit verbundenen Zwange zu unterliegen, das Getreide ohne jede Rücksicht auf die Lokalmarktlage sofort veräußern zu müssen.

c) Die Kornhäuser ermöglichen es den Produzenten, den lokalen Bedarf für das lokale Angebot voll auszunützen. Nachfrage und Produktion können klar übersehen werden; so wird zweckloses Hin- und Herfahren der Waare vermieden und es kann über die bleibenden lokalen Ueberschüsse, mit größerer Sicherheit als jetzt, für den Fernabsatz disponirt werden.

Man möge nun, wie die Regirungvorlage und die ihr hilfreiche Presse es thun, den zu erwartenden Nutzen sehr hoch anschlagen oder ihn auf das hier gezeichnete Maß einschränken: immer wird der auf die Gesammtlage der Landwirthschaft dadurch überhaupt erzielbare Effekt an die umfassende Ausdehnung der ganzen Maßregel geknüpft sein. Wir lehnen es darum ab, in der jetzigen Vorlage, die das Ganze zunächst selbst noch als „Versuch" bezeichnet, bereits eine thatsächliche Hilfeleistung zu erblicken, und finden einen logischen Widerspruch darin, daß dieser „Versuch" an anderer Stelle der Vorlage bereits als „rettende That" charakterisirt wird.

Die aus der Inlandsernte in den öffentlichen Verkehr in Deutschland jährlich übergehenden Getreidemengen betragen:

circa 25	Millionen	Doppelcentner	Weizen
„ 40	„	„	Roggen
„ 20	„	„	Gerste
„ 15	„	„	Hafer
Summa 100	Millionen	Doppelcentner.	

Davon entfallen auf Preußen rund 60 Millionen Doppelcentner. Nimmt man an, daß hiervon durchschnittlich die Hälfte auf den Produzentenspeichern und (noch ungedroschen) in den Scheunen zurückgehalten werden wird, während für die andere Hälfte, sofern der ganzen Maßregel ein Sinn untergelegt werden soll, die Einlieferungmöglichkeit in öffentliche Kornhäuser per Herbst-Winter zu geben sei, so sind für Preußen Kornhäuser mit einer Gesammtfassung von 30 Millionen Doppelcentnern erforderlich. Die Baukosten variiren nach den lokalen Verhältnissen und stellen je nach dem Fassungraum, auf die Tonne berechnet, sich sehr verschieden hoch. Herr von Graß-Klanin beziffert die Kosten für Mittelspeicher (6000 Doppelcentner Fassung) nach dem amerikanischen Silosystem auf 80 Mark pro Tonne. Das ist weitaus zu hoch; von anderer sachverständiger Seite werden durchschnittlich 40 Mark als auskömmlich bezeichnet; auch die Regirungvorlage rechnet mit diesem Satz. Wenn man ihn zu Grunde

legt, ergiebt sich für Preußen eine Aufwendung von 3 Millionen Tonnen à 40 Mark = 120 Millionen Mark Baukapital. Dem gegenüber können die jetzt zu bewilligenden 3 Millionen Mark nicht einmal als „Versuch" gelten. Wenige, an einigen Centralpunkten etablirte Silos sind aber — für die Allgemeinheit — völlig werthlos. Sie würden höchstens den wenigen in der Nähe dieser Centren gelegenen Gütern die unter b) erörterten wirthschaftlich-technischen Vortheile bieten. Für die große Masse der Produzenten aber und insbesondere gerade für den kleinen Besitz können die früher entwickelten Nutzungen nur aus einem System planmäßig über das ganze Produktiongebiet zerstreuter Kreis-Kornhäuser erwachsen. Gewiß werden innerhalb dieses Systems auch größere Silos an den Centren des Weltverkehres vorzusehen sein, als Sammelstellen für den Ueberschuß der lokalen Kornhäuser. Aber mit diesen Centralsilos beginnen, heißt, dem Gebäude das Dach vor Errichtung der Fundamente aufsetzen.

Es bleibt dann ein wesentlicher Punkt noch zu beleuchten. Die Vorlage der Regirung sucht das finanzielle Risiko von vorn herein auf die Landwirthschaft abzuwälzen. Die Landwirthe sollen eine Garantie für Verzinsung und Amortisation des Baukapitales bieten, — ohne Rücksicht darauf, ob der erwartete Nutzen diesen Kosten überhaupt entsprechen werde. Ergiebt sich ein angemessener Nutzen, dann wollen die „Agrarier" vom Staat nichts geschenkt haben, d. h. sie werden die der Einlieferungmenge entsprechende Mieth- und Amortisationquote gern zahlen. Tritt aber kein Nutzen ein, sind also die Produzenten nach mehrfachen vergeblichen Versuchen nicht mehr in der Lage, vom Kornhaus Gebrauch zu machen, so wird man von ihnen nicht verlangen können, daß sie ihre im Uebrigen gleich trostlos gebliebene Lage durch Verzinsung und Tilgung der Baugelder noch verschlimmern und Das obendrein als „staatliche Hilfe" anerkennen.

Alles, was über die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines Nutzens gesagt ist, steigert sich bis zur Gewißheit, wenn dem System der Kornhäuser als ergänzende Maßregel ein System von Kleinbahnen zur Seite tritt. Wäre, wegen zu großer Entfernung von Bahn und Kreiskornhaus, die bei Weitem größte Zahl der Produzenten nach wie vor genöthigt, die Ernte erst nach dem Hofe zu fahren und auf den eigenen Speicher zu nehmen, lasten dann nach wie vor die Fuhrwerkstransportkosten und die mehrmaligen Umladungen auf den Produkten, so wird der wesentlichste Theil des Nutzens, nämlich die Kostenersparniß durch maschinelle Reinigung- und Sortirungvorrichtungen und die Transportspesenverbilligung, von vorn herein hinfällig. Ganz anders ist es, wenn das Kornhaus durch ein Kleinbahnnetz mit jeder Produktionstelle in unmittelbare Verbindung gebracht wird.

Aber noch weit über die spezielle Frage des Getreideabsatzes hinaus hat die Kleinbahn eine außerordentlich hohe wirthschaftliche Bedeutung. Bei Berathung des Kleinbahngesetzes, 1892, theilte der Regirungvertreter mit, daß in Preußen „als berechtigt anerkannte" Wünsche auf 17000 Kilometer Sekundär- (Normalspur-) Bahnen vorliegen, deren Bau (à 70000 Mark pro Kilometer) rund $1^1/_5$ Milliarden kosten würde. Denken wir uns diese Aufgabe im Tempo der diesjährigen Sekundärbahnvorlage (rund 60 Millionen Mark jährlich) gelöst, so würde — gegen heute 1 Kilometer Bahn auf 15 Quadratkilometer Fläche — in zwanzig Jahren eine wirthschaftliche Erschließung des Landes vorliegen: von 1 Kilometer

Bahn auf 9 Quadratkilometer Fläche. Würde der nämliche Betrag aber für Kleinbahnen (à 17500 Mark pro Kilometer) verwendet, so würden dafür 68000 Kilometer herzustellen sein und so ein Schienennetz von 4 Quadratkilometer Maschenweite geschaffen werden können. Die durchschnittliche Ortsdichtigkeit in Preußen beträgt: 1 Ort auf 3,9 Quadratkilometer; es würde dann also jede Ortschaft in Preußen an das Schienennetz angeschlossen sein. Die Normalspur- (Sekundär-) Bahnen erlangen wegen der vierfach höheren Anlagekosten bei ihrer trotzdem noch unvollkommenen Wirkung auf die Erschließung des Landes (Entfernung des Produzenten von den Verladestationen!) erfahrungmäßig nur sehr schwer eine angemessene Verzinsung. Bei den Kleinbahnen ist das Gegentheil sicher zu erwarten. Ihre wirthschaftliche Wirkung ist pro Kilometer Bahnlänge nicht nur eben so hoch, sondern aus dem Grunde höher als bei der Normalspur- (Sekundär-) Bahn zu veranschlagen, weil jene nicht, wie diese, an bestimmte Stationentfernungen gebunden ist und darum die Produktionstätten, insbesondere auch durch Anschlußgleise, an beliebig vielen Verladepunkten aufsuchen kann. Hierdurch aber wird erst die volle Nutzbarkeit der Bahn für die Produzenten überhaupt bedingt. Die — in den weitaus meisten Fällen — an den Ort nicht gebundene industrielle Produktion folgt der Vollbahn; die Kleinbahn dagegen kann der örtlich fixirten landwirthschaftlichen Produktion nachgehen und so die hier latent ruhenden volkswirthschaftlichen Kräfte zum Leben erwecken.

Wenn das Durchschnittsergebniß der offiziellen Eisenbahnstatistik Dem zu widersprechen scheint, was hier über die bessere Verzinsungmöglichkeit der Kleinbahnen behauptet wird, so werden dabei zwei wesentliche Punkte übersehen. Diese Durchschnittsstatistik wirft das Ergebniß der Voll- (Haupt-) Bahnen mit demjenigen der Sekundärbahnen in einen Topf. Wenn dabei für die insgesammt in Deutschland bestehenden rund 44000 Kilometer Normalspurbahnen mit elf Milliarden Anlagekapital ein Betriebsüberschuß von 550 Millionen gleich fünf Prozent sich ergiebt, gegenüber einem Ueberschuß von nur $2^1/_2$ Prozent bei den 1340 Kilometer Schmalspurbahnen mit 76 Millionen Anlagekapital, so entfällt bei jenen der Löwenantheil der Erträge — die Detailrechnungen ergeben Das — auf die großen Hauptadern des Bahnnetzes und deshalb kann die Unterbilanz der Nebenlinien, im Durchschnittsergebniß, nicht in Erscheinung treten.

Dabei ist zu betonen: die heute bestehenden Schmalspurbahnen sind noch weitaus zu theuer gebaut; sie kosten im Durchschnitt (1340 Kilometer: 76 Millionen Mark) annähernd 57000 Mark pro Kilometer. Das ist die Folge davon, daß man, abgesehen von der Spurverengerung, im Uebrigen noch im Bann der für den Vollbahnbau hergebrachten Anschauungen stand und — unter dem Einfluß bureaukratischer Bestimmungen — für Bahnhöfe und sonstige Begleiteinrichtungen unverhältnißmäßige Summen opferte. Diese großspurige Behandlung kleinspuriger Bahnen belastet nicht blos den Zinsetat, sondern sie zieht in logischer Konsequenz auch eine Erhöhung der Betriebskosten nach sich und schmälert so das Rentenergebniß doppelt. Man vergleiche in dieser Beziehung nur die bei den Normalspurbahnen schon zu beobachtenden Fortschritte. Während die durchschnittlichen Anlagekosten der in Deutschland bestehenden Normalspurbahnen noch auf elf Milliarden für 43500 Kilometer, also auf 253000 Mark pro Kilometer sich belaufen, baut der Staat (vergl. die neueste Sekundärbahn-

vorlage) die normalspurigen Sekundärbahnen selbst bereits für nur 70 000 Mark pro Kilometer. Nach allen vorliegenden sachverständigen Veranschlagungen ist für Kleinbahnen, bei Vermeidung aller alten Zöpfe, ein Durchschnittssatz von 17500 Mark vollständig auskömmlich. Und bringen wir jenes heutige statistische Rentenergebniß der Kleinbahnen von $2^1/_2$ Prozent hierzu in Relation, so kommen wir auf eine Rente von 10 Prozent.

Wenn man die Schwere des herrschenden wirthschaftlichen Elends bedenkt und von dem Standpunkt ausgeht: das Kleinbahnsystem ist geeignet, die Lage wesentlich zu bessern und soll darum als das von allen sogenannten „kleinen Mitteln“ weitaus wirksamste gegen die Nothlage zur Anwendung kommen, dann kann es keineswegs als genügend angesehen werden, wenn die Kleinbahnen nur im Tempo der diesjährigen Sekundärbahnvorlage (60 Millionen Mark) gefördert würden, also erst in zwanzig Jahren zur vollständigen Durchführung gelangten. Wir sind berechtigt, zu verlangen, daß man hierbei das gleiche Tempo innehält, das innerhalb der letzten zehn Jahre beim Vollbahnnetz beobachtet worden ist. Das Vollbahnsystem ist in Deutschland gefördert worden:

seit 1884/85	von	36450	Kilometer	Bahnlänge	mit	9612 Million. Anlagekapital
auf 1893/94	„	43560	„	„	„	11029 „ „
also um		7050	„	„	„	1417 „ „
oder jährlich		705	„	„	„	141 „ „

Beim gleichen Tempo in der finanziellen Aufwendung ist das Kleinbahnnetz in ganz Deutschland innerhalb zwölf Jahren durchführbar, — und Das ist eine angesichts der Nothlage gewiß nicht zu weitgehende Forderung. Voraussichtlich wird aber, bei ihrer heutigen Behandlung als Stiefkind des Staates, die Landwirthschaft mit einer höheren Forderung als derjenigen einer wenigstens nachträglichen Gleichberücksichtigung mit Industrie und Handel nicht durchkommen. So werden wir wohl mit einer zwölfjährigen Bauzeit uns bescheiden müssen.

Hat die Kleinbahn in der That die selbe oder gar eine höhere wirthschaftliche Bedeutung, als sie beim heute bereits vorhandenen Vollbahnnetz die Normalspur- (Sekundär-) Bahn überhaupt noch haben kann, so ist gar kein Grund ersichtlich, weshalb der Staat nicht mit dem selben Recht in gleicher Höhe Anleihen für Kleinbahnen machen kann, wie er bisher für Sekundärbahnen kontrahirte. Die Initiative für die Geldbeschaffung darf nicht den lokalen Interessenten zugewälzt werden; die heutige finanzielle Schwäche der Landwirthschaft steht Dem hindernd im Wege. Das Hauptinteresse an der Durchführung eines derartigen Kleinbahnnetzes ist ein allgemein-volkswirthschaftliches. Kann, was wir bestimmt erwarten, die landwirthschaftliche Lage durch dieses Mittel innerhalb gewisser Grenzen erleichtert werden, so wird die allgemeine Nationalwirthschaft nicht in letzter Reihe davon profitiren. Es ist auch nicht zu übersehen, daß ja der Bauaufwand von $1^1/_5$ Milliarden der Eisenindustrie und der Lohnarbeiterschaft als Einnahme zufließt. Durch ein dichtes Kleinbahnennetz würden über 300 heute noch bahnlose preußische Städte an das Schienennetz angeschlossen, würde mithin eine überaus hohe Zahl nichtlandwirthschaftlicher Interessenten den selben volkswirthschaftlichen Gewinn erzielen wie der Landwirth. Deshalb ist es eine gerechte Forderung, wenn wir verlangen, daß die Hälfte des Risikos beim Kleinbahnbau auf die Volksgesammtheit übernommen werde. Weiter kommt

dann in Betracht: neben dem Staatsganzen überträgt ein wesentlicher volkswirthschaftlicher Nutzen sich auf die Provinzialgemeinschaft. Daraus läßt die Forderung sich begründen: ein Viertel des finanziellen Risikos ist von der Provinz zu übernehmen. Das letzte Viertel des Risikos trägt dann die lokale Gemeinschaft, d. h. der Kreisverband.

Hiernach würde der praktische Vorgang folgendermaßen sich gestalten: Träger, das heißt Erbauer und Eigenthümer des Kleinbahnnetzes, ist der Kreis. Jedem Kreisverbande wird das für Herstellung eines Netzes von durchschnittlich vier Quadratkilometer Maschenweite nach Maßgabe seines Flächenumfanges und der Ortschaftzahl entfallende Baukapital von 17500 Mark pro Kilometer Bahnlänge aus der Staatsanleihe bereitgestellt. Für dieses Baukapital leisten zu einem Viertel der Kreisverband, zu einem Viertel der Provinzialverband dem Staate Zinsgarantie; auf das Gesammtkapital also gemeinschaftlich die Hälfte von drei Prozent Grundverzinsung, gleich anderthalb Prozent. Die restlichen anderthalb Prozent übernimmt, bis die volle Verzinsung auf drei Prozent aus den Betriebsergebnissen eintritt, der Staat aus öffentlichen Mitteln. Für die Bemessung der Tarifsätze wird eine dreiprozentige Verzinsung des Kapitals bei voller (normaler) Befrachtung des Bahnnetzes zu Grunde gelegt, zuzüglich angemessener Amortisation. Bis dieser Effekt voll eintritt, erhält von dem überhaupt sich ergebenden Betriebsüberschuß zuerst der Kreis, dann die Provinz ihre Zinsgarantie von einem Viertel, zuletzt der Staat das so lange von ihm selbst zu deckende Manko von der Hälfte. Steigen die Betriebsüberschüsse über drei Prozent des Anlagekapitals (zuzüglich angemessener Amortisation), so sind die Tarife entsprechend herabzusetzen.

Der privat-kapitalistische Grundsatz: die Bahn solle dem Verkehr erst nachfolgen, es sei also nur dort zu bauen, wo die Rente durch bereits vorhandenen Verkehr gesichert ist, muß durch den staatswirthschaftlichen Grundsatz abgelöst werden: die Bahn erzeugt den Verkehr; sie entfesselt die heute latenten volkswirthschaftlichen Kräfte. Darum ist gesetzgeberisch auszusprechen: daß bei Tracirung der ersten und jeder folgenden Kleinbahn in jedem Kreise planmäßig auf der Grundlage eines alle Ortschaften berührenden Netzes, unter Berücksichtigung zweckmäßigen Anschlusses an die Nachbarkreise, vorgegangen werden soll, damit nicht die größeren Interessenten den kleineren vorgezogen werden können.

Die Staatsregirung hat der Landwirthschaft bisher alle „großen" Mittel verweigert. Dagegen ist bei der dem Vorstande des Bundes der Landwirthe gewährten Audienz vom Kaiser mit Nachdruck auf die hohe Bedeutung des Kleinbahnwesens für die Landwirthschaft hingewiesen worden. Hierauf sich stützend, hat der Abgeordnete von Ploetz jüngst im preußischen Landtag unter Darlegung der vorhin entwickelten volkswirthschaftlichen Gründe die Realisirung dieses Gedankens angeregt und auch betont, daß das hier skizzirte Kleinbahnsystem, im schnellen Tempo und im vollen Umfange verwirklicht, unter allen kleinen Mitteln das weitaus wirksamste wäre. Falls nun der hier gegebene sachliche Nachweis des finanziellen Gesammtbedürfnisses nicht widerlegt werden kann, so darf man wohl sagen: die Entscheidung der Regirung über die voraussichtlich an sie herantretende ausgiebige Kleinbahnforderung wird den Prüfstein bilden dafür, ob die preußische Regirung in der That den Ernst der Lage begriffen hat.

Steglitz. Edmund Klapper.

Bacon, der Staatsmann und Freund.

Es giebt Dampfhämmer, die mit solcher Gewalt herniederfahren, daß sie dickste Eisenblöcke wie Mus zerquetschen, und doch wieder so gestellt und geleitet werden können, daß sie gerade nur die Schale einer Nuß aufknacken. An solche Beherrschung ungeheurer Kraft zur anmuthigen Lösung unscheinbarer Aufgaben erinnert es, wenn Kuno Fischer in seinen „Kleinen Schriften“ (Heft 3) den Mythus von Shakespeare-Bacon zerpflückt. Seine elegante und unterhaltliche Abhandlung will gelesen und genossen sein; ich muß mich hier begnügen, aus der Fülle seiner Gegenbeweise nur den pikantesten anzuführen: daß Bacon nämlich die Dramen Shakespeares zweifellos nicht nur gering geschätzt, sondern geradezu als schädlich angesehen hat. In seinem großen Werk über Werth und Vermehrung der Wissenschaften, das in dem selben Jahr erschien wie Shakespeares Gesammtausgabe, fällt Bacon ein vernichtendes Urtheil über die zeitgenössische Bühnenliteratur, ein Urtheil, mit dem er gewiß nicht sich selber vernichten wollte, sondern das nur gegen Shakespeare, den langjährigen Beherrscher der britischen Bühne, gerichtet gewesen sein kann. Bacon spricht von der „corruptela theatri,“ von der Verderbniß, die sich vom Theater her giftig ins Land ausbreite. Eben so ist von den Philosophen, die in seiner Richtung fortgeschritten sind, von Hobbes und Locke, der Schwan vom Avon ungewürdigt, ja unbeachtet geblieben. Voltaire, ein Bewunderer Lockes, hat dieses stillschweigende Verdikt späterhin ausdrücklich in geflügelte Worte gekleidet, als er von der „bouffonnerie jointe à l'horreur,“ womit er den shakespearischen Humor meinte, und vom „sauvage ébrié“ sprach, zuletzt gar vom „rohen Possenreißer“ (l'histrion barbare), den er zu seinem Bedauern in Frankreich bekannt gemacht habe.

Es soll hier nicht näher auf die ganze Kontroverse eingegangen werden, die ja von Kuno Fischer, nachträglich auch in einer ganz wackeren Schrift von Tetzlaff, gründlich erledigt ist. Nur der Verwunderung möchte ich Ausdruck geben, daß bei den übernatürlichen Kräften, die während dieses Streites Francis Bacon zugetraut wurden (und ein Graf Vitzthum hat ihm nicht blos die Dramen Shakespeares, sondern auch die von Marlowe, Marston, Massinger, Middleton, Greene, Shirley und Webster, ja selbst die lyrischen Dichtungen von Drayton und Walton, die religiösen von Herbert zugeschrieben), doch Niemand im Publikum die Frage aufwarf, Niemand von den Streitern sie beantwortete: wer war eigentlich Bacon? Welchen Antheil nahm er am Treiben der Welt? Welche waren die Hauptmerkmale seines Charakters? Kurz, die Person Bacons ist vollkommen vernachlässigt worden, augenscheinlich weil man sie für ganz gleichgiltig hielt, weil der Hauptreiz, der für die große Menge in dem Streite lag, ihr ausschließlich aus dem ungeheuerlichen, die

Einbildungskraft blendenden Versuche kam: einem toten und bewunderten Dichter den Lorbeer vom Haupte zu reißen. Diese Möglichkeit that den Herzen der Meistbetheiligten so wohl, daß die Frage: wem denn der erledigte Lorbeer nun aufgesetzt werden sollte, ganz zurücktrat. Vielfach entsprang die Sucht, Shakespeare seine Stücke abzusprechen, gewiß nur dem Pedantenärger, daß ein schlichter Schauspieler, ohne jemals „Examina zu machen," der durchdringendste aller Menschen und der größte aller Künstler gewesen sein soll. Die Stücke, die auf seinen Namen gehen, sind so vorzüglich, daß sie doch mindestens einen Geheimrath zum Verfasser verdienen. Das war Francis Bacon; er war „sworn of the Privy Council". Aber was war er sonst noch? Wie brachte er seine Tage hin? Was zumeist lag ihm am Herzen?

Zunächst steht es fest, daß Bacon für einen der meistbeschäftigten Rechtsanwälte galt, die jemals in England auftraten, und daß er von seinem sechzehnten bis zu seinem sechzigsten Jahr das aufregendste Leben führte, das einem Juristen und Politiker der elisabethanischen Zeit beschieden war. Er war als Knabe bereits mit einer diplomatischen Mission betraut, füllte seine Jünglingsjahre mit eindringlichen Studien der Jurisprudenz und Rechtsphilosophie aus und arbeitete sich, durch den Tod seines Vaters verarmt, mühsam von Posten zu Posten empor, durch anspruchsvollste Berufsgeschäfte, die niemals nachließen, ja mit jedem Tage zunahmen. Die Zeit, da der „Sommernachtstraum", „Richard III.", „Romeo und Julia" entstanden, war für ihn eine Zeit rein dienstbeflissenen Strebens. Endlich, 1595, kam er ins Parlament und war dort stets eines der thätigsten Mitglieder. Vielfach ward er in den schwierigsten Sachen als Anwalt der Krone verwendet; seit 1603 gehörte er dem Staatsrath an, 1619 wurde er Lordkanzler. Aber Niemand hatte nebenbei mehr Anspruch auf den Titel eines Stutzers und Weltmannes als er. Von Jugend an verwandte er eine Unmasse Zeit darauf, jedem Einzigen den Hof zu machen, dessen Gunst ihm von Nutzen sein konnte, und beugte grundsätzlich

„ . . . des Knies gelenke Angel,
Wo Kriecherei Gewinn bringt . . " (Hamlet III 2)

bis er 1620, in Folge dauernder Unterwürfigkeit vor dem allmächtigen Buckingham, zum Viscount of St. Albans gemacht wurde.

Was Macaulay, ein Mann von gesündestem Urtheil, an Francis Bacon besonders erstaunlich findet, ist der Reichthum eines Geistes, der ihm gestattete, in den spärlichen Mußestunden, die er der Justiz, dem Parlament und Staatsrath abstahl, eine neue Philosophie, die Philosophie der Naturwissenschaft, zu gründen und der gesammten menschlichen Spekulation eine neue Richtung zu geben. Nun denke man sich in dieses beruflich, gesellschaftlich, politisch und philosophisch voll gesättigte und ausgefüllte Leben hinein-

gestopft — denn anders kann man es nicht nennen — die Dramen Shakespeares. Das hat zur Voraussetzung, daß Bacon diese Dramen im Schlaf erzeugt haben müsse. Aber Shakespeares Dramen sind doch wohl nicht im Schlaf entstanden. Sie sind die reife Frucht Jahrzehnte langer, innerlichster schwerer Arbeit und Qual. Sehen wir ganz ab von dem hingebenden Fleiß, der sie erschuf: es gehören Erlebnisse und Leiden dazu, erduldet von einer scharf ausgeprägten Persönlichkeit, die der Bacons of Verulam ganz unähnlich gewesen sein muß. Ich gestehe, schreibt Bacon in einem jugendlichen Brief, daß „mein philosophischer Ehrgeiz (contemplative ends) eben so umfassend wie mein bürgerlicher Ehrgeiz mäßig ist". Man hat mit Recht bedauert, daß Bacon sich zu seinem Schaden von diesem Programm entfernt habe. Noch weniger kann es aber das von Shakespeare gewesen sein. Der Verfasser von „Hamlet" und „Othello" war so durch und durch Künstler, daß er selbst in seinen frühesten Jahren niemals in der bloßen Betrachtung, in „contemplative ends", seinen geheimsten Beruf gesucht haben kann. Umgekehrt bilden viele Thoren sich ein: man nimmt Papier und „schreibt" ein Stück. Wer viele Akten und viele Bücher schrieb, warum sollte Der, so nebenbei, nicht auch viele Stücke „geschrieben" haben? Das ungeheure Leben, das in Shakespeares Dramen wogt, enthüllt sich freilich nicht vor so befangenen Blicken.

Und nun die Dramen selbst! Ich frage: kann ein Mensch, der einen Wohlthäter so verrieth und ans Messer lieferte wie Francis Bacon seinen Beschützer Robert Essex, kann ein solcher Mensch den „Lear" verfaßt haben? Noch Niemand hat es bezweifelt, daß den gesammten shakespearischen Werken eine bestimmte, durchaus harmonische Lebensanschauung zu Grunde liegt, ein männliches, offenes, thatkräftiges, gütiges und dankbares Wesen in ihnen sich ausdrückt, ein felsenfester Glaube an göttliche Gerechtigkeit. Noch Niemand ist aufgestanden, der es gewagt hätte, in dem Verfasser dieser Dramen einen Pharisäer und einen Schurken zu vermuthen. Doch soll er, das Gesicht unauslöschlich bespritzt vom Blut eines durch ihn gerichteten Gönners, hingegangen sein, um die Tragoedie des Undankes zu ersinnen? Es wird Einem ja übel bei dem bloßen Gedanken, so widernatürlich ist er.

Robert Essex hatte sich für den mittellosen, bescheidenen, von seinen Verwandten, den eifersüchtigen und stolzen Cecils, hintangehaltenen jungen Mann aufs Wärmste interessirt; er hatte sich mit Einbuße von hoher Gunst für ihn verwendet und ihm schließlich sogar Landbesitz geschenkt, aus dem Bacon sehr willkommene Einnahmen zog. Bacon hatte des Essex Sache bei Hof genau so lange vertreten, wie er nicht zu fürchten brauchte, sich dadurch zu schaden; sobald die Höflinge begannen, kalt nach ihm zu blicken, schwenkte er sofort und bemühte sich, mit frischen Kräften das Versäumte einzuholen. Er führte die Sache der Krone gegen Essex; von ihm empfing der Ange-

klagte die tötlichen Streiche. Bacon war es, der den Freund ins Angesicht hinein der Lüge zieh für Dinge, die er besser wissen mußte; der den Vergleich mit Pisistratus erfand und mit jenem Heinrich von Guise, der den französischen König in so drückender Abhängigkeit gehalten hatte, — einen Vergleich, der für die stolze und herrschsüchtige Elisabeth das Schicksal des Essex, ihres frühern Lieblings, entschied. Das that Bacon, weil seine Fehler, nach seines Biographen Worten, der es mit Schmerzen schrieb, Herzenskälte und Niedrigkeit der Gesinnung waren. Und nun bitte ich mir aus: der selbe Mann soll die Töchter Lears gebrandmarkt haben? Heißt Das nicht, eine Heuchelei für möglich halten, die durch ihre fürchterliche, geschmacklose Frechheit noch mehr als durch ihre Teufelei undenkbar ist? Heißt Das nicht, jeden wahren Ton, der seit Jahrhunderten die Menschen aus Shakespeares Werken erquickte, in eine widrige Dissonanz auflösen? Es hat von je her große Gelehrte gegeben, die im bürgerlichen Leben vollkommene Schufte waren. Die Quellen der dichterischen Kraft aber sind Mitleid und Hochherzigkeit. Ohne sie ist gar kein echter Dichter denkbar. Und Bacon war nicht blos einer der letzten Engländer, die (dem Gesetz entgegen) die Folter anwendeten, er war auch einer der letzten, die das Recht für Geld feilhielten, bis er als Lordkanzler, nach übergroßem Mißbrauch, wegen Bestechlichkeit all seiner Würden und Aemter entkleidet und mit Schande bedeckt wurde.

Doch Bacon sündigte nicht aus Bosheit; er hatte nichts, gar nichts Unmenschliches oder Tyrannisches an sich; er wurde nicht übermüthig im Glück, er nahm Beleidigungen mit Demuth hin, er war auch der Freundlichkeit keineswegs unfähig. Vielmehr scheint der Urgrund seiner Schmach: daß alle seine Gefühle so lauwarm waren, auch die vom Schöpfer gewollte Vorbedingung seiner intellektuellen Größe gewesen zu sein, weil er mit einer schwungvolleren Veranlagung niemals diese wunderbare Nüchternheit mitten in der kühnsten Spekulation besessen haben würde, diese Folgsamkeit gegen den leisesten Wink des gesunden Menschenverstandes, wodurch er zu einem unersetzlichen Lehrer und Förderer der Nachwelt wurde. Er verlieh der Gelehrsamkeit jenen Zug von Nutzanwendung und Hilfsbereitschaft, der sich in der Maxime ausdrückt, daß nichts für die Aufmerksamkeit des Weisesten zu unbedeutend sein darf, was gerade noch bedeutend genug ist, um dem Niedrigstgebornen Freude oder Schmerz zu verursachen. Er zuerst setzte dem fürchterlichen Mißbrauch Maß und Ziel, die Blüthe von Willenskraft und Scharfsinn immer nur an die Lösung unlöslicher Räthsel und das Aufstellen erhabener Theorien zu verschwenden, die für alle möglichen Planeten, nur nicht für unsere Erde, für alle möglichen Geschöpfe, nur nicht für die auf Erden wandelnden Menschen paßten. Er zuerst wagte, die Revolution, die Sokrates in der Philosophie vollzogen hatte, als unglücklich zu bezeichnen, weil

diese Philosophie seitdem „... ein Ackerfeld geworden war, das alle Anzeichen des Fleißes und der Bebauung aufwies außer dem wichtigsten: einer Ernte."

Bacon war der Vorläufer von Buckle durch seine Untersuchungen über den Eindruck, den gewisse Erziehungweisen, Gewohnheiten und politische Verfassungen auf den menschlichen Charakter ausüben, um herauszufinden, was am Ehesten körperliche und geistige Gesundheit verbürgen könne. Und wenn er auch die induktive Methode, die von Beobachtungen zu Schlüssen aufsteigt und die Spekulation aus den Wolken zur Welt der Thatsachen glücklich herniederzwang, weder erfunden noch zuerst ausgebildet hat, so war er es doch allein, der den allzu lange mit Wortklaubereien beschäftigten Gelehrten den Anstoß gab, lieber nützliche Wahrheiten zu entdecken, und der dadurch jener Methode die Wichtigkeit und Würde verschaffte, die sie noch heute besitzt.

Aber ich frage nochmals: ist es möglich, daß jener kaltherzige Mann, so befähigt, nüchtern zu bleiben im Reich der Gedanken, und so unfähig, sich zu erwärmen im irdischen Leben, der selbe Dichter gewesen sein kann, den uns Taine, aus seinen Werken heraus, als den heißblütigsten aller Menschen und, wenn er sie auch beherrschen lernte, doch der gewaltigsten Leidenschaften theilhaftig geschildert hat? Mögen Shakespeare und Bacon in manchen Vorzügen sich berühren, in jenem scharfen Verstand für das Wesentliche zumal, — Eines können sie ganz unmöglich gemein gehabt haben: ihre Fehler. Die Fehler eines Dichters liegen genau nach der entgegengesetzten Seite wie die Bacons; es sind Fehler, die aus zu großer Reizbarkeit entstehen, nicht, wie bei Bacon, aus zu geringer. Die Fehler des Dichters sind immer die des Tasso, niemals die des Judas und Jago.

Ich will nicht von den Unterschieden des Stils reden, obwohl man sehr fein bemerkt hat, wie bei Bacon, durch ein wunderliches Naturspiel, die Früchte zuerst zu kommen schienen, die Blüthen erst ganz spät auftraten. Etwas, das man Phantasie hätte nennen können, erschien bei dem großen Bahnbrecher nicht früher, als bis es ihm, auf Grund seiner fruchtbaren Studien, gefiel, sich die erweiterten Grenzen der menschlichen Herrschaft über die Natur auszumalen. In der „Neuen Atlantis", bei der Beschreibung des salomonischen Hauses, wuchsen der Einbildungskraft des Philosophen endlich einmal Flügel. Bei Shakespeare war es umgekehrt: der Realismus seiner Diktion nahm zu mit dem Alter.

Viel hat man daraus zu machen gesucht, daß der Dichter sich immer Shakespeare, der Schauspieler Shakespere schrieb, — in einer Zeit, da ohnehin Leute ihren Namen jedes Jahr anders buchstabirten. Dowden schreibt gar Shakspere. Was beweist das Alles? Weshalb sollte der Mann nicht für seine Dramen einen nom de guerre gewählt haben, verschieden in der Schrift, gleich in der Sprache? Wer aber das lange Wort, auf das Professor

Preyer so großen Werth legt, vom Anderen aufgeschnappt hatte, Bacon von Shakespeare oder dieser von Bacon (und Beide haben sich ganz gewiß bei Essex oder Pembroke gelegentlich getroffen), Das wird überhaupt nie zu beweisen sein. Ben Jonson soll mit manchem geheimnißvollen Kopfnicken den Philosophen, Rechtsgelehrten und Politiker auch für einen Poeten erklärt haben. Weiß Gott, an welche verborgenen Sonette er gedacht hat; jedenfalls war es derselbe Ben Jonson, der 1623 bei der Quartausgabe von Shakespeares Dramen in einem Widmungsgedicht den „Schwan vom Avon" feierte, d. h. den am Avon geborenen Schauspieler, dessen Bildniß jene Ausgabe schmückte.

Guben. Robert Heffen.

Ein neuer Komponist.

Es war an einem Oktoberabend im Saal Bechstein zu Berlin. Die Herren des bekannten böhmischen Streichquartettes hatten eben ein Werk von Schubert prächtig gespielt. Als zweite Nummer verzeichnete das Programm ein Streichquartett von Karl Bendl, F-dur, op. 119, Manuskript. Wer ist Karl Bendl? Es ist doch seltsam: ein op. 119, das noch ungedruckt vorliegt und dessen Autor doch nur Wenige aus der wahrlich routinirten Hörerschaft des Saales Bechstein auch nur dem Namen nach kennen! Wahrscheinlich irgend ein verborgenes, alt gewordenes Talentchen, dessen sich das prager Quartett aus Barmherzigkeit oder vielleicht auch aus Lokalpatriotismus anzunehmen gewillt ist. Denn es scheint wohl ganz undenkbar, daß in unserer Zeit der Raschheit und des fieberhaften Suchens nach guten Werken ein wirklich begabter Komponist bis zu seinem op. 119 gelangen sollte, ohne sich „in weiteren Kreisen" einen Namen zu erwerben. Doch wir werden ja gleich hören, denn eben setzen die Herren vom Quartett ihre Instrumente an.

Das einleitende Moderato erweckt Aufmerksamkeit. Es ist ja vielleicht melodisch nicht zur höchsten Reife gediehen, aber in seinen harmonischen Folgen lebt Etwas von achtbarer schöpferischer und auch moderner Kraft. Das Allegro selbst allerdings weiß das Interesse nicht mehr in gleichem Maße zu fesseln. Es musizirt in flüssiger, aber nicht eigentlich prägnanter Weise dahin und läßt nur an ganz wenigen Stellen (C-dur Pianissimo des Epilogs) jenes schöpferische Vermögen ahnen, das die Einleitung durchdrang. Bis jetzt also schwankt das Urtheil noch. Der nächste Beste ist Bendl nicht, Das steht fest; ob er aber dauerndes Interesse zu erwecken vermag, muß noch dahingestellt bleiben. Das die Stelle des Scherzo einnehmende „Quasi Presto" läßt die Waage allerdings gleich wieder bedeutend zu seinen Gunsten sinken. Es schließt sich zwar durchaus an die von den großen Meistern geschaffene Ausdrucksweise an, verbirgt aber unter seiner stillen und bescheidenen Hülle werthvollen, selbständigen Gehalt.

Die Schreibweise ist bei aller Schlichtheit elegant und geistvoll; sie macht etwa den Eindruck eines Gespräches mit einem uns bisher unbekannten Herrn vom Lande, der unvermuthet einen reichen Schatz von Geist und eigenem Denken enthüllt. Doch damit hatte es noch nicht sein Bewenden. Unser freudiges Staunen sollte fast der Bewunderung nahekommen. Denn was Bendl in den beiden ersten Sätzen nur andeutet, Das faßt er nun im dritten — Adagio — zu einem Ausdruck von überraschender Schönheit zusammen. Wie eine Erquickung strömt es zu uns herüber aus diesen Tönen. Also es ist doch wahr: es giebt noch schöpferische Kraft bei uns zu Lande, wir brauchen nicht zu verzagen, — aber suchen müssen wir, suchen ohne Vorurtheil und ohne die Scheuklappen irgend welcher Schule, um das Gute zu finden, das sich in keuscher Bescheidenheit fern hält vom Lärm des großen Marktes. Sei uns gegrüßt, Du greiser, sympathischer Meister! So alt hast Du werden müssen, ehe es Dir vergönnt war, in unserer deutschen Hauptstadt einigen Beifall zu finden, und selbst heute noch zollt Dir die Mehrzahl Deiner Berufsgenossen die verdiente Anerkennung nicht, weil Du es wagst, neben dem größten Musiker Deiner Zeit, Richard Wagner, Selbständigkeit zu wahren. Du bist keiner der Größten und Großen, aber Du gehörst doch zu den Auserwählten, die thätig mitarbeiten am herrlichen Bau deutscher Kunst.

Uns Jüngeren aber liegt es ob, aus solchem Fall für uns selbst eine gute Lehre zu ziehen und Alles zu thun, was in unseren Kräften steht, damit die Zahl Derer sich nicht vermehre, die ihr ganzes Leben lang die Kunst im Verborgenen fördern, während Routine und bloße Gelehrsamkeit das Feld beherrschen. Wird uns das Glück zu Theil, einen wahrhaft begabten Künstler kennen zu lernen, der mit der Kurzsichtigkeit und dem Unverstande seiner Zeitgenossen zu kämpfen hat, so erwächst uns die Pflicht, ihm beizuspringen. Und darum sei es mir gestattet, ohne viele Umschweife dem Falle Bendl den Fall Anton Beer anreihen zu dürfen. Wir haben keinen Ueberschuß an schöpferisch veranlagten Musikern: hier ist Einer, der im Stande wäre, Tausende durch die junge Schönheit seiner Gedanken zu erfreuen; aber nur ganz Wenige kennen seinen Werth, kennen auch nur seinen Namen.

Beer ist 1864 als Sohn eines katholischen Volksschullehrers in der bayerischen Oberfalz geboren worden. Ein Volksschullehrer, der fünf Kinder zu ernähren hat, — Jeder weiß, was Das bedeutet. Hatte der Vater Zeit seines Lebens solch kärgliches Brot gegessen, so sollte auch der Sohn im Schweiße seines Angesichtes Kinder unterrichten und die Intelligenz der Oberpfälzer fördern helfen. Mit dreizehn Jahren wurde Anton nach Regensburg an die Präparandenschule geschickt. Dort nahm er die ersten großen musikalischen Eindrücke in sich auf (Zauberflöte, Freischütz, Lohengrin) und alsbald regte sich die eigene Schaffenslust; es war aber noch ein ungeordnetes, unkünstlerisches Musiziren. Die Bitte des Sohnes, Musiker werden zu dürfen, schlägt der Vater rundweg ab, — er konnte ihr nicht willfahren, so sehr er selbst sein Klavier und seine Orgel liebte; woher hätte er auch die Mittel nehmen sollen? Beer arbeitete also tüchtig weiter, ging aus der Prüfung als der erste aller Mitbewerber im ganzen Königreich Bayern hervor und fand dann endlich in Eichstädt den Mann, der seine wahre Begabung erkannte. Der Domkapellmeister Wilhelm Widmann nahm sich seiner liebevoll an, sah seine Kompositionen durch, ließ ihn an den Kammermusikabenden theil-

nehmen und die Stelle eines Domorganisten vertreten. Im Verkehr mit diesem musikliebenden, anregenden Manne wuchs jedoch Beers Sehnsucht nach seinem wirklichen Berufe immer mehr. Er nahm eine Lehrerstelle in München an, um sich nach der Arbeit in der Schulstube ernsten musikalischen Studien widmen zu können. Bald aber zeigte es sich, daß es unmöglich sei, zwei Herren zugleich zu dienen. Beer wußte keinen Rath mehr und klagte dem Kapellmeister Widmann seine Noth. Der wackere Mann ließ sich nicht lange bitten und schrieb ihm einen überaus gütigen Brief: „Gehen Sie in Gottes Namen an die Musikschule. Ich werde in der Zeit Ihr Vater sein und Ihnen alle Mittel an die Hand geben, damit Sie Ihr Ziel erreichen." In heller Freude eilte Beer auf die Musikschule, um sich dort anzumelden, eben so vergnügt stürmte er aufs münchener Rathhaus, um seine Entlassung aus dem Lehrerverbande zu bewerkstelligen. Man warnte ihn, er möge seinen festen Rückhalt nicht so von sich werfen, er möge wenigstens im Verbande bleiben, aber er wollte nichts davon hören. Er war entschlossen, alle Brücken hinter sich abzubrechen, um jeden Rückzug unmöglich zu machen. Ganz wie in den Romanen, nicht wahr?

Jetzt begann für Beer die Zeit des ernsten musikalischen Arbeitens und jetzt reiften auch seine ersten wirklich werthvollen Kompositionen, die jedoch auf der Schule nicht ihrem wahren, echten Gehalt entsprechend gewürdigt wurden. Ein Beispiel. Es war in einer jener Chorstunden der münchener Musikakademie. Eine Reihe von Schülerkompositionen wurde durchgesungen, — fleißige Arbeiten, mit denen man das beifällige Nicken des Kontrapunktmeisters erwirbt und das Publikum zum Gähnen bringt. Ganz zum Schluß wurden die Stimmen eines fünfstimmigen Chores herumgereicht: „Abendglocken", Gedicht von Roquette, Musik von Anton Beer. „Das ist der Schulmeister da drüben," flüsterte mir mein Nachbar ins Ohr. „Schön ist er eben nicht," dachte ich und nahm gelangweilt die Noten zur Hand. Schon nach den ersten Takten wich aber alle Langeweile. Solche Musik schreibt der bartlose Jüngling mit der Brille dort in der Ecke? Allen Respekt vor ihm. Mit einem Schlage war die nüchterne Schulstube einem Tempel heiliger Kunst mindestens ähnlich geworden. Wo zuvor Gelehrsamkeit und Pedanterie gewaltet hatten, da herrschte nun hohe, fast schon fleckenlos reine Schönheit. So wenigstens war mir zu Muth; meine Umgebung aber dachte offenbar anders. Nachdem der Chor hübsch säuberlich durchgesungen war, wurden die Stimmen zusammengepackt, der Komponist nahm sie mit nach Hause, legte sie in seinen Schrank und dort ruhen sie noch heute, — die Stimmen eines Chores, wie er reiner und edler in unseren Tagen selten geschrieben wurde.

In jener Zeit gedieh Beer zur vollen musikalischen Reife. Ein Klavierquartett entstand, das den besten Kammermusikwerken unserer Tage beizuzählen ist (nur für den ersten Satz bedarf das Lob einer gewissen Einschränkung) und eine zweiaktige Oper „Sühne," die nun endlich dem Komponisten Erfolg bringen zu sollen schien. Graf Friedrich von Schack, der so manchem bedeutenden Künstler die Wege geebnet hat, hörte Beers Werk und erkannte sofort seinen hohen künstlerischen Werth. Er nahm den Komponisten zu sich in sein Palais, um ihn den Sorgen des Alltagslebens zu entheben, und stellte ihm gleich einmal frei, etliche Lieder bei Breitkopf & Härtel herauszubringen. Dem jungen Künstler summte der Kopf vor ungewohntem Glück. Anstatt sich mit dem Guten

zu begnügen, das schon vorlag, komponirte Beer in der Eile noch einige Lieder nach, — und Das war ein Fehler. Die Publikation verlor dadurch an Werth. Drei der bei Breitkopf & Härtel erschienenen Lieder freilich verdienten durchaus ernste Beachtung und böten eine werthvolle Abwechselung in dem trostlosen Einerlei unserer Konzertprogramme, wenn nur irgend ein vernünftiger Sänger sich ihrer annehmen wollte. Sie setzen allerdings beim Interpreten musikalischen Ernst voraus und kräftiges, feuriges Temperament, sind aber bei nur einigermaßen genügender Wiedergabe ihrer Wirkung sicher. „Die Abgeschiedenen" (Uhland) enthalten in wenigen Partien zwar noch einen Rest von Unselbständigkeit und Klassizismus, dicht daneben aber Stellen von reiner Innigkeit und Schönheit Durch das dritte Lied aber, „Allein mit der Natur," vergalt Beer auf seine Weise dem Grafen alle Wohlthaten. Wenn vielleicht alle Lieder Schacks einst vergessen sein werden, wird dieses eine noch leben durch die kühne musikalische Ausgestaltung, die ihm der Schulmeistersohn aus Kohlberg angedeihen ließ.

Beers Oper, deren Klavierauszug bei Stern & Ollendorff in Berlin erschienen ist, wurde in Lübeck angenommen und aufgeführt. Mit dieser Aufführung aber platzte der erste Traum von Ruhm und Ehre wie eine Seifenblase: das Werk gefiel nicht und wurde von dem muthlosen Direktor bei Seite gelegt, trotzdem er es vorher für hoch bedeutend erklärt hatte. Allerdings wäre von einer Wiederholung kaum ein besseres Resultat zu erwarten gewesen. Die lübecker Kräfte hatten wohl zumeist guten Willen, waren aber den Anforderungen nicht gewachsen, die Beer stellt. Ich habe die erste Aufführung selbst gehört; hätte ich nicht gewußt, daß es Beers Oper sei, die da gesungen ward, ich hätte sie wahrlich nicht wiedererkannt. Das Publikum war vollständig in seinem Rechte, als es diesem wirren Chaos von Tönen keinen Beifall schenkte; mir aber blutete das Herz, da ich das verheißende Werk Beers in dieser Gestalt wiedertreffen mußte.

Doch ein Mißgeschick kommt selten allein. Bald darauf starb auch Graf Schack, die Gemäldesammlung und das Palais gingen in den Besitz des Kaisers über und um den Schützling des alten Herrn kümmerte sich Niemand mehr. Man gab ihm zu verstehen, daß die Zeiten des Grafen Friedrich vorbei seien, und um sich keinen weiteren Demüthigungen auszusetzen, räumte Beer freiwillig seine Wohnung im Palais.

Da sitzt er nun wieder, hat herrliche Musik in seinem Kasten liegen, giebt Stunden und muß zusehen, wie ringsum sich die Talentlosigkeit brüstet und zu Ehren kommt. Wer kümmert sich an unseren großen Theatern um einen jungen, unbekannten Komponisten, der nicht einmal Italiener ist und keinen Sonzogno hat? Und doch könnte dieser neue Komponist unseren Theatern vielleicht Glück bringen. Beers Musik tritt anspruchslos und natürlich auf, offenbart aber Dem, der ihr näher tritt, alle Reize hoher, wahrer Kunst. Früher oder später wird sie ja sicher zu ihrem Rechte kommen. Es wäre nur zu wünschen, daß es bald geschähe, damit eine so werthvolle Kraft sich nicht in vergeblichem Ringen verzehrt und das Schicksal theilt, das Smetana und mancher Andere erleben mußte.

Paul Moos.

Selbstanzeigen.

Die Büßerin. Ein Schauspiel von Conrad Alberti.

Ein kleines Drama, „Die Büßerin", das ich auf Wunsch des Direktors für das Theater „Alt-Berlin" geschrieben habe, soll auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung zwischen Dressels Bierpavillon und dem Beduinenzauber von Kairo seine Feuerprobe bestehen. Die berliner Kritik, deren Ueberflüssigkeit und Klüngelthum ich wiederholt öffentlich nachgewiesen habe, wird nicht verfehlen, seine Nichtigkeit aller Welt kund zu thun. Das ist ihr Recht. Ich wünsche nur zu vermeiden, daß das Publikum über die Absicht getäuscht werde, aus der das Stückchen entstanden ist; denn ich bin gewohnt, daß die „Genossen" mich als Byzantiner, die „Gutgesinnten" mich als Umstürzler an den Pranger stellen. Die kleine Arbeit behandelt das Schicksal der Anna Sydow, der Geliebten Joachims des Zweiten, die Johann Georg nach seines Vaters Tode, trotz dem Wort, das er diesem gegeben, zum Theil auf das Drängen des Volkes, das die Sydow ausgesogen hatte, mit Ungnade und Haft verfolgte. Man kennt Treitschkes berühmt gewordenes Wort von der traditionellen „Undankbarkeit der Hohenzollern", eines der schärfsten, die der deutsche Tacitus je gesprochen hat. Ich habe versucht, zu zeigen, wie diese Härte des Entschlusses in ihrer Weise auch ein kulturbildender Faktor sein mag, wie der Fortschritt des Landes bisweilen an die Vernichtung einer Individualität geknüpft sein kann, wie vor der Nation Fürstenunbill gelegentlich Wohlthat, summa injuria summum jus sein darf, wie die herkömmlichen ethischen Begriffe im Leben der Nationen oft zur Phrase herabsinken und nur der einzelne Fall gerichtet werden darf. Das Gottesgnadenthum scheint mir der historische Ausdruck dieser Anschauung, die dem Vertrauensmann der Nation das Recht der Gnade nicht zugestehen kann, ohne ihm das Recht der Ungnade zu bewahren. Der Fürst wäre überflüssig, wenn die Nation nicht eines Mannes bedürfte, der stets bereit wäre, ein Odium in der Geschichte auf sich zu nehmen, sobald eine Nation nicht anders fortschreiten kann als durch eine Verletzung der Sentimentalität. Nicht daß das kleine Stück geschrieben wurde und aufgeführt werden wird, scheint mir wichtig, sondern daß die Erlaubniß zur Aufführung von dem Nachkommen jenes Fürsten ertheilt wurde, der für seine Fürstenpflicht der Geschichte trotzte. Er, der so häufig den deutschen Schriftstellern vaterländische Stoffe empfahl, mußte als oberster Censor erkennen, daß Stoffe aus der nationalen Geschichte auf die Dauer nur bühnenmöglich sind, wenn die Höchsten der Nation auf allen Gebieten in ihren tiefsten ethischen Kämpfen und Konflikten dargestellt werden, was bisher im neuen Deutschland noch kaum versucht wurde. Diese Erlaubniß hat der dramatischen Dichtung bei uns neue Bahnen geöffnet: mögen stärkere Könner als ich sie im Siegerlauf durchmessen. Ich bin zufrieden, wenn die paar ernsthaften Leute sich für die beiden großen kämpfenden Dulder interessiren: für die Courtisane, die um Brandenburgs willen in einer Stunde Freiheit, Reichthum, Kind und Glauben verlieren muß, und für den Fürsten, der im Gottesgnadenbewußtsein allein die Kraft zu einer Ungerechtigkeit findet, die sein Land erlöst.

Conrad Alberti.

Deutsche Lyrik von heute und morgen. Mit einer geschichtlichen Einleitung herausgegeben von Alexander Tille. Leipzig, Naumann, 1896. LXXX und 183 S. 2,50 Mark.

German Songs of To-day and To-morrow. Edited by Alexander Tille. (Publication I of the Glasgow Goethe Society.) Glasgow, Bauermeister, 1885. 183 S. 1 Shilling.

German Songs of To-day. Edited with an Introduction and Literary Notes by Alexander Tille. New-York, Macmillan & Co. 1896.

Der Zweck dieses kleinen Buches, von dem auch eine französische und eine italienische Ausgabe vorbereitet wird, ist, die deutsche Lyrik unserer eigenen Tage etwa seit der Aufrichtung des neuen Reiches mit ihren mannichfaltigen sozialen, ethischen und religiös-weltanschaulichen Strömungen zusammenzufassen und so ein Miniaturbild des geistigen Lebens des modernen Deutschland im Spiegel seiner lyrischen Dichtung zu zeichnen. Das moderne Leben, das moderne Lieben und das moderne Denken sind in den 114 Gedichten so ziemlich gleich stark berücksichtigt worden. Dreiundfünfzig Lyriker sind vertreten, alte und junge. Weder Lebensalter noch literarisch-technische Richtung hat einen Unterschied gemacht, sondern einzig die Weltanschauung. Dichter von zwanzig Bänden sind weggeblieben und solche, die ein paar verlorene Zeilen Lyrik in Zeitschriften veröffentlicht haben, sind aufgenommen. So sachlich-parteilich wie möglich zu sein, war der Wunsch des Herausgebers, denn es sollte eine lyrische Sammlung für denkende Männer und Frauen werden, denen ihre freie Ueberzeugung Etwas gilt. Dagegen ist alles Grobe und Rohe ferngehalten. Hätten wir eine Sammlung wie die vorliegende aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, so wäre es heute wesentlich leichter, ein Bild von Dem zu zeichnen, was damals in der Lyrik ward und reifte. Ob meine Sammlung die bedeutsamsten Züge in der Entwickelung der modernen Lyrik richtig getroffen hat, Das wird sich in hundert Jahren einfach durch die Thatsache entscheiden lassen, ob dann August Sauers „Deutsche Literaturdenkmale", die sich bis dahin auf das neunzehnte Jahrhundert ausgedehnt haben dürften, einen Neudruck dieser „altmodischen Lyrik" veranstalten werden. Einstweilen mag das Büchlein die Kunde von dem Brausen und Strömen der deutschen Lyrik von heute durch den Westen Europas und durch Nordamerika tragen und helfen, ein paar der Lieder, die es enthält, nach morgen hinüberzuretten.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Lyrik-Schwärmerei, Afterlyrik und Blaustrumpfthum. (Kritiken und Studien zu einer Geschichte der Dichtkunst.) I. Johanna Ambrosius. Lützenkirchens Verlag, Wiesbaden.

Die Veranlassung zu dieser Broschüre gab die übermäßige Schwärmerei, mit der man nicht nur hier in Ostpreußen, sondern auch im ganzen Reiche die Gedichte der Landfrau Johanna Ambrosius-Voigt aufgenommen hat. Die

großen Zeitungen der Hauptstädte wie die kleinsten in der Provinz wetteiferten mit einander, den Ruhm der Dichterin zu verkünden, und überboten sich in überschwenglichen Lobeserhebungen. Da fühlte ich mich verpflichtet, diesem Götzendienst entgegenzutreten. Zugleich galt es, Unwahrheiten zu beseitigen, die über die Verhältnisse der Frau Ambrosius verbreitet worden sind. Als ich versuchte, meine Kritik wissenschaftlich zu begründen, stellte sichs heraus, daß dieser Götzendienst mit einer Menge anderer tief fressender Schäden verbunden ist, die mich zugleich als Lehrer und Erzieher der weiblichen Jugend zu ernster und scharfer Abwehr nöthigten. Dadurch ist die Broschüre zu einer einleitenden Arbeit für weitere Studien zu einer Geschichte der lyrischen Dichtkunst geworden.

Königsberg i. Pr. Albrecht Goerth.

Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft. Karl Schülers Verlag, München. Preis 1 Mark.

Kunde über Wesen und Bedeutung der Graphologie erhielten die Leser der „Zukunft" bereits durch Aufsätze vom Professor Preyer und von meinem Kollegen W. Langenbruch. In meiner Broschüre bemühe ich mich, eine erste selbständige, allseitig orientirende Darlegung zu geben über Entwickelung und Stand der Graphologie und über die Forderungen, denen sie jetzt zu genügen hat. Seit dem Erscheinen von Preyers Buch „Zur Psychologie des Schreibens" ist das Schwergewicht der Forschungen über das durchaus nicht occulte Wissensgebiet der Handschriftendeutungen von Frankreich wieder nach Deutschland gerückt worden, wo vor hundert Jahren Goethe und Lavater die Urbarmachung dieses Gebietes in Angriff nahmen. Ich hoffe, daß meine Abhandlung manche Anregung zu eigenem ernsten Studium der Graphologie geben wird.

München. Hans H. Busse.

Aktiengesellschaften.

Die Börse meint, man solle nicht sie, sondern das Aktiengesetz reformiren, und die Banken wiederum erklären, die Börse sei ja mancher Ausschreitungen überführt, ein erleichtertes Verfahren bei Gründungen aber werde der Volkswohlfahrt förderlich sein. Wie um Das zu illustriren, folgt jetzt ein neues Industriepapier dem anderen; aber ein wirthschaftliches Glück wird außer einigen einflußreichen Finanzleuten kaum Jemand darin erblicken. Gewiß giebt es eine Reihe von „umgewandelten" Großindustriellen, deren Aktien heute hoch genug notiren, um die relative Billigkeit des Verkaufspreises von einst ahnen zu lassen, aber nie

wären diese Aktien ohne das Sinken des Geldwerthes so sehr in die Höhe gegangen und Diejenigen, welche die jetzige Bewegung zu sehr profitablen Realisationen benutzen, leiden auch an der durch die selbe Ursache vertheuerten Lebensführung.

Wir haben jetzt zwar einzelne Großindustrielle, die eine Aktienform zurückweisen, weil sie sich dann dreiprozentige Konsols hinlegen würden, in ihrem Geschäft aber noch eine Kleinigkeit mehr verdienen. Aber es kommen doch Prospekte heraus, wo die Abschreibungen auf Maschinen nur sieben Prozent betragen, während doch keine Maschine siebenzig Jahre (so lange dauert dann die Amortisation) lebt; freilich lebt sie auch keine fünfzig Jahre, was einer ziemlich häufigen Abschreibung von zehn Prozent entsprechen würde. Auch sieht ein Statut, wonach die Reserve jedesmal in schweren Staatspapieren anzulegen ist, anstatt im Geschäft mit zu arbeiten, nur zum Schein solid aus. Gewöhnlich vergehen nämlich nur wenige Jahre, bis ein solches Statut revidirt wird; denn z. B. mit einem Eiskeller, der gebaut werden muß, ist mehr als $3^1/_2$ Prozent zu verdienen und zu diesem Satze rentiren ja Konsols höchstens noch. Bei Brauereien unterbreitet die Eröffnungbilanz mit besonderem Behagen eine große Anzahl von Wirthschaften. Das ist ein dubioser Besitz, — wegen der Zapfjungen, die dort als ehrsame Gasthofsbesitzer installirt werden und von Einem zum Anderen flüchten, und wegen der Erwerbspreise, in denen ein Konkurrent den Anderen überhetzt. So lange überhaupt die Brauereien nicht einen besonderen Verein zum Aufkaufen der Wirthschaften errichten und diese dann vernünftig unter sich vertheilen, nehmen die dunkelen Seiten des Gewerbes einen gefährlichen Raum ein. Als kürzlich in Bingerbrück das Bahnhofsrestaurant neu verpachtet werden sollte, staunte man über die Anerbietungen, die den Bewerbern von potenten Biergesellschaften gemacht wurden. Dagegen wird es als zu bescheiden angesehen, wenn nur vom eigenen Hause aus verschänkt wird, anstatt in Prachtlokalen. In Wahrheit lebt aber das Biergeschäft nicht von den Eleganten, sondern von der Menge, die sich nicht geniren möchte, wo es ihr paßt, auch auszuspucken. Da gerade die Bierprospekte wie Waldmeister sprießen, so sei hier noch auf einen Kniff aufmerksam gemacht, der allerdings nicht oft angewandt wird. Man möchte im ersten Jahr eine große Dividende deklariren, deshalb deckt sich der bisherige Eigenthümer an den Immobilien und verkauft der neuen Gesellschaft seine Bierbestände etwa zu 14 Mark. Da der Preis jedoch $17^1/_2$ Mark ist, so liegen $3^1/_2$ Mark Nutzen pro Hektoliter gleichsam baar da. Nun kommt das zweite Jahr; da werden die Lagervorräthe bereits nur zu 15 Mark aufgenommen; und im dritten Jahr ist von dem schönen, aber künstlichen Ertrag des ersten nichts mehr zu entdecken. Bei Kapitalserweiterungen werden zuweilen die blendendsten Umstände herbeigezogen. So wird z. B. dem Vorbesitzer, der nun Direktor ist, ein anderer Herr zur Mitunterschrift beigesellt, — angeblich aus Rücksicht auf die Fülle der Geschäfte. Natürlich muß da etwas „Unerforschliches" passirt sein, denn der Herr Direktor, der plötzlich noch einen Unterschriftkollegen als Kontroleur erhält, hat doch dadurch nicht weniger Arbeit, daß ein Anderer jetzt ganz das Selbe wie er thut.

Aufklärend würde eine gewisse einheitliche Norm wirken, nach der unsere Industrie-Unternehmungen ihre Bilanzen zu veröffentlichen hätten. Bisher ist in dieser Richtung noch wenig geschehen. Die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft publizirt die Vertheilung des Gewinnes, wie Verwaltung und Generalversamm-

lung sie beschlossen haben; die Deutsche Metall-Patronen-Gesellschaft, die nicht weniger als 25 Prozent vertheilt, stellt ihre Bilanz so hin, wie sie nach der Vertheilung aussieht; das Publikum muß sich also da den Reinertrag wieder zusammensuchen. Das ist ein Beispiel für die Buntscheckigkeit auf diesem Gebiet. Ferner könnte man wohl die Abschreibungen genau auf allen Posten und nicht in Gesammtaddition angeben. Das wäre nur so lange unnöthig, als ein Papier noch nicht an der Börse notirt; denn ein Mensch, der ein nicht notirtes Papier kauft, muß wissen, was er thut, und darf nicht noch einen Extraschutz für sich fordern. Eine Vorschrift für das Maß der Abschreibungen giebt es nicht; und da hier ein Punkt ist, wo Uebelwollen Vieles glauben machen könnte, so sei gleich hinzugefügt, daß ein bestimmtes Gesetz darüber unmöglich ist; als Ersatz dient dann eben die detaillirte Bilanz. Verdecken läßt sich Alles, weil Inventar und Waare nach Belieben niedrig aufgenommen werden kann. Der Direktor kann Das gar nicht selbständig kalkuliren, sondern muß sich auf den Werkstättenchef verlassen; dieser wieder hat Fabrikate zu schätzen, die kaum halb fertig sind; gewiß etwas schwierig. Man denke sich Maschinenfabriken mit ihren auf hundert Plätze vertheilten Montagen, die doch unmöglich unterbrochen werden können. Auch kann man die vielen Arbeitlöhne nicht übersehen, die auf der Waare zu liegen haben. Aber bestimmte Zahlen sind in einer Bilanz einmal nöthig; und deshalb erscheinen Summen, die angeblich auf Heller und Pfennig ausgerechnet sind. Und trotzdem wäre eine Einheit wünschenswerth, in der alle Bilanzen wenigstens ihre Gewinne ausweisen. Etwa so:

Debet		Credit	
Handlungunkosten	Mark	Vortrag	Mark . . . . .
Abschreibungen	„	Geschäftsgewinn	„ . . . . .
Reingewinn	„		
	Mark		Mark . . . . .

Wenn Zinsen da sind, müssen auch sie, die doch nichts mit dem Fabrikat zu thun haben, aufgeführt werden; eben so Effekten. Dieser Mindestforderung genügen aber durchaus nicht alle Gesellschaften. Sehr oft lesen wir einfach:

Debet		Credit	
per Saldo	Mark	Fabrikation-Konto	Mark . . . . .
Bilanz-Konto	„		
	Mark		Mark . . . . .

Der Saldo im Debet bedeutet natürlich für den Kenner eine Unterbilanz, die dann auch diesmal wieder gewachsen ist, aber das Publikum versteht von Buchhaltung sehr häufig nichts. Um auf diesem wichtigen Gebiet neue Normen auszuarbeiten, sollten keine Geheimräthe und auch keine Advokaten mobil gemacht werden, sondern Sachverständige, die dann auch zeigen werden, wie unzweckmäßig es ist, wenn die Fonds der Krankenkassen und Pensionen wie die übrigen Reserven im Geschäft selbst mitarbeiten. Daß diese Wünsche noch nicht erfüllt sind, ist ziemlich allgemein empfunden worden; nur da nicht, wo eine Gesellschaft glänzende Geschäfte macht, wie z. B. jetzt die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft, der man aus der Uebernahme der Berliner Lokalbahnaktien und der eigenen Kapitalsvermehrung Kursgewinne von über zwei Millionen nachrechnen kann. Pluto.

Notizbuch.

Der Schah von Persien ist am hellen Tage ermordet worden, wie es scheint, von einem Fanatiker aus der berühmten Sekte der Babi, die schon im Sommer des Jahres 1852 ein Attentat auf Nassir-ud-dîn versucht haben. In allen Zeitungen hat man sofort Auszüge aus Meyer oder Brockhaus gelesen, die verkündeten, daß der Stifter dieser Sekte ein Jüngling aus Schiraz, Ali Mohammed, war, der vor fünfzig Jahren als Reformator des Islam auftrat und sich den Bab, die Pforte zum Himmel, nannte, weil man nur durch ihn und seine Lehre zu Gott gelangen könne. Auch wird uns fleißig in Drahtberichten gemeldet, was die englischen Blätter über Persien erzählen; denn der echte deutsche Zeitungschreiber, der für Burenfreiheit erglüht, schimpft zwar auf die englische Presse, benutzt ihre Informationen aber gern. Dem Schah werden natürlich mehr Zeilen gewidmet als unserem Heinrich von Treitschke, dessen Tod für die deutsche Welt einen kaum zu überschätzenden Verlust bedeutet und der doch mit hastig gekritzelten Nekrologen abgethan wird. Nassir-ud-dîn, der sich als einen etwas schwächlichen Nachfolger der Kyros, Kambyses und Alexander präsentirte, war für uns ein gleichgiltiger Mann. Seine dünn übertünchte Barbarei, seine faustgroßen Brillanten, seine Wonnemädchen und Lustknaben erregten zwar in den europäischen Hauptstädten für eine Weile Sensation, etwa wie jetzt beim treptower Fischzug der widerliche Lümmel Bell und seine schwarzen Genossen, denen die traurigsten Seiten unserer Kulturherrlichkeit vorgeführt werden, aber für unsere Politik war der Reformperser nebst seinem Lande nicht wichtiger als Hekuba. Dennoch läßt sich aus der Mordthat auch für den Occident vielleicht eine Lehre gewinnen. Der Babismus scheint Etwas wie ein islamitischer Sozialismus zu sein, der in der Kritik der historisch entstandenen Einrichtungen Hervorragendes leistet, seine Ziele aber nicht deutlich bezeichnen kann. In solchen Sekten wird täglich gepredigt, daß alles Bestehende zur Vernichtung reif und jeder Machthaber, vom Schah bis herab zum Büttel, ein Ungeheuer ist. Mitunter erwacht dann irgendwo ein Fanatiker, der sein Leben daran setzt, für die unfrohe Botschaft Propaganda zu machen, und dann sind die zageren Genossen stets sehr empört über den Unvorsichtigen, den sie am Liebsten gleich zum Lockspitzel stempeln möchten. So geht es in Teheran und bei europäischen Maifesten, im Kampf mit Palastwächtern und Polizisten. Es wäre sehr schön, wenn die Sektenhäupter, mögen sie Bab oder Bebel heißen, ihrer Verantwortung sich besser als bisher bewußt würden und aus der Geschichte aller revolutionären Bewegungen lernten, daß eine Jahre hindurch aufgestachelte Menge sich an einem bestimmten Punkte niemals hemmen und halten läßt.

* * *

Die ins Schahland eingezogene Unruhe wird den Russen nicht unangenehm sein, die schon lange sehnsüchtig nach dem Persergolf schielen. Den Russen geht es, seit Bismarck weichen mußte, überhaupt mit jedem Tage besser. Sie herrschen in Ostasien und im Südosten Europas, Chinesen und Japaner bewerben sich eifrig um ihre Huld, Frankreich folgt ihrer Weisung, und wenn nach der Krönung des Zaren und dem wohl nicht mehr fernen Tode des Thronfolgers die große Auseinandersetzung mit England — zunächst über Egypten — beginnen sollte, wird

der schlaue russische Bär kaum irgendwo ernstliche Hindernisse finden. Die Gruppirung der Mächte sieht in der gemeinen Wirklichkeit eben doch anders aus als auf dem Knackfußbilde. Einstweilen reist, als ein lebendiger Zeuge der russischen Macht, der Bulgarenfürst durch die Welt. Er war auch in Berlin und wurde, trotzdem die Tante Voß, die mit dem biederen Foltermeister Stambulow immer ein Bischen techtelmechtelte, gegen ihn eine feierliche Bannbulle erließ, mit wohlwollendem Interesse betrachtet. Das war ganz verständig; denn Ferdinand, dessen Nase übrigens durchaus nicht die berühmten Witzblattdimensionen zeigt, hat Europa einen beträchtlichen Dienst geleistet. Seiner koburgischen Familiengeschicklichkeit ist gelungen, was der Battenberger selbst unter Demüthigungen vergebens erstrebte: das Einvernehmen mit Rußland. Ob Ferdinand gut oder schlecht regirt, kümmert uns nicht. Die Hauptsache ist, daß er das im Berliner Vertrag vorgesehene Verhältniß wiederherzustellen verstanden hat. Der europäische Wetterwinkel hat sich nach langer Verdüsterung aufgehellt und im deutschen Interesse kann man nur wünschen, daß die ruchlosen Versuche, den Balkanfrieden zu stören, nicht gelingen mögen.

* * *

Wenn die Berliner Gewerbeausstellung annähernd fertig ist — ein paar Wochen werden bis dahin wohl mindestens noch vergehen —, wird man ein Urtheil über das Unternehmen wagen und allgemeinere Betrachtungen daran knüpfen können. Vorläufig muß man, um nicht ungerecht zu sein, sich mit einem flüchtigen Blick auf die bunte Wirrniß begnügen. Die Fabrikanten von öffentlichen Meinungen kennen solche Bedenken allerdings nicht; sie waren, noch ehe die Ausstellung eröffnet wurde, mit dem Urtheil fix und fertig und verkündeten, Großartigeres habe der Erdball bisher nicht erschaut. Für Paris, Chicago und Budapest zusammen ist nicht so viel Reklame gemacht worden wie für Berlin. Aber diese Reklame ist mit ihren läppischen Uebertreibungen unklug; die Leute da draußen, die herbeigelockt werden sollen, glauben ja doch nicht, daß Alles, ohne die winzigste Ausnahme, unübertrefflich und unbeschreiblich schön ist, und sie können durch das Geheul leicht dazu gebracht werden, die Sache für schlechter zu halten, als sie in Wirklichkeit ist. Berlin steht als Parvenupolis in üblem Ruf und sollte sich gerade deshalb im festtäglichen Putz recht bescheiden, still und verständig zeigen. Die Ausstellung hat eine lange und lehrreiche Geschichte. Zuerst sollte es eine Weltausstellung werden; Caprivi und Genossen sagten Nein. Dann wurde eine deutsche Ausstellung geplant; aber Herr Delbrück und sein Verein zur Förderung des Gewerbefleißes wollte auch davon nichts wissen. So kam eine lokale Ausstellung zu Stande, die sich äußerlich in der Verpackung einer Weltausstellung zeigt und deren Charakter durch die Wahl des Platzes bestimmt werden mußte. Ein großer Park mit weithin zerstreuten freien Plätzen und hohem Grundwasserstand, der in einem nassen Sommer verhängnißvoll werden könnte: da waren riesige Bausummen nöthig. Und weil riesige Summen ausgegeben werden mußten, durfte man auch vor Anziehungmitteln von nicht immer ganz säuberlicher Art nicht zaghaft zurückschrecken. Die Kosten sind erst gedeckt, wenn täglich fünfzigtausend zahlende Menschen in Treptow erscheinen, — und solche Massen sind nur mit Massenköder zu locken. Deshalb darf man den Herren Kühnemann, Goldberger und Felisch, die sich unter schwierigen Verhältnissen mit der Sache Mühe gegeben haben, keinen Vorwurf daraus machen, daß

die eigentliche Gewerbeausstellung in der Fülle der leichten und seichten Volksvergnüglichkeiten beinahe verschwindet und daß einzelne Theile des ungeheuren Geländes einen nicht allzu anmuthigen Vogelwiesencharakter tragen. Schlimmer ist schon der Mangel an Originalität und an Stil. Fiel den Berathern des Arbeitausschusses wirklich gar nichts Anderes ein als Kairo und Alt-Berlin? Diese Schaustellungen sind ja recht hübsch und die Vielzuvielen, die für das Organische, das natürlich oder künstlerisch Entstandene, keinen Sinn haben, werden sich da recht kanibalisch wohl fühlen, wenn erst der nächtliche Fleischmarkt elektrisch bestrahlt wird. Aber warum mußte man sklavisch nachahmen, was in Paris, Wien und Antwerpen erfunden war? Die Franzosen werden schmunzeln, wenn sie hören, daß statt des Eiffelthurmes ein Wasserthurm und statt der Bastille die altberlinische Gerichtslaube gezeigt wird. Das Stilgefühl war nie die starke Seite der Berliner und so ist es nicht wunderbar, daß der chemischen Industrie eine dreischiffige Basilika zum Wohnort angewiesen wurde; dafür hielten einzelne Reden, die wir in den ersten Maitagen erdulden mußten, sich mit löblicher Strenge an den byzantinischen Stil, auf den uns die nervige Faust mit dem Hammer, das Plakatsymbol der Ausstellung, freilich nicht vorbereitet hatte. Immerhin kann man schon jetzt sagen, daß die Sache nicht so übel geworden ist, wie Mancher gefürchtet hatte. Einzelne Gebäude sind sehr schön, der Blick auf den künstlichen See wirkt angenehm beruhigend und in der großen Industriehalle wird später gewiß Allerlei zu sehen und zu lernen sein. Viel Bier und viel Gips: Das liebt der Berliner, auf dessen Geschmack die Ausstellung doch zunächst berechnet ist und berechnet sein muß; dabei darf aber nicht verschwiegen werden, daß man von gut stadtpatriotischen Berlinern mitunter recht herbe Urtheile über die Wunder von Treptow hört, — wahrscheinlich, weil die Ausstellung viel zu früh eröffnet worden ist und weil die märchenhaften Aufschneidereien der Presse zum Widerspruch reizen. Ob die Fremden die ganze Sache nicht allzu berlinisch-kühnemännisch finden werden, Das müssen wir abwarten. Eine Warnung aber und ein Rath sind schon jetzt vielleicht gestattet. Die unsinnigen Hoffnungen, die auf diesen Sommer gesetzt werden und bereits zu einer nicht zu rechtfertigenden Steigerung der Zimmerpreise geführt haben, werden sich nach menschlicher Voraussicht nicht erfüllen. Und das mystische Gewölk, mit dem man die Veranstaltung zu umgeben versucht, kann sich leicht in ein Lachgewitter entladen. Es handelt sich nicht um ein Weihefest der Arbeit und um ein unerhörtes Werk, sondern um das Bemühen, eine günstige Konjunktur künstlich zu schaffen und mit einem Schlage möglichst viel Geld zu verdienen. Dieses Bemühen ist nicht unehrenhaft und noch weniger unmenschlich und wir dürfen uns herzlich freuen, wenn es erfolgreich ist und der berliner Industrie, die sich unter dem Schutz der bismärckischen Zollpolitik auf der bewohnten Erde langsam einen guten Ruf erworben hat, dauernde Vortheile gewinnt. Aber der lärmenden Pathetik sollte man endlich, ehe in den Provinzen und im Auslande sich der Hohn regt, Schweigen gebieten. Wer uns von der ungeheuren volkswirthschaftlichen Bedeutung der Gewerbeausstellung Kinderstubengeschichten erzählt, zeigt, daß seine Weisheit ungefähr auf der selben Stufe steht wie die eines braven Mottenburgers, der behaupten würde, die Kartonherrlichkeiten von Kairo und Alt-Berlin seien nur aufgebaut, um, nach den Wünschen der Stadtmission, die arge Welt von der Prostitution zu befreien.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Mai 1896.

Der Oberkaiser.

Vor genau siebenzig Jahren ließ der Abbé de Lamennais in Paris ein Werk erscheinen, das den einfachen Titel trug: De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre civil et politique. In diesem Buch wurde der Versuch gewagt, den christlichen Glauben auf die soziale Welt anzuwenden und die soziale Welt mit dem christlichen Glauben zu erfüllen. Der Verfasser, der zehn Jahre vorher die Priesterweihen empfangen hatte, war von Leo dem Zwölften hoher Gnade gewürdigt worden, weil er, der die Rückkehr der Bourbonenherrschaft in echter, ehrlich empfundener Begeisterung begrüßt und eine Demokratisirung der Römerkirche geträumt hatte, die glückliche Zukunft der katholischen Menschheit auf ein festes Bündniß der Monarchien mit dem Papstthum begründet sah. Jetzt, um das Jahr 1826, wurde er lästig; er erkannte — oder: empfand —, daß sein Bündnißtraum nur ein holder Wahn gewesen war, dem in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge die Erfüllung niemals beschieden sein konnte, da der alte, seit den Tagen der Agamemnon und Kalchas ohne Ermatten fortwüthende Streit zwischen Königen und Priestern hemmend immer im Wege stand, und er mußte sich nun schweren Herzens entschließen, mit gesammelter Kraft für die Trennung der beiden Mächte zu kämpfen, deren innerliche und innige Vereinigung seinem Sehnen so lange als das höchsten Strebens werthe Ziel vorgeschwebt hatte. Er schuf die alliance pour la défense de la liberté religeuse,

er gründete, nach der siegreichen Revolution vom Jahre 1830, eine Zeitschrift, „Die Zukunft", in der er offen und rücksichtlos, von Gerbet, Lacordaire und Montalembert unterstützt, für die Trennung der Kirche vom Staat eintrat, und er bemühte sich, von dem ebbenden Strom der katholischen Inbrunst zu den modernen Lebensmächten die Brücke zu schlagen. Die Kirche, so wollte es Lamennais, sollte ihrem uralten Gemäuer endlich im werdenden Bewußtsein des Jahrhunderts neue Grundlagen suchen und ihre Diener sollten sich entschlossen auf den Boden der Charte stellen; vor allen Dingen aber sollte die Kirche vom Staat und der Staat von der Kirche frei sein. Das konnte von der beamteten Wächterschaft nicht geduldet werden: zuerst rührte sich die weltliche, dann die geistliche Gewalt gegen das vermessene Unterfangen, Lamennais wurde in Prozesse verstrickt und seine „Zukunft" mußte eingehen, als 1832 Papst Gregor der Sechzehnte mit der Encyklika Mirari vos bannend die Lehren des unbotmäßigen Priesters traf. Dem Propheten hat die Bannbulle nicht geschadet; er wurde auf der Bahn des Empörers weiter vorwärts gedrängt, und je mehr alte Tafeln er mit harter Hand brach, desto größer wurde die Schaar seiner Jünger. Der Mann, der sich gläubig einst für die Bourbonen erhitzt hatte, wurde mählich zum Apostel der Demokratie und seine Paroles d'un croyant, die in allen Zungen durch die bewohnte Erde klangen, verkündeten im Namen des Christenthumes die Souverainetät des befreiten Volkes. Das Papstthum aber, das diesen mächtigen, glühenden Geist allzu hastig von sich gestoßen hatte, mußte die Kurzsichtigkeit bitter büßen; die Renaissance des Katholizismus, der die Herzen der Gläubigen zugejauchzt hatten, ging trübsälig zu Ende und die alte, trostlose Gleichgiltigkeit, die Lamennais leidenschaftlich bekämpft hatte, kehrte in die leeren Gemüther zurück. Erst Leo der Dreizehnte, das stärkste und feinste Herrscheringenium unserer Tage, hat die Schuld Gregors getilgt: als, mit seinem Wissen und Willen, der Kardinal Lavigerie in Algier die Trennung der Kirche von der welkenden Monarchie eine Nothwendigkeit nannte und die Katholiken aufforderte, sich in den Dienst des republikanischen Volkswillens zu stellen, weil der ewig währende Christenglauben von seinem Stifter nicht an eine bestimmte Staatsform gekettet sei, als der Papst die Encyklika De conditione opificum erließ und im Vatikan das Pilgergewimmel der französischen Arbeiter empfing, — da erlebten die Gedanken, für die Lamennais gestritten und gelitten hatte, ihre Auferstehung und sein soziales, mit dem demokratisirten Bewußtsein der neuen Zeit versöhntes

Christenthum wurde von dem römischen Bischof geweiht. Aber ein halbes Jahrhundert war inzwischen verloren; und die abtrünnige Schaar, die seitdem von dem großen Apostaten Lamennais den Weg zu Marx gefunden hat, wird der Kirche schwerlich jemals wieder gewonnen werden.

Die Geschichte, die auf unveränderliche Modellpuppen emsig stets neue oder doch neu scheinende Kleider näht, hat den Protestanten des Deutschen Reiches eben eine Wiederholung des Schauspieles beschert, das vor siebenzig Jahren die besten Katholiken Frankreichs erschreckte, und diese Wiederholung wird in der gesammten Christenheit, mag sie in Luther nun oder in Leo den höchsten irdischen Richter in Glaubenssachen verehren, die Geister erregen. Am letzten Februartage dieses lärmvollen Jahres hat der Kaiser an Herrn Hinzpeter, seinen Lehrer, ein Telegramm gerichtet, das jetzt vom Freiherrn von Stumm-Halberg der Oeffentlichkeit übergeben worden ist. Ob die Veröffentlichung nöthig war, ob sie dem monarchischen Gefühl nützlich sein kann, darüber wird die Zeit bald entscheiden; wer Ohren hat und hört, in welchen Schichten die Depesche bejubelt wird, Der weiß schon heute, wie einst die Entscheidung lauten muß. Jedenfalls darf diese wichtige Kundgebung nicht echolos und unerwidert verhallen. Die Erwiderung wird sich in die Formen zu zwingen haben, die jeder gebildet fühlende Mensch, der sein Volksthum liebt, beim öffentlichen Urtheil über Worte und Handlungen des höchsten Vertreters der Nation unter allen Umständen festhalten wird; der Ton darf die tiefe Erregung des Innersten nicht verrathen. Aber es wäre eine Todsünde wider den Monarchen, wider die heiligsten Empfindungen des deutschen Volkes, wider den über alle kleinliche Menschenfurcht hoch hinausragenden Geist der Wahrhaftigkeit, wenn man in schlotternder Scheu schweigen und nicht mit rückhaltlosester Offenheit aussprechen wollte, daß seit den düsteren Märztagen des Jahres 1890 keine unheilvollere Botschaft ins deutsche Land ergangen ist. Mögen die Mannesseelen, die sonst laut oder leise murrten, wenn der Monarch sich allzu oft, nach Bismarcks treffendem Wort, ohne ministerielle Bekleidungstücke sehen ließ, jetzt, wo ein verhaßter Feind zur Strecke gebracht werden soll, huldigend den Herrscher umwiehern: sie werden künftig nicht prahlend mehr ausbrüllen können, daß sie die einzig wahren Schützer der monarchischen Gesinnung sind. Jeder wahre Freund der Monarchie muß die neueste Kundgebung des Kaisers schmerzlich bedauern. Sie ist aus dem Buch der Geschichte nicht mehr zu tilgen; da der Monarch aber den hohen Sitz verlassen hat, auf dem der gekrönte

Repräsentant des ganzen Volkes dem Streit der Meinungen entrückt sein sollte, da er es für gut fand, sein abfälliges Urtheil über einen Privatmann und über eine starke Strömung ohne Bedenken der Oeffentlichkeit auszuliefern, so muß und wird er gern auch die Gegenrede gestatten, die überflüssig und unanständig gewesen wäre, wenn, dem Lande zum Heil, außer den Herren Hinzpeter und Stumm Niemand dieses Urtheil kennen gelernt hätte.

Es gab eine Zeit, wo der Prinz und der junge Kaiser Wilhelm für den Hofprediger Stoecker eine beinahe schwärmerische Liebe zeigte und den — noch in rüstigster Gesundheit lebenden — Personen, die er mit seiner Gunst ehrte, dringend empfahl, die Bekanntschaft mit dem außerordentlichen Manne zu suchen. Welche Gewalten diese Liebe auszujäten verstanden und welche Mittel ihnen der Zweck heiligen mußte: Das mag, nebst den in dem Telegramm gestreiften grundsätzlichen Fragen, später, in ruhigerer Stunde, betrachtet werden. Stoecker hat, wie Lamennais, die beste Kraft seines reichen Lebens daran gesetzt, in der sozialen Wirklichkeit die christlichen Lebensmächte zur Geltung zu bringen und den lebendigen Sinn der Christenlehre zu erneuen; er hat, wie Lamennais, für die Kirche laut die unumschränkte Selbständigkeit, die völlige Freiheit vom Staate, verlangt; er wird, wie Lamennais vom Pabst Gregor, jetzt vom Deutschen Kaiser jäh in die Acht gethan. Das ist ein tragisches Schicksal für den von allen Seiten gehetzten und gehöhnten Mann, der mit und trotz seinen weithin sichtbaren Menschenfehlern doch der Achtung und der Bewunderung würdig bleibt und der für die Monarchie und das Herrscherhaus mit redlichem Eifer Großes geleistet hat. Der Kaiser Franz Joseph war, da er Herrn Lueger, der in seinem Auftreten doch sehr viel schroffer und maßloser als der frühere preußische Hofprediger ist, wie einen untadeligen Ehrenmann und bewährten Patrioten behandelte, gewiß besser berathen als der Kaiser Wilhelm, da er jetzt den früher geliebten Stoecker in heftiger Rede verdammt. Ueber dieses persönliche Urtheil aber könnte man schweigend hinweggehen, wenn nicht allgemeinere Sentiments daran geknüpft wären, die leider zum entschiedensten und nachdrücklichsten Widerspruch zwingen. Prinz Wilhelm hat vor neun Jahren im Hause des Grafen Waldersee gesagt, der christlich-soziale Gedanke müsse mehr in den Vordergrund treten; er hat, als Kaiser, am ersten Mai 1889 in einer Kabinetsordre verlangt, die Lehrer sollten in der Schule schon den Kampf gegen die Sozialdemokratie aufnehmen; unter seiner Regirung ist, nach dem Fall des Sozialistengesetzes, vom preußischen

Oberkirchenrath die Weisung an die Pastoren ergangen, in freien Versammlungen den Arbeitern entgegenzutreten und die lähmenden Vorurtheile durch die Macht ihres Wortes zu zerstreuen. Jetzt erklärt der Kaiser: „Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, Der ist auch ‚sozial'; Christlich-Sozial ist ein Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, Beides dem Christenthum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie Das gar nichts angeht." In diesen steilen Sätzen, die der Imperator und Rex mit seiner Unterschrift deckt, steht kaum ein einziges Wort, gegen das sich nicht die stärksten Einwände erheben ließen. Politische Pastoren waren von den Tagen des Doktor Angelikus Thomas von Aquino bis auf Richelieu und Leo Pecci unzählige ausgezeichnete Männer, deren Andenken die Geschichte rühmt; der — wenn der häßliche Superlativ hier gestattet ist — politischeste Pastor aller Zeiten und Länder war Martin Luther, von dem Treitschke sagen durfte, seine That habe tiefer in alles Bestehende eingegriffen als irgend eine politische Umwälzung der neuen Geschichte, und dessen theuren Namen dennoch auch der Kaiser sicherlich in ehrfürchtiger Andacht nennt. Ob ein Christ „sozial ist", Das hängt von der Gesellschaft ab, in der er zu leben gezwungen ist; die ersten Christen waren im Römerreich genau so antisozial, wie es heute die Anarchisten und Tolstoisten sind, und zahllose Kompromisse mußten geschlossen werden, ehe die urchristliche Lebensfeindschaft sich in die sozialen Gliederungen irdischer Gemeinwesen zu schicken verstand. Wenn aber jeder Christ auch wirklich sozial sein müßte, dann wäre der Begriff Christlich-Sozial doch darum noch kein „Unsinn", sondern höchstens und schlimmstens eine Tautologie; wie könnte auch Unsinn sein, was seit Jahrhunderten die edelsten Herzen zu froher Begeisterung gestimmt hat? Sollten Bossuet und Ketteler, Kingsley und Maurice, Fichte und Lorenz von Stein, Wichern und Moufang, Saint-Simon, Adolph Wagner und der Graf de Mun, Bodelschwingh und Kögel sich für einen Unsinn erhitzt haben, der zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit führen muß? Man darf dreist behaupten, daß die christlich-soziale Bewegung so alt wie das Christenthum selbst ist und daß ihre erste Spur schon im Matthaeusevangelium entdeckt werden kann, wo den Nazarenern das ewige Gesetz verkündet wird: „Alles nun, das Ihr wollet, daß Euch die Leute thun sollen, Das thut Ihr ihnen!" Das Christenthum würde verarmen, wenn man ihm seine soziale Geschichte

nähme; und die Politik würde kläglich verkümmern, wenn man den Pastoren, die in manchen sonst verborgenen Jammer, in manche zermürbende Noth hineinsehen können, ihr Bürgerrecht auch nur um Haaresbreite verkürzen wollte. Als Bürger geht den Pastor die Politik genau so viel an wie jeden anderen Volksgenossen und kein Kaiser und kein Hüttenbesitzer kann ihm die Parteinahme für das als richtig Erkannte wehren; als Geistlicher ist er vor allen Anderen verpflichtet, auch dem irdischen Gebresten seiner Heerde liebevolle Sorge zu widmen und für das Lebensrecht der Schwächsten sein gewichtiges Wort zu sprechen. Nur als Bürger aber gehört er dem weltlichen Reich an, dessen Repräsentant der Kaiser ist; als Geistlicher ist er dem Oberkaiser unterthan, an den der Atheist von Sanssouci dachte, als er schrieb: „Wenn die Leute an einen Oberkaiser über Himmel und Erde nicht mehr glauben, ihm den Gehorsam aufkünden, vor der schwarzen Livree seiner Leibdiener, der Pfaffen, keinen Respekt mehr haben, werden sie mich dann noch für seinen Generallieutenant und Oberkommandanten, den er über Preußen gesetzt, ansehen, für mich schwitzen und sich totschießen lassen?“

Speichelleckkustiges Gesindel hat die neueste Kundgebung des Kaisers frischweg friderizianisch genannt. Aber das scharfe Fritzenauge erkannte, daß der Nimbus des Königthumes schwinden muß, sobald das Ansehen der Leibdiener des himmlischen Oberkaisers im Volke sinkt, — und dieses Ansehen muß rasch und für immer sinken, wenn die Pastoren politisch entrechtet und zu willenlosen schwarzen Schergen der jeweiligen irdischen Macht erniedert werden. Es ist traurig, daß wir die Wiederholung des Schauspieles aus den Tagen des Abbé de Lamennais im Hohenzollernreich jetzt erleben müssen. Das Papstthum mit seiner tausendjährigen, auf Dogmenfelsen gebauten Geschichte konnte sich Fehler gestatten, die dem jungen, zerklüfteten und unterwühlten Deutschen Reich verhängnißvoll werden müssen; deshalb kann auch die Wirkung der beiden Bullen gegen die Christlich-Sozialen sehr verschieden sein. Wir wollen dem Kaiser gern geben, was des Kaisers ist; aber es ist endlich Zeit, die deutsche Menschheit daran zu erinnern, daß es Gebiete giebt, wo nicht der Herrenwille eines sterblichen Menschen gebietet, sondern das stille Walten des Oberkaisers, der in den Gewissen spricht und seinen gekrönten und ungekrönten Geschöpfen in der entscheidenden Stunde die Herzen und Nieren prüft.

Norwegens moderne Literatur.

I.

Die abscheulichen Kriegsrüstungen, unter denen Europa seufzt, haben bewirkt, daß man oft einen falschen Maßstab an den Werth der Völker legt. Ihr eigenes Selbstgefühl beruht darauf und die Achtung der Anderen richtet sich danach, wie viele Soldaten und Pferde vor ihren Kasernen aufmarschiren und wie viele Kriegsschiffe in den Docks und auf den Meeren liegen. Die kleinen Völker werden dadurch demoralisirt, die großen verwildern.

Wir wollen einmal annehmen, Europas moderne Literaturnamen wären eben so viele Schiffe, große und kleine, Dampfer und Segler, die, zur Winterzeit in Flotten formirt, über den Atlantischen Ozean führen, um Amerika zu besuchen. Sobald die Amerikaner davon hörten, müßte ihre Phantasie von anderen und weit mächtigeren Bildern erfüllt werden, als der Anblick einer Kriegsflotte sie ihnen bieten könnte. Ihre Erwartung, ihre Gefühle erhielten ein neues Ziel, so daß sie, wenn die Ankunft der russischen Literaturflotte gemeldet würde, die weit draußen in Sicht gekommen sei, auf dem Wege zum Strande mehr an Rußlands Unglück als an seine Größe, mehr an Rußlands Märtyrer als an seine Eroberungen, mehr an die Ideale der russischen Jugend als an die gewaltige Macht des Zaren dächten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Abend war blutroth, die See in Aufruhr, die großen Schiffe stampften, so daß der Wellengischt über Masten und Schornsteine spritzte und sie weiß waren vom Salz des Meeres. Ein paar von den Schiffen schienen stark mitgenommen zu sein. Viele waren groß und bei einigen fiel ein neues Konstruktionprinzip besonders auf; beinahe alle, die großen wie die kleinen, gingen ziemlich schwer, hatten sehr viele Segel gehißt oder gingen unter starkem Dampf; die Luft war von schwarzem Rauch geschwängert. Die Bewunderung der Zuschauer mischte sich mit Wehmuth, während sie in den blutrothen Abend hinaussahen; denn dieser stellte für den nächsten Morgen noch schlimmeres Wetter in Aussicht. Alle wußten, daß die Flotte gleich weitersegeln mußte, denn sie war nicht gekommen, um Feste zu feiern.

Einige Tage später standen die Zuschauer drunten am Strande in noch dichteren Haufen. Abziehende Ungewitter weit dort draußen, Sonnenschein über dem Hafen, in den nun die französische Flotte einsegelte: hohe, lichte Masten, Luftsegler ohne Ende und darunter große Dampfer, deren Rauch vom Winde weithin fortgeweht und von der Sonne erhellt wurde, so daß er sich über das ausgedehnte Bild wie ein Reklameschild streckte. Die eleganten Schiffskörper zeigten sich um so moderner, je näher sie heran kamen,

man sah ihre feinen Linien, ihre blendenden Farben, die prächtige Ausstattung, das hübsche Gesammtbild. Die größeren ragten, wie berittene Hirten über die Heerde, über die Masse der kleinen Fahrzeuge empor. Schüsse, Musikklänge, Flaggenspiel, bunter, bewegter Lärm ohne Ende. Aber als der erste Rausch der Ueberraschung verflogen war, sah man, daß die Mannichfaltigkeit mehr in den Nebensachen zu finden war; denn die Grundform der Schiffe war doch recht einförmig. Das aber und noch vieles Andere vergaß man doch im Augenblick der Ankunft bald über den schreienden Gegensatz zwischen dem Glanz und Lärm, der Schönheit und Größe .... und der Anblick der unheimlichen Standarte, die das erste Schiff auf seinem höchsten Maste führte: der Flagge mit dem Totenkopf. Das zweite Schiff trug das selbe Zeichen, auch das dritte, das vierte, das fünfte! Ja, als man näher hinschaute, erblickte man auf großen wie kleinen den Totenkopf mit den kreuzweise übereinander gelegten Knochen darunter, in Roth, in Weiß, in Schwarz, in Gelb. Auch das an Bord aufgestapelte Schiffsgeräth trug den Totenkopf; mit guten Gläsern konnte man ihn erblicken. Die Augen der Zuschauer schauten weiter hinaus, sie suchten nach dem lustigen Frankreich, das mußte ja auch mit dabei sein! Ja, da nahte ein ganzes Geschwader in munteren Farben, mit Tanzmusik an Bord, die Trommeln dröhnten im besten Takt, hell schmetterten die Trompeten und gaben im Verein mit jodelnden Fagotts, Klarinetten und Flöten einen beinahe orientalischen Farbenklang. Alle sahen nach der Standarte; sie zeigte ein tanzendes Totenskelett mit einer Sense in der Hand; es sah noch lustiger aus als irgend eine Cancantänzerin. Alle Wetter, was ist Das, dachten die Zuschauer, als sie noch weiter hinaussahen .... Aha, da erblickten sie endlich hübsche, starke Schiffe, große und kleine, mit dem gallischen Morgenhahn in der Standarte, strotzend von frischen Farben; mit übermüthiger Freude grüßten sie einen neuen Tag! Nun sah man auch Standarten, die mit Frühlingsblumen und einer ganzen Reihe flotter Symbole geschmückt waren, — Silen zwischen Nymphen, Amor als Schulmeister, einen Holzschuh, einen Matrosenhut mit flatternden Bändern, eine Soutane, eine japanische Papierlaterne, eine Columbine mit einem Offizierdegen als Balancirstange u. s. w. Aber der Haupteindruck, den die vorbeisegelnde Flotte hinterließ, war der, daß hier mehr für Begräbniß als für Geburt gesorgt wurde. Diese verschiedenartigen herrlichen Talente, die da aus Frankreich kamen, standen vorläufig meist im Dienste des Todes und des Unterganges.

Unter den Zuschauern erhob sich nach dem Abzug der Flotte eine allgemeine Diskussion. Man ereiferte sich so sehr, daß man die weiteren Besuche, die noch zu erwarten waren, beinahe vergessen hätte. Aber als man hörte, daß fast gleichzeitig eine ganze Reihe größerer und kleinerer Flotten abgesegelt war, erwachte die Neugier und die ererbte Lust zum Wetten. Welche von

allen diesen Flotten wird wohl die Führung übernehmen? Die Meisten glaubten, die englische würde zuerst anlangen, Andere wetteten auf die deutsche, wieder Andere auf die holländische Flotte.

Da wurde früh am Morgen gemeldet, eine neue Flotte käme in Sicht, aber noch könne Niemand deren Flagge erkennen. Man eilte schnell zum Strande hinab, die eifrigsten Wetter voran; nun hellte es sich auf und wurde kalt. Gerade dort draußen, wo die Sonne die letzten Schneenebel zerriß, sah man erst leichten Rauch, dann Masten und schließlich große Schiffskörper auftauchen, nach diesen ein ganzes Geschwader und dann wieder einzelne Schiffskolosse, die noch weitere Fahrzeuge ankündeten. Aber über allen erhoben sich in einem Luftbilde strahlende Segel und frische Flaggen. Ein Fahrzeug der Geister segelte da oben, größer als alle Schiffe der unter ihm fahrenden Flotte. War Das ihr Schutzgeist? Wer kam eigentlich? Welche Flotte nahte da?

Alle, die gewettet hatten, verloren. Die Flotte war weder die englische noch die deutsche, sie war von dem kleinsten Volke der alten Welt entsandt, von dessen Ahnen die älteste Aristokratie Europas abstammt und dessen wunderschönes Land eine immerwährende Weltausstellung für Reiselustige geworden ist. Es war die norwegische Flotte, die mit vollem Dampf herankam. Jedes der Schiffe war eine festgeschlossene Einheit und hatte seinen bestimmten Zweck. Kein einziges Lustfahrzeug in der ganzen Flotte. Keine Bewegung außer dem Kurse. Mit einer einzigen Ausnahme auch keinerlei Eleganz in der Segelführung oder den Schiffsrümpfen, aber eine sichere Zuverlässigkeit. Jedes Schiff schien ein Reich für sich zu sein. Sie kamen zusammen, weil sie sich nicht trennen mochten, aber jedes kam auf seine besondere Weise.

Der Tag wurde ganz klar, bevor sie näher herankamen; der Luftton war hart und kalt. Fast alle Fahrzeuge waren hell. Ihre Rümpfe, ihre Segel, ihre Schornsteine mochten verschiedenfarbig sein, aber zusammen wirkten sie hell. Sie sahen aus wie Schneemänner, die mit Flaggen vom Lande der Mitternachtsonne auf ihren Schneeschuhen herankamen, mit guter Botschaft von der Weltgrenze. Dort schlägt das Meer die großen Töne an, dort reinigt der Schnee die Sinne.

Um so stärker stachen von ihnen einige dunkle Schiffe ab, dunkel mit weißen oder hell mit dunklen Streifen. Diese Streifen liefen rund um Rumpf und Schornstein und verdüsterten die Segel und alle losen Gegenstände an Bord. Die Schiffe mit den dunklen Streifen waren groß und stark gebaut.

Dieser dunkle Streifen reicht so weit zurück wie die Sage des Volkes, das diese Flotte entsandte. Er schneidet, möchte ich sagen, jedes zehnte Blatt in dessen Geschichte, zuweilen auch jedes dritte, in einigen Perioden jedes einzelne. Hier standen sich ursprünglich wohl zwei Völker gegenüber, die einander bekämpften, wie es nur zwei so starke Temperamentsgegensätze zu

thun vermögen. Man erräth, daß Norwegen in zwei deutlich von einander geschiedenen Zeiten bevölkert gewesen ist; daß das eine Volk dort auf den ersten eisfreien Fleckchen an der Küste unter dürftigen Verhältnissen gelebt hat und daß das andere Volk kam, als die großen Wälder bereits die Thäler schützten. Wie Dem auch sein mag: hier lebt ein lichtes, staatenbauendes Volk in frohem Glauben an die Lebensmächte, dort regt sich der individualistische Protest eines Menschen, der nur sieht — oder am Liebsten sieht —, wie die Menschen durch Gesetz und Sitte verschwächlicht werden, und der deshalb zum Trotz anspornt. Alle Völker kennen diese Gegensätze. Auf welcher Basis die bürgerliche Gesellschaft auch immer begründet sein mag, sie schädigt doch immer, bald mehr, bald weniger, die Freiheit der Individuen, — und der Protest kann nicht ausbleiben. Doch in Norwegen ist er stärker und war es stets, er ist mehr als ein Kind der Verhältnisse, er ist das Schicksal der Nation. Als der große Staatsbaumeister Harald Haarfager Norwegen einte, kämpften einige Männer mit ihm, bis das letzte Fähnlein sank: sie wollten lieber die Heimath verlassen, als ihre Selbständigkeit opfern. Sie wanderten darum nach Schottland, Irland, der Normandie, nach Island und Grönland aus und fuhren auch bis nach Amerika. Ihr großer Typus ist Eigil Skallagrimson, der Skalde und Wikingfahrer, ein rachsüchtiger, schlauer Krieger, dessen Spott Alles mit Geifer bespritzte, was er verderben wollte, der aber in seinem Inneren doch über seine Verlassenheit schluchzte. Er wurde landflüchtig; aber auch in Norwegen gab es immer Leute genug, die zu diesem Typus gerechnet werden konnten. Sie waren ja nun mit den Anderen vermengt, aber ihre dunkle Haut kam doch überall zum Durchbruch. Einmal brachten sie das Volk an den Rand des Abgrundes, weil ihnen die Umstände einen allzu großen Spielraum ließen. Daß diese beiden Gegensätze stark zur Geltung kommen, ist nur vortheilhaft; nur so kann eine wachsame Freiheit gewonnen werden. Die Gegensätze lassen sich nicht ganz ausgleichen, sie hören nie auf, einander zu bekriegen, bis sie eine bürgerliche Gesellschaft zu Stande gebracht haben werden, in der das Ganze das Gedeihen des Einzelnen nicht hindert und die Gemeinschaft das Individuum niemals kränkt. Aber es ist erforderlich, daß dem Hellen die große, muntere Ueberzahl bleibt, damit das Volksideal nicht geschädigt wird. Und dafür zeugt kraftvoll die Literatur. Der Luftton des Temperamentes erscheint in dieser Literatur licht. Noch mehr erhellt er sich in den Gestalten, die das Volk im Laufe der Zeiten zu seinen repräsentativen Männern und Frauen auserkoren hat. War je ein Eigil Skallagrimson oder Einer seines Geschlechtes in der neuesten Zeit — in moderner, abgeglätteter Form — unter diesen Auserwählten des Volkes, so war Das höchstens im Verhältniß von eins zu zehn, ja zu zwanzig der Fall. Harald Haarfager, der das Reich einte, sein Sohn Haakon, seine Ahnen Olaf Try-

gvason und Olaf der Heilige, alle Könige von Norwegen, sind hohe, lichte Gestalten. Der Häuptling Einar Tambaskjelve, der Repräsentant des Stiftes Drontheim, gehörte, wie kein Anderer in alter oder neuer Zeit, zu dem selben starken Schlag. Wie aber hat man sie auch geliebt und bewundert!

In neuerer Zeit ward der sturmfrohe Seeheld Peter Wessel der Liebling des ganzen Volkes. Der komische Dichter Ludwig Holberg, der Genosse Molières, war ein lachender Baumeister, der mit genialer Kunst den alten Boden für neue Ideen ebnete und dessen Werke (wie „Peder Paars") auswendig gelernt wurden. Im nördlichen Norwegen kannten buchstäblich alle Leute die Lieder des Pfarrers Peder Daß. Er ist einer der hellsten Dichter in der Weltliteratur, obwohl er dort oben in dem dichtesten Winternebel des Nordlandes gewohnt und den rauhen Ozean zum Nachbarn gehabt hat.

Der populärste Mann der Neuzeit und vielleicht der beste Repräsentant des Volkes ist wieder ein Dichter, der etwas jünger als Shelley und Byron ist: Henrik Wergeland. Er ist einer der größten Lyriker der Welt, dessen Ruf in einer so kleinen Sprache wie der unseren zu einem „an die Klippe gebundenen Adler" wurde. Jeder aber, der Norwegens Sprache lernt, um norwegische Literatur zu verstehen, erblickt zuerst das weiße Segel und die wallende Flagge Wergelands als Lufterscheinung. Er ist der Schutzgeist der neuen norwegischen Dichtung, wie er bereits der Schutzgeist des Volkes ist. Seine Träume sind die Träume unserer jungen Freiheit; Alles, was in unserem Leben verheißungvoll erscheint, erhielt erst Form durch ihn oder wurde von ihm vorhergesagt und gesegnet. Er steckte das Land ab, auf dem wir nun bauen und ernten. Hat das Volk in einer harten Natur, die in jedem Jahr aufs Neue erobert werden muß, nicht den frohen Muth des Siegers, eine gesunde Sittlichkeit und den starken Glauben an das Leben, — dann sieht es schlimm um sein Schicksal aus. Wenn die moderne norwegische Literatur in der letzten Zeit anscheinend ungesunde Symptome aufwies, so darf man nicht vergessen: Das ist zum Theil die Folge einer Ansteckung von außen; und bei einem der Großen, den Jeder kennt, ist es nicht Krankheit, sondern der Protest eines entrüsteten Gemüthes, das homöopatische Kuren liebt. Die Literatur im Großen und Ganzen ist gesund und froh. Gerade unsere Jüngsten, die jetzt die Anker lichten und die so bedeutend sind, daß wir nach ihnen noch Manchen erwarten dürfen — eine Literaturperiode schließt bekanntlich nie mit bedeutenden Dichtern ab — sind gesund wie Fisch und Vogel.

Auf dem Gebiet, das man mit einer falschen Bezeichnung „Volks"-Poesie (Märchen, Volksweisen, Volksmelodien) nennt, herrscht glücklichste, auf harmonischer Männlichkeit beruhende Gesundheit. In einigen Märchen glauben wir in einem großen Walde zu stehen und das Echo des Lebens da draußen zu hören, in anderen Riesen auf ihren Bergschlitten von den höchsten Gipfeln

Norwegens herunterſauſen zu ſehen. Manchmal hören wir heimathloſe Menſchenſeelen auf einer Meeresklippe, manchmal die Erinnerung an ein Volk, deſſen Land die Sonne ewig beſtrahlt. Nirgends aber finden wir Troſtloſigkeit, Mißmuth, Sentimentalität. Hier giebt es kein Grauen vor dem Leben, das ſich nicht überwinden läßt; der Teufel in dieſem Märchen iſt ein verfluchter Schafskopf und die Sorge nur Thau im Sonnenlicht. In den „Volksmelodien“ (wieder ein dummes Wort!) weht die ſelbe geſunde Kühle; ich weiß nicht, warum man zuweilen von ihrer Schwermuth ſpricht. Ein von der Kunſt geläuterter Ernſt kann Dem nur Schwermuth bedeuten, der ſelbſt die Pflichten des Lebens ſcheut.

Das norwegiſche Volk war niemals unterdrückt; Das rührt zum Theil daher, daß ſeine unmittelbaren Sendboten zu allen Zeiten geſund waren. Die einzige Spur von Krankheit im Volke verrathen Armuth und Pietismus. Hier iſt die Literatur, namentlich in jüngſter Zeit, ein tüchtiger Arzt geweſen. Aber die Bitteren ſind, unſerem Volk zum Heil, in der Minderheit. Noch iſt der rothbärtige Thor Norwegens mächtigſter Gott.

Oft hört man zwei heftige Anklagen gegen die norwegiſche Literatur. Nicht allein die Romanen — denen die Raſſenunterſchiede zuweilen unbequem ſind —, ſondern auch unſere Stammesgenoſſen behaupten, daß unſere Literatur unklar, „nebelig“ ſei. Faſt klingt es, als ob man auf dem Feſtlande glaube, daß es in einem Berglande mehr Nebel als in den Thälern giebt. Der Nebel kommt aber von See und Meer, die Ebenen haben Nebel, die Berge nicht; in ihrer Nähe iſt die Luft klar. Deshalb iſt auch die Phantaſie der Ebene an Schattenſpiel und Farben reicher, hat gewagtere, ſchwebendere, abenteuerlichere Vorſtellungen. Die der Berge dagegen iſt beſtimmter, knapper. Die Kraft in der Phantaſie des Bergvolkes beſteht nicht in ihrem Umfange, ſondern in ihrer Intenſität; ihre Kunſt charakteriſirt ſtärker. Unter Charakteriſtik verſtehe ich nicht jene grenzenloſe Detailmalerei, die oft eine andere Art von „Nebel“ iſt; ich meine damit z. B. die Gabe, Geſtalten in die Landſchaft und Landſchaft in die Geſtalten zu verſetzen. Ich glaube, daß zur Zeit in dieſem Punkt keine Literatur die norwegiſche übertrifft. Die norwegiſche Weſtküſte z. B., mit ihren Klippen und unharmoniſchen Gebirgsformationen, den launenhaften Windſtößen in ihren Fjorden, dem wilden Sonnenglanz draußen auf der See, den Eisgletſchern und Schneehäuptern, der drückenden Stille, dem wild brauſenden Orkan, — Jedes für ſich und Alles zuſammen ſteht jetzt veranſchaulicht in der norwegiſchen Literatur als Menſchenſchickſal. Aber Das erfordert theilweiſe eine neue Form und eine neue Form fordert in gewiſſem Sinn neue Leſer. Ein überſättigter, übermüdeter Zeitungskritiker läßt die Hälfte als „Nebel“ hinter ſich und für dieſes Defizit belaſtet er dann die Literatur. Hätten ſich die Kritiker darauf beſchränkt, darüber Klage zu führen, daß nicht

alle norwegischen Dichter die Kunstfertigkeit der großen Kulturländer erreichen, — ja, dann hätten sie Recht gehabt. Aber wenn sie z. B. bei Henrik Ibsen von Nebel sprechen, dessen Komposition doch in klaren Linien geht und dessen Ausführung niemals ihr Ziel verfehlt, so kann der Irrthum nur daher rühren, daß es sich hier um etwas Neues, um eine mehr zusammengedrängte Form handelt, die ein zweimaliges Lesen verlangt. Es ist wahr: Henrik Ibsen verbreitet über seine Dichtungen oft ein künstliches Dunkel, ungefähr so, wie es die spiritistischen Medien für ihre Geister verlangen. Wir brauchen dieser Art, uns die Fabeln vorzuführen, nicht zuzustimmen; aber ein selbst gewähltes, künstlerisch berechnetes Dunkel kann doch unmöglich dem Dichter als Unklarheit angerechnet werden; wohl aber zeugt eine so unkluge Auffassung von einer Unklarheit des Lesers.

Die andere Beschuldigung geht dahin, daß es der modernen norwegischen Literatur an Originalität fehle. Wenn man gewisse französische Kritiker hört, müßte man glauben, daß nur noch ein schaffendes Volk existirt: das französische; daß die Renaissance nicht von Italien, die Reformation nicht von Deutschland ausgegangen ist, sondern daß wir Beides Frankreich verdanken, daß Frankreich, und nicht England, das konstitutionelle System in die Welt eingeführt hat; daß die Freiheitkämpfe der Niederlande nur zum Siege führen konnten, weil die Protestanten vorher in Frankreich gesiegt hatten; daß Mirabeau vor Cromwell lebte und daß die Menschenrechte zunächst in Versailles und erst dann in Philadelphia proklamirt worden sind; daß Shakespeare einem Corneille und Goethe einem Victor Hugo ihre Größe verdanken und daß in unseren Tagen Henrik Ibsen von dem französischen Drama geboren wurde, das, wie uns scheint, doch nach seinem Vorbilde geformt wird.

Nichts zeigt deutlicher, daß ein Volk in eine Schöpfungperiode eintritt und etwas Ursprüngliches zu leisten vermag, als der Umstand, daß es seine Sprache reformirt. Das geschah in Norwegen in den sechziger Jahren; und in diese Zeit fällt auch der Beginn der modernen norwegischen Literatur. Die bisher gebrauchte, gemeinsame dänisch-norwegische Sprache wurde durchbrochen, sie erhielt im Satzbau eine härtere, kürzere Gangart, als die gewesen war, die dem Volk der Ebene sich anbequemt hatte; ein Heer von alten norwegischen Wörtern, die bisher nur in der täglichen Umgangssprache, bei schlichten Leuten, ihr Dasein fristen durften, brach sich Bahn und eroberte sich trotzig den Ehrenplatz in der feinen Gesellschaft. Die Sprache wurde mit einem Schlage stärker und eigenartiger zugleich. Aber es gab Leute, die sich mit dieser natürlichen Evolution nicht begnügten und mit dem Dänischen völlig brechen wollten. Diese wünschten die norwegische Bauernsprache mit ihren verschiedenen Dialekten einzuführen, die bis zur Vereinigung mit Dänemark und länger die Landessprache gewesen war. Aus den Dialekten sollte eine

gemeinsame Sprache gebildet werden. Sie versuchten, in dieser Sprache zu schreiben, ohne sich um die Landessprache und um die Verbindung mit dem dänischen Geistesleben zu kümmern, das doch unentbehrlich ist, weil es dem Wesen eines der gebildetsten Völker der Erde entspringt. Da haben wir wieder einmal den dunklen Streifen.

Zunächst traten zwei neue Dichter mit der neuen Sprache hervor, deren Lieblichkeit dem starken Aroma der Blumen und der Beeren in unseren Gebirgen gleicht. Dieser Vergleich trifft aber nur zu, so lange sie bei der Naturschilderung, der Naturstimmung und dem Idyll bleiben; weiter reicht diese Sprache nicht. Oder doch: sie reicht auch aus, um den Hohn und den Spott wiederzugeben, der in Küche und Gesindestube sich regt, wenn von den herrschaftlichen Wohnräumen gesprochen wird. Beide Töne sangen und drohten, weinten und blitzten in einem eigenthümlichen Skalden, einem Bauernsohne, schwach an Charakter, groß an phantastischer Kraft: Aamund Olavson Vinje. Seine Seele nahm von allen Seiten Eindrücke auf und diese Eindrücke waren so stark, daß seine Lieder zu den schönsten und am Längsten nachtönenden der ganzen norwegischen Poesie gehören. Der dunkle Streifen läuft durch die meisten Lieder, allein die Unversöhnbarkeit mit dem Bestehenden, der Spott und der Neid bestimmten bei diesem Dichter trotzdem nicht den Ton. Vorherrschend bei ihm war ein weiches Kindergemüth, das gern geliebt sein mochte und für das Schöne und Große schwärmte, namentlich wenn es gleichzeitig glänzend war. Ich kann hier nicht sein ganzes Leben schildern; das Schicksal warf ihn arg umher, ließ ihn unruhig, unglücklich, aber auch glücklich sein, — und dann glücklich wie keinen Anderen. Er ahnte im Voraus, daß er sterben mußte, aber er verschwieg es, reiste aufs Land hinaus, um sich dort verborgen zu halten, sprach auch da nicht vom Sterben, sondern zog sich in seine Stube zurück und erwartete hier in der Einsamkeit seinen guten Kameraden, den Tod. Der gute Kamerad kam still, wie er ihn sich gewünscht hatte. Man erzählt sich, daß es die Thiere des Waldes so machen; auch sie sollen den Tod ahnen und sich dann verbergen, um nicht Anderen mit ihren Schmerzen zur Last zu fallen. Aber später fanden wir ihn da draußen und errichteten ihm ein hübsches Denkmal. Darauf prangt sein Bild; das eine Auge ist größer als das andere. Ich sehe ihn noch vor mir, wie sein eines Auge, von Begeisterung gefeuchtet, Entzücken strahlt, während das andere, zum Spott bereit, noch zweifelnd zu blinzeln scheint. Vinjes Gedichte haben den Tondichter Edvard Grieg zu den schönsten Melodien begeistert. Seine Hymne an die Mutter, sein Ausruf beim Wiedersehen der Hochfjelde, sein Abschied vom Lenz hat dem Komponisten Töne entlockt, die in der nordischen Welt eben so unsterblich sind wie die Worte des Dichters. So, in musikalischer Verklärung, wollen wir sein Bild festhalten.

Ivar Aasen heißt der Schatzgräber, der die Münzen der alten Sprache, die rings in den Bauernstuben zerstreut umherlagen, wieder aufgefunden und blank geputzt hat. Damit hat der Stille, Treue sein Leben ausgefüllt. Mitunter hat er ein Lied gesummt — ein Vaterlandslied, eine Naturstimmung, einen guten Spruch —, tief empfundene, natürliche Weisen, die so herrlich geworden waren und werden konnten, weil der Dichter sie Jahre lang übersonnen hatte. Diese beiden Dichter haben der neuen norwegischen Sprache die Bahn gebrochen; durch sie sind noch einmal einige unsterbliche Lieder in dieser Sprache geschaffen worden. Und später? So weit ich zu urtheilen vermag: nicht ein einziges mehr. Hübsche Sachen, zart empfunden, rein in der Form, aber unbedeutend. Ich bin der Meinung, daß noch heute diese Beiden die einzigen originellen Dichter in der Bauernsprache sind, — Das heißt: die einzigen Dichter, die selbständig empfanden und schufen.

Weitaus reicher ist die neue Literatur an kunstvollen Nachahmungen; die Beschäftigung mit einer neuen Sprache übt ja unwillkürlich den Kunstsinn; bei einem Einzelnen hat diese Uebung sogar zur Meisterschaft geführt. Aber mehr konnte auf diesem Gebiet nicht erreicht werden, während zur gleichen Zeit die andere Sprachlinie Dichter auf Dichter hervorbrachte, deren Werke Alles behandelten, was zwischen Himmel und Erde liegt. Die Schilderungen, die diese Dichter vom Bauernleben entwarfen, sind sogar bedeutender als die im Bauerndialekt geschriebenen und zeugen von tieferem Verständniß; auch sind ihre Naturschilderungen größer und ihre Naturstimmungen reicher.

Der älteste unter diesen Dichtern ist Henrik Ibsen. Schon in dem ersten Werke, das für ihn wie für uns von Bedeutung war, hißte er seine Toppflagge. Es war das Drama „Catilina“, mit dem er sofort die Partei des Aufruhrgeistes ergriff. Bald kam in stolzer Reihenfolge der Trotz Brünnhildes in der „Nordischen Heerfahrt“ und der des Jarl Skule in den „Kronprätendenten“. Dann erschien „Brand“, der Mann, der dem „Ich“ und der Gesellschaft entsagte und in den Wolken seine Ziele suchte; „Peer Gynt“, der die Reise in umgekehrter Ordnung machte. Dann der Fehdezug des „Kaisers“ gegen den „Galiläer“. Dazwischen, als leichtere Randskizzen, ein paar Stücke, welche die Ehe und die politische Partei verhöhnten. Schließlich der unsterbliche Ring von Dramen aus der bürgerlichen Gesellschaft, zu deren Einleitung und Vorbereitung die früheren Werke gedient hatten. Das Eigenthümliche hierbei ist, daß Ibsens erstes und letztes Drama in einem milderen Scheine einander wieder näher kommen. Aber in allen dazwischenliegenden ist sein Herz, wie früher bei Catilina, Brünnhilde, Skule, Brand, dem Kaiser, nun bei Nora, Dr. Stockmann, Frau Alving, der Mörderin und Selbstmörderin in Rosmersholm, der Mörderin und Selbstmörderin „Hedda Gabler“ und der sinnlich verwirrten Hilde Wangel; oder bei dem durch die Machthaber der

bürgerlichen Gesellschaft leidenden Ekdal und den anderen Verkommenen und Verstoßenen. Es sind bezaubernde Schilderungen, in die ein bis in die Tiefe erschüttertes Gemüth den Protest der Unabhängigen gegen die gewohnheitmäßige Moral der Gegenwart mit Gewalt schleudert. Die zerrüttende Kritik Ibsens und seiner Mitkämpfer, ihr aufrührerischer, auf die Spitze getriebener individualistischer Drang fallen der Zeit nach mit dem Sozialismus, dem Kollektivismus, dem Nihilismus und deren Gegengewichten, der drückenden Herrschaft des Militarismus und den dreisten Versuchen der Reaktion zusammen, die sich in den Schutz der Heeresmacht stellt. Diese Literatur hat auf der ganzen Welt Aufsehen erregt. Sie hat das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Edleren geschärft. Durch sie sind die Arbeiterbewegung, die Frauenemanzipation, die Friedenssache gefördert, durch sie der Kunst und der Literatur neue Aufgaben zugewiesen worden. Aber die ethischen Arbeiter haben sich später zu energischem Widerstand gegen die Uebertreibungen zusammengeschaart, deren sich diese Literatur schuldig gemacht hatte.

Es läßt sich nämlich nicht leugnen, daß ihr schrankenloser Individualismus — den auch Henrik Ibsen später abzuschwächen suchte — zusammen mit anderen Faktoren die unerhörte Roheit des Anarchismus, den sinnlichen Rausch der Jugend, den Zweifel der Decadence an Freiheit und Arbeit und die Flucht von der Wirklichkeit und der Wissenschaft zu mystischer Religiosität bewirkt hat. Ich könnte zur Erklärung an die Verkommenheit des norwegischen Geisteslebens erinnern, die ursprünglich in Ibsen und vielen Anderen den Zorn entflammte. Ich könnte die Versumpfung, die Mittelmäßigkeit, Tradition, Heuchelei, Trockenheit und Verzagtheit in einer kleinen, bewegungslosen bürgerlichen Gesellschaft schildern. Aber man ahnt das Alles ja schon, wenn man Ibsens Werke liest. Ich will daher lieber einige Worte über die Kunst sagen, die in ihnen zum Ausdruck gelangt. Denn wenn alle Wellen und Gegenwellen der aufgerührten See über uns hinweggegangen und wir selbst ihnen gefolgt sein werden, wird die große Meisterkunst diese Werke im Reich des Phänomenalen dauernd erhalten. Ihr innerstes Wesen ist die Replik, wie sie im Temperament und den Begebenheiten, den Umgebungen, ja der Witterung in weitem Abstand vorbereitet wird; Alles ist an ihr lose komponirt. Sie steigt in leuchtender Linie auf und spiegelt vielfarbig die Idee des ganzen Stückes wieder. Ich möchte wissen, wer in der Weltliteratur eine ähnliche Kraft der Replik besitzt, wer eine solche Konzentration aller dramatischer Mittel zu Stande gebracht hat. Kein toter Punkt, kein überflüssiges Wort in der ganzen Komposition. Mögen Andere das Selbe in rein mechanischer Technik erreicht haben: er erreicht es im strengen Dienste des Geistes.

Seine künstlerische Meisterschaft erscheint um so größer, wenn wir bedenken, daß von seinen Stoffen gar viele durchaus nicht dramatisch sind, son-

dern episch. In einem wichtigen Augenblick erzählen die handelnden Personen von sich selbst das Nöthige Dem, auf den es ihnen ankommt. Man kann sagen, daß sie aus Dem, was sie erzählen, ihren eigenen Lebensfaden spinnen. Beinahe die ganze dramatische Spannung geht in den Drang über, zu wissen, wer der Erzähler ist und von welcher Art der Hörer eigentlich sein mag. Das erfahren wir nämlich nur ganz allmählich mit dem Fortschreiten der Erzählung, die hier und da durch einen Zufall unterbrochen wird, — durch einen Zufall, der für sie weitererzählt. Wir befinden uns vor einem Areopag, der ein Verhör anstellt, bei dem es um Leben und Tod geht. Deshalb sind die Aussagen von größter Wichtigkeit, deshalb darf uns kein Wort verloren gehen. Hier handelt es sich endlich einmal um mehr als nur darum, wie er sie kriegt oder wie es kam, daß er sie nicht kriegte. Aber eine solche Anlage ist ganz eigenartig; Ibsen dürfte kaum viele Nachfolger finden. Nimmt man hinzu, daß sein rührendes Verständniß für die Unglücklichen, selbst für Verbrecher, und sein Haß gegen die mitschuldige menschliche Gesellschaft ihn zur Ungerechtigkeit, ja zur Grausamkeit verleitet, so begreift man, warum die Theilnahme an diesen Verhören und Selbsterklärungen oft recht peinlich wird.

Wenn es auch gut ist, daran zu denken, daß die Unglücklichen, die mit den Gesetzen in Konflikt gerathen, oft weit mehr werth sind als ihre Richter, so müssen wir doch auch gegen diese Richter gerecht sein; auch sie müssen mit dem selben mitfühlenden Verständniß beurtheilt werden, namentlich Die von ihnen, die selbst unter den Vergehen ihrer Mitmenschen leiden und an ihrem Mißgeschick ganz unschuldig sind. Aber gerade diese Armen verhöhnt und verkleinert Ibsen mitunter, um die Anderen größer erscheinen zu lassen. Hier drängt sich uns eine Betrachtung auf, die wohl mehr und mehr die allgemeine Meinung werden dürfte: als Denker steht Ibsen nicht auf der selben Höhe wie als Künstler, seine Lebenskenntniß und Objektivität ist nicht so groß wie seine Leidenschaft. Die Gedankenkraft des Dramatikers kommt wohl am Stärksten in seiner Psychologie zur Geltung; und diese besitzt bei Ibsen nicht immer einen sicheren Untergrund. Der Aufbau ist stets musterhaft, — so z. B. in Nora; aber das Fundament, auf dem er ruht: nämlich, daß Nora (die lügt, — und wer ist weltklüger als Die, die lügen können?) nicht wissen sollte, was eine Wechselfälschung ist, läßt viel zu wünschen übrig. Die Voraussetzung für die Handlung der „Wildente" ist, daß die vierzehnjährige Märtyrerin ihrem Vater glaubt, obwohl dieser Schwätzer kaum ein wahres Wort zu sagen vermag. Nun wissen wir aber Alle, daß Niemand rascher als ein Kind erfassen kann, ob man auf die Worte Dessen, von dem man abhängt, Etwas geben darf. Seit ihrem vierten Jahre hat Hedwig sicher Bescheid gewußt; wenn Jemand zweifelt, so denke er an die Mutter! Wie der gute, von Damen erzogene Professor in „Hedda Gabler" dazu kommen konnte, Hedda als sein

Weib heimzuführen. Das ist gewiß eben so unfaßlich wie der Umstand, daß diese mit Dynamit geladene Dame es ungefähr dreißig Jahre aushalten konnte, ohne daß es zu der geringsten Explosion kam und ohne daß die Umgebung merkte, wie es um Hedda stand. Dazu kommt die gewagte, manchmal geradezu falsche Anwendung der Studien über Suggestion, Hypnotismus und Erblichkeit. Die noch wenig aufgeklärte Macht der Erblichkeit hält Ibsen für größer als die der Erziehung, mit der er gar nicht rechnet.

Es hat uns Alle gerührt, den alten Meister nach einem so strengen Arbeitstag und nach so langer Abwesenheit im Auslande in seinem letzten Stücke, dem Drama vom kleinen Eyolf, die norwegische Flagge hissen zu sehen. Ganz gegen Ibsens Gewohnheit kommt die Szene unvorbereitet, — ein sicheres Zeichen, daß es eine Einschaltung ist. Hier hat er gewiß in starker Gemüthsbewegung selbst die Rolle seines Helden übernommen. Man hat darin ein Zeichen seiner Versöhnung mit der Gesellschaft sehen wollen, — allein es ist mehr. Wenn wir alt werden, so verlassen uns die Farben; weißer und weißer scheint unser Haupt in die Luft zurückzusinken, die es zuletzt in Atome auflösen soll. Eben so geht es mit unseren Gefühlen. Die Farben der Gegensätze gleiten mehr und mehr in die Unendlichkeit; sie suchen die Einheit. Ibsen hat nach und nach gelernt, mit dem Ausdruck für ein großes Gefühl zu warten, bis es sich in einem kleinen Bilde spiegeln konnte.

... In der einsegelnden Flotte sehen wir, dicht neben seinem dunklen Schiffe, ein ganz weißes, das breit und schimmernd auf dem Wasser liegt. Auf diesem Schiffe naht Jonas Lie. Seit er vor fünfundzwanzig Jahren sein erstes ausgezeichnetes Buch „Den Fremsynte“ schrieb, hat er uns jedes Jahr ein neues Werk gesandt. Seine Bücher glitten in unsere Geisteskultur still und regelmäßig ein, ungefähr wie ein Dampfer, der in sicherem Kurs, oft nach langer, harter Reise zur bestimmten Zeit an einem bestimmten Platz anlegt, begrüßt von den heimathlichen Flaggen, von Zollbeamten, Freunden und Neugierigen.

Es ist mehr als ein Zufall, daß die Frauen bei diesem Empfange jedesmal in großer Ueberzahl gewesen sind. Jeder Seelenzustand wird von ihm so diskret behandelt, wie es eine gebildete Frau liebt; auch hat er vorzugsweise sie geschildert und ihre Sache vertheidigt. Wie man sagen kann, daß sich die höhere Bildung eines Volkes danach bemessen läßt, wie viele Pianinos im Lande gespielt werden, so kann auch das höhere Verantwortlichkeitgefühl eines Volkes danach bemessen werden, wie es die Frauen daheim haben.

Zur Zeit unserer Großeltern war Norwegen eine kleine gemüthliche Domäne für die Bureaukratie mit ihren polternden Hauptleuten, fetten Pastoren, Alles auffressenden Juristen, Seeoffizieren mit adeligen Neigungen, Richtern und Präsidenten, die sich als kleine Könige fühlten. Drunten in den Seemanns-

heimen und drinnen in den Gehöften hatte die patriarchalische Staatsordnung ihre Repräsentanten im Hausherrn von Gottes Gnaden. Eine bescheidene politische Befreiung begann in den vierziger Jahren; erst in den sechziger Jahren wurden diese Strömungen für „das Bestehende" gefährlich; bald erstreckten sie sich auch auf das soziale Gebiet. Das geschah damals, als die Literatur die Arbeit aufnahm und die Politik durch eine auflösende Begriffserweiterung nach allen Seiten vorbereitete, gegen eine Sturmfluth von gesellschaftlichen Exkommunikationen, Schimpfwörtern und Verleumdungen, im Glanze kirchlicher Bannstrahlen! Konnte man sich über den zornigen Eifer wundern? Alle diese Menschen waren ja von dem einen unverrückbaren Glauben beseelt: daß „das Bestehende" politisch und sozial auf klippensicherem Bibelgrunde ruhe. Während dieser Kampf noch tobte, ging Jonas Lie augenscheinlich ganz harmlos von hinten her in die Häuser. Er erzählte sicherlich Keinem, was er dort suchte. Aber als er wieder heraustrat, brachte er die Sitten und die Denkweise aus dem goldenen Zeitalter des „Bestehenden" mit. Nicht aus den schlechtesten, sondern aus den besten Familien hat er sie hervorgeholt. Und als wir sahen, wie diese Sitten beschaffen waren, legten wir uns unwillkürlich die Frage vor: „Soll denn Das etwa konservirt werden?" Und im nächsten Augenblick gaben wir uns zur Antwort: „Doch, — Etwas bleibt zu konserviren; und Das müssen wir zu retten suchen!" Darin beruht der Ruhm seiner Schilderung.

Jonas Lies Kunst kennt keinen Nebenzweck, sie hält sich in strenger Vornehmheit an die einmal gesteckte Aufgabe. Man sollte daher eine starke Komposition erwarten; aber man wird sie nicht finden. Selten sind bei ihm auch stark hervortretende Bilder in konzentrirten Szenen. Die Erzählung schreitet stetig weiter, mit kleinen, charakterisirenden Zügen, die manchmal von außerordentlicher Feinheit sind, und mit mehr oder weniger plastisch erzählten diese Begebenheiten oder Bemerkungen, die den Zusammenhang herstellen sollen; Bemerkungen sind stets einer der handelnden Personen in den Mund gelegt. Hier finden wir oft eine komische, beinahe liebenswürdige Unbeholfenheit, wenn wir sehen, wie Lie Wege und Mittel sucht, um weiterzukommen. Das sehen wir niemals an solchen Stellen, die für jeden Anderen eine besondere Schwierigkeit gezeigt haben würden; je schwieriger die Aufgabe, desto leichter bewältigt er sie. Aber an Stellen, über die jeder Pfuscher mit Holzschuhen hinweg käme: da bleibt er stecken. Auch fließt ihm die Sprache nicht leicht in die Feder; aber sie thut ihre Pflicht. Sobald sich die Erzählung der Lösung nähert, bemerkt man mit Bewunderung, wie viel er hier stilvoll gesammelt hat und wie klar und frei die Personen in der Perspektive dastehen. Mag die Seele des Dichters in Schmerz oder Freude erzittern, er sendet, sobald sein Pathos das Bild unruhig zu machen beginnt, ein paar alltägliche Worte

aus und Alles geht seinen steten Gang weiter wie zuvor. Humor und Wärme ist da und Beides ist behaglich auf das Ganze vertheilt.

Jahr für Jahr, stets zur selben Zeit, nämlich kurz vor Weihnachten, kommen diese Erzählungen zu uns übers Meer gesegelt. (Jonas Lie wohnt immer im Auslande.) Sie gehen an unserer ganzen langen Küste hin; besuchen Hafen für Hafen und werden mit wachsender Freude von den herbeigeströmten Schaaren begrüßt, die auch von Jahr zu Jahr wachsen, denn Jeder erwartet das Seine. Welche Verwunderung, ja Enttäuschung wurde daher hervorgerufen, als einmal zu Weihnachten an Stelle dieser heimathlichen Erzählungen, die man las, während die Aepfel im Ofen brieten, ein Buch erschien, das mit den wildesten und wüstesten Märchen von Trold, Traug, Wunderschiff und vom Vogel mit Menschengedanken gefüllt war. Da sah man Luftbilder, Bilder des Meeres und der Erde, in denen wir uns selbst vergrößert wiederspiegelten. Und zur nächsten Weihnacht sandte er uns ein zweites Buch von der selben Art. Größe, wunderliche Entwürfe zu mächtigen Dichtungen. Niemand, der sie mit Verständniß gelesen hatte, konnte darüber im Zweifel sein, daß den Dichter ein äußerer Druck an einer kleineren, für ihn beschwerlichen Arbeit sein Leben lang festgehalten hatte, während er eigentlich dazu bestimmt war, ein Jagdleben zu führen, hoch dort oben, wo man einen freien Ueberblick haben kann, wo man, dem Herzen der Natur näher gerückt, lebt und träumt und wo man zu jeder Jahreszeit und unter allen Witterungverhältnissen gleich frisch und gesund bleibt. Wie kräftig muß die Natur des so Zurückgedrängten gewesen sein, da sie noch im Spätherbst mit solcher Fruchtbarkeit hervorquellen konnte! Und mit welcher Wehmuth erfüllt uns der Gedanke, daß es ein reiner Zufall ist, wenn in einem kleinen Volk ein großes Dichtertalent in die Bahnen geleitet wird, die seiner natürlichen Begabung am Nächsten liegen. Sicherlich fällt auf die Form der Erzählung, die er mühsam ausbilden mußte, jener Lichtglanz, jener freie Athemzug der Berge, nach denen all sein Sehnen ging; und doch, — um wie viel stärker hätte es uns umbraust, wenn er uns von Jugend an auf die romantischen Höhen mitgenommen hätte! Denn darüber kann Niemand mehr im Zweifel sein, daß er der Romantiker dieser Zeitperiode werden konnte, — anfangs vielleicht unklar, aber später um so stärker leuchtend, — daß er, hoch über der anstrengenden Läuterungarbeit des Naturalismus schwebend, für Alle, denen nun der Morgen tagt, ein Lerchenschlag in den freien Lüften geworden wäre! Der Reichthum seines Denkens, die große Phantasie, die in diesen eigenthümlichen Märchen die Ziele bezeichnete und zum Fluge anspornte, hat aber nur zu einem Entwurf ausgereicht. Nur das das eine oder andere unter ihnen ward zum vollendeten Kunstwerk. Selbst die größte Kraft vermag eben, wenn sie zu lange eingeschlossen blieb, nichts Vollkommenes mehr zu schaffen.

Jonas Lie hat eben ein neues Werk „Naar solen gaar ned“ (Wenn die Sonne untergeht) herausgegeben. Dieses neue Buch ist eben so ausgezeichnet wie alle die anderen, ohne gerade etwas Neues zu bringen. Es handelt sich diesmal um eine treulose Gattin, die das Haus in tötlicher Unruhe erhält, bis ihr Mann, ein Doktor, sie mit Gift aus dem Wege räumt. So kommt wieder Friede ins Haus; draußen ahnt Niemand, was in dem Hause vorgegangen ist. Rein psychologisch betrachtet, ist dieser Vorgang zweifellos wahr, jedenfalls ist er sensationell. Aber es ist die Frage, ob die Komposition nicht mehr französischer Literatur und Kriminalgeschichte entsprossen ist als dem nordischen Leben. In Frankreich spielt das Geschlechtsleben eine weit größere Rolle und steht die Ehe deshalb auf einem weit niederen Niveau als bei uns. Bei uns ist die Frau längst nicht mehr das Eigenthum des Mannes und kann daher auch nicht ungestraft erschossen, erdrosselt oder vergiftet werden, wenn sie beim Ehebruch ertappt wird. Bei uns sieht der Mann mehr und mehr ein, daß es weit vernünftiger ist, eine untreue Gattin Dem zu lassen, den sie liebt, als sie zu töten; denn sie gehört doch jedenfalls eher zu Jenem als zu einem Gatten, den sie nicht mehr liebt. Unter keinen Umständen darf ein Mensch heute noch als Eigenthum eines Anderen betrachtet werden. Sollten nicht die wenigen Fälle, wo auch bei uns — und dann in den größeren Städten — der Mann eine furchtbare — und man darf sagen: eine feige — Rache nimmt, weil seine Liebe nicht mehr erwidert wird, auch eine Frucht französischer Romanlecture und französischer Kriminalgeschichte sein? Das Ehrgefühl, das sich nur mit einem blutigen Sühnopfer begnügen kann, erscheint heute den Meisten von uns ziemlich veraltet. Wir sehen es als ungerecht und allzu theatralisch an. Aber die Dichter bereiten durch ihre Schilderung des Alten das Neue vor. Ihr feineres Verständniß für die Menschen, ihr höherer Sinn für das Wohl des Geschlechtes zwingen sie dazu, bewußt oder unbewußt. Wir werden daher erleben, daß im Kapitel Ehebruch die nordische Literatur sich von der romanischen bald völlig unterscheidet.

In seiner vorletzten Erzählung läßt Jonas Lie eine Mutter aus vornehmer Familie, deren Kinder nach vielen energielosen Anläufen als unglückliche Existenzen endeten, eine stolze, verbitterte Mutter, sich selbst und die Kinder in die Luft sprengen. Sollte nicht auch dieser pompöse Schluß französischen Ursprunges sein? Hätte es nordischer Auffassung nicht mehr entsprochen, wenn die Mutter mit ihren Kindern auf den Kartoffelacker gegangen wäre, um dort in harter Arbeit Frieden zu finden?

München. Björnstjerne Björnson.

Freie Ehe.

Während der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuches ist der Streit, ob bürgerliche oder kirchliche Eheschließung gelten soll, von Neuem entbrannt. Das Centrum und die Konservativen haben Abänderunganträge zu dem Entwurf eingebracht, der gesammte Liberalismus ist ihnen feindlich und die verbündeten Regirungen haben erklärt, an der obligatorischen Civilehe unbedingt festhalten zu wollen. Angenommen, der Reichstag schlösse sich den Wünschen des Centrums und der Konservativen an und änderte den § 1300, die Regirungen blieben auf ihrem Standpunkt und es gäbe somit keine Einigung, so würde das Scheitern des Bürgerlichen Gesetzbuches in meinen Augen kein Unglück sein. Je länger ich gelebt und je mehr und je besser ich die Verhältnisse kennen gelernt habe, desto zweifelhafter ist es mir geworden, ob bei einer Vereinheitlichung des deutschen Privatrechtes die Vortheile überwiegen würden. Land und Leute sind nun einmal in den einzelnen Theilen Deutschlands verschieden; — warum soll die Gesetzgebung nicht diesen Verschiedenheiten Rechnung tragen, warum soll sie Alles über einen Kamm scheeren? Daß Straf-, Prozeß-, Handels-, Wechselrecht einheitlich sein müssen, bedingt der Verkehr; aber die Nothwendigkeit eines einheitlichen Privatrechtes ist noch niemals erwiesen worden; sie mag den Richtern und Anwälten bequem sein, aber die sind doch, wie die Gesetze, um des Volkes willen da, nicht umgekehrt.

So halte ich es auch durchaus nicht für nothwendig, daß die Form der Eheschließung eine unbedingt gleichmäßige ist; sie hängt doch, und zwar mehr als irgend etwas Anderes, eng mit Religion und Volkssitte zusammen. Warum soll man dem religiösen Bedürfniß und der Sitte nicht ihr Recht lassen? Gewiß liegt es im Interesse des Staates, das Eherecht selbst zu regeln, es nicht aus der Hand zu geben; deshalb darf auch nur er darüber bestimmen, unter welchen Voraussetzungen eine Ehe rechtsgiltig geschlossen und wie der Nachweis geführt werden soll, daß diese Voraussetzungen vorliegen. Auch darf er — eben so wenig wie bei Geburten und Todesfällen — die Registrirung der erfolgten Eheschließungen nicht anderen als den von ihm selbst bestellten Organen überlassen. Aber an den Formen, unter denen sich die Eheschließung vollzieht, hat er kein wirkliches Interesse; sie, wie es unsere geltende Gesetzgebung thut, den Brautleuten aufzudrängen, ist ein despotisch-bureaukratischer Eingriff in die persönliche und bürgerliche Freiheit.

Auch Geburt und Tod vollziehen sich nicht in Gegenwart des staatlichen Beamten; nachträglich erst registrirt er das Faktum. Warum soll es nicht auch bei der Eheschließung so sein können? Die Vorschrift, daß sie nicht nur einregistrirt wird, sondern daß der staatliche Beamte ihr beiwohnen, dabei mitwirken muß, ist ein Reststück der Kulturkampfszeit, während deren Dauer

der Liberalismus recht häufig gegen seine allereigensten Grundsätze gehandelt hat. Jetzt ist der Kulturkampf längst beendet, die Kirche als solche verhält sich bei der Eheschließungfrage durchaus passiv, sie ist mit der jetzigen Regelung des Verhältnisses, das ihr volle Freiheit läßt, durchaus zufrieden; es handelt sich deshalb nicht mehr um große Prinzipienfragen, sondern um Berücksichtigung oder Nichtberücksichtigung dringender Wünsche, die sich aus der Mitte des Volkes heraus geltend machen.

Nun reden wir zwar stets von Freiheit, von ihrer Beschränkung durch die modernen Gesetze, von Staatsomnipotenz und Bureaukratie, — sobald aber der praktische Fall eintritt, sind wir jedesmal dafür, das Uebel noch zu vermehren, auch wenn absolut kein Grund dazu vorliegt. So ist es auch bei der Eheschließung. Ob zwei Menschenkinder vor ihren Eltern, Vormündern oder Anderen, oder vor einem Beamten, oder ob sie feierlich in der Kirche vor dem Diener ihrer Religiongesellschaft erklären wollen, daß sie die Ehe mit einander eingehen, oder ob sie gar keine Form wählen, sondern sich darauf beschränken, mit einander darüber eins zu werden, sich von nun an als Eheleute zu betrachten, Das geht den modernen Staat nicht an; er hat nur über die Rechtsgiltigkeit des Eheschlusses zu befinden, und für diese genügt die Berechtigung, die Ehe einzugehen, und ihre Eintragung in das Register. Dem Staat gegenüber ist die Ehe ein Vertrag. Natürlich müssen, wenn ein solcher rechtliche Geltung haben soll, die den Vertrag schließenden Parteien rechtsfähig sein und bei bestimmten Geschäften muß eine gerichtliche Verlautbarung hinzukommen. Kauft A. von B. ein Grundstück, so ist das Kaufgeschäft zwischen Beiden giltig, auch wenn die Auflassung noch nicht erfolgt ist; nur zur Giltigkeit Dritten gegenüber ist sie erforderlich. Weigert sich aber B., die vorgeschriebenen Formen zu erfüllen, so wird der Vertrag dadurch nicht ungiltig, A. hat vielmehr das Recht, auf Erfüllung zu klagen.

Ganz eben so liegt die Sache bei der Eheschließung, und wenn wir objektiv sein wollen, so müssen wir uns sammt und sonders mit einer Bestimmung begnügen, nach deren Inhalt die Bescheinigung des Standesbeamten, daß der Eingehung der Ehe keine Hindernisse entgegenstehen, bevor die Eheschließung erfolgen darf, beigebracht werden und nach der Eheschließung die Eintragung in das Register erfolgen muß. Für diese Eintragung würde dann folgendes Verfahren zu gelten haben: Die beiden Eheleute erscheinen, und zwar innerhalb einer durch das Gesetz vorgeschriebenen kürzeren Frist, vor dem Standesbeamten und erklären in Gegenwart von zwei Zeugen, daß sie an dem und dem Tage die Ehe mit einander geschlossen haben und deren Eintragung in das Register beantragen. Selbstverständlich darf diese Form keine obligatorische sein; wollen die Eheleute das jetzt geltende Verfahren anwenden, d. h. in dem Moment, wo die Verhandlung aufgenommen wird,

die Ehe schließen, so muß ihnen auch Das freistehen und für solche Fälle die bisherige Form des Protokolles beibehalten werden. Der Inhalt der Verhandlung würde demnach ein verschiedener sein, je nachdem die Eintragung in das Register erst nach der Eheschließung oder gleichzeitig mit ihr beantragt wird, und Dem entsprechend würde auch die Kirche zwei Trauformulare anwenden müssen, das eine, wenn die Ehe vor dem Altar geschlossen wird, das andere, wenn die kirchliche Feier nur in einer Einsegnung der bereits kopulirten Eheleute besteht.

Darüber, welcher Art des Verfahrens man den Vorzug geben soll, sind auch in engst christlichen Kreisen die Ansichten sehr getheilt (Professor Cremer in Greifswald und der Reichsbote!) und es steht durchaus nicht fest, daß die kirchliche Eheschließung, wenn sie unter Abänderung des jetzigen Gesetzentwurfes wieder freigegeben werden sollte, die Regel bilden würde. Im Gegentheil ist anzunehmen, daß auch die Mehrzahl der auf positivem kirchlichen Standpunkt stehenden Eheleute es bei der bisherigen Ordnung belassen würde, und zwar deshalb, weil das Verfahren: erst kirchliche Trauung und dann standesamtliche Einsegnung, in vielen Fällen praktischen Schwierigkeiten begegnen würde. Der Akt vor dem Standesbeamten ist ein rein geschäftlicher und nicht mit besonderen Feierlichkeiten verknüpft. Sollen sich aber nach der Trauung, wenn die Herzen aufs Tiefste bewegt sind, wenn Eltern, Verwandte und Hochzeitgäste eben ihre Glückwünsche ausgesprochen haben, die jungen Eheleute nach dem Standesamt begeben? Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Auf dem Lande befinden sich Kirche, Standesamt und Hochzeithaus oft an drei verschiedenen Orten, der Aufenthalt würde somit ein sehr bedeutender sein, während für die Städte in Betracht kommt, daß die Trauungen nachmittags stattzufinden pflegen, die Standesämter aber, wenigstens zur Aufnahme von Civilstandsakten, meist nur vormittags offen sind. Die standesamtliche Verhandlung könnte somit am Hochzeittage selbst nach der Trauung nur in den allerseltensten Fällen vorgenommen und müßte meistens auf den folgenden Tag verschoben werden. Das wäre ja nicht weiter schlimm, wenn nicht ein sehr gewichtiger Faktor, die Hochzeitreise, mitspräche. Gegen Ende der Hochzeittafel oder gleich nach deren Aufhebung pflegt in den oberen und mittleren Schichten das junge Paar zu verschwinden, es tritt eine Reise an, von der es erst nach längerer Zeit zurückkehrt, häufig, ja wohl in der Mehrzahl der Fälle, nicht an den Ort, wo die Eheschließung stattgefunden hat. Die Pflicht, am folgenden Tage zum Standesbeamten zu gehen, wäre also gleichbedeutend mit einem Aufschub der Hochzeitreise, — und daran ist doch wohl kaum zu denken.

Wie wäre es nun dennoch möglich, Denjenigen, deren religiösen Gefühlen es entspricht, die Ehe vor dem Altar und nicht vor dem Standesbeamten zu schließen, und die trotzdem gern ihre Hochzeitreise ungestört und

ohne Aufenthalt antreten möchten, einen Weg zur Erfüllung ihrer Wünsche zu öffnen? Man hat den Vorschlag gemacht, der Geistliche, der die Trauung vollzogen hat, solle dem Standesbeamten ein Protokoll, das er mit den Eheleuten und zwei Zeugen aufnimmt, oder auch nur eine amtliche Bescheinigung über die Eheschließung einsenden und der Standesbeamte solle auf Grund dieser Urkunde die Eintragung bewirken. Gegen diesen Vorschlag habe ich die allergrößten Bedenken. Weder Geistliche noch Standesbeamte sind immer und ausnahmelos pünktliche Geschäftsleute; es ist deshalb die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Geistliche das Protokoll fehlerhaft aufnimmt, in der Bescheinigung etwas Wesentliches vergißt oder die rechtzeitige Absendung verzögert, und eben so wenig, daß der Standesbeamte die erhaltene Urkunde bei Seite legt und die Eintragung unterläßt. Aber auch wenn Beide ihre Schuldigkeit thun, kann doch der Brief nicht richtig ankommen oder die Bescheinungen können verwechselt, in ein falsches Couvert gesteckt werden u. s. w., — kurz: es können tausend Zufälligkeiten eintreten, die dahin führen, daß die Eheschließung nicht in das Register eingetragen und deshalb ungiltig wird. Wer die Geschäftsüberhäufungen in großen städtischen Gemeinden kennt und auch weiß, wie solche Angelegenheiten in großen ländlichen Kirchspielen, zu denen oft drei bis vier Standesamtsbezirke gehören, erledigt werden, Der wird mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß das vorgeschlagene Verfahren ein sehr unsicheres sein würde. Der Unsicherheit darf man aber einen Akt von solcher Wichtigkeit nicht aussetzen. Die Sicherung seiner Rechtsgiltigkeit muß eine unbedingte und zweifellose sein.

Ich möchte einen anderen Vorschlag machen. Die beiden zukünftigen Eheleute gehen mit zwei Zeugen zum Standesbeamten und erklären ihre Absicht, in nächster Zeit die Ehe schließen zu wollen; gleichzeitig stellen sie, da sie verhindert sind, demnächst persönlich die erfolgte Eheschließung zu verlautbaren und ihre Eintragung in das Register zu beantragen, zu Protokoll des Standesbeamten für die beiden anwesenden Zeugen, die auch der Trauung beiwohnen und unter Bekundung dieser Thatsache in der Braut- und demnächstigen Eheleute Namen die Registrirung beantragen sollen, eine Vollmacht aus. Am Tage nach der Trauung begeben sich die beiden Bevollmächtigten zum Standesbeamten, bekunden, daß die Eheschließung stattgefunden hat, und beantragen kraft ihrer Vollmacht die Eintragung in das Register, die der Standesbeamte in Form einer protokollarischen, von den Bevollmächtigten durch ihre Unterschrift zu beglaubigenden Verhandlung sofort bewirkt. Durch dieses Verfahren ist jede Sicherheit geboten, die Brautleute erscheinen nach wie vor persönlich mit den Zeugen vor dem Standesbeamten, sie bekunden ihren Willen, die Ehe zu schließen, und stellen die nöthige Vollmacht aus.

Nach meinem Vorschlage hätten also die Brautleute freie Wahl zwischen

einem dreifachen Verfahren: entweder sie schließen, wie es jetzt der Fall ist, die Ehe vor dem Standesbeamten, wobei es ihnen überlassen bleibt, ob sie sich nachher kirchlich trauen lassen wollen oder nicht; oder binnen einer bestimmten Frist nach erfolgter kirchlicher Trauung bezw. nach irgend einem anderen in ihr Belieben gestellten Akt erklären sie vor dem Standesbeamten, daß sie die Ehe mit einander geschlossen haben und die Eintragung in das Register beantragen. Oder drittens: einige Tage vor der Hochzeit oder am Hochzeittage selbst erklären sie vor dem Standesbeamten, daß sie in nächster Zeit die Ehe mit einander schließen werden, und bestellen gleichzeitig zwei Bevollmächtigte, die dann die Eintragung in das Register in ihrem Namen beantragen. In allen drei Fällen geht wie bisher das Aufgebotsverfahren durch den Standesbeamten voran und die Bescheinigung, daß die Brautleute berechtigt sind, die Ehe zu schließen, muß vorher ertheilt sein.

Welche Bedenken kann man, so frage ich, gegen meinen Vorschlag geltend machen? Dem Staat verbleiben alle Rechte, die Rechtsgiltigkeit der Eheschließung wird, auch wenn sie der standesamtlichen Verhandlung vorangeht, gesichert; es handelt sich nur darum, daß die Eheleute, statt wie bisher erklären zu müssen: „Wir schließen die Ehe", in Zukunft erklären dürfen: „Wir haben die Ehe geschlossen" und daß es ihnen unter Umständen gestattet wird, diese Erklärung durch Bevollmächtigte abzugeben.

Warum soll man nun diese Vergünstigung Denen nicht gewähren, deren religiösem Gefühl es widerspricht, daß die eigentliche Eheschließung vor dem Standesamt stattfindet und daß die Brautleute, die vor den Altar treten, vor dem Gesetz schon Eheleute sind, vor Allem, daß die Braut dann ihren Mädchennamen bereits verloren hat? Ich wiederhole: es werden nicht Viele von der neuen Freiheit Gebrauch machen, obgleich Petitionen mit vielen Tausenden von Unterschriften an den Reichstag gelangt sind. Wir würden also in Zukunft nicht die fakultative Civilehe, sondern die fakultative kirchliche Eheschließung haben, d. h. eine Minderheit würde sich erst trauen lassen und dann die standesamtliche Eintragung bewirken, die große Mehrzahl aus allen Konfessionen aber die Ehe vor dem Standesbeamten schließen und sie dann in der Kirche einsegnen lassen. Aber ist es verständig, eine Freiheit zu versagen, weil nur die Minorität sie erstrebt? Müssen wir denn immer und überall Majoritätherrschaft haben, können wir nicht endlich einmal Gesetze geben, die allen Wünschen Rechnung tragen? Wir haben allgemeines Stimmrecht, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit u. s. w., warum sollen wir nicht auch wirkliche religiöse Freiheit haben, wenn dabei die Rechte des Staates gewahrt bleiben? Hundert Jahre nach Friedrich dem Großen, der in seinem Lande Jeden nach seiner Façon selig werden lassen wollte, sollten wir doch endlich so weit sein, Jedem die Form freizugeben, unter der er seine Ehe schließen will.

Valentin.

Werth und Preis.

Mit der Formel k + p — Kosten plus Durchschnittsprofit — für den Marktwerth hat Karl Marx gewiß nichts Neues gefunden. Aber es hat seine große Bedeutung, daß gerade er diese Formel anwendet, und sie gewinnt auch an sich bei ihm eine besondere Bedeutung. Für die Nationalökonomen vom Schlage Bastiats war dieser Marktwerth der Werth schlechthin. Man mußte, nach ihnen, nur die Konkurrenz sich frei entfalten lassen, so daß die Waaren stets und überall zu diesen Marktwerthen ausgetauscht werden könnten, und ganz von selbst würde dann Jedermann das gerechte Aequivalent seiner Leistungen erhalten, die ökonomische Harmonie vollkommen und Alles aufs Beste bestellt sein in dieser besten der Welten. Da hat Karl Marx gezeigt, daß es neben jenem Marktwerthe, der das Aequivalent der in den Waaren verkörperten Arbeit nicht einschließe, noch einen anderen, auf anderer Grundlage zu findenden Werth giebt, und wenn er im dritten Buch nun doch auf den Marktwerth zurückkommt, so verdient Das durchaus nicht den dadurch geweckten Spott einzelner Gegner. Marx hat damit nur gezeigt, daß er über das spekulative Denken die Fähigkeit, das Reale, das Bestehende zu sehen und zu würdigen, nicht verliert. Das kann man anerkennen, ohne darum die schwachen Punkte seines eigentlichen Werthgesetzes zu übersehen oder die Brücke schon tragfähig zu finden, die er vom Marktwerth zu seinem „Werthe" aufgebaut hat.

Der Marktwerth also ist auch bei Marx gleich den einen Durchschnittsprofit einschließenden Produktionkosten des letzten, vom zahlungfähigen Konsum verlangten Quantums. Man durfte hoffen, daß damit ein neutraler Boden gewonnen sei für die Diskussion zahlreicher praktischer Fragen der Volkswirthschaft, bei denen die Vertheilung des durch Arbeit geschaffenen Volkseinkommens nicht direkt in Betracht kommt. Doch siehe, da wird selbst diese Basis bestritten; und für mich, der ich darauf meine Argumentation in der Währungfrage gebaut habe, gilt es heute schon, zu ihrer Vertheidigung nach zwei Seiten Front zu machen. Professor Lexis läßt die Theorie nur für die Geldwaare nicht gelten; aber Herr Edmund Klapper, der mit mir im Endziel des Bimetallismus übereinstimmt, verwirft sie durchaus. Ihm sei deshalb hier zuerst geantwortet.

Was Klapper*) als die gemeingiltige nationalökonomische Definition des Gesetzes der Preisbildung bezeichnet, stimmt mit der vorhin gegebenen Definition nicht ganz überein. Nicht der Preis, sondern der Marktwerth ist gleich den „Produktionkosten des letzten, vom zahlungfähigen Konsum

*) S. „Zukunft" vom 1. Februar 1896.

noch verlangten, am Theuersten produzirten Produktenquantums". Doch Marktwerth und Preis streben, sich zu decken. Bei einiger Ebenmäßigkeit des sozialen Baues würden sie sich auch nie allzu weit und allzu lange von einander entfernen können. Aber bei dem erdrückenden Uebergewicht der großen Vermögen und bei der Machtfülle, die durch die Konzentration des Kapitals in wenige Hände gelegt ist, sind Widerstände gegen die natürliche gegenseitige Anziehungskraft von Marktwerth und Preis thätig geworden, die die Abstände Beider immer bedeutender und immer andauernder werden lassen. Schwerlich kann Jemand das volkswirthschaftlich Verderbliche dieser Abweichungen lebhafter als ich empfinden. Schon 1884 habe ich mich darüber ausgesprochen; aber meine Schrift „Zur Reform der Aktiengesetzgebung" hat bei Denen, die so eifrig auf eine solche Reform zu dringen schienen, nicht die mindeste Beachtung gefunden. Wenn es den politischen Freunden des Herrn Klapper heute Ernst ist mit ihrer Opposition gegen den gemeingefährlichen Mißbrauch finanzieller Gewalt, so werden sie in jener Schrift immer noch manche nützliche Anregung finden können. Aber wiewohl ich dort weit Radikaleres vorgeschlagen habe, als sie jemals zu beantragen unternahmen, so mache ich mir doch weit weniger Illusionen als sie über das Maß von Abhilfe, das auf solchen Wegen überhaupt zu erreichen ist. Es besteht eben doch ein fundamentaler Unterschied zwischen unseren Auffassungen. Während die soziale Richtung, die Herr Klapper vertritt, hierin der Sozialdemokratie gleich, das Uebel in der Wirthschaftorganisation erblickt, glaube ich, daß, wie im ganzen Bereich des Lebens, so auch in der nationalen und der Weltwirthschaft es Kräfte sind, die wirken und entscheiden. Zerstört man eine Organisation, so hebt man damit allein den Unterschied der Kräfte, die in ihr lebendig waren, noch nicht auf. Die ungeminderte Uebergewalt wird andere Formen suchen und finden, um das Schwächere niederzuzwingen und aufzuzehren. Ich bitte, ja nicht zu denken, daß ich mit dem Vergleiche irgend etwas Verletzendes beabsichtige; aber der Blick auf die sozialen Kämpfe der Jahrtausende hat in mir oft den Gedanken erweckt, daß die populären Agitationen an das Verhalten des Stieres in der Arena erinnern. Er dringt auf rothe Tücher ein und sieht darüber den eigentlichen Feind nicht. Während er die Kraft in der Verfolgung eines Lappens erschöpft, verblutet er langsam unter Streichen, deren Herkunft er nicht kennt. Natürlich tritt bei jeder Wirthschaftorganisation der Druck auf die wirthschaftlich Schwachen in gerade dieser Organisation eigenthümlichen Erscheinungformen zu Tage. Zum Unglück hat man immer diese Erscheinungformen für das Wesentliche gehalten. Sie sind der rothe Lappen, auf den sich der Eifer der Bedrängten stürzt; doch gewiß würde es besser sein, gelassen hinter den wechselnden Tüchern den wirklichen Gegner zu suchen und ihm entschlossen zu Leibe zu gehen.

Wie mächtig auch die Einflüsse sein mögen, die wieder und wieder der Tendenz der Annäherung von Werth und Preis entgegenarbeiten, so werden sie doch von einer solchen permanent wirkenden Kraft immer zuletzt überwunden. Gerade von seiner Preistabelle könnte Herr Klapper Das ablesen. Es geht daraus auch hervor, daß die Baisse-Ausschreitung auf dem Getreidemarkt von 1895 weniger ausdauernde Kraft gezeigt hat als die Hausse-Ausschreitung von 1891. Der Rückschlag ist bei Beiden nicht ausgeblieben. Will ich sie damit vertheidigen oder auch nur für mildernde Umstände plaidiren? Keineswegs. Nur um so verwerflicher erscheinen mir diese wirthschaftlichen Unthaten, da sie doch Verderben immer nach zwei Seiten verbreiten. Nach Zehntausenden zählen die Familien, in die durch ein solch gewaltsames und gewissenloses Treiben schon Elend und Kummer und das bleiche Gespenst der Sorge eingeführt worden sind, meist um sich für immer darin einzunisten. In der Verurtheilung jener Manöver bin ich also mit Herrn Klapper völlig einig; nur über deren Dauerwirkung bin ich ganz anderer Meinung als er. Setzt sich eine Preissteigerung oder ein Preisdruck durch eine ganze Reihe von Jahren fort, so müssen dafür andere Ursachen bestehen als der Wille noch so mächtiger Spekulantengruppen. Zwar glaube auch ich, daß nicht nur der Marktwerth den Preis, sondern auch der Preis den Marktwerth anzieht, d. h. daß er die zulässige Kostengrenze der Produktion verändern kann. Das gilt aber niemals von einem Preise, der durch Willkür hergestellt ist, sei es durch Willkür der Spekulation, sei es einer gesetzlichen Bestimmung im Sinne des Antrages Kanitz, sondern nur von dem Preise, der der jeweiligen Kaufkraft der Konsumenten entspricht. Die verhältnißmäßige Fixirung der Preise von Gold und Silber bildet einen Ausnahmefall. Sie ist darum möglich, weil hier nicht die partikulare Kaufkraft von Leuten zum Theil sehr mäßigen Einkommens, sondern die Kaufkraft eines wirthschaftlichen Gebietes, als Ganzes genommen, in Betracht kommt und weil ferner es sich dabei um zwei Waaren handelt, die mit so außerordentlich differenzirten Individual-Kostenpreisen von den einzelnen Produzenten hergestellt werden, daß hierin ein mehr als ausreichender Spielraum für die Balancirung der beiden Marktwerthe gegeben ist. Auf dieses entscheidende Moment, die Kaufkraft, kommt auch Herr Klapper zu sprechen, indem er der Erwägung der Landwirthe gedenkt, daß „die selbe Volkswirthschaft, die doch aus sich heraus die Höhe der Produktionkosten entwickelte, andererseits auch denjenigen Grad von Kaufkraft birgt, der hinreichend ist, um die aus dem jeweiligen volkswirthschaftlichen Status heraus geborenen Produktionkosten auch wieder bezahlen zu können."

Hierin scheint mir ein wesentlicher Irrthum Klappers verborgen zu sein. Was er sagt, würde zutreffen, wenn nur mäßige Renten das Erwerbseinkommen belasteten. Es sollte allerdings die Volkswirthschaft jene

Kaufkraft bergen; aber sie birgt sie eben leider nicht, weil die Rentenansprüche aller Art nahezu die Hälfte der Arbeitresultate vorwegnehmen und so viel also gleichsam aus dem Kreise des Gebens und Empfangens der eigentlichen Volkswirthschaft hinausfällt. Man sollte doch nur einmal abzuschätzen suchen, welcher Prozentsatz vom Preise der auf den berliner Markt gebrachten Waaren allein von der berliner Hausrente absorbirt wird. Die Folge eines solchen Zustandes ist, daß Luxuswaaren, für die die Kaufkraft jener Klassen entscheidet, die den größten Theil der Renten empfangen, sehr hohe Preise behaupten und daß dagegen solche Waaren, die von den Massen konsumirt werden, wie die Brotfrucht, einem fortwährenden Preisdruck unterliegen. Dieser dauernde Druck ist es denn, der auch auf den Marktwerth einwirkt. Unmittelbar herbeigeführt wird der Druck durch den Umstand, daß das Bedürfniß, den Rentenansprüchen und den Ansprüchen des eigenen Lebens gerecht zu werden, die Produzenten immer wieder zur Ueberschreitung der zulässigen Produktiongrenze zwingt. Es werden Waaren auch mit Kosten erzeugt, die den Preis übersteigen, zu dem es zahlungfähige Konsumenten für das ganze produzirte Quantum giebt. Natürlich dient die überschüssige Waare dazu, den Preis zu senken, und da Das nicht nur sporadisch sich zeigt und nicht etwa nur beim Getreide, sondern mehr oder weniger bei allen Waaren, je nach dem Grade ihrer Abhängigkeit vom Konsum der Massen,*) so hat man hier den springenden Punkt für die Verschiebung der Klassen zu erblicken. Auf diesem Wege eines Druckes auf den Preis wird allmählich der Marktwerth reduzirt, indem die Lebenshaltung der exponirtesten Agenten der Produktion eine — wenn auch mitunter nur relativ — ungünstigere wird, auf diesem Wege vollzieht sich hauptsächlich die Proletarisirung der mittleren Klassen, die Umwälzung der Stände. Es wäre eine konservative Politik im besten Sinne des Wortes, dieser Entwickelung entgegenzuwirken. Was die konservative Partei heute übt, sieht ja wie eine Interessenpolitik aus; aber es scheint mir manchmal doch das genaue Gegentheil einer vernünftigen Interessenpolitik zu sein. Eine Partei, die so viele Landwirthe einschließt, sollte um ihrer selbst willen die Bestrebungen, die Kaufkraft der Massen zu erhöhen, freundlicher betrachten.

Eine permanente Ursache des Preisdruckes der Waaren liegt noch in den Währungverhältnissen. Diese Ursache ist von der sozialen Entwickelung im Uebrigen unabhängig und sie kann deshalb auch für sich allein beseitigt werden. Ich fürchte, der Tag wird kommen, wo die links stehenden Parteien Ursache haben werden, ihre unbegreifliche Verstocktheit und ihr aufreizendes, dem sozialen Frieden direkt feindliches Verhalten gegenüber dieser Währungfrage recht bitter zu bereuen.

*) Daher auch die relativ besseren Preise von Fleisch und Naturbutter.

Herr Klapper beziffert die Weltproduktion an Brotgetreide mit 850 Millionen Doppelcentnern, wovon annähernd die Hälfte (410 Millionen Doppelcentner) auf die europäische Landwirthschaft entfalle. Es ist gewiß richtig, daß nicht 410 Millionen Doppelcentner jenseits des letzten, vom Konsum verlangten Quantums stehen können. Aber Herr Klapper wird doch wohl schwerlich aus der Ausbreitung der agrarischen Bewegung den Schluß ziehen wollen, daß alle oder der größte Theil der europäischen Produzenten unter ihren Produktionkosten verkaufen müssen. Schlimm genug, für welchen Theil immer es zutrifft. Man könnte sagen, das allgemeine Interesse der Landwirthschaft würde verlangen, daß dieser Theil ausgeschieden werde, damit das Uebrige eher gesunden könne. Aber einmal handelt es sich da nicht um totes Gestein, das man absprengen kann, ohne irgend wem Herzweh zu bereiten, sondern um lebendige Menschen, was freilich die Landwirthe auch einsehen sollten, wenn es sich um die Existenzen in anderen Ständen handelt. Dann aber ist es auch überhaupt falsch, daß eine solche Amputation die Heilung bringen könnte. Denn die aus dem Berufe geworfenen Landwirthe müssen doch etwas Anderes ergreifen; von Kunden der anderen Berufskreise werden sie zu deren Konkurrenten, die Konsumkraft der Massen sinkt noch unter den vorherigen Stand, — und der böse Kreislauf kann von Neuem beginnen. Auch Auswanderung bessert die Lage der Zurückbleibenden nicht. Wäre es aber auch anders und könnte jene Amputation wirklich helfen, so bliebe immer noch das staatliche Interesse zu beachten. Die Forderung, es müsse dahin kommen, daß unsere einheimische Landwirthschaft den ganzen Bedarf Deutschlands an Brotfrucht befriedige, ist gewiß übertrieben. Wenn nur Länder bestehen könnten, die alle von ihnen konsumirte Brotfrucht selbst anbauen, dann möchte ja schließlich Malthus Recht behalten. Aber es ist doch richtig, daß für die Brotfrucht ein vernünftiges Verhältniß eingehalten werden muß zwischen der Deckung durch eigenen Anbau und fremde Einfuhr und daß es nicht räthlich ist, das heute in Deutschland bestehende Verhältniß wesentlich verschlechtern zu lassen. Es ist also ein staatliches Interesse vorhanden, die Landwirthschaft in ihrem heutigen Stande zu erhalten, so weit Das ohne Schädigung anderer Berufsklassen geschehen kann. Werden diese geschädigt, so sehen wir einen ganz ähnlichen bösen Kreislauf, wie den vorher geschilderten, von anderer Seite einsetzen. Das Beste könnten, wie schon gesagt, die Landwirthe selbst thun, wenn sie entschlossen in eine der sozialen Reform freundliche Politik einträten. Aber da die Resultate einer solchen Politik nicht so schnell reifen können, wie Hilfe erfordert zu sein scheint, so muß, neben der ganz unerläßlichen Währungreform, nach anderen Mitteln gesucht werden.

Frankfurt a. M. Karl Hecht.

Die Arbeitgeberfrage.

Ob für den ersten Tag des jetzt schon lenzlich geschmückten Jahres in Deutschland ein Leitartikel geschrieben worden ist, in dem das Wort „Arbeiter" oder „Arbeiterfrage" oder „Sozialdemokrat" oder Umsturz" gar nicht vorkam, weiß ich nicht. Ich habe keinen gesehen, seit Jahren schon nicht mehr. Diesmal aber fiel mir ein, ob man nicht dahin kommen sollte, eine Arbeitgeberfrage einmal in die Luft steigen zu lassen, damit auch davon etwas mehr und in etwas anderem Sinne gesprochen werde als bisher.

Eine Naturgeschichte des Arbeitgebers werde ich nicht zu liefern brauchen; er ist männiglich bekannt. Wenn von ihm in sozialdemokratischen Versammlungen gesprochen wird, dann ist er mindestens ein Tyrann, ein Blutsauger, ein Kerl, der tagaus, tagein mit einem wasserdichten Gefäß umhergeht, um die Schweißtropfen seiner Arbeiter aufzufangen, sie zu kondensiren, indem er sich draufsetzt, und der aus dem Kondensationprodukt, das natürlich immer blinkendes Gold ist, sich neue Menschen zum Schweißlassen tributpflichtig macht. Das ist die Auffassung, wenn unsere Arbeiter den hübsch gesetzten Dutzendreden lauschen; anders aber ist sie, sobald sie die Thür des Versammlunglokales von außen zugemacht haben und nun einmal an ihren eigenen Arbeitgeber denken. Meist kommt ihnen dann der Gedanke — ich weiß es aus Erfahrung —: der Mann, der Redner mag wohl Recht haben; andere Arbeitgeber mögen wohl so sein, wie es der führende Genosse so glaubwürdig ausgesprochen hat, aber mein Arbeitgeber, mein Alter, ist nicht so. Der hat, wie ich, seine liebe Noth, um „rumzukommen". Also paßt der Blutsauger nicht auf Alle. So aber denken Viele; und viele Arbeiter haben viele Arbeitgeber; und wenn Einer einmal auf den Gedanken käme, aus der Versammlung heraus Mann für Mann zu befragen, wie denn die Namen der Blutsauger heißen, dann würde man ganz gewiß erleben, daß die Arbeiter ihre eigenen Arbeitgeber nicht anzuklagen wissen. Oder ich will so sagen: die Arbeiter, die in der Versammlung sich selbst als ausgebeutete Individuen erschienen sind, werden Das außerhalb des Lokales, am nächsten Tage, an ihrer Arbeitstätte nicht mehr empfinden. Es sind ja doch heute im Verhältniß zu den wirklich arbeitenden Individuen nur noch recht Wenige, die ein wirklich faules Verschwenderleben führen; die Meisten, ich kann wohl sagen, 98 Prozent aller Arbeitgeber, haben mit den selben Sorgen zu kämpfen, mit denen die Arbeiter kämpfen, nämlich mit den Existenzsorgen, mit der Versicherung gegen die Zukunft.

Möchte man in den Arbeiterkreisen und in den Kreisen der Führer der sozialdemokratischen Partei doch recht bald erkennen, daß es bei unserer heutigen wirthschaftlichen Ordnung einen kategorischen Imperativ der Wirthschaft giebt, dem ohne Ausnahme Alle folgen müssen. Aber ich gestehe zu, auch in Arbeitgeberkreisen soll man sich nicht immer durch Brandreden hypnotisiren lassen. Mich läßt es kalt, wenn Bebel oder Auer Reden voll Haß halten, gegen Stumm und Konsorten. Ich bin nicht Stumm und Konsorten*); und Bebel und Auer sind nicht meine Arbeiter. Wären sie es, so würde ich sie in mein Privatcomptoir

*) Siehe meine Schrift: Wider die Könige von der Saar und vom Rhein. Leipzig, F. W. Grunow. 50 Pf.

führen, würde ihnen die Geschäftsbilanzen aus den letzten zehn Jahren vorlegen, und wenn sie dann rabiat werden, würde ich von meinem Hausrecht Gebrauch machen. Aber ich bin nicht Stumm, und wenns sein muß, schlafe ich mit den Sozialistenführern der bebelschen und auerschen Art nachts in einem Bett, — und ich will dabei noch behaglich schnarchen. Kommen die Arbeitgeber zusammen, dann, Das habe ich recht oft erlebt, sind es auch immer die Arbeiter des Anderen, die wir bekämpfen müssen. Was geht daraus hervor? Sobald wir uns gegenseitig richtig kennen, sind wir Freunde; so lange aber wir uns fremd bleiben, so lange es in der deutschen Nation zwei Nationen giebt, so lange wird kein innerer Friede den ganzen scheußlichen Zank in die Grube spülen.

Ich möchte wohl wissen, ob alle die Setzer, die in den sogenannten nationalen Zeitungsgeschäftsbetrieben arbeiten, bei den Reichstagswahlen konservativ, nationalliberal, freisinnig u. s. w. wählen? Ich bezweifle es sehr. Auch die Setzer der Hamburger Nachrichten werden kaum für die Ordnungparteien stimmen. Und doch glaube ich: wenn der Herr Chefredakteur und Besitzer dieser Zeitung seinen Setzersaal durchwandert, dann wird er sich sagen, daß er doch eigentlich ganz nette, vernünftige Leute um sich habe. Als vor ein paar Monaten der Kaiser die Schiffswerft von Blohm & Voß in Steinwärder bei Hamburg besuchte, da haben ihn 3000 festlich gekleidete Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern in voller Begeisterung begrüßt. Man hörte den Jubel diesseits der Elbe. Ich glaube nicht, daß der Kaiser in dem Augenblick daran gedacht hat, daß er hier 3000 Männer vor sich habe, die ihre Vertretung in wirthschaftlichen und politischen Dingen einem Manne übertragen haben und immer übertragen werden, der zur sozialdemokratischen Partei gehört. Und geführt wird diese Partei doch von Denen, die der Kaiser in einem Augenblick ganz erklärlicher Erregung mit dem Rottennamen bezeichnet hat. Und geführt wird sie in dem selben Sinne so lange werden, bis die Arbeiter eines Tages einsehen: auch in anderen Kreisen versteht man ihre Bestrebungen, würdigt und unterstützt man sie. Darum kann uns augenblicklich gar nichts Schlimmeres zustoßen, als wenn wir jede sozialistische Bewegung, jeden Menschen, einerlei, ob er Theologie oder Nationalökonomie treibt, über den selben Kamm scheeren wie die Reden und die Sätze, die etwa einmal in der Erregung von Sozialdemokraten verbrochen worden sind.

Aber die Arbeitgeber kämpfen nicht blos mit den Arbeitnehmern. Weit schlimmer wüthet der Kampf der Arbeitgeber unter einander. Einmal kämpfen Christen und Juden mit einander und das andere Mal kämpfen die Urproduzenten mit den Gewerbetreibenden. Zuletzt kämpfen Alle mit Allen. Was kann nun aus diesem wüsten Ringen Gedeihliches hervorgehen? Man könnte ihm mit dem Gefühl eines Fremden, der sich eine Prosceniumsloge durch den Oberkellner seines Hotels hat besorgen lassen, zuschauen, wenn nicht der Schmerz über die Kosten, über die hier beim Kampfe so nutzlos vergeudeten Werthe verhinderte, zum Genuß zu kommen. Zanke man sich, so viel man will, aber höre man auf, hunderttausende arbeitwillige Menschen Drohnenarbeiten verrichten zu lassen.

Man soll doch ja nicht glauben, unsere heutigen Arbeiter, die die Truppen stellen zu den Arbeiterbataillonen, wären noch von dem Schlage der Hörigen aus der vormärzlichen Zeit. Gott sei Dank, sie sind es nicht! Wären sie es, wo wäre dann der Fortschritt unserer Kultur? Wir schreiten doch nicht fort,

wenigstens nicht als Nation, wenn zehn Prozent ihre Ansprüche ans Leben auf Kosten von neunzig Prozent steigern. Nein, wir schreiten fort, wenn wir dahin streben, daß, statt zehn Prozent, alle Angehörigen unserer Nation ihre Bedürfnisse in materieller und in sittlicher Hinsicht steigern und leichter befriedigen können. Und wir schreiten um so schneller fort, je eher wir uns dazu verstehen, die außerhalb unseres Kreises stehenden Volksgenossen in unseren „besseren" Kreis aufzunehmen, je eher wir also im wahren Sinne eine Nation bilden wollen.

Wenn wir klar und deutlich vor uns sehen, daß wir mit den vorhandenen Mitteln einen Ueberfluß in allen Dingen, die zum Leben gehören, schaffen können, dann sollen wir aber auch nach besseren Ausreden suchen, wenn wir befragt werden, weshalb wir die gegebenen Mittel nicht ausnützen. Unsere heutigen Ausreden, warum wirs nicht thun, sind haltlos; alle sind zu widerlegen. Und wenn wir, wie es die Zeitungen oft thun, uns immer und immer wieder rühmen, daß die Arbeitlöhne sich in den letzten fünfzig Jahren ganz bedeutend gehoben haben, daß die Lebensführung bei den Angehörigen des vierten Standes, als selbstverständliche Folge der unaufhaltsamen Entwickelung des ganzen Menschengeschlechtes, im Verhältniß zur früheren heute eine bessere ist, so kann Das doch nicht eine weitere Entwickelung hindern. Haben wir denn nicht z. B. im Transportwesen mit der Anlage von Eisenbahnen mit einem Schlage tausendmal Größeres erreicht als unsere Vorfahren in millionen Jahren? Haben wir im Verkehrswesen durch die Post, besonders durch den Telegraphen und das Telephon, nicht eben so mit einer Einrichtung Mittel geschaffen, die vorher nie geahnt worden sind? Und wodurch haben wir dies unendlich Größere erreicht? Dadurch, daß wir gelernt haben, die Elemente, die Naturkräfte, arbeitwillig zu machen, und nicht zum Wenigsten dadurch, daß wir, unbehindert durch kleinliche, persönliche Reibereien, nur das eine große Ziel vor Augen hatten, ihren Zweck nach dem heutigen Stande des menschlichen Könnens und Wissens zum Wohle Aller zu erfüllen. Darum, — ist eine sozialistische Wirthschaftführung zu verdammen, dann klage ich den preußischen Staat und seine Könige, das Deutsche Reich, den Fürsten Bismarck, den ersten und den letzten Eisenbahn- und Postminister hier an, den ersten Beweis geliefert zu haben, daß die Menschen um so Besseres und Größeres leisten, je mehr sie sich zu gemeinsamer, gesellschaftlicher Arbeit zusammenschließen und das Bekämpfen unter einander aufgeben. Auch haben die Leute vom Katheder oder von der Kanzel doch Beweise aus der Praxis des Lebens, die gar schwer wiegen. Und ob es Stoecker ist oder ein Anderer, der das Verlangen der Gleichberechtigung ausspricht, Das muß doch ganz gleichgiltig sein. Liegt denn die Gleichberechtigung bei der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse immer nur ganz oben, wenn wir einen Menschen auf seinen Werth prüfen wollen? Ganz gewiß doch nicht bei Leuen, die auf den Menschen, nicht auf die schwere Uhrkette sehen! Als ein Amerikaner in Kissingen beim Fürsten Bismarck mit einem Gespann vorfuhr, das nach deutschen Begriffen ein Vermögen gekostet hatte, da ließ sich der Fürst nicht sprechen. Der Millionär erschien dem Fürsten nicht gleichberechtigt, obwohl er vielleicht ein zehnmal größeres Vermögen hat als der Fürst. Und wenn jener Laib Stern, dem es die Mittel erlaubt haben, mit 80000 Mark sich einer Gefängnißstrafe zu entziehen, sich einfallen lassen wollte, sich zu einem deutschen Arbeiter an den Tisch zu setzen, so würde dieser aufstehen, weil er den Stern

nicht als gleichberechtigt ansehen mag. So ist auch dieses Gefasel, diese Angst vor dem Streben nach Gleichberechtigung, nichts weiter als ein Produziren von Seifenblasen. Es wird keinem Arbeiter einfallen, morgen Konsistorialrath oder Reichskanzler werden zu wollen; er will „gleichberechtigt" werden im Genuß der materiellen Güter, wofür er seine Arbeitkraft voll zur Verfügung stellt; er will gleichberechtigt werden an den Erleichterungen, die uns die Kunst und das Wissen Anderer zur Verrichtung unserer Arbeit geschaffen hat; er will, daß seine Kinder eine Stufe höher in der Lebensführung stehen, als er selber gestanden hat und steht. Und ein solches Streben zeigt, daß er ein Angehöriger des deutschen Kulturvolkes ist und daß er strebend die heiligsten Güter wahren helfen will.

Sind wir nicht stolz auf jeden self made man? Warum sollen wir dann nicht auch stolz sein, wenn ein ganzes Volk (oder sagen wir: 90 Prozent unseres Volkes) nach den selben Grundsätzen weiter strebt, nach denen ein Einzelner gewirkt hat? Lebt es sich mit vorwärts strebenden Menschen nicht viel besser als mit stumpfsinnigen, bedürfnißlosen Kreaturen, die wie das Vieh nur fressen und saufen und schlafen können? Will man dieses Aufwärtsstreben stören, unterbinden, unmöglich machen, so kann man Das ja thun, so lange man die Gewalt dazu in Händen hat. Aber man soll sich dann nicht wundern, wenn auf der anderen Seite die Erbitterung von Jahr zu Jahr wächst, und man soll, wenn es schließlich einmal zur Auseinandersetzung mit Feuer und Schwert kommt, sich auch klar machen, wer den Samen gesäet hat. Will man die Zeiten wieder heraufwünschen, „wo die ländlichen Arbeiter bei schwerer Verrichtung ein Minimum an baarem Lohn erhielten; wo es Fleisch in der Woche höchstens zweimal gegeben hat; wo die Kleidungstücke für den Sonntag getragen wurden, die von Generation zu Generation vererbt worden waren; wo jeder Luxus unbekannt war; wo außer dem Besitzer höchstens noch der Ortsschulze eine Schwarzwälder Uhr besaß, auf die die Bauern mit seiner Erlaubniß sahen, wenn die Thurmuhr nicht ging", — ja, dann bitte ich doch um gefälligen Bescheid, was mit uns anderen Menschen, die wir keinen Boden zu beackern haben, werden soll? Wovon sollte dann die arlose, städtische Hälfte des deutschen Volkes leben, wenn die Urproduzenten und ihre Mitarbeiter heute noch so bedürfnißlos wären? Wer soll alle die nationalen Zeitungen halten, lesen und bezahlen? Und noch Eins: wenn Die, die das Fleisch sozusagen produziren, es nicht selber essen können, was machen sie dann damit? Haben sie an eigenen Produkten so minimale Bedürfnisse, wie klein erst müssen dann ihre Bedürfnisse an Erzeugnissen des Gewerbes sein!

Will man aber dieses Aufwärtsstreben fördern, dann muß man gar vorsichtig zu Werke gehen; es ist leicht, ein Haus niederzubrennen oder abzubrechen, aber es ist schwer, es aufzubauen, ohne alle Vorkenntnisse, ohne jeden Schatz an Erfahrungen. Darum kann ich nicht glauben, daß wir auf einmal an einem guten Morgen den alten verkrüppelten Baum unserer wirthschaftlichen Ordnung in neuer Blüthe stehen sehen werden. Ich kann mir auch nicht denken, daß die Leute, die in den Zeitungen oder in den Versammlungen jetzt das große Wort führen, berufen sein können, Heerführer eines neuen Staates zu werden. Langsam wird sich ein Bund nach dem anderen bilden, bis wir im Reiche eine gewisse Zahl von Bünden haben, die sich wirthschaftlich unter einander zu verständigen trachten und die sich, in Deutschland wenigstens noch recht lange, monarchistisch

führen lassen. Den Bund der Urproduzenten haben wir, er wächst und gedeiht; der Bund des Gewerbes (der Industriellen) ist im Keimen; gefolgt ist ihm der Bund der Kaufleute; und alle diese Bünde werden sich auseinanderzusetzen haben mit dem der Lohnarbeiter, der mit der Zeit der stärkste und der größte, nicht blos an Kopfzahl, sondern auch an wirthschaftlicher Macht, werden wird.

Kümmert man sich nicht darum, was christlich oder moralisch gethan werden müßte, rechnet man nur damit, was möglich ist, was erreicht werden kann zur Befriedigung der Bedürfnisse unserer fünfzig Millionen, dann wird man sich, einerlei ob man Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, ob man Professor oder Pastor, ob man Literat oder Sänger, Journalist oder Hebamme ist, immer nur die eine Frage vorzulegen haben: „Wie ist das Volksvermögen der Deutschen zu vermehren?“ Diese Frage allein muß zu allererst beantwortet werden, so lange wir Menschen unter uns haben, die ihre Bedürfnisse nicht befriedigen können, trotzdem sie ordentliche und arbeitwillige Leute sind. Später wird man zu fragen haben: „Wie ist das Volksvermögen zu erhalten?“ Sucht man die Antwort auf die erste und heute wichtigste Frage, so wird man sich vertraut machen müssen mit den Quellen, aus denen das Volksvermögen überhaupt entstehen kann, und wenn man diese Quelle, nämlich die Erde und die Arbeit bei der Kultivirung der Erde, gefunden hat, dann wird eine vernünftige Wirthschaftordnung vorschreiben, daß vor allen Dingen diese Quelle von früh bis spät gepflegt werde. Sie wird ganz besonders dann darauf zu sehen haben, daß diese Quelle nie verstopft werde, daß sie in immer stärkerem Strahl sich ergieße, wenn bewiesen wird, daß der Bedarf im Lande jetzt mehr verlangt, als sie liefern kann. Ehe aber ein Land sich an ein anderes wendet, sollte es mit allen Mitteln versuchen, die Produktion im eigenen Lande zu erhöhen; es ist geradezu verpflichtet dazu, wenn es sieht, daß durch bessere Beackerung des Landes anderswo ein erheblich höherer Ertrag an Urprodukten erzielt wird. Alles Importiren vermindert das Volksvermögen. Importiren ist doch Kaufen! Wo aber ist schon ein Mensch beim Kaufen reich geworden? Alles Exportiren hat für uns dann nur einen kleinen Werth, wenn wir Nahrungmittel, die wir im Lande ganz gut bauen könnten, dafür eintauschen müssen. Alles Schwärmen für die Industrie, alles Jammern um Erhaltung des Mittelstandes, womit man gewöhnlich die Handwerker und die Kaufleute meint, ist ein gedankenloses Gewimmer, wenn es sich darum handelt, das Volksvermögen zu vermehren.

Spricht man von „blühenden“ Industriezweigen, so soll man doch sehr vorsichtig sein und ganz genau prüfen, wie die Wirkung jedes einzelnen auf das Volksvermögen ist. Wenn ich auf der berliner Gewerbeausstellung eine Rutschbahnanlage oder einen Salon aufmache mit fifty sisters Barrisons (statt five), so kann ich dadurch ein „blühendes“ Geschäft machen. Ich bin ganz fest davon überzeugt, wenn ich vier Wochen in England herum reiste, ich fände fünfzig gleichaltrige, gleich magere, gleich krächzende abgeblühte Halbkinder, mit denen ich ein „blühendes“ Geschäft machen würde. Man würde also am Schluß der Ausstellung mit Fug und Recht von einem „blühenden Zweig des geschäftlichen Lebens“ sprechen können. Betrachten wir aber die Wirkung auf das Volksvermögen, so finden wir, daß ich dieses Vermögen durch die Unterhaltung der fünfzig Kinder, durch das Erbauen und das Ausschmücken des „saloons“ vermindert habe. Denn,

wenn auch ich, der Unternehmer, 500000 Mark und meine fünfzig Barrisons 100000 Mark in den fünf Monaten „verdient" haben, so haben wir doch nicht blos das Volksvermögen nicht vergrößert, — nein: wir haben es vermindert. Und Das haben wir gethan, weil wir fünf Monate auf Kosten Anderer gelebt haben; die Anderen aber, die das Entree bezahlt haben, waren Volksgenossen. Deren Geld ist in meine Tasche gewandert; es ist nur ein Austausch von Werthzeichen vor sich gegangen, nicht aber eine Vermehrung. Da aber bei jedem Tauschgeschäft Kosten entstehen, dadurch, daß die Tauschenden und ihre Helfer aus dem Volksvermögen ernährt werden wollen und müssen, so ist das Volksvermögen um diese Kosten vermindert worden. Das ist ja allerdings ein Beispiel, das vielleicht zu der Ansicht reizt, es wäre absichtlich graß gewählt, um zu zeigen, daß wir unter uns Gewerbetreibende haben, die nur darauf ausgehen, das Geld anderer Leute in ihre Tasche zu bringen. Ich will deshalb eins hinzufügen, das auf einer anderen Grundlage ruht. Nehmen wir — was mir ja besonders nahe liegt — die Chokoladen- und Kakaoindustrie. Wir haben in Deutschland ungefähr 150 Fabriken, die durch Dampfkraft und Maschinen und mit einem Arbeiterstamm von vielleicht 12000 bis 15000 Menschen die Umwandlung der vom Auslande gekauften Kakaobohnen in trink- und eßbereite Präparate verrichten. Auf den ersten Blick wird man allen diesen Individuen, den Arbeitgebern wie den Arbeitnehmern, nicht absprechen mögen, daß sie nützliche, productive Menschen sind, und gemeinhin nimmt man denn auch an, daß solche Menschen, die doch ganz ersichtlich nützliche Werthe erzeugen, auch gleichzeitig das Einkommen des ganzen Volkes vermehrten. Das ist aber leider wieder ein Irrthum, wie ich beweisen werde. Es ist richtig, daß 1000 Kilo rohe Kakaobohnen für das Volk werthlos sind, daß sie ihren Gebrauchswerth erst durch die Arbeit bei der Umwandlung vom Rohprodukt zum Fabrikat bekommen. Aber trotzdem erfährt das Volksvermögen keine Vermehrung durch die Kakaoindustriellen und ihre Arbeiter. Um die Umwandlung der rohen Kakaobohnen in das fertige Produkt auszuführen, mußten Ausgaben gemacht werden: Kohlen wurden verbrannt, Arbeiter wurden beköstigt und bekleidet, Wohngebäude wurden abgenutzt, — und alle diese Ausgaben konnten nirgends anders hergenommen werden als aus dem Volksvermögen, d. h. aus dem Vermögensbestande, der vorhanden war, als ich die Arbeit der Umwandlung begann. Als ich sie beendete, waren jene Vermögensstücke verschwunden oder im Werth vermindert; ich rechnete so viel, wie verloren gegangen war, als Mehrwerth auf das entstandene Fabrikat und erziele dann einen Ausgleich, wenn mein Fabrikat gut geworden, d. h. während der Arbeit nicht verdorben ist. Ist es verdorben oder finde ich keinen Käufer dafür, dann ist durch meine Arbeit als Industrieller nicht blos das Volksvermögen nicht vermehrt, nein, es ist trotz den geleisteten Diensten vermindert worden.

Man pflegt nun allerdings — und mit Recht, wenn man, wie in den Einzelwirtschaften, auch in der Volkswirtschaft eine Inventur aufmacht, d. h. eine Zusammenstellung der vorhandenen Vermögensstücke liefert — die Werthe des Fabrikates höher einzuschätzen als die Werthe des Rohmaterials. Höher aber sind die Werthe immer nur bedingt. Das Brot aus einem Scheffel Roggen ist mehr werth als der Scheffel Roggen, Das ist klar. Aber der höhere Werth hat bezahlt werden müssen, durch Ausgaben aus dem Volksvermögen. Und das Brot hat

nur dann einen höheren Werth, wenn es gegessen wird. Wenn es alt und hart und schimmelig wird, hat es keinen Werth und jedenfalls keinen höheren als verschimmelter Roggen. Ein fertiges Haus hat einen höheren Werth als das darin steckende Rohmaterial, die Steine, der Kalk, Cement, Holz, Glas u. s. w. Aber es ist nicht höher im Werth, als seine Herstellung durch die während des Baues aufgebrauchten Lebensmittel für Arbeiter und Bauleiter gekostet hat. Die Kosten kamen aus dem Volksvermögen und bleiben darin, wenn das Haus bewohnt wird. Bleibt es leer stehen, dann ist das Volksvermögen vermindert worden. Denn ob die da hinein verarbeiteten Steine und Hölzer noch als Lehm in oder als Holz auf dem Boden stehen oder das Haus nun als leerer Palast dasteht, Das hat das Volksvermögen nicht nur nicht vermehrt, nein, geradezu vermindert. Denn erstens ist das Stück Erde, auf dem es steht, unbrauchbar geworden und zweitens ist alle darauf verwendete Arbeit, die aus dem Volksvermögen hat bestritten werden müssen, umsonst gewesen. Aehnlich oder eben so verhält es sich mit tausenderlei Industrieerzeugnissen, die in den Lägern und Läden herumstehen und deren nomineller Werth wohl ein paar Milliarden ausmacht. Alles, was über den Bedarf erzeugt wird in der Industrie und dann unter den Erzeugungkosten seine Wanderung über den Markt antritt, trägt die Spuren der Vermögensverminderung seines Landes. Denn die bei der Herstellung dieser Waaren aufgewendeten Kosten für die Lebensführung der Arbeiter und für die Inbetriebsetzung der Maschinen mußten aus dem Volksvermögen genommen werden und sind verloren, einerlei, ob das Fabrikat bei der Herstellung schon verdorben ist oder ob gute Fabrikate nachher unverkauft herumliegen und verderben.

In dem Rahmen eines kleinen Aufsatzes aber läßt sich die Frage: Wie ist das Volkseinkommen zu vermehren? nicht erschöpfend beantworten. Die Aufzählung allein aller der Quellen, die eine Vermehrung unter allen Umständen bewirken (z. B. die Arbeit zur Gewinnung von Bodenprodukten), und solcher, die eine Vermehrung nur bedingt in sich tragen; ferner eine Hinzufügung der gewerblichen Instanzen, die vermehrend, der anderen, die ausgleichend, der dritten, die vermindernd wirken, würde ein Buch von mäßigem Umfange füllen müssen. Man würde dabei ganz besonders scharf auf die in der Vertheilunginstanz stehenden Kaufleute sehen müssen, von denen man heute, was man vor hundert Jahren ganz gewiß nicht sagen konnte, dreist behaupten kann, daß 95 Prozent davon belastend auf das Volksvermögen wirken, weil sie ihre Hauptthätigkeit nicht mehr auf die Arbeit einer sparsamen Vertheilung der im Ganzen bezogenen Waaren verlegen können, sondern weil ihre Hauptarbeitkraft sich verzehrt in dem Kampfe mit den Konkurrenten. Was hat aber das Volksvermögen, zu dessen Vergrößerung alle Arbeit verrichtet werden soll, davon, daß Hinz und Kunz, Müller und Schulze, Wertheim und Cohn einander eifersüchtig bekämpfen?

Betrachten die Arbeitgeber von dem Standpunkt aus ihren Daseinszweck, daß sie zu allererst dem Gesammtwohl dadurch zu dienen haben, daß sie für sich und ihre Arbeiter nur solche Arbeiten annehmen und ausführen lassen, die nach ihrem besten Wissen gethan werden müssen, dann würden hunderttausende Arbeiter frei werden, denn wir haben in Deutschland ungezählte „blühende“ Industriezweige, deren Erzeugnisse nur darauf berechnet sind, Anderen das Geld aus der Tasche zu locken. Diese Arbeiter würden nach unserer heutigen wirth-

schaftlichen Verfassung brotlos werden, wenn sich nicht ein Arbeitgeber fände, der ihnen für eine gewisse Zeit die Mittel zur Lebensführung vorschösse. Dann aber würde man auch sehr bald einsehen, daß nicht Das, was man gemeinhin unter Kapital und unter Arbeitgeber versteht — nämlich das rollende Geld und die Person, die das Geld hat —, die Instanzen sind, die ein Volksvermögen vermehren, sondern daß die Anderen, die Arbeiter, erst dazu treten müssen, wenn ein Wohlstand geschaffen werden soll. Hebt man aber immer hervor, daß „die Hauptsache für die Arbeiter die Erhaltung eines Arbeitgeberstandes ist, der überhaupt in der Lage ist, auskömmliche Löhne zu zahlen, und daß es das größte Unglück wäre, was die Arbeiter treffen könnte, wenn die Arbeitgeber ruinirt würden und ihr Kapital vom Arbeitmarkte zurückzögen", so verwechselt man einfach Dinge mit einander, die, weil sie unzertrennlich sind, gar nicht mit einander verwechselt werden können. Bleiben wir bei der heutigen Ordnung, so thut nichts weiter noth, als was ich am Anfange gesagt habe: Arbeiter und Arbeitgeber sollen einander so beurtheilen, wie sie sich kennen, nicht aber danach, was sie vom Hörensagen oder was sie in sozialdemokratischen oder nationalen Zeitungen lesen. Beide Gruppen, die eine durch ihre größere Zahl, die andere durch die Kraft, ein Risiko für Alle einzugehen und durchzuführen, gehören zusammen. Arbeitgeber ohne Arbeiter sind Nullen, so gut wie Arbeiter ohne Arbeitmittel, und da heute die Arbeitmittel bei den Arbeitgebern liegen, so kann man ruhig sagen, daß in ihrer Nützlichkeit im wirthschaftlichen Leben beide Gruppen auf gleicher Stufe stehen.

Was ist denn das Geldkapital der Arbeitgeber werth, wenn die Arbeiter fehlen? Was ist es werth, wenn die Konsumenten fehlen? Ist denn etwa ein Doppelwaggon mit Tausendmarkscheinen Kapital? Nein, darin steckt volkswirthschaftlich kein höherer Werth als in einem Doppelwaggon mit Lumpen. Hat der Arbeitgeber keine Arbeiter, der Fabrikant und der Kaufmann keine Konsumenten, sinkt die Kaufkraft der Massen beständig, dann sinkt auch der Werth des mobilen Kapitals. Tausend Mark bleiben nominell wohl tausend Mark, aber mit der Kaufkraft des ganzen Volkes sinkt auch die Kaufkraft des Tausendmarkscheines. Das heißt, die durch seine Darleihung sonst erzielte Rente von fünfzig Mark pro Jahr ist auf vierzig und dann auf dreißig, ja, stecken sie in der Landwirthschaft, wohl gar schon auf zwanzig zurückgegangen. Ein rechter Kaufmann oder Industrieller und eine rechte nationale Zeitung sollte dahin streben, das Volksvermögen vermehren zu helfen; man sollte das Gesammtwohl aus purem Egoismus über das eigene Wohl stellen (Das klingt nämlich blos paradox) und man sollte alle Einrichtungen, die der Vermehrung des Gesammtvermögens durch neu gethane Arbeit im Wege stehen, hinwegräumen. Dann würde es gar bald ein Ende haben mit dem Schimpfen drüben und mit dem Drohen hüben; kennte sich das ganze deutsche Volk so, wie sich immer in geschlossenen Gruppen an der Arbeitstätte Arbeitnehmer und Arbeitgeber kennen, dann würde eine Verständigung und mit dieser eine neue Ordnung wohl Platz finden. Bleibt man aber hier, bei den Arbeitgebern, unnahbar, nimmt man sich nicht einmal die Mühe, nach besseren Wegen zu höheren Zielen zu suchen, und sucht man dort, bei den Arbeiterführern, künstlich Zwietracht zu säen, dann wird zum Schaden Aller nichts Vernünftiges aus den großen wirthschaftlichen Reformen, die doch nun einmal vor der Thür stehen und Einlaß fordern.

Hamburg-Hohenfelde. Max Rieck.

Die Venezuela-Eisenbahn.

Der Freistaat Venezuela, um den sich unsere politischen Zeitungen seit Jahren fast gar nicht gekümmert hatten, spielte in den letzten Monaten in der ganzen europäischen Presse eine große Rolle. Der Grenzstreit mit England, der seit etwa zehn Jahren die südamerikanische Presse beschäftigt, wurde endlich auch dem deutschen Zeitungleser vorgetragen, nachdem sich die Vereinigten Staaten, die lange für die Hilferufe der Venezolaner taub waren, in den Streit gemischt hatten. Ohne auf diesen Streit hier einzugehen, sei nur bemerkt, daß die heutigen Amerikaner unter „Monroedoktrin" die Losung verstehen: Ganz Amerika für die Vereinigten Staaten; sie wollen die Republiken des früher spanischen Amerika in finanzielle, wirthschaftliche und zunächst in handelspolitische Abhängigkeit von der Union bringen und eine gewisse Oberaufsicht über Mittel- und Süd-Amerika führen. Eben lese ich, daß kalifornische Zeitungen bereits ganz offen den Hispano-Amerikanern den Standpunkt klar machen und ihnen sagen: Europa ist der wahre Feind von Mittel- und Süd-Amerika — was direkt unwahr ist — und Nord-Amerika ihr einziger Freund, — was sehr zu bezweifeln ist. Da sei es doch angezeigt — schreibt die kalifornische Zeitung weiter —, beim Freunde und nicht beim Feinde zu kaufen, seine Industrieartikel zu beziehen.

Die Anzahl der Deutschen in Venezuela ist nicht groß, sie beträgt 1200 bis 1400, die über das ganze Land vertheilt sind. Der Großhandel liegt fast ausschließlich in deutschen Händen; deutsche Handwerker, Kaufleute, Apotheker findet man in allen Städten des Landes. Die Große Venezuela-Eisenbahn, mit der wie uns hier beschäftigen wollen, wird sicher zur Stärkung des deutschen Einflusses in jenem reichen Lande beitragen.

Die Gründer dieser Eisenbahn-Gesellschaft, die Diskontogesellschaft und die Norddeutsche Bank, haben in einer Weise operirt, die leider bisher in Deutschland fast unbekannt war und ist. Sie liehen der Regirung kein Geld, sondern übernahmen selbst den Bau der Bahn und ließen sich zuerst mit der Zusage der Zinsgarantie genügen. Eine solche Zusage — an deren Stelle jetzt freilich ein Abkommen getreten ist — wäre bei der Mehrzahl der hispano-amerikanischen Republiken ziemlich werthlos. Werden die Machthaber und ihre Cliquen aber bei Nichterfüllung der Verträge etwas energisch auf ihre internationalen Verpflichtungen und feierlichen Zusagen aufmerksam gemacht, dann erinnern sie sich der Monroedoktrin und die patriotische Presse beginnt mit komischer Entrüstung von der „Einmischung Europas" zu reden. Ehe hier nicht eine gründliche Wandlung eintritt, sollten alle europäischen Banken und Emissionhäuser keine neue Anleihe jener Länder vermitteln.

Das Unternehmen der Diskontogesellschaft, über 40 Millionen Mark deutsches Kapital in einer Eisenbahn in Venezuela anzulegen, war und bleibt deshalb ein gewagtes. Ist es doch gar nicht ausgeschlossen, daß die kostspieligen Viadukte der Bahn bei einem neuen Bürgerkrieg zerstört werden, um Truppentransporte zu verhindern. Andererseits muß aber zugegeben werden, daß die Regirung des Guzman Blanco, mit der die Banken und ihr Vorgänger, Herr Krupp, verhandelten, als eine relativ starke betrachtet werden konnte. Guzman Blanco hat trotz den großen Fehlern und Mängeln seines Charakters unendlich viel für den wahren Fortschritt von Venezuela gethan, er hat für Ruhe und

Ordnung gesorgt. Er und seine Regirung wären auch ihren Verpflichtungen gegen die Große Venezuela-Eisenbahn Gesellschaft nachgekommen. Auf Grund der früheren Verträge und des letzten Vertrages vom 17. Dezember 1890 garantirt die Regirung sieben Prozent Zinsen für die Bausumme von 12 800 Pfund Sterling pro Kilometer der Strecke Caracas-Cagua (109 Kilometer) und von 11 000 Pfund Sterling pro Kilometer der Strecke Cagua-Valencia (71 Kilometer) vom Tage der Betriebseröffnung der ganzen Strecke an. Die jetzige Regirung, die seit einem Jahre eifrig gegen die Engländer und — zum Schutze des Herrn Crespo — gegen innere Feinde rüstet, ist ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen und schuldete der Gesellschaft Ende 1895 rund sieben Millionen Bolivares (à 0,80 Mark). Da die Gesellschaft alle ihre Verpflichtungen erfüllt und eine so vorzügliche, solide Bahn erbaut hat, wie sie im ganzen spanischen Amerika nicht wieder existirt, ist es nur zu billigen, daß die deutsche Regirung durch einige sehr bestimmte Noten dieses Recht der Gesellschaft anerkannt und zu wahren versucht hat. Diese Thatsache erfuhr ich erst aus südamerikanischen Zeitungen, die sofort von einer „drohenden Vergewaltigung des armen und schwachen Venezuela auch durch Deutschland" zu reden begannen und um die Hilfe der Vereinigten Staaten baten. Die Gesellschaft selbst hat über diese Interna die größte Diskretion gewahrt, jede Reklame für ihr Werk vermieden und ist in aller Stille bestrebt, die Bahn möglichst bald rentabel und völlig unabhängig von der Zahlungsfähigkeit und dem guten Willen der Regirung zu machen.

Die Konzession für die Große Venezuela-Bahn ertheilte Guzman Blanco 1887 an Herrn Friedrich Krupp. Die Verhandlungen führte in Krupps Namen der Ingenieur L. A. Müller, der die Vorstudien machte und die ersten Pläne entwarf. 1888 übertrug Krupp seine Konzession an die Große Venezuela-Eisenbahn-Gesellschaft, deren Kapitalisten fast ausschließlich die Diskontogesellschaft und Norddeutsche Bank (Hamburg) waren und noch sind. Die Arbeiten begannen 1888 unter Leitung der Ingenieure L. A. Müller und P. Schachert und etwa Ende 1889, nach dem Tode Schacherts und dem Rücktritt Müllers, übernahm Herr Regirungs-Baumeister C. Plock als Direktor die Leitung des Baues, den er auch zu Ende geführt hat. Im Februar wurde die ganze Bahnstrecke dem Verkehr übergeben.

Die Bahn verbindet die beiden Hauptstädte des Landes, Caracas und Valencia. Sie ist 179,6 Kilometer lang. Die Endpunkte sind mit den Häfen La Guaira und Puerto Cabello durch Bahnen verbunden. Die Bahn La Guaira-Caracas rentirte erst, als Guzman Blanco einfach dekretirte, es sei verboten, Lasten auf dieser Strecke per Wagen zu transportiren. Die Bahn geht von Caracas (911 Meter über dem Meere belegen) im Thale des Guaire-Flusses über Antimano und dann mit zwei Prozent Steigung über einen Gebirgszug. Bei Kilometer 30 erreicht sie in der Nähe von Los Teques die größte Höhe im langen Tunnel von Corozal, 1227 Meter hoch. Von hier steigt sie in Kurven bis Begonia herab. Dieser Theil der Strecke war der schwierigste und kostspieligste, er erforderte viele Tunnels, Brücken und Viadukte. Von der Station Las Tejerias (Kilometer 74) beginnt die Bahn die Gebirgsregion zu verlassen und tritt bald in den oberen Theil des Tuy-Thales ein. Von Tejerias an geht sie fast immer in gerader Linie und mit geringem Gefälle zuerst im Thale des Aragua-Flusses und dann am Nordufer des Valencia-Sees bis zu ihrem End

punkt, der Stadt Valencia in 473 Meter Höhe. Auf dieser ganzen Strecke befinden sich zu beiden Seiten große und vorzüglich gepflegte Kaffee- und Zuckerplantagen und fruchtbare Weidegründe, die bald zum größten Theile in Pflanzungen von Kaffee, Zuckerrohr, Cacao, Mais und Bohnen verwandelt sein werden.

Die Bahn zählt 212 Viadukte und Brücken, die durchweg aus Eisen und Stahl bestehen und 5500 Tonnen wiegen. Die 86 Tunnels haben eine Totallänge von 5200 Metern. Der längste Viadukt ist 106 Meter lang und 47 Meter hoch; die längsten Tunnels sind 285 und 267 Meter lang. $3^1/_2$ Millionen Kubikmeter Erde und Felsen mußten fortgeräumt und 300 0000 Kubikmeter Mauerwerk errichtet werden. Die zahlreichen Kurven, welche die Bahn im Gebirgstheile beschreibt, haben einen Radius von mindestens 80 bis 100 Meter. Die Dämme sind mit der größten Sorgfalt erbaut, die Stahlschienen von sieben Meter Länge liegen auf je neun 1,80 Meter langen eisernen Schwellen, die je 30,6 Kilo wiegen. Obgleich das Land reich an schönen Nutzhölzern ist und man in den Urwäldern in der Nähe der Bahn sehr harte Hölzer fand, hat man sich doch für eiserne Schwellen entschieden. Die zuerst gelegten Holzschwellen waren nach einem Jahre „verstockt". Da die Tunnels relativ weiche, leicht abbröckelnde Felsen durchschnitten, mußten die Decken bei der Mehrzahl ausgemauert werden. Das Baumaterial mußte im gebirgigen Theile (bis etwa Kilometer 80) meist aus weiter Ferne auf dem Rücken von Maulthieren herbeigeschafft werden. Die Spurweite der Bahn ist gleich wie die auf der Strecke Puerto Cabello-Valencia, nämlich 1,07 Meter. Leider ist die Spurweite der Bahn La Guaira-Caracas verschieden und die für diesen Hafen bestimmten Frachten der Bahn müssen in Caracas umgeladen werden. Das rollende Material bestand im August 1895 aus 18 Lokomotiven, 33 Personenwagen, 8 Bagagewagen, 153 Wagen zum Transport von Vieh und Frachten aller Art. Alle Stationgebäude sind geräumig und freundlich, meist aus Eisen und Wellblech erbaut und von hübschen Gartenanlagen umgeben. In Caracas und Valencia sind große Werk- und Reparaturstätten, zahlreiche Lagerhäuser und Lokomotivschuppen aus Eisen erbaut.

Die deutsche Regirung hat dieser merkwürdigen Bahn, die das Ansehen der deutschen Bau- und Ingenieurkunst nicht nur in Venezuela gehoben hat, mit Recht ein wohlwollendes Interesse bezeugt. Auf Befehl des Kaisers mußte das ganze Offiziercorps und ein Theil der Mannschaft des Kriegsschiffes „Stein", das zu diesem Zwecke nach La Guaira geschickt war, der Eröffnungfeierlichkeit am 1. Februar 1894 beiwohnen. Das Material für die Bahn ist fast ausschließlich aus Deutschland bezogen. Die Stahlschienen lieferte Krupp, die gußeisernen Schwellen die „Union" (Dortmund), die eisernen Brücken die „Union" und die „Gutehoffnunghütte" bei Dortmund, die Lokomotiven die sächsische Maschinenfabrik (früher Rich. Hartmann in Chemnitz), die Waggons van der Zypen und Charlier (Deutz a. Rh.). Auch der Cement wurde aus Deutschland bezogen. Nur wenige Sektionen des Baues wurden an Venezolaner, Amerikaner und Italiener in Entreprise gegeben. In den Tunnels arbeiteten über 3000 Italiener und Oesterreicher als Minirer. Die Arbeiter waren Venezolaner (meist Zambos und Mulatten) und Jamaikaneger, die Ingenieure, Werkmeister, Handwerker und Aufseher meist Deutsche.

Betrachten wir nun die voraussichtliche Rentabilität und die Zukunft der

Bahn, die scheinbar nur einen kleinen Theil des reichen und großen Landes erschließt. Aber gerade dieser Theil ist mit der fruchtbarste. Der Bau kostete in Summa 53 Millionen Bolivares oder 2120 Millionen Pfund Sterling. 1892 wurde ein Theil der Bahn dem Verkehr übergeben; er brachte in diesem Jahre 301 000 Bolivares ein. 1893 folgte eine größere Strecke; sie brachte 938 000 Bolivares. Die fertige Bahn ergab eine Bruttoeinnahme von 2 Millionen Bolivares im Jahre 1894 und von 2,10 Millionen im Jahre 1895. Der Ertrag wäre 1895 viel höher gewesen, wenn nicht zu Beginn des Jahres die Frachten wesentlich herabgesetzt worden wären, wodurch sich der Verkehr gewaltig steigerte und die Konkurrenz der Maulthierwagen und Ochsenkarren, die bisher viele Frachten, besonders auf der westlichen Hälfte der Route, befördert hatten, fast ganz beseitigt wurde. Die Zinsgarantie der Regirung wird von Jahr zu Jahr geringere Summen erfordern und in etwa fünf Jahren wird — wenn die innere Ruhe des Landes gewahrt bleibt, was allerdings nicht wahrscheinlich ist — die Bahn mit sieben Prozent und mehr rentiren. Die Betriebskosten sind im letzten Jahre möglichst herabgesetzt worden, sie werden bereits von den Einnahmen beträchtlich übertroffen. Die Hauptfrachten liefern Kaffee, Vieh, Zucker, Cacao. Die Bahn beförderte von diesen und anderen Lebensmitteln aller Art 1895 etwa 25 000 Tonnen nach ihren Endpunkten. Dazu wurden 40 000 Tonnen Lebensmittel über die Häfen La Guaira und Puerto Cabello nach den Endpunkten der Bahn vom Auslande eingeführt. Diese Lebensmittel (viel Weizen) kann aber das im Süden und Norden an die Bahn anschließende Gebiet, besonders die Gegend um den Valenciasee, zum großen Theile selbst liefern, sobald Menschen beschafft sind und die Regirung ein größeres Verständniß für Hebung des Ackerbaues und der Einwanderung zeigt, als Das seit dem Sturze des Guzman Blanco der Fall gewesen ist. Etwa 50 000 Hektar des prachtvollsten, ebenen Bodens liegen in der vorher angedeuteten Zone noch brach, dienen nur zum Theil als Viehweide. Werden hier an einigen Stellen künstliche Bewässerungen angelegt, was keine großen Kosten erfordern wird, so können alle Produkte der tropischen und subtropischen Länder erzeugt werden. Die Abhänge der Gebirge im Norden und Süden des Valenciasees eignen sich vortrefflich zu Kaffeeplantagen und zur Anpflanzung von Mahagony- und Cedrelabäumen. Die Qualität des Venezuela-Kaffees ist vorzüglich. In den südlichen Gebirgen, die an die großen Ebenen, die Llanos grenzen, findet man Mineralien aller Art und auch Steinkohlen in mächtigen Lagern.

In der durch die Bahn erschlossenen Gegend kann europäisches Kapital zu Plantagenbau im großen Stil mit Vortheil angelegt werden, wie es bereits mit deutschem Kapital in den Kaffee-Plantagen von Guatemala der Fall ist. Von dem Versuch, in den angrenzenden höher belegenen Gebieten deutsche Ackerbau-Kolonien anzulegen, muß aber noch Abstand genommen werden. Die innere Ruhe des Landes muß erst befestigt, die Aera der größeren Revolutionen und Bürgerkriege abgeschlossen sein. Das Schicksal und die Erfahrungen der deutschen Kolonie Tovar, nördlich der Station Victoria belegen, sind nicht ermunternd. Sie wurde 1838 durch den Präsidenten Paez begründet und von etwa 500 Badensern bevölkert. Da es aber an erträglichen Verbindungen mit den benachbarten Städten fehlte und kein Absatz der Produkte möglich war, fristeten die Kolonisten eben

ihr Leben. Tovar liegt in der Nähe der Quellen der Aragua, mitten im Urwalde, der die ganze Umgebung der Gebirgszüge bedeckt, in 1800 Meter Höhe. Viele Kolonisten verließen ihren neuen Wohnsitz sofort. Die Kolonie zählte 1842 etwa 350 Einwohner und heute nicht mehr. Der Boden ist — nach Beseitigung des Urwaldes — sehr fruchtbar, für alle europäischen Kulturen und für Kaffee geeignet. Durchschnittliche Jahrestemperatur 16° C. Da aber die Produkte bis zur nächsten Station (Viktoria) sieben Stunden weit auf schlechten Wegen auf Maulthieren transportirt werden müssen, wird auch die neue Bahn der alten Kolonie so bald nicht viel nützen. Die Regirungen, die der des Paez (1839 bis 1843) folgten, hatten kein Interesse für die Kolonie, die unter den ewigen inneren Kriegen schwer litt. Daß die deutschen Ackerbaukolonien Tovar in Venezuela und Pozuzo in Pern überhaupt noch bestehen, ist ein glänzender Beweis von der zähen Arbeitkraft, der Geduld und Energie der deutschen Ackerbauer, die das denkbar beste Menschenmaterial für Kolonien in subtropischen Ländern liefern. Diese Erkenntniß bricht sich in neuester Zeit im ganzen spanischen Amerika, wo man mit Spaniern und Italienern an vielen Stellen sehr traurige Erfahrungen gemacht hat, mehr und mehr Bahn. Deutsche Kolonisten werden überall gewünscht. Die richtige Auswahl der Terrains für solche Kolonien zu überwachen und bei günstigen Verhältnissen die Auswanderung dorthin zu lenken, müßte eine der Hauptaufgaben der deutschen Kolonialgesellschaft sein.

Dr. H. Polakowsky.

Sonett.

Vernimm, o Seele, nicht den Schlummersang,
Daß auf dem Antlitz unsrer armen Erde
Die Thrän', in Noth geweint, nicht trocknen werde
Bis zu des letzten Menschen Untergang!

Wie? Wär's ein Trugbild, das die Besten zwang,
Sich loszureißen von dem Glück am Herde?
Der Wunsch, zu heben Mühsal und Beschwerde,
Wär' nur ein Wahn? Ein eitler Thatendrang?

Dann mag mein Herz von wehen Wunden heilen,
Dann will ich keinen Tag mehr länger säumen,
Die Stunden zu genießen, eh' sie eilen;

Dann soll vom Wein der Becher überschäumen, —
Entflohen des Gewissens grimmen Pfeilen,
Will ich in lieben Frauenarmen träumen.

Frankfurt a. M. Hermann Faber.

Ohne Getreideterminhandel.

Mir ist noch kaum jemals ein Händler oder Makler in effektivem Getreide begegnet, der nicht einen starken Haß gegen das Termingeschäft geäußert hätte. Wer aus dem nun beschlossenen Verbot etwa nur die Siegesfreude der Ackerbauinteressenten vernehmen wollte, würde deshalb keinen geringen Irrthum begehen. Im Gegentheil: die Legion von Provinzkaufleuten und die rührigen Kreise in den Brennpunkten des Effektivgeschäftes, die ihre Pläne von der berliner Spekulation bisher fast beständig überrascht und durchkreuzt sahen, hoffen, aus der neuen Lage den Hauptnutzen ziehen zu können. Das geht so weit, daß man heute thatsächlich schon Befürchtungen hegt: die Gutsbesitzer würden nach Jahr und Tag den Terminhandel wieder anstreben, weil ihnen, wie wenigstens die Börse fast einstimmig meint, wesentliche Vortheile daraus entspringen. Der Haß unserer soliden Kaufleute gegen den Ultimoverkehr würde wahrscheinlich in Liebe verwandelt worden sein, wenn die letzten fünf Jahre durchschnittlich eine mehr gute als flaue Tendenz gebracht hätten; doch „lag“ der Weltmarkt umgekehrt. Die Folge war, daß bei fast allen unseren Abschlüssen in reeller Waare die Käufer zögernd nach Berlin blickten. Im Grunde genommen, wäre Das bei einem wirklichen Bedarf kaum nöthig gewesen; aber der Respekt vor der Reichshauptstadt, die allgemeine Mode, der mögliche Aerger, Etwas zu theuer gekauft zu haben, — alle diese psychologischen Momente traten unaufhörlich störend dazwischen. Nebenbei hatte man auch von dem ganzen Gebahren im Lieferungverkehr keine allzu hohe Meinung, obgleich es nicht unbekannt bleiben konnte, daß die berliner Börse selbst gegen die Ausschreitungen einiger in letzter Zeit wieder viel genannten Firmen Partei genommen hatte und u. A. deren Aufgaben nicht mehr annahm.

Wie man heute in Fachkreisen bestimmt glaubt, kann der Effektivhandel durch seine jetzt bald zu erwartende Alleinherrschaft nur gewinnen; freilich würden zunächst, vielleicht auch für längere Zeit, die Preisschwankungen größer sein. Die berliner Getreidebörse aber verfügt dann über bei Weitem zu große Räume, denn dort war eben bis jetzt die Domäne des deutschen Lieferunghandels, und diese Gattung von Kaufleuten muß nun etwas Anderes beginnen oder . . . auswandern. Darf man die Zahl solcher Firmen und Zwischenfirmen in Berlin, Hamburg, Breslau und Köln, deren Bedeutung in Getreide nennenswerth ist, auf fünfhundert schätzen, so hängen mit Personal, Lagerarbeitern u. s. w. wohl mindestens zehntausend Menschen von dem zu hoffenden oder zu fürchtenden neuen Gesetz ab. Es stehen also jedenfalls einschneidende Verschiebungen bevor, deren Ausdehnung bald genug klar werden dürfte. Für jene Kaufleute selbst ist es kaum schwierig, trotz der Ueberlastung der meisten Erwerbsbetriebe, sich an etwas Anderem zu versuchen, aber sie werden wohl in ihrem Fach bleiben und ihre Transaktionen künftig in Amsterdam oder Paris machen. Da das berliner Termingeschäft schon seit einem Jahr unter dem Druck der nahenden Beschränkung ganz darniederlag, sind schon längst hundert Hände thätig, um im Auslande Häuser zu kommanditiren und deutsche Agenten theuer zu engagiren, die den Rhein oder Ostpreußen genau kennen. Paris hat zwar, wie in Zucker und Rüböl, auch in Getreide eine ungeheure Spekulation, der sich alle möglichen Geldkräfte willig unterwerfen, allein die berliner Herren dürften sich doch in Amsterdam mehr zu Hause fühlen. Und da Weizen einmal

den Weltmarkt hat, so ist es lediglich für Berlin ein Unterschied, ob dort oder anderswo künftig die Lieferungabschlüsse vollzogen werden. Die Kundschaft hierfür ist bekannt und erreichbar und die Spesen werden kaum größer, da ja die schließliche Ablieferung doch an den bisherigen Plätzen stattfinden kann. Freilich geht es nicht gut an, daß man, wie es neuerdings bei Montanpapieren geschieht, alles Getreide per Kasse kauft und es dann lombardiren läßt; denn erstens lassen sich die Quantitäten gar nicht so rasch herbeischaffen, wie die Spekulation nach oben oder nach unten Meinung hat, und zweitens kostet die Lagerung zu viel: tausend Sack Roggen nehmen eben bekanntlich einen etwas größeren Speicherraum ein als ein Posten Laura- oder Gelsenkirchener Aktien.

Nun wird schon jetzt die Hoffnung bei uns laut, daß man auch vielleicht die übrigen Länder zu einem Verbot des Lieferungsgeschäftes bewegen könne, — natürlich nicht auf diplomatischem, sondern auf parteipolitischem Wege. Das klingt keineswegs ganz aussichtlos, wenn man sieht, wie zum Beispiel bei internationalen Kongressen die Vertreter der verschiedenen Länder und auch der verschiedenen Interessen wie Wolf und Schaf friedlich neben einander weiden. Erst in diesen Tagen gab es in Brüssel eine stille Zusammenkunft der europäischen Bimetallisten, deren Beschlüsse vorläufig noch geheim gehalten werden, und in den persönlichen Unterhaltungen hat, wie man murmelt, da auch die Frage des Terminhandels eine gewisse Rolle gespielt. Der ungarische Graf Karolyi leitete alle Uebelstände von der Spekulation in Getreide her, ein Russe aber suchte ihn sehr eindringlich von der Nützlichkeit des Lieferungsgeschäftes zu überzeugen. Welchen Schaden gerade unser östlicher Nachbar von unserem Verbote hat, Das werden wir nachher flüchtig untersuchen; genug: der Austausch der Meinungen ist unter den Wirthschaftinteressenten der civilisirten Welt heute ein äußerst lebhafter und eine Rückwirkung auf die verschiedenen Gesetzgebungen ist keineswegs ausgeschlossen. Wenn zum Beispiel Frankreichs Hauptstadt von dem Verbot des deutschen Terminhandels jetzt profitirt, so ist damit noch durchaus nicht gesagt, daß die Franzosen, denen die Börsenfeindschaft ebenfalls in den Gliedern steckt, nun von jeder Aenderung ihrer Gesetze künftig absehen werden. Man bedenke, daß jetzt Herr Méline am Ruder steht, der nicht allein Bimetallist, sondern auch Getreide-Schutzzöllner par excellence ist. Etwas unwahrscheinlicher würde die Sache mit Holland werden, denn es ist ein kleines Land, wo das Interesse der Kaufmannswohlfahrt alles Andere überwiegt. Vor Allem wären aber die Vereinigten Staaten für ein solches Verbot nicht zu haben, denn — nominell besteht es dort längst und wird in seiner Art auch gehalten. In allen Abschlüssen ist nämlich bei nur wenigen Cents (per Bushel) Kursunterschied ein sofortiger Nachschuß (margin) ausbedungen und solche Verrechnungen findet man beständig auch an allen europäischen Plätzen, wo Engagements mit New-York bestehen. Eine Bank ist da immer als Deponirungstelle festgesetzt. New York wird also wahrscheinlich das große Ventil für unsere Getreidespekulation und auch für solche Transaktionen bleiben, die von der an sich ganz legitimen Versicherung zahlloser kleinen Gutsrenten ausgehen.

Vor Jahren wurde hier schon gezeigt, wie berechtigt die alte Geschäftsgewohnheit unserer Gutsbesitzer ist, durch gewisse Lieferungtransaktionen sich eine Prämie für den guten Verkauf ihrer zukünftigen Ernte zu verschaffen. Allerdings dürfte ein solches Geschäft nur einmal im Jahre gemacht werden und es scheint,

daß es mitunter mehrmals, also zu oft, geschah. Die Behauptung, daß fast alle preußischen Gutsbesitzer manchmal spekuliren, sollte, da sie von Kaufleuten stammt, die gewiß keine Freunde der Terminbörse sind, doch nicht unterdrückt werden. Jedenfalls ist in solcher „Junkerspekulation" Geld verloren worden und die Verlierer haben gemerkt, daß ihre Händler ihnen an Fixigkeit überlegen waren. Es ist nun nicht zu ersehen, wie der Landmann nur die Lieferungsgeschäfte machen kann, die ihm die Regirungvorlage gestatten möchte; denn zu Allem gehört doch eine Contrepartie, — und diese zu finden, wird von jetzt an eine Art Preisräthsel. In Berlin scheint man anzunehmen, daß einzelne Herren sehr bald in Holland ihre Geschäfte ausführen lassen werden; aber man spricht doch bereits von der Absicht, auch derartige Geschäfte bei uns in Bezug auf das Ausland zu verbieten. Umgehungen wären dabei, so lange das deutsche Briefgeheimniß gewahrt bleibt, allerdings immer möglich. Dagegen kann ein berliner Kaufmann, der künftig in Amsterdam oder Paris firmirt, thun und lassen, was er will.

Am Schwersten aber wird von unserem Verbot nicht Deutschland, sondern Rußland betroffen. Dort ist der Terminhandel auch eine Geldfrage, denn der Gutsbesitzer, der seine Ernte auf Lieferung verkauft, kann sich gegen Wechsel bei den ihm bekannten Händlern Luft machen; diese haben wieder eine ganze Gruppe von Landleuten als Kundschaft und arbeiten mit allen Plätzen Europas. Während sie nun für ihren Weizen überall Abnahme finden können, bleibt für ihren Roggen eben unser Reich der unvergleichlich wichtigste Konsument. Wenn aber jetzt in Berlin ihre Lieferungumsätze unmöglich werden, die ja ebenfalls nur die Versicherung eines guten Erntepreises vorstellen, so muß überhaupt in Rußland allmählich das Spekulationgeschäft nach dem Ausland aufhören. Holland und Frankreich haben keinen effektiven Roggenbedarf. Bisher gingen viele südrussische Ladungen unverkauft nach nordeuropöischen Häfen und erst in Gibraltar erhielten sie ihre Ordre nach dem bestimmten Hafen, da hierdurch wieder acht Tage für das Geschäft gewonnen waren. Jetzt ist den Russen eine Chance von unabsehbarer Bedeutung abgeschnitten. Fürst Bismarck hatte einst richtig und klug erkannt, wie viel den russischen Roggenbauern an Deutschland lag, als er behauptete, die Russen würden unseren höheren Zoll zahlen. So war es auch wirklich bis jetzt. Pluto.

Torelore.

In der alten und allerliebsten Novelle von Aucassin und Nicolette, einem köstlichen Kleinod aus den Jugendtagen der gaya scienza, wird das selige Paar auf der Flucht von einem Sturm an das ferne Gestade des Königreiches von Torelore verschlagen und der blonde Prinz Aucassin merkt gar bald, daß er mit seinem Liebchen in die Fährlichkeiten eines Krieges gerathen ist. Da er, wie alle Märchenprinzen, stark, edelsinnig und tapfer ist, möchte er in dem Kriege mitkämpfen und ist sehr erstaunt, als er vernimmt, daß der Oberbefehl über die waffenfähige Mannschaft der Königin anvertraut ward. Sein Staunen wächst aber, als er sieht, was man in Torelore

einen Krieg nennt und mit welchen Waffen unter dem Frauenkommando gefochten wird. Ein schmaler Bach trennt die feindlichen Heere und auf beiden Seiten ist man bemüht, Holzäpfel, Pilze, Eier und Käse in das Wässerchen zu werfen; als der gewaltigste Kämpe und als gekrönter Sieger im Streite gilt Der, dem es gelingt, „das Wasser am Meisten zu trüben." Dem jungen Helden behagt der unsaubere Handel nicht, er sprengt in das dichteste Getümmel der feindlichen Rotten und führt mit seinem guten Schwert manchen harten Streich; aber der König eilt ihm nach und ruft, beinahe entsetzt: „Lieber Herr, Du tötest sie ja! Bei uns zu Lande ist es nicht Sitte, einander zu töten!" Die niedliche Geschichte paßt ganz wundervoll auf die neueste deutsche Politik. Nirgends Ruhe, aber auch nirgends ein frischer, im Ernst fröhlicher Krieg, der männisch mit Männerwaffen ausgefochten wird; überall nur das Bemühen, da oder dort rasch ein seichtes Wässerchen zu trüben. Kleine und kleinliche Häkeleien mit England, bei denen ein Theil unserer lieben Presse sich eben so albern benimmt wie einst bei der Beurtheilung der Stambulowei und die doch nach menschlicher Voraussicht zu einem vernünftigen und wohlthätigen Ergebniß nicht führen werden. Ekle Zänkereien im Inneren, die leise fortwühlen, ohne daß es jemals zu einem entscheidenden Kampf um große Grundsätze kommt. Wochen lang sind wir mit dem Gestöhn über die Gefahren einer Nebenregirung, über das dunkle, furchtbare Walten einer Kamarilla und das Nahen einer Ministerkrisis belästigt worden. Nun zeigt es sich, daß wir nur mit dem bekannten, unveränderten und für absehbare Zeit unveränderlichen Zustand zu rechnen haben und daß der Lärm von einem Bach herüberdrang, dessen Wasser getrübt werden sollte. Wichtige parlamentarische Kämpfe über das Bürgerliche Gesetzbuch und die Strafprozeßordnung, über Lehrerbesoldung und Richterauslese, über den mythischen Militärstrafprozeß und die caprivischen Halbbataillone werden angekündigt; bald aber merkt man, daß auch dabei nur mit Holzäpfeln, Eiern, Pilzen und Käse gekämpft wird und daß es sich um trübe Geschäftsmächlereien, nicht um ernste Kämpfe für große, lohnende Ziele handelt; Jeder versucht, für sich selbst einen Vortheil oder ein wärmendes Günstchen herauszuschlagen, und die Fraktionen fechten mit Krämerwaffen. Allgemach wird es langweilig, diesem Treiben zuzusehen, bei dem Würdenträger, Volksvertreter und Holzpapierpolitiker einander überbieten, und man möchte sehnsüchtig nachgerade wünschen, daß bald ein blonder, heldischer Prinz mit starken Streichen das Gesindel zu Paaren treibt. Einstweilen wird Jeder, der die Sache ernst nimmt und sich zu einem Kampf auf Tod und Leben rüstet, wie der junge Herr Aucassin angestaunt und wimmernd gleich zur Ruhe verwiesen. Die Wackeren, die das Gewässer trüben, weil sie im Trüben Etwas für sich fischen wollen, haben vorläufig noch die feste, kompakte Mehrheit und wir dürfen deshalb kaum hoffen, daß die Holzäpfelcampagne so bald ernstem, ehrlichem Ringen Platz machen wird. Es muß erst noch schlimmer kommen; die Vielzuvielen müssen erst deutlich erkennen, wohin die Klatschpolitik gunstsüchtiger Wichte uns führen kann, ehe die Einsicht aufdämmert, daß man im Deutschen Reich nicht nach der Mode des Märchenlandes Torelore schalten und walten darf. Aber auch im Fabellande hat man mit der Sitte, an der Held Aucassin mit Recht ein Aergerniß nahm, üble Erfahrungen gemacht: eines schlimmen Tages kamen die Sarazenen, stürmten das Schloß und bereiteten dem Glück von Torelore am trüben Wasser für immer ein Ende.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Mai 1896.

Das Kaisertelegramm am Friedensfeste.

Als man in der alten Kaiserstadt Frankfurt die Fahnen wehen und die Lichter brennen ließ, um das Jubiläum des Friedens zu feiern, da veröffentlichte der Freiherr von Stumm in der „Post“ ein Telegramm des Kaisers gegen den christlichen Sozialismus. Dieses Telegramm übertrifft die in Frankfurt gehaltenen Reden bei Weitem an politischer Bedeutung und ist das erste Glockenzeichen des neuen Vierteljahrhunderts. Wenn bei hohen Festen die Kaiserglocke im frankfurter Pfarrthurm zu dröhnen anfängt, dann übertönt sie jeden Schall der Umgebung; und noch heute pflegen kurze, scharfe Worte Wilhelms des Zweiten selbst dann eine weite Wirkung zu haben, wenn sie inhaltlich nichts Anderes sagen, als was schon vorher vielfach zu hören und zu lesen war. In solchen Fällen ist es der Kaiser, der auf das Kupfer einer Alltagsmeinung sein kaiserliches Bildniß prägt und es damit zur Landesmünze macht. Welche Meinung ist es nun, der er diesmal seinen Stempel verlieh?

„Christlich-Sozial ist Unsinn!“ „Politische Pastoren sind ein Unding!“ So ist wohl noch nie eine Partei oder Richtung vom Thron aus behandelt worden. Als die Sozialdemokratie bei einem patriotischen Anlaß die Gefühle des Enkels Wilhelms des Ersten kränkte, da fiel das herbe Wort von der „Rotte“. Hier aber handelt es sich um lauter königtreue Männer, um Leute, die dem Kaiser zu persönlicher Erregung kaum Anlaß gegeben haben, denn auch der sogenannte Scheiterhaufenbrief Stoeckers hat mit dem Begriff Christlich-Sozial gar nichts zu thun und geht keineswegs über Das hinaus, was auch sonst im politischen Leben vorgekommen ist. Eine Richtung, zu der

Männer wie Adolph Wagner, Sohm, Delbrück freundlich stehen, die zur Zeit die gehaltvollsten Kongresse in Deutschland zu Stande bringt, zu der die akademische Jugend sich neigt, um die sich die nicht-sozialdemokratischen deutschen Arbeiter sammeln, wird einfach als Unsinn bezeichnet. Ein Stand, der ohne Zweifel in seiner übergroßen Mehrzahl aus treu vaterländischen Männern besteht, aus Männern, die in alle Straßen kommen und das deutsche Volk von der Wiege bis zur Bahre begleiten, soll in öffentlichen Dingen kaltgestellt werden, obwohl die Verfassung ihm nicht, wie dem Offiziersstande, eine besondere Haltung anweist. Der Kaiser sagt den „Herren Pastoren", daß die Politik „sie gar nichts angeht." Ja, in aller Welt, wen geht sie denn dann Etwas an? Blos die Fürsten, den Kanzler und die Staatssekretäre? Oder soll der Bauer, der Tagelöhner, der Krämer politisiren dürfen, aber sein Pastor nicht?

Es geht gegen die Pastoren und gegen die Christlich-Sozialen. Da laufen auf einmal rechts und links vom Kaiser allerlei Leute, die man sonst selten an der Seite der Hohenzollern gesehen hat. Die liebe Tante Voß freut sich darüber, daß der Kaiser den Herren Pastoren scharf und bitter den Text liest. Der Börsencourier findet, daß die Depesche den Nagel auf den Kopf trifft, das Berliner Tageblatt freut sich über den friderizianischen Stil. Das ist der norddeutsche Liberalismus, wie er leibt und lebt! Von liberalem Sinn weiß er nichts mehr, denn sonst würde er auch dem Gegner die Freiheit mit wahren helfen; Eins nur weiß er, daß vor etwa fünfzig Jahren die Liberalen immer da standen, wo die Pastoren nicht waren, und dieser allmählich großväterlich gewordene Gedanke wirkt in den liberalen Organen heute noch nach. Warum aber standen damals die Pastoren nicht da, wo der Liberalismus stand? Weil sie königtreu waren bis ins Mark, um des Gewissens willen. Die Pastoren waren im Jahre 1848 ein Schutzwall der Könige. Sie haben damals gern Spott und Schmach getragen für Friedrich Wilhelm den Vierten und sein Haus, sie haben nicht gewankt, als Alles zitterte, — und nun sagt ihnen am Friedensfeiertage der Erbe jenes Königs, für den die Pastoren sich und ihr Volksansehen gern opferten: „Politische Pastoren sind ein Unding!"

Wenn die Preußenkönige „an ihr Volk" appellirt haben, da standen 1813 und 1871 ihre Pastoren neben ihren Generalen. Vor der Schlacht hat man den Pastor gerufen, weil man ihn brauchte. Diese Leute, die 1813 das große Opfer an evangelischem Kirchengut gern darbrachten, das nie zurückerstattet worden ist, die Sonntag für Sonntag von ihren tausend Kanzeln für den Kaiser und sein Haus beten, werden nun als Staatsbürger geringeren Grades in den Hintergrund geschoben. Die Bosheit wird sagen: Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen.

Daß es für den Pastor, der in einer bestimmten Ortsgemeinde thätig ist, verschiedene durchaus berechtigte Rücksichten geben kann, die seinen politischen Eifer dämpfen, ist allgemein anerkannt. Es kann keine Generalregel über das Verhältniß der Geistlichen zur Politik geben. Oft verlangt die Seelsorge eine starke Zurückhaltung. Oft aber ist öffentliches Wirken gerade in eminentem Sinn Seelsorge. Wir können es nicht für richtig halten, daß der Satz: „Religion ist Privatsache“ eine solche Deutung erhält, als gehöre der Pastor nur in die Kirche und in die Krankenstube, aber nicht in die Volksversammlung und in die Zeitung. Um der Verkündigung der Religion willen muß gegen eine solche Einengung protestirt werden. Jesus sagt: Gehet hin in alle Welt! Der Oberkirchenrath aber und der Kaiser sagen: Bleibt bei Euren Altären!

Diese Mahnung ist um so auffälliger, nachdem 1890 auf Veranlassung des Kaisers die Geistlichen zur Bekämpfung der Sozialdemokratie durch geistigen Kampf aufgerufen wurden. Haben wir etwa unsere Pflicht nicht gethan? Der selbst, der von der Thätigkeit der Geistlichen in diesen letzten fünf Jahren nicht befriedigt ist, wird zugeben, daß die hohen Intentionen der Erlasse vom Februar 1890 von keiner Gruppe der deutschen Gebildeten so verständnißvoll aufgegriffen worden sind wie von der Geistlichkeit. Wir haben gethan, was der Kaiser wollte, unsere junge Generation wächst als Neunzigergewächs in die Höhe, — ist es nun wahrscheinlich, daß ein Wink genügt, um die sozialpolitische Entwickelung der Geistlichkeit aufzuhalten? Auch kein Wort vom Kaiserthron kann den Eifer mehr dämpfen. Der Kurs in den oberen Luftschichten mag wechseln, der Landwind, der von Pfarre zu Pfarre weht, wird noch auf lange hinaus christlich-sozial sein.

Damit scheint sich aber eine trübe Aussicht zu eröffnen. Der Kaiser gegenüber der evangelischen und — logischer Weise — auch gegenüber der ähnlich gerichteten katholischen Geistlichkeit! Hat man nicht genug Erinnerungen an den Kulturkampf? Es ist ganz kennzeichnend, daß der „Reichsbote“, das konservative Blatt der preußischen Pastoren, den Vorschlag einer Delegirtenversammlung aller Pfarrer Preußens macht, um eine Deputation an den Kaiser zu wählen. Der Pfarrstand als solcher kommt in Gährung. Die Pfarrvereine werden bald viel Arbeit haben. Wie lange wird es dauern, dann fallen die Konsistorien über jeden politischen Pastor her und treiben gerade damit selbst die harmlosesten Amtsbrüder in das Politisiren hinein? Dann lernen die Pastoren als Stand für ihre Standesrechte stehen, so wie sie schon in Pommern gegen die konservative Partei und an der Saar gegen Stumm solidarisch hervorgetreten sind. Gerade, was der Kaiser nicht will, Das wird erreicht werden.

Wie kommt es nun, daß der Kaiser, der für seine Person dem kirchen-

feindlichen Gebahren des altersschwachen norddeutschen Liberalismus durchaus fern steht, daß der Gründer so vieler Kirchen, der Kaiser, der selbst in den Gewässern Norwegens den Matrosen predigt, die Geistlichkeit in dieser Weise anredet? Von prinzipieller Abneigung gegen das Christenthum kann ja doch keine Rede sein. Vielleicht spielen auch hier Personen eine viel größere Rolle als Prinzipien. Das Telegramm könnte betitelt sein: Von Stoecker zu Stumm.

Das erste Wort im Telegramm lautet: „Stoecker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe." Noch früher aber gab es eine Zeit, wo der damalige Prinz Wilhelm direkt für das Christlich-Soziale eintrat und wo er sich bei Stoecker zum Frühstück anmeldete. Es scheint also, als ob der Kaiser seine Erfahrungen in Hinsicht auf seinen früheren Hofprediger zur Grundlage seiner Beurtheilung des christlichen Sozialismus überhaupt mache. Nun ist es ja im gegenwärtigen Augenblick nicht ganz leicht, die guten Seiten Stoeckers hervorzuheben, da alle Welt beinahe im Urtheil über ihn einig ist und da auch seine besten Freunde große Schwierigkeiten im gemeinsamen Wirken gefunden haben. Wie man weiß, ist er nicht ohne vorhergehende Veranlassung aus dem evangelisch-sozialen Kongreß ausgeschieden, dessen erste Anregung von ihm ausgegangen ist, und so bedauerlich dieser Austritt für die Einheit der evangelisch-sozialen Bewegung sein mag, so halte auch ich, gerade wie Stoecker es von seiner Seite aus thut, diese volle Trennung für nöthig. Aber trotzdem ist es einfach unsere Pflicht, gegenüber dem kaiserlichen Telegramm für Stoecker einzutreten. Stoecker erscheint als typischer Beweis dafür, daß das Christlich-Soziale Unsinn ist und zu „Selbstüberhebung und Unduldsamkeit" führt. Aber trifft denn Das wirklich zu? Es hat eine Zeit gegeben, wo hinter Stoecker 80 000 berliner Wähler standen. Wenn diese königtreue Masse sich dann fast spurlos verlaufen hat, so ist es nicht recht und billig, den Mann dafür verantwortlich zu machen, der sie mit großer Unermüdlichkeit und Begabung zusammenrief. Er hatte wirklich gethan, was er konnte, — und nun hätte der Staatsmann dem Volksredner helfen müssen, wenn Berlin nationale Majoritäten haben sollte; der Staatsmann Bismarck aber opferte die „Berliner Bewegung" dem aus anderen Gründen für ihn erwünschten Kartell. Stoecker hat 1878 ein Programm aufgestellt, das vielleicht nicht originell und weitgehend genug war, das aber keinesfalls die Censur „Unsinn" verdient, denn es enthielt fast alle Stücke der späteren kaiserlichen Botschaften von 1878 und 1890. Es ist fraglich, ob die Worte vom praktischen Christenthum im Staatsleben jemals von dem alten Kaiser und Bismarck gewählt worden wären, wenn es Stoecker nicht gegeben hätte. Stoeckers Einfluß auf die evangelische Geistlichkeit in ganz Deutschland war ein großer und, wie ich in Erinnerung an eigene Jugenderfahrungen gern bezeuge, ein guter. Er hat uns aus der Enge

der theologischen Schulstube herausgeführt und hat uns mehr als sonst Jemand die Pflicht des Wirkens für das gesammte Volk nahe gebracht. Wenn ein solcher Mann dann ein gewisses Selbstgefühl hat, so ist es nicht wunderbar und mag hauptsächlich in solchen Kreisen aufgefallen sein, wo man den Verlust der Selbstachtung für eine Art von Patriotismus ansieht. Uns wäre es unendlich lieb gewesen, wenn das Selbstgefühl Stoeckers ihn rechtzeitig dazu veranlaßt hätte, dem Hofpredigerdienst und der Verbindung mit den Konservativen, die ihn benutzten, freiwillig ein Ende zu machen. Daß Stoecker „unduldsam" sei, ist eine in allen israelitischen Kreisen anerkannte Wahrheit, dem Theologen aber sei gestattet, darauf hinzuweisen, daß unter allen Führern der strengkirchlichen Richtung er Derjenige gewesen ist, der zuerst und am Erfolgreichsten den theologisch Liberalen die Hand zu gemeinsamem sozialen Wirken geboten hat. Er hat gekämpft, oft wohl auch bitter und scharf gekämpft, aber Jeder, der selbst starke Ausdrücke liebt, wird Das einem Manne nicht zu hoch anrechnen, der von den Gegnern seit fast zwei Jahrzehnten erdrückt werden sollte. Daß er heute „geendigt" hat, ist ja möglich, aber noch keineswegs sicher; und gerade dann, wenn es der Fall wäre, würden wir ihm einen anderen Nachruf von der Stelle aus gönnen, für die er „wie ein Löwe" in Berlin gestritten hat. Wer ist es denn, der in der Hauptstadt des Deutschen Reiches noch eine volle patriotische Versammlung zu Stande bringt? Sind es etwa die Herren Limburg-Stirum, Manteuffel, Stumm? Stoecker war auf lange Zeit hinaus der letzte Versuch, Berlin für die Hohenzollern zu gewinnen. Der Kaiser sagt: er habe geendigt. Der Versuch ist danach also erledigt, die Geschichte kann ihren Gang weiter gehen.

Der zweite Name des Telegrammes heißt „Stumm". Er ist ermächtigt worden, die Meinung des Kaisers kundzugeben. Der Reichskanzler wird in diesem Falle von dem Freunde Seiner Majestät, der Reichsanzeiger von der „Post" vertreten. Nun ist ja formell gar kein Zweifel daran, daß es völlig im freien Belieben des Kaisers steht, durch wen er private Kundgebungen dem deutschen Volke mittheilen will; sachlich ist es aber doch wünschenswerth, daß Urtheile über ganze Parteien und Berufe in der Form von öffentlichen Akten an die Oeffentlichkeit gelangen. Wird ein privates Kaiserwort ohne Vorwissen des Kaisers weiter verbreitet, so kann Das nicht gehindert, nur kann der Uebertreter der feinen Grenze, die das Privatleben des Kaisers sichern muß, dann vom ferneren Zutritt zum Hof ausgeschlossen werden. Diesen Ausgang der stummschen Indiskretion hätte ich für angemessen gefunden, — um so mehr, als dieser Herr sich schon öfter zu seinen Gunsten auf die Majestät des Kaisers berufen hat. Nun aber hat der Kaiser das Vorrecht Stumms, über ihn Aussagen zu machen, durch die Ermächtigung zur Veröffentlichung des Telegrammes selbst bestätigt und hat

damit Stumm den Charakter eines freiwilligen Hofbeamten beigelegt. Dieser Vorgang ist neu, aber er unterliegt unserer Kritik nicht. Daß wir es nicht als eine Freude ansehen, wenn gerade Stumm der Herold des kaiserlichen Willens wird, brauchen wir nicht zu sagen.

Es ist bei der Natur des deutschen Kaiserthumes schwer ausführbar, eine mit dem Willen des Kaisers veröffentlichte Privatmeinung von einer direkten kaiserlichen Kundgebung zu unterscheiden. Auch das Telegramm in der „Post“ wird von den Beamten gelesen und bald werden strebsame Diener des Staates ihren Beamten den Wink geben: Sie wissen, wie Seine Majestät über den christlichen Sozialismus denkt! Die Konsistorien werden es lesen und werden in stiller Berathung bei sich sprechen: Das ist also die Ansicht des obersten Bischofs! In Versammlungen wird man uns das Telegramm des Kaisers vorhalten, sobald wir für Kaiser und Reich reden. Kurz, die Privatäußerung wird in diesem Falle genau so wirken wie eine Regirunghandlung, nur steht kein verantwortlicher Minister für sie ein, keine Reichstagsinterpellation kann nach ihr fragen. Der Kaiser hat gesprochen, die Regirung aber bleibt — stumm.

Das Traurigste aber an dieser ganzen Sache ist, daß das Telegramm als Zeichen des Ueberganges der kaiserlichen Politik in die Bahn stummscher Anschauungen gefaßt werden wird. Der Frühling von 1890 ist nun vorüber, der Sommer ist in das Sternbild des Mannes mit dem Eisen eingetreten. Auch wenn der jetzige Reichskanzler der Müdigkeit seines Alters nachgeben und den Spuren Bismarcks und Caprivis folgen sollte, so wird ohne Zweifel ein Meister des sozialen Reformzeitalters nicht hinter ihm dreinschreiten, es wird Jemand kommen müssen, der es gern annehmen will, wenn der Kaiser den Freiherrn von Stumm zum Boten macht, der dem Volke sagt, was der Kaiser will. Stumms Einfluß steigt. O, es liegt viel deutsche Geschichte in den Worten: Von Stoecker zu Stumm!

Stumm ist der Vertreter der Anschauung von der unheilbaren Unmündigkeit des Volkes. Er ist nicht so sehr, wie man es bisweilen darstellt, ein Vertreter der ungebändigten kapitalistischen Selbstsucht, er ist auf seine Weise wohlwollend und gütig für gehorsame Kinder, ein willensstarker Patriarch, der nur Eines nicht vertragen kann, daß nämlich die Masse selbst Etwas bedeutet. Wenn Stumm nicht gewisse, gerade für eine aristokratische Lebensstellung passende, edlere Züge hätte, würde er längst „geendigt“ haben. Er kopirt einige der früheren preußischen Herren im Kleinen. In der Gegend von Saarbrücken besteht ein ganz sozialdemokratenfreier, absolutistisch regirter Industriestaat, das Bild einer Gegend aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, insofern als nicht die Arbeiter, sondern erst die bürgerlichen Elemente unruhig zu werden beginnen. Es erhebt sich ein ganz staatstreuer Liberalismus gegen den Kleinfürsten der Gegend. Bei dieser lokalen Erhebung haben nun

einige christlich-soziale und andere Pastoren mitgeholfen und haben auch ganz friedfertige „evangelische Arbeitervereine" gegründet. Das ist der Quell der stummschen Erbitterung gegen die Pastoren. Sie stören ihm sein „Königreich". Und weil sie es dort thun, so hält er sie im Allgemeinen für Störenfriede. Wenn er aber einmal verfolgt, dann verfolgt er gründlich. Er vergrößert und verschlimmert in der Phantasie seine Feinde und schlägt dann zu, wie es eben kommt. In dieser seiner Art würde er ein ganz interessantes psychologisches Problem sein, wenn er nur nicht zugleich als gewaltiger Erzengel an der Thür des Paradieses stände, das die deutsche Nation sich seit Jahrhunderten ersehnt hat.

Deutsches Kaiserthum, Du Traum unserer Ahnen, Du Sehnsucht unserer Väter, Du Schwanengesang verblichener Geschlechter, Du kostbarer Gewinn, — Deutsches Kaiserthum, was könntest Du sein! Als in der vorigen Woche die alte Krönungstadt der habsburgischen Kaiser sich für den Hohenzollern rüstete, da dachten wir an all das Steife und Volksfremde, das mit dem alten Regiment verbunden gewesen war, und freuten uns des Eifers aller Volksklassen, wie sie für die Begrüßung des neuen Kaiserthumes sich bereiteten. Es gab in diesen Tagen keine Parteien in der alten Reichsstadt. Die letzten Ecken und Enden athmeten den Kaisergruß, — und doch wurde das Friedensfest nicht volksthümlich. Am Volke hat es wahrlich nicht gefehlt. Kann es ein geduldigeres Volk geben, als dieses Volk, das nächst seinem Kaiser seinen Finanzminister am Lautesten hochleben ließ? Dieses Volk hatte abends nicht für seinen Kaiser illuminirt, denn die Stadt war zwar ein Meer jubelnder Flammen, der Kaiser aber war im Opernhaus, wohin die Masse nicht dringt, und fuhr dann im geschlossenen Wagen eilends vorüber, wie Odin, und hinter ihm drein fuhren die Mirbach, Lucanus und Eulenburg. Von allen den Worten, die gesprochen wurden, so vortrefflich sie waren, hatte keins den vollen Klang des Kaiserthumes der deutschen Masse, des Kaiserthumes, das mit dem allgemeinen Wahlrecht zugleich dem Volke geschenkt wurde. In die Paulskirche hatten die Kammerherren nicht gehen wollen, Das wäre zu populär gewesen, da lebt zu viel deutscher Geist. Da hätte vielleicht gar Jemand an den alten Arndt oder an Uhland erinnert. Ein Massenvolksfest wurde nicht veranstaltet. Zweihundertundfünfzig Personen aßen im Palmengarten, die Masse aber stand an den Straßenrändern und fing begierig die Blicke auf, die für sie übrig waren.

Wenn trotzdem und trotz Alledem der Kaiser volksthümlich ist, so zeigt sich, was er sein könnte, wenn er die Kammerherren so behandeln würde wie die überflüssige schöne Fußbank in der Katharinenkirche. Ein Ruck, und er stand auf festem Boden! Wenn heute schon die Herzen ihm gehören, wie sollte er empfangen werden, wenn er den Bann zerbräche, der ihn von

der Masse fernhält, wenn er ganz der Kaiser von 1890 würde, wenn Stumm dann auch „geendigt“ hätte, wenn der Monarch den Sozialismus und die Macht zusammenbände! Dann gingen die Deutschen wahrhaftig für ihn durchs Feuer, dann würde es noch einmal heißen: „Vaterland, in tausend Jahren kam Dir solch' ein Frühling kaum!“

So schreibt ein Pastor, dem sein Kaiser die Politik verbietet, der aber dennoch politisirt, weil er sich von der Hoffnung der Rückkehr zu 1890 noch immer nicht trennen kann. Er kann noch nicht daran glauben, daß Stumm mit der Geschichte des neuen Deutschen Kaiserthumes unlöslich verknüpft ist. Wenn es so wäre, — dann, nur dann würde er Verständniß bekommen für das schwere Wort: „Politische Pastoren sind ein Unding“, denn er kann sich keinen ehrlichen evangelischen Pastor denken, der mit Stumm geht, und keinen, der prinzipiell gegen seinen Kaiser geht. Wenn wir wirklich gezwungen sein sollten, Kaiser und Stumm zusammenzudenken, dann erst käme die Frage, ob wir weiter Politik treiben könnten. Die Verneinung der Frage würde aber dem Augenblick gleichen, in dem die Hausfrau das friedliche Herdfeuer ausbläst, weil das Gewitter schon über dem Dache steht. Stumm bedeutet für uns die Revolution, denn die Unmündigkeit des Volkes kann nur erreicht werden durch Bruch der Verfassung. Dieser Mann ist es, der am Friedensfeste 1896 ein Kaisertelegramm veröffentlichen durfte.

Ich sagte: ein ehrlicher Pastor kann nicht mit Stumm gehen, denn sein Christenthum wird ihm Grundsätze in die Seele legen, die sich niemals mit der Politik von Saarbrücken vertragen. Ein Christ muß für das freie Wort sein, weil Jesus um seiner Worte willen gekreuzigt ist, ein Christ muß den Besitzlosen zur Bewegung helfen, weil auch Jesus in der Heilung und Befreiung der Gebundenen seinen göttlichen Geist der Bruderliebe bewährt hat, ein Christ muß für bessere Zustände arbeiten, denn er gedenkt an die erste Christengemeinde in Jerusalem. Wenn Derartiges in dem Satz des Kaisers gesagt sein soll: „Wer Christ ist, Der ist auch sozial“, so leuchtet dieser Satz wie ein freundliches Auge mitten im Zorn, denn Das ist es ja eben, was wir wollen und was Stumm nicht will: wirklichen, freien, brüderlichen Christensinn. Aber freilich: das Wort „sozial“ ist heute sehr weich geworden. Auch bei Ablehnung aller sozialen Reformen nennen sich manche Leute noch sozial. Es klingt schön und verpflichtet zu nichts. In diesem Sinn hat auch Stumm von sich selbst schon behauptet, daß er „sozial“ sei. Dieser kleine Zug gehört zu seinem Charakterbilde.

Ich sagte aber auch, daß ein evangelischer Pastor nicht prinzipiell gegen seinen Kaiser sein könne. So fest wir den volksfreundlichen Inhalt des Evangeliums halten, eben so fest halten wir unsere Pflicht gegenüber der uns von Gott gesetzten Obrigkeit. Die Ansichten der Obrigkeit brauchen

wir nicht zu theilen, aber ihr Amt und ihren Dienst sollen wir ehren. Das werden wir in den nächsten Jahren unter mancherlei Schwierigkeiten zu bewähren haben. Wir bleiben kaisertreu, auch wenn der Kaiser uns mit Worten wie „Unsinn“ und „Unding“ den Standpunkt klar machen will, wir bleiben aber auch eben so fest christlich und sozial, sogar auf die Gefahr, noch weiterhin der Selbstüberhebung und Unduldsamkeit verdächtig zu sein. Die Politik aber treiben wir, weil die Nächstenliebe erwachsener Staatsbürger in erster Linie in ihrer Politik sich zeigt.

Frankfurt a. M. Pfarrer Friedrich Naumann.

Der Prozeß Baratieri.

Wenn diese Zeilen erscheinen, ist der gegen den General Baratieri in Massaua angestrengte Prozeß vielleicht schon im Gange. Und damit wird düster der erste Akt dieses dunklen afrikanischen Dramas schließen, das nach elf Jahren nutzloser Vergeudung von Blut und Gold uns zu der Katastrophe von Abba Karima geführt hat und das uns nun die schmerzliche Pflicht auferlegt, festzustellen, was die Männer zu verantworten haben, die — in Rom und in Afrika — das Geschick unserer Waffen leiteten.

Seit dem Prozeß gegen den Marschall Bazaine hat Europa keinen politisch und zugleich militärisch so wichtigen Prozeß erlebt wie den, der jetzt gegen Oreste Baratieri verhandelt wird, und vielleicht ist keine Regirung je so unmittelbar für die Schuld eines ihrer Heerführer verantwortlich gewesen wie das am fünften März 1896 gefallene Ministerium Crispi für die angeblichen Verfehlungen Baratieris.

Ich stehe dem Ausgange politischer Prozesse immer skeptisch gegenüber; ich halte es schon bei einfachen Fällen gewöhnlicher Verbrechen für unwahrscheinlich, daß die fünfzehn Geschworenen wirklich Gerechtigkeit üben, aber viel schwerer, wenn nicht unmöglich, scheint mir solche Gerechtigkeit in Militärprozessen, bei denen zugleich eine politische Verantwortlichkeit in Frage kommt. Unabsehbare Einflüsse — persönliche und soziale, geheime und versteckte, eingestandene und uneingestehbare, bewußte und unbewußte — trüben in solchen Fällen die ruhige und klare Würdigung der Thatsachen; man vergißt die Gestalt des Beschuldigten über den Gedanken, daß seine Verurtheilung oder seine Freisprechung den Triumph oder die Niederlage dieser oder jener Partei bedeuten würde; man wägt nicht mehr die Argumente der Anklage oder der Vertheidigung ab, sondern nimmt von vorn herein für die eine oder die andere

Stellung; man verlangt nicht nach Licht und mit dem Lichte nach Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern man will den Spruch, der den eigenen politischen Zielen am Besten dient.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Beurtheilung des Falles Baratieri in Italien schon zwei ganz bestimmte Strömungen sichtbar sind. Die eine ist so mächtig und unwiderstehlich, daß sie fast das ganze Land in ihre Wirbel fortreißt: sie verlangt mit stürmischem Ungestüm und der Wuth einer zu Lynchgerichten gestimmten Menge die Verurtheilung Baratieris; die andere ist so schwach und kraftlos, daß man kaum Etwas von ihrem Dasein hört und sieht; sie wünscht die Freisprechung des Generals und verlangt jedenfalls, daß sein Prozeß nicht in Massaua verhandelt werde, wo die Kontrole der öffentlichen Meinung fehlt, und daß nicht nur die Verantwortlichkeit des Generals festgestellt werde, sondern auch die der Minister. Aber diese beiden Strömungen sind durchaus nicht der treffende Ausdruck der öffentlichen Meinung. Beide sind Kunstprodukte. Nur Wenige sind so naiv, einer der Strömungen in gutem Glauben zu folgen; man folgt der einen, um Crispi auf Kosten des Generals zu entlasten, oder der anderen, um durch Entlastung Baratieris alle Schuld auf Crispi zu wälzen. Die rechten, die ehrlichen Urtheilsgründe werden verwischt; in dieser Tragoedie, in der man zum Besten und zur Ehre Italiens alle Leidenschaften zum Schweigen bringen sollte, verschärft und steigert man sie und macht aus der ernsten, feierlichen Stunde des Gerichtes eine Balgerei, bei der sich die Streitenden mit dem Koth schmählicher und schimpflicher Beschuldigungen bewerfen.

Italien ist in diesem Augenblick in einer merkwürdigen Lage. Der wüthende Orkan, der das Ministerium Crispi wegfegte, hat doch die Partei Crispis nicht vernichtet, sondern sie sogar lebendiger und beinahe auch mächtiger gelassen als vorher. Die Presse ist, mit Ausnahme einzelner norditalienischen Zeitungen, Crispi günstig gesinnt. Die neue Regirung hat sich die öffentliche Meinung nicht günstig zu stimmen gewußt und findet in der Presse nur wenige, gezwungene Freunde, die aus alter Anhänglichkeit oder aus anderen — weniger selbstlosen — Motiven mit bedächtigem Eifer für sie eintreten. Das Parlament schwankt noch unentschlossen, bereit, wie alle Massen, „Hoch“ oder „Nieder“ zu rufen, je nach der begeisternden oder niederdrückenden Wirkung einer guten oder schlechten Nachricht; im Ganzen aber ist es gewöhnt und entschlossen, weniger patriotischen Idealen zu folgen als den niederen Interessen und dem kleinen Ehrgeiz der Parteien und der Individuen und seine Unterstützung des Ministeriums davon abhängig zu machen, ob es ihm eine verlangte Gunst bewilligt oder verweigert. Das Land hat sich von dem Entsetzen oder Erstaunen über das völlig unerwartet hereingebrochene Unheil noch nicht erholt; es beweint den nutzlosen Untergang seiner Jugend, es verlangt eine Vergeltung, die sein

Racheverlangen stillt, und fühlt doch zugleich den Stachel des Hungers, den Druck der Steuern, die es mahnen, nicht neues Gold und Blut in den Abgrund zu werfen, der schon so viel davon verschlungen hat. Es fürchtet die Größensucht Crispis, aber es hofft von dem geistigen Mittelmaß Rudinis nichts; und mit dem dunkeln Instinkte der Masse, die stets einem Menschen dienen und Verehrung zollen muß, erwartet es den Erretter aus dem Unheil, das auf ihm lastet. Leider zeigt sich einstweilen kein Retter und wir müssen uns in unserer schwierigen Lage ohne einen Genius zu helfen wissen, der uns entschlossen einen Ausweg zeigte. In dieser Ungewißheit und Verwirrung wird der Prozeß Baratieri, der das Mittel zur Feststellung der wirklich Verantwortlichen sein sollte, nur ein willkommenes Mittel sein, um die wirkliche Verantwortung zu verschleiern: er wird höchstens der Sensationlust der Massen und ihrem Verlangen nach Strafe für die Männer, die an dem Unheil von Abba Karima die Schuld tragen, den Kopf eines italienischen Generals darbieten.

Als am Abend des dritten März die Nachricht von der Niederlage unseres Heeres in Italien eintraf, brachten die dem Ministerium Crispi anhängenden Zeitungen mit einer Gleichzeitigkeit und Uebereinstimmung, die deutlich eine ausgegebene Parole verrieth, sofort wüthende Artikel gegen Baratieri und beschuldigten ihn, die Schlacht absichtlich, trotz der sicheren Voraussicht der Niederlage, begonnen zu haben, ja sie behandelten ihn offen als Verräther. Um dieser Anschuldigung den Anstrich von Wahrheit zu geben, erzählten sie, Baratieri habe um die Ernennung Baldisseras zu seinem Nachfolger — die von der Regirung geheim gehalten wurde — gewußt und, verletzt und indignirt, das Glück der Schlacht versuchen wollen, um sich im Kommando zu halten. Das Publikum benahm sich wieder wie ein hysterisches Weib und glaubte dieser Beschuldigung; ein paar Tage hörte man ringsum nur ein Geheul der Wuth, der Verachtung und des Hasses gegen den General, der rasend und verblendet seine Soldaten zur Schlachtbank geführt hätte.

Waren nun Haß, Verachtung, Verwünschungen verdient? Wohl kaum.

Spätere Nachrichten zeigten, daß in den letzten Tagen des Februars in Folge der schwierigen Verpflegung die Lage unseres Heeres so war, daß ihm nur die Wahl zwischen Rückzug und Feldschlacht blieb. Der Rückzug mußte sich aber voraussichtlich wegen der Banden Aufständischer, die das Heer im Rücken beunruhigen würden, sehr schwierig gestalten; auch wäre er gegen die aus Rom eingetroffenen Befehle gewesen, von wo der zögernde Baratieri kurz vorher ein Telegramm Crispis erhalten hatte, das lautete: Das ist kein Krieg, sondern militärische Schwindsucht (Codesta non è guerra, ma tisi militare). Diese kalten, schneidenden, schrecklichen Worte mußten das Herz des Generals, der in Italien und in Afrika so viel für den Ruhm seines Vaterlandes geleistet hatte, wie ein Dolchstoß treffen. Er wußte, daß ein Rückzug

vor dem Feind eben so unehrenvoll wie unmöglich war, er ahnte, daß man in Rom keinen zweiten Mißerfolg wollte, wie den von Amba Aladschi und Makalle, und er entschloß sich, unter dem Eindruck der stachelnden Worte Crispis, zur Schlacht. Er faßte diesen Entschluß aber nicht für sich allein. Er berief die Generale und den ganzen Generalstab zum Kriegsrath und alle waren einstimmig für den Angriff. Er wurde gewagt, — er mißlang.

Darf man nun sagen, daß die Niederlage die Folge von Verrath war? Nicht nur Das, was ich eben angeführt habe, sondern auch andere Thatsachen, die noch viel mehr ins Gewicht fallen, zeigen die Grundlosigkeit dieser schmählichen Anschuldigung. In dem Bericht, den Baldissera über die Schlacht bei Abba Karima übersandt hat, wird Baratieri gerechtfertigt und sein Plan als gut bezeichnet, als „logisch, nothwendig und geeignet, zum Siege zu führen". Wer will Das bestreiten? Vielleicht haben die italienischen Brigaden, die zusammen operiren sollten, die erhaltenen Befehle nicht richtig ausgeführt: die Abessinier haben sie einzeln überrascht und gerade, weil sie getrennt waren, geworfen. Also nicht der Plan war falsch, sondern die Ausführung.

So war die verfrühte Anklage gegen Baratieri, daß er sein Heer in einem Augenblick der Tollheit oder Kopflosigkeit geopfert habe, hinfällig. Sie war so unhaltbar, daß die Regirung selbst die auf Grund des Artikels 72 des Militärstrafgesetzbuches (Hochverrath) erhobene Anklage fallen lassen mußte, nachdem anfangs das Kriegsgericht zu Massaua von Rom aus veranlaßt worden war, auf Grund dieses Paragraphen gegen den General einzuschreiten. Wenn auch spät, so hat man sich doch eines Besseren besonnen und anstatt der anfangs in unlogischer Hast angenommenen falschen und beleidigenden Auffassung der Wahrheit die Ehre gegeben. Die Verkleinerer Baratieris, die mit der gewohnten Dreistigkeit der Massen sich berufen gefühlt hatten, den General ohne Beweise, ja, ohne ihn zu hören, zu verurtheilen, hätten aus diesem Dementi lernen können, künftig in ihren Anklagen und Verurtheilungen vorsichtiger zu sein. Aber sie haben es nicht gelernt.

Als es nicht mehr möglich war, den General einen Verräther zu nennen, weil er das Heer leichtfertig einem unvermeidlichen Gemetzel ausgesetzt habe, verbreitete man das Gerücht, er habe als Erster das Schlachtfeld verlassen, d. h. er sei wie der elendeste Feigling geflohen. Diese Nachricht wurde natürlich blitzschnell verbreitet und fand schwachherzige Menschen, die sie wiederholten, Hohlköpfe, die sie glaubten, gewissenlose Seelen, die es für erlaubt hielten, daß die Wuth und der Schmerz über die Niederlage sich einen Sündenbock suchten. Sehr Wenige dachten — und nur ein Einziger hatte den Muth, es öffentlich zu sagen —, daß dieser gegen Baratieri erhobene Vorwurf der Feigheit beispiellos unwahrscheinlich sei.

Baratieri hat als siebenzehnjähriger Knabe sein Dörfchen verlassen, um

unter Garibaldi zu kämpfen, er hat den ehrenvollsten Antheil an der Expedition der Tausend genommen, in den Unabhängigkeit-Kämpfen Italiens Beweise von Tapferkeit und Tüchtigkeit gegeben, er war in Afrika immer der Erste im Feuer gewesen, hatte bei Senafe die höchste Ehre errungen, die dem Soldaten zu Theil werden kann, seine Beförderung (zum Division-General) für militärische Verdienste, — und der selbe Mann sollte plötzlich ein Feigling geworden, sollte ein Beispiel elenden Eigennutzes sein, der ihm eingegeben hätte, sich in Sicherheit zu bringen, während seine Soldaten ruhmvoll kämpften und fielen!

Ich will nicht untersuchen, wie diese furchtbare Beschuldigung überhaupt in Italien Boden finden konnte. Man kann sich Das nur als den gelungenen Versuch einer Suggestion erklären und es so einigermaßen entschuldigen. Ich beschränke mich darauf, zu sagen, daß die Regirung gegen den General die Anklage wegen der Verbrechen der Flucht vor dem Feinde und des Entweichens aus einem Kommando erheben ließ und sie — nachher zurückziehen mußte. Das sollte Allen die Schamröthe ins Gesicht treiben, die mit trauriger Leichtfertigkeit zu glauben und zu behaupten gewagt haben, der General Baratieri sei wie ein feiger Wicht vor dem Feinde geflohen.

Was bleibt denn nun von den Anklagen bestehen, die gegen den unglücklichen Führer der Italiener in der Schlacht bei Adua erhoben worden sind?

Bei der Antwort auf diese Frage muß ich in meiner Eigenschaft als Italiener, und weil der Prozeß gegen den General augenblicklich noch im Stadium der Voruntersuchung ist, zurückhaltend sein. Ich kann nur sagen, daß, nachdem die Regirung die beiden genannten Anklagepunkte hatte fallen lassen müssen, sie den Staatsanwalt des obersten Gerichtshofes in Rom nach Massaua gesandt hat, um festzustellen, ob und welche andere Vergehen dem General zur Last gelegt werden könnten. Ich möchte prophezeien, daß Baratieri aus diesen Anklagen eben so rein hervorgehen wird wie aus denen, die im ersten Augenblick nach der Schlacht von Abba Karima gegen ihn erhoben worden sind. Jedenfalls glaube ich, daß er nicht Haß verdient, sondern Mitleid.

Wir Italiener — man muß einmal den Muth haben, es zu sagen — sind ein nervöses Volk, das die Ruhe der nordischen Rassen nicht kennt und in seinem aus Extremen gebildeten Seelenleben mit unglaublicher Leichtigkeit und Schnelligkeit vom Enthusiasmus zur Verachtung, vom Hosiannah zum Kreuziget! übergeht. Wir haben nur zwei Formen für unser Urtheil über die Menschen: Begeisterung oder Verwünschung, das Kapitol oder den tarpejischen Felsen. Baratieri ist das — vorläufig — letzte und tragischeste Opfer dieses gefährlichen Volkstemperamentes.

Als er im vorigen Sommer nach den Siegen bei Koatit und Senafe nach Italien kam, sah es aus, als wäre er ein triumphirender Eroberer, ein neuer Napoleon oder Garibaldi. Kaum war bekannt geworden, daß er die

Schlacht bei Adua verloren hatte, so nannte ihn das selbe Volk, das ihn eben noch übermäßig verherrlicht hatte, einen Verräther und Feigling. Dem ersten schweren Fehler folgte ein anderer eben so schwerer. Aber wir sind einmal so veranlagt: ohne zu überlegen, instinktiv, lassen wir uns durch ein Wort, eine Nachricht, blenden und fragen weder nach der Ursache noch nach den Folgen. Das Wort Sieg berauscht uns so, daß wir den Sieger gleich für einen genialen Heerführer halten; das Wort Niederlage betäubt uns so sehr, daß wir den Besiegten gleich des Verrathes und der Feigheit beschuldigen. Der Zufall wollte, daß im Augenblick der Katastrophe ein Mann wie Francesco Crispi am Ruder war, dessen patriotische Vergangenheit und dessen staatsmännische Fähigkeiten ich gewiß freudig anerkenne, der aber leider alle charakteristischen Züge des italienischen Temperamentes in sich vereinigt, und zwar in übertriebener Stärke. Er ist im höchsten Grade impulsiv und seine Phantasie ist grenzenlos. Deshalb hat er, als die Nachricht der Niederlage kam — wie ein Kind, das sich an einem Stuhl gestoßen hat und nun darauf losschlägt —, seinen ganzen Ingrimm an dem besiegten General ausgelassen, ohne sich zu fragen, ob dieser nicht vielleicht seine guten Gründe gehabt hatte, das Glück der Waffen zu versuchen. Crispi hat schon in anderen Fällen so gehandelt: als 1889 Rom Stunden lang in der Gewalt einer zerstörungwüthigen Schaar Arbeitloser war, da hat er, um seine Stellung als Minister des Inneren zu schützen, alle Schuld einem unglücklichen Polizeibeamten zugewälzt, dessen ganzes Unrecht darin bestand, daß er nicht mit zwanzig Soldaten ein paar Tausend Arbeiter im Zaum halten konnte. Die Schuld trug aber ganz allein das Ministerium, da es sich von einer Volksbewegung überraschen ließ, die es hätte voraussehen und verhindern müssen.

Die Schuld an der Niederlage bei Adua liegt wohl nicht ausschließlich bei der Regirung, sicher aber zum großen Theil.

Wenn die Regirung nach dem Mißerfolge der Aktion bei Amba Aladschi und nach der wenig wirksamen Aktion unseres Heeres in den ersten Monaten des laufenden Jahres kein Vertrauen mehr zu Baratieri hatte, so hätte sie den Muth haben müssen, ihn sofort abzuberufen. Wer eine schwere Verantwortlichkeit trägt, muß auch große Rechte haben. Es ist keine Entschuldigung, wenn es heute heißt, man habe den Sieger von Koatit und Senafe nicht ohne einen eklatanten Grund absetzen können. Nachdem man sich dann einmal entschlossen hatte, ihn durch Baldissera zu ersetzen, hätte man Das Baratieri mittheilen müssen, — zugleich mit dem Befehle, vor der Ankunft seines Nachfolgers keine entscheidenden Entschlüsse zu fassen. Anstatt so zu verfahren, behandelte die Regirung den General rücksichtloser, als wir einen Dienstboten behandeln, den wir entlassen wollen; wir pflegen ihm unseren Entschluß doch mindestens acht Tage vor seinem Fortgange mitzutheilen; dem General Baratieri aber ver-

heimlichte man sein Schicksal bis zum letzten Augenblick. Diese unwürdige Taktik hielt man für besonders fein; sie erwies sich aber als furchtbar naiv. Baldissera, dessen Bestimmung es war, unsere Waffen in Afrika zum Siege zu führen, kam in Massaua gerade in dem Augenblick an, wo unser Heer ... eigentlich gar nicht mehr existirte. Wäre seine Ernennung früher und in aller Offenheit erfolgt, so wäre die Katastrophe von Adua wohl nicht vermieden worden — das Schicksal der Völker ist nicht in diesem Maße von Persönlichkeiten abhängig —, aber die italienische Regirung wäre dann nicht direkt für das Unheil verantwortlich und das Volk hätte nicht das traurige Beispiel einer Nation geboten, die einen ihrer tapfersten und tüchtigsten Generale der Feigheit und Verrätherei beschuldigt.

Die Verantwortung für unsere afrikanischen Unternehmungen und ihre beklagenswerthen Ergebnisse trägt aber nicht nur der kommandirende General und die Regirung, sondern auch das Parlament und das Land. Das Parlament, weil es die Regirung allzu Vieles hat thun lassen, was es hätte verhindern können; das Land, weil es sich niemals ernsthaft mit den Kolonien beschäftigt und sich keine rechte Vorstellung von ihrem möglichen Nutzen für jetzt und künftig gebildet hat. Wären unsere erythräischen Kolonien so lange in englischen Händen gewesen, wie in den unseren — elf Jahre —, so würden sicher hundert Bände über ihre Geographie, ihre Produkte, Zustände und Entwickelungmöglichkeiten vorliegen. Bei uns ist ein Buch über Afrika eine Seltenheit und in der Regel ist es dann mehr eine feuilletonistische Plauderei als eine wissenschaftliche Studie. Das italienische Volk hat die afrikanischen Unternehmungen als einen politisch-militärischen Sport betrachtet, und da in den letzten Jahren häufig Erfolge gemeldet wurden und sich unsere Einflußsphäre immer mehr ausbreitete, ließ es zu, daß die regirenden Kreise die Unternehmung ins Uferlose ausdehnten, und fühlte sich befriedigt und beruhigt, wenn es hieß, daß man sich da unten glorreich schlug und immer weiter vorrückte. Ab und zu, wenn neue Steuern es daran erinnerten, daß Afrika viel Geld kostete, hatte unser Volk Anwandlungen von Besinnung und es ließen sich Stimmen hören, die die Erwerbung beklagten und ihre Einschränkung verlangten; aber dann schlief das Volk, das so langmüthig ist, bald wieder ein und überließ nach neuen Siegesnachrichten Alles seinen Vertretern, die wiederum der Regirung völlig freie Hand ließen. Das Erwachen war zu schrecklich, als daß unser Volk nun wieder so bald einschlafen könnte. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß sein Schweigen und die Apathie des Parlamentes uns dahin geführt haben, wo wir jetzt stehen.

Wenn es sich um die Ermittelung der Ursachen einer Erscheinung handelt, so unterscheidet sich die leidenschaftlose, wissenschaftliche Betrachtung von der gewöhnlichen, durch leidenschaftliche Sensation bedingten, dadurch, daß

jene die entfernten und indirekten Ursachen des Phänomens sieht, diese sich bei den nächsten aufhält, die zwar mehr in die Augen fallen, aber fast nie die Hauptsache sind. So verrannte sich bei der letzten Niederlage das oberflächliche und leidenschaftliche Urtheil des Publikums in die nächste und bequemste Ursache, nämlich die Führung unserer Truppen durch den kommandirenden General. Die wissenschaftliche, leidenschaftlose Betrachtung aber sieht auch die Verschuldung des Parlamentes und des ganzen Volkes. Beide haben eine zu unbestimmte Verantwortung, um angeklagt und bestraft werden zu können: ja, sie sind schon bestraft genug durch die moralischen und materiellen Folgen der Niederlage. Die Regirung und der General haben dagegen eine bestimmte Verantwortung, die sich leicht feststellen und beleuchten läßt. Deshalb verlangen unparteiische Patrioten, daß die Untersuchung gegen Baratieri sich nicht auf seine Schuld an dem Verlauf des Tages der Schlacht beschränke, sondern seine ganze Thätigkeit umfasse und alle Versehen und Vergehen berücksichtige, die in den Monaten vor der Schlacht begangen worden sind.

Kein Volk kann so naiv sein, zu glauben, daß ein Unheil, wie es uns betroffen hat, nur einem einzigen Manne — Baratieri — und nur einer einzigen Thatsache — der Annahme der Schlacht — zu verdanken sei. Das Unheil ist allmählich herangereift: unter der ungenügenden Vorbereitung, die uns einem furchtbaren Feinde auslieferte, nachdem wir uns über seine Zahl und seine Kriegstüchtigkeit lange völlig getäuscht hatten; unter der Langsamkeit, womit wir uns zur Defensive rüsteten, trotzdem wir bei Amba Aladschi die ganze Größe der uns drohenden Gefahr hätten sehen können; unter der Unkenntniß des Terrains, auf dem unsere Truppen manövriren sollten; unter dem absoluten Mangel einer geordneten Intendantur, der uns nicht gestattete, frische Truppen zu schicken, weil man nicht im Stande gewesen wäre, sie zu ernähren. Alle diese — und manche andere — technische Mängel sind die eigentlichen Ursachen unserer Niederlage; wenn sie beleuchtet und wenn die Männer, die dafür verantwortlich sind, herausgefunden werden sollen, dann genügt dazu nicht ein Prozeß, der vor dem Kriegsgericht gegen den General Baratieri geführt wird. Den General kann man verantwortlich darüber vernehmen, warum er sich geschlagen und wie er die Schlacht kommandirt hat; Das ist aber Nebensache, wenn es sich darum handelt, festzustellen, welche die wirklichen Ursachen unseres Unheiles sind und wer dafür verantwortlich ist.

Ich fürchte, daß man in Italien nicht den Muth haben wird, diese Frage offen zu stellen und zu beantworten; was aber unser Parlament heute nicht thun will, Das wird später die Geschichte thun. Wer weiß, ob dann nicht der Angeklagte von heute als unschuldig erkannt wird, seine jetzt hitzigsten Ankläger aber als die eigentlich Schuldigen erscheinen werden.

Rom, im Mai 1896. Professor Scipio Sighele.

Norwegens moderne Literatur.

II.*)

Hinter Lies weißem Schiff erscheint das eleganteste Fahrzeug der ganzen norwegischen Flotte... oder, ehrlich zugestanden: das einzige elegante. Zwei lange blanke Stahlrohre werden am Bug sichtbar und zeigen, daß es nicht zur Lustfahrt bestimmt ist; und wie die schnellfeuernden Kanonen sich als Geschütze allerbesten Systems präsentiren, so ist auch alles Uebrige an Bord neu, stattlich, fein und sorgsam geputzt. Aber es sieht doch nicht nach Mode aus, sondern Alles hat einen eigenen, persönlichen Schnitt und scheint der heutigen Mode trotzen, sie stolz herausfordern zu wollen.

Im Herbst 1878 war ich auf dem berühmten Ball, den der Präsident der französischen Republik, der Marschall Mac Mahon, im Schloß zu Versailles gab. Ich war mit dem norwegischen Riesen, dem Maler Fritz Thaulow, durch den großen Spiegelsaal gegangen, als ich auf einen jungen Mann aufmerksam wurde, der noch auffallender aussah als Thaulow; denn er war der stämmigste und hübscheste Mann im Saal. Er erschien an dieser historischen Stätte mit ihrer Pracht wie die Offenbarung eines größeren und kräftigeren Volkes. Alle sahen auf ihn; sie wunderten sich vielleicht, daß er kein Großkreuz angelegt hatte, denn er mußte doch mindestens wohl ein Prinz aus königlichem Geblüt sein, ein Prinz aus einem fernen Schneelande, dessen Geschlechter noch Rasse haben. Und ich leugne nicht, daß ich stolz war, als er auf mich zukam und mit mir norwegisch sprach. Es war Alexander Kielland. Dieser Liebling der Götter, der fix und fertig, mit neuem Stoff, neuem Stil und mit einem Glanz, wie er selbst ihn im Spiegelsaal zu Versailles ausstrahlte, in die Literatur eintrat, wäre gewiß auch der Liebling der Menschen geworden, wenn er sich der Mode gefügt hätte. Alle äußeren und inneren Eigenschaften, die ihn zum auserlesenen Salonhelden, ja zum enfant gâté des ganzen Volkes hätten machen können, waren hier vereinigt und er trug auch ein begehrendes Verlangen in sich selbst: seine Lebenslust, die ja aus jeder Zeile, die er schreibt, hervorsprudelt. Aber Alexander Kielland ist der stärkste Charakter unserer Literatur, ihre männlichste Gestalt. Er sagte eines Tages, als er einen gemeinen Artikel gelesen, den das größte konservative Blatt gegen ihn gerichtet hatte: „Ich bin stolzer darauf, daß diese Zeitung so über mich schreibt, als wenn ein freisinniges Organ mir das größte Lob gespendet hätte!“ Seine Bücher und sein Leben bürgen dafür, daß er wahr gesprochen hat.

Wenn man unter Stil die Vortragsweise einer interessanten, intelligenten Persönlichkeit versteht, ohne Rücksicht auf den Inhalt — also lediglich

*) S. „Zukunft“ vom 16. Mai 1896.

die Form, aber, wohlverstanden, die Form eines reichen Menschen, nicht das Glatte und Behende allein, sondern die charakteristische Sprache einer Seele zu der anderen —, dann ist der Stil Kiellands der stärkste und schönste, den die gemeinsame norwegisch-dänische Literatur — sicher in Norwegen, aber ich denke, auch in Dänemark — seit den Tagen Holbergs aufzuweisen hat. Der Stil keines anderen Dichters ist gleichzeitig so witzig und kräftig, so schmiegsam und schneidig; es ist die Bewegung eines jungen Thieres beim Spiel, beim Tigersprung, aber immer eine Bewegung in Anmuth. Und Das ist nur die eine Seite. Wenn sein Drang nach einem Zusammenleben mit der Natur frei dichten darf, wenn seine innerliche Bruderliebe nach dem Kampfe ausruht und in Betrachtungen versunken ist, dann sucht und findet er so zarte Farben, wie wir sie sonst nur bei sentimentalen Künstlern sehen. Aber in Allem, was er geschrieben hat, ist doch keine Spur von Sentimentalität zu finden; immer erfreut uns das allerfrischeste Wetter. Scheint Dir der Vortrag manchmal einschmeichelnd, so nimm Dich in Acht: denn dann steht das Furchtbarste bevor.

Ich will ein Citat geben, — das einzige in meinem Aufsatz. Es ist seinem schärfsten Buche, dem Roman „Arbeitervolk", entnommen. Hier dringt er in das Heim eines Bureaukraten ein, nicht ruhig, wie Jonas Lie, um gleichzeitig abzustäuben und zu retten, sondern um Alles mit Stumpf und Stiel auf die Straße zu werfen. Thränen verdüstern sein Lachen während dieser Arbeit, denn er ist zornig beim Anblick des Unheiles, das solche Bureaukratenhäuser angerichtet haben. Man darf nicht vergessen, daß gerade der witzigste Schriftsteller des Nordens die folgende zarte Idylle geschaffen hat:

„An den Ufern des Nils saßen Vögel in dichten Schaaren und wärmten sich an den Gluthstrahlen der Sonne. Sie zupften die Federchen und ordneten sie, machten einen Versuch mit den Schwingen, um ihre Flugkraft zu erproben, und schnappten hie und da träg nach einem Würmchen oder einer Eidechse, von denen es im Sumpfe wimmelte.

Aber dort gab es, wie ihnen schien, allzu viel Futter, dort war es allzu warm, allzu still; sie sehnten sich nach kaltem Regen, grauer Luft und frischen Stürmen. Zahllose Schaaren von Graugänsen schwammen an den offenen Stellen zwischen dem Schilf den weithin gedehnten Sümpfen zu. Reiher und Störche tauchten hier und da auf; zusammengekauert standen sie auf einem Beine und ließen den langen Schnabel traurig herabhängen; denn sie langweilten sich ganz schrecklich. Alle die verschiedenen Arten von Schnepfen und Wasservögeln: Kiebitze, Kampfhähne, Ringelgänse, Wasserhühner, Wachteln, Schwalben, — sie alle bis herab zum einfachen Staare langweilten sich.

Der Ibis ärgerte sich über dieses fremde, in Grau gekleidete Pack und ließ sich sogar dazu herab, sein Leid den elenden Flamingos zu klagen, die er sonst so tief verachtete. Die Krokodile blinzelten mit ihren schleimigen,

hellgrünen Augen und schnappten ab und zu nach einer fetten Gans, worauf sich jedesmal ein allgemeines Schreien und Lärmen erhob, das sofort flußaufwärts und flußabwärts beantwortet wurde und in weiter, weiter Ferne erstarb; dann aber breitete die Stille der Wüste ihren Schleier wieder über die glühende Landschaft und über die trägen Vogelschaaren, die dort herumsaßen und warteten, — ohne eigentlich selbst zu wissen, worauf.

Plötzlich stieg ein kleiner grauer Vogel kerzengerade in die Lüfte. Er hielt hoch dort oben einen Augenblick still, zwitscherte ein paar Takte und schlug dabei unheimlich rasch mit den Flügelchen, ließ sich dann wieder langsam herab und versteckte sich im Grase. Die ganze Vogelschaar hatte das Haupt erhoben und lauschte. Und dann entstand ein Gezwitscher und Geschnatter und ein unruhiger Lärm in jedem Winkel. Junge unbeholfene Kiebitze flogen auf und machten Rundsprünge in der Luft, um zu zeigen, wie gut sie fliegen konnten. Aber die Kraniche, die es mit der Vernunft halten, beriefen eine Generalversammlung, um den Reisevorschlag der Lerche in Erwägung zu ziehen. Denn Alle hatten gleich den Ruf der Lerche erkannt, obwohl sie es nur auf zwei, drei Töne gebracht hatte, da die Sangeskunst ihrer Kehle noch nicht recht geläufig war. Doch während die Kraniche noch berathschlagten, erscholl ein schreckliches Geplätscher und die Luft verfinsterte sich. Die Graugänse waren aufgeflogen. Nun theilten sie sich in große Schwärme, tummelten sich in der Luft, ordneten sich dann in lange Reihen und zogen nordwärts ab. Ihr Geschrei verlor sich in weite Ferne.

Die Staare erhoben sich in schwarzen Massen und brachen auf; die Kiebitze folgten. Die Störche kreisten paarweise himmelan, bis sie den Blicken beinahe entzogen wurden, und schlugen darauf den Weg nach Norden ein. Die Generalversammlung der Kraniche ging angesichts der allgemeinen Verwirrung und Unruhe natürlich in die Brüche: Alles drängte zum Aufbruch, Alles hatte die Besinnung verloren; jeden Augenblick flogen neue Schaaren über Nordafrika hinweg, — mit den Schnäbeln das strahlende Blau des Mittelländischen Meeres begrüßend.

Die Nachtigallen warteten am Längsten; aber als die dänischen Genossen abzogen, folgten auch sie, — der alten Freundschaft wegen. Das Reisefieber griff so geschwind um sich, daß auch die Schwalben und die Kukuks fortmußten; jedenfalls wollten sie einmal übers Mittelmeer fliegen, das Weitere würde sich später zeigen. Der Ibis fand seine Gemüthsruhe wieder und schritt gravitätisch wie ein Erzbischof den Strand hinab und die rosenrothen Flamingos wichen ehrerbietig vor Seiner Heiligkeit zur Seite, wobei sie mit andächtiger Miene das dumme Haupt mit dem klappernden Schnabel senkten.

Stiller und wärmer wurde es am Nilstrom. Die Krokodile mußten sich nun mit Negerfleisch und zur Abwechselung höchstens mit einem zähen

englischen Touristen begnügen. Tag und Nacht flogen neue Schaaren von Zugvögeln nach Norden. Und sobald ein Schwarm in die Nähe bekannter Gegenden kam, ließ er sich auf seine Heimath nieder, Denen, die noch weiter sollten, Lebewohl zurufend und Leben und Lust über das alte, verfrorene Europa ausbreitend, — in Wald und Flur, in der Nähe der menschlichen Behausungen und weit draußen im Schilf auf den großen, stillen Seen.

Die Rosenbüsche in Italien waren mit kleinen rothen Knospen dicht besetzt, in Südfrankreich schienen die Apfelbäume ganz mit blaßrothen Blüthen bestickt und auf den Boulevards von Paris hatten die Blätter der Kastanienbäume eben ihre glänzenden zähen Hüllen gesprengt. Die guten Bürger von Dresden standen auf der Brühlschen Terrasse und sonnten sich, während sie die Eisstücke beobachteten, die den Fluß hinuntertrieben und sich vor den schweren Brückenpfeilern zusammenstauten.

Aber im Norden blieb es kalt, Schneeflocken wehte es hier und dort und ein rauher Wind kam von der Nordsee her. Der Lerchenschwarm hielt mitten im Fluge inne. Die meisten wollten sich auf die Ebene bei Leipzig und die Lüneburgerhaide niederlassen; und als der Rest über Schleswig weiter zog, fragten die dänischen Lerchen ihre norwegischen Freunde, ob sie nicht Lust hätten, auf bessere Witterung zu warten. Der Schnee lag in Jütland in Gräben und an Zäunen noch hoch und der Sturm aus Nordwesten tobte in den Buchenwäldern Altdänemarks, wo die braunen Hüllen noch vorsichtig die zusammengerollten Blättchen umschlossen. Die Vögel verbargen sich hinter Steinen oder unter Haideblumen, einige wagten sich sogar bis in die Bauerngehöfte, wo sich die Sperlinge aufplusterten, als ob sie die Herren wären.

Alle waren darüber einig, daß man allzu früh abgereist sei. Hätten sie nur den Narren erwischen können, der sie von den Fleischtöpfen Egyptens weggelockt hatte, ihm würden sie übel mitgespielt haben. Aber endlich kam der Südwind, die norwegischen Vögel dankten für die genossene Gastfreundschaft und flogen übers Meer.

Daheim in Norwegen sahs anfangs recht traurig aus. Der Schnee lag weit drunten in den Thälern und in den dichten Wäldern bedeckte er den Boden noch ellenhoch. Aber dann kam der Südwind und brachte Regen und mit einem Schlage ward es Lenz; nicht allmählich und friedlich, sondern mit Poltern und Krachen und Schneelawinen und schäumenden Bächen. Das Land glich einem Riesen, der sich wäscht und dem dabei das eiskalte Wasser an den sehnigen Gliedern herunterrieselt. Und leichte, lichtgrüne Schleier breiteten sich über die jungen Birkenstämme, über die Halden; drinnen in den stillen Buchten der Fjorde über die Höhenzüge im Westen dort am Meer, über Sümpfe und Gebirgsrücken, über Risse und Klüfte und enge Gebirgsschluchten. Aber auf den Bergeshäuptern blieben die Schneewehen liegen, als ob die alten

Fjelde nicht so rasch vor einem flüchtigen Narren von Sommer den Hut ziehen wollten. Und die Sonne schien so warm und vergnügt und der Wind brachte noch mehr Wärme aus Süden mit und schließlich kam der Kukuk als Oberceremonienmeister, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei, flog hierhin und dorthin, setzte sich dann auf eine junge Birke, verbarg sich vorsichtig in einer lauschigen Ecke und ließ seinen Ruf erschallen: Der Frühling kommt! Altnorwegen war endlich fertig!

Und da stieg es hellschimmernd, herrlich aus dem blauen Meer empor, — so arm und mager, so frisch und gesund und lächelnd wie ein frisch gewaschenes Kind ... In den Häfen an der Küste ward es lebendig. Weiße Segel schlängelten sich zwischen den Schären hindurch und verschwanden im weiten Meer. Die Schneeschuhe wurden auf den Dachboden versteckt, die Schlittenfelle tüchtig mit Kampher eingestreut und sorgsam verwahrt; und die Leute streckten — dem Bären, der aus seiner Höhle tritt und den zottigen Pelz schüttelt, vergleichbar — ihre schweren Glieder, spuckten in die Hände und gingen wieder an die Arbeit. Die Holzflöße glitten aufs Neue den Fluß hinab und tauchten in das kalte Schneewasser. Auf den breiten, fruchtbaren Aeckern schnitten die Pflüge lange schwarze Streifen ein. Im hohen Norden bereiteten die Leute den Klippfisch, der draußen auf den nackten Felsen lag. Auf den flachen Höhenzügen an der Westküste fuhr man den Seetang auf die Felder und da drüben, auf dem Gebirgsrücken, stand ein kleiner, triefäugiger Mann und stierte nach einer gelben Falben-Stute."

... Giebt es ein Volk, das einen schöneren Nationalgesang besitzt, einen herrlicheren Heimathhymnus in Prosa? Wie ist es möglich, daß ein Dichter, der sein Vaterland so verherrlicht und uns Bilder (ich nenne hier nur „Else") geschenkt hat, die der feinsten Kunst der Gegenwart angehören, und als der stolzeste Charakter der norwegischen Literatur dasteht, — wie ist es möglich, daß ein solcher Dichter von seinem Lande aufgegeben wurde? Ja, daß ihm das Storthing seine wiederholte Bitte um Gewährung des Dichtergehaltes, das alle zeitgenössischen Poeten Norwegens beziehen, abgeschlagen hat? Und daß hierin nicht nur die Rechte bis auf den letzten Mann einig war, sondern auch ein großer Theil der Linken, mit der Linkenregirung an der Spitze?

Das geschah mitten in dem tollsten politischen Wirrwarr. Die Politik kann ja das Edelste sein, was ein Volk besitzt, und sollte es immer sein; denn Politik ist die höchste Form der Nächstenliebe. Aber im Allgemeinen ist sie ein graues Gewebe von Mittelmäßigkeit und zuweilen, und zwar nicht allzu selten, ein Sammelpunkt der Volksroheit. Jedes Volk besitzt Eigenschaften, die seine Kinder mit Stolz erfüllen, und andere, die sie demüthigen und beschämen. Bei einem tüchtigen Manne wird das Gefühl der Demüthigung stärker sein als das stolze Bewußtsein. Das zeigte Alexander Kielland allzu deutlich, — und Das wurde seine Schuld.

Die Situation war kritisch; Alles, was der aufgescheuchte Konservatismus von Bekümmerung und frommem Mißvergnügen aufzuweisen hatte, legte seine Boote langseits dieses stolzen Schiffes und die Nachen der Pöbelhaftigkeit und Dummheit reihten sich ihnen an. Ich denke hierbei nicht an die armen Ausgestoßenen, die draußen auf den Abfallshaufen schimpfen und streiten, nur um ihr Leben zu fristen. Ich denke vielmehr an jenen Pöbel, dessen Lebenszweck in Heuchelei und dem Buhlen nach der Gunst des Volkes oder des Königs besteht. Ich denke an die unreinen Triebe in der Kunst wie im Geschäftsleben. Auf der Kommandobrücke des allzu vornehmen Schiffes stand ein Mann, der auf sie rücksichtlos Jagd gemacht hatte; hier hatten sie ihn endlich gefaßt! Der erster Politiker Norwegens, Johann Sverdrup, stand an der Spitze der Regirung; er hatte geerntet, was Alexander Kielland gesät hatte. Eines politischen Schachzuges wegen verleugnete auch er in dem kritischen Augenblicke den Ritter sans peur et sans reproche unserer Literatur.

Wie viele Alexander Kiellands müssen noch fallen, bis die politische Moral endlich einmal gereinigt sein wird?

Ich nannte auch die Dummheit. Wir sind ja ein frisches Volk ohne Kunsttradition; selbst die Freunde, die den Dichter bewunderten, verstanden nicht einmal völlig, was er war. Damals herrschte nämlich der Naturalismus noch unumschränkt und Kielland verwirrte darum die schwachen Begriffe gar Vieler, wenn er in seinen kurzen Karikaturen mit ein paar flüchtigen Federstrichen mehr zum Ausdruck brachte als Andere nach dreitägiger eifrigster Benutzung ihrer Notizen. Aber der Stil? Wußten seine Freunde denn nicht diesen Stil zu würdigen? Ja, giebst Du einem guten Norweger, der nicht Gelegenheit gehabt hat, zu studiren und Vergleiche anzustellen, das kostbarste Porzellan in die Hand, so wird er die Zeichnungen recht flüchtig und die Farben ziemlich matt finden. Was weiß er davon, daß die Franzosen die Briefe der Madame de Sévigné zu ihren kostbarsten Bücherschätzen rechnen? Daß allein Kiellands Briefe (die meisten sind noch im Privatbesitz) hinreichen würden, ihm die Unsterblichkeit zu sichern? Man kann schon aus dem mitgetheilten Citat schließen, über welchen Schatz von geistreichen, traulichen Scherzen dieser Mann verfügt, — über eine Art von Scherzen, wie sie sich nur Dem bietet, der Alles von oben sieht „und oftmals lacht, um nicht zu weinen."

Freilich: man muß das Leben von allen Seiten ansehen. Vor uns tritt nun ein großer Schriftsteller hin, der, einer bescheidenen westländischen Familie entsprossen, vom Meere geschaukelt, von Pietismus und engherzigem Fanatismus gequält worden ist; ein Mensch aus solcher Familie hat sicherlich nicht gelernt, das Leben von oben zu sehen.

Arne Garborg begann als ein bang Glaubender, der zweifelte, und wurde dann ein Zweifler, der glaubte, d. h. an seinem eigenen Zweifel

zweifelte, bis er schließlich zu dem Glauben gelangte, der nun in der Mode ist: nämlich zum Mystizismus. Ohne mich einer Uebertreibung schuldig zu machen, kann ich daher von ihm sagen, daß er seinen Lebensweg mit einem Rundreisebillet zurückgelegt hat. Am Treffendsten spiegelt sich das Wesen des leicht fremder Beeinflussung zugänglichen, unruhigen Suchers in dem Bilde wieder, das ihn uns als Kommandanten eines dunkelgestreiften, schnellsegelnden Polizeikutters zeigt. Sobald Etwas im Anzuge ist, erscheint er, mißtrauisch, scharfzüngig. Seine Form ist die Bemerkung; diese fällt, natürlich und still, in freier Rede. Ein außerordentlich klares Auge blickt spöttisch daraus empor; doch schon in der nächsten Minute kann es gutmüthig, sogar warm erstrahlen. Er ist, wie kein Anderer in unserer Sprache, ein Künstler der Bemerkung. Er erachtet es als seine Aufgabe, allem Werdenden und Vorüberziehenden seine Anordnungen, seinen Rath, sein Urtheil zukommen zu lassen. Dieses Urtheil mag nicht immer richtig sein, aber es bleibt doch immer so stark, daß es dauernd im Gedächtniß des Volkes haftet; wir müssen es bei uns tragen, bis es verbraucht ist und wir es wegwerfen oder bis es uns zu neuer Energie den Anstoß giebt. Garborgs Bemerkung ist ganz kurz; aber sie kann auch zu einer Abhandlung, ja zu einem Gedicht, einer Erzählung anwachsen. Obgleich seine wohllautende Sprache, seine sicheren Schilderungen nicht dem Gefühl der Benommenheit und des Schmerzes entstammen, das schafft und entzückt, obwohl sie selten eigenartig, sondern meist mit feinem kritischen Verständniß nachgeahmt sind und Garborg deshalb kein Dichter aus erster Hand ist, so wird doch der Zweck, die Form und die Wirkung seiner Dichtungen ihm einen Platz in der Literatur seines Volkes sichern, — jedenfalls vorläufig. Wie bei Voltaire. Auch er war in der Belletristik nur der Künstler der Bemerkung.

In Norwegen sehen wir diese Gattung durch eine Künstlerin von hohem Range vertreten, durch Frau Kamilla Collet, die talentvolle und unbeugsame Vorkämpferin der Frauenemanzipation. Sie schrieb Erzählungen, in denen sie den Finger auf eine kranke Stelle legte; die Wirkung war überaus wohlthuend. Arne Garborg hat vor allen Anderen mit seinen Erzählungen den Pietismus unserer westländischen Bauern durchbrochen (in Norwegen wird die Schönliteratur auch von den aufgeklärten Bauern gelesen). Der lebhafte westländische Volksschlag, der so lange von seiner eigenen Phantasie verrathen war, hat von Garborg gelernt, wieder über die biblischen Grenzen hinauszusehen. Man muß Norweger sein, um die Bedeutung dieser einen, einstweilen nur vorbereitenden That würdigen zu können.

Ein schüchterne und anspruchslose Frau hat einmal geäußert, ihr Geschlecht sei nur ein Rahmen, der erst durch den Mann seinen Inhalt erhalte. In der Dichtung könne das Weib dem Manne wohl nacheifern, aber sie müsse sich an Das halten, was sie in ihrer Eigenschaft als Weib sieht. Wenn Das

George Elliot oder George Sand gehört hätten, wären diese beiden großen Dichterinnen wohl etwas in Verlegenheit gerathen, — denn wo ist die Grenze zwischen ihrer Auffassung der Menschen und der Männerauffassung zu finden? Ja, auch die Leser wären damals in Verlegenheit gerathen. Hier und da hätten sie sagen können: Dieses erscheint als die Wahrnehmung eines feineren weiblichen Instinktes und Jenes als das Resultat ihrer besonderen Erfahrungen. Meistens wäre es jedoch unmöglich gewesen, den Unterschied ausfindig zu machen.

Amalie Alver, die sich später mit dem dänischen Schriftsteller Erik Skram verheirathete, begann selbst erst im reiferen Alter zu schreiben. Ihr erstes Werk wirkte, schon seines grellen Naturalismus wegen, abstoßend und es dauerte eine ganze Weile, bis man sie, wie die Leute sagen, „lesbar" fand. Jetzt erkennen wir darin den besten Beweis für ihre Eigenart. Schritt für Schritt hat sie sich vorwärts arbeiten müssen auf ihrem eigenen harten Wege. Den Willen und die Energie hat sie wohl kaum von ihrem Gatten oder von anderen Männern entlehnt, so wenig wie ihre Talente oder die Kunst, die nun ihr Vermögen ausmacht. Wie viele von ihren Arbeiten nur Nachahmungen des Gesehenen waren, ist nun gleichgiltig geworden. Die Hauptsache bleibt, daß sie es so weit gebracht hat, eine Erzählung wie „Verrathen" zu schaffen, an psychologischer Tiefe und Macht der Darstellung ein Meisterwerk, das uns den Eindruck hinterläßt, als wären wir draußen auf dem Meere, als schauten wir in die Wassertiefe hinab und als leuchtete uns daraus ein Paar großer Augen entgegen. Den Kopf kann man nicht erkennen, aber man sieht, wie die Augen sich öffnen und schließen ... kalt wie das Meer.

Weltliche Menschen oder den weltlichen Theil der Menschheit zeichnet Frau Skram; selten den Sonntagstheil, nie den Sonntagsmenschen. Mit dem Einen meine ich unser lebenslanges Sklavendasein im Banne der Leidenschaften und Verhältnisse, im mehr oder weniger unnützen Kampf; mit dem Anderen meine ich die uns selbst verborgene Macht der Erhebung über das Meiste oder gar über Alles. Da sie hauptsächlich die weltliche Seite schildert, wölbt sich ein grauer, niederer Himmel über ihrem Bilde. Sie erinnert damit an Gerhart Hauptmanns hypnotisirende Kunst, die uns weiter und weiter in eine Flasche hineintreibt, bis wir den Korken hinter uns zuschlagen hören und denken: Gott, wie kommen wir nur wieder heraus? Amalie Skrams Kunst ist behender, wir kommen rascher vorwärts und erblicken farbigere Bilder; aber auch die verursachen uns oft ein gleiches Gefühl der Beklemmung. Sie schildert am Liebsten das Westlandleben, die Menschen in Bergen und Umgegend, wo sie geboren ist und ihre Jugend verlebt hat. Naturgetreue Schilderungen von dem täglichen Thun und Treiben, den Sünden, Selbsttäuschungen und dem zähen Aushalten dieser Leute. Niemand ist so reich an Studien

aus erster Hand. Wir können keine Photographie von Bergen und Umgegend mehr in die Hand nehmen, ohne sie mit den leichtlebigen oder ergreifenden Schilderungen der Frau Skram zu bevölkern.

Und doch — —. In seiner Erzählung „Fortuna" hat Alexander Kielland eine Bergenserin gezeichnet, die er Frau Wencke nennt. In dieser Darstellung vereinigt sich die gute Tradition der alten Handelsstadt mit dem aufgeklärten Fortschrittsdrange der Neuzeit. Denn auch heutzutage hat Bergen vor allen anderen Städten in Norwegen, ja, man darf wohl sagen: vor den Städten im ganzen Norden, den Vorzug, eine reiselustige, unternehmungreiche Bevölkerung zu besitzen, die übers Meer ihre Verbindungen mit England, Deutschland, Frankreich und Spanien unterhält. Dem besseren Theil dieser verschieden gearteten, phantasiereichen Menschen ist durch seine alte Bildung ein sicherer Boden für alles Neue beschieden. Frau Wencke ist ein liebenswürdiger Typus mit allen charakteristischen Eigenschaften der gebildeten Bergenserin. Dadurch ist sie . . . ich darf nicht sagen: mehr bergensisch als Amalie Skrams ganze Galerie; Das wäre das größte Unrecht. Aber so viel kann ich ruhig sagen: erst dadurch, daß Kiellands Bild von Frau Wencke in dem Saal aufgestellt worden ist, den wir passiren müssen, um zu Amalie Skrams Galerie zu gelangen, hat diese die nothwendige Ergänzung erhalten. Nun müßte ich mich sehr täuschen, wenn nicht gerade Amalie Skram, sie und keine Andere, oder sie vor allen Anderen, zu Kiellands Frau Wencke Modell gestanden hat. Jedenfalls müssen wir an sie denken, wenn sie von Mitgefühl und Kampfeifer erglüht. Das spricht dafür, daß ihre reiche Natur noch größere Schätze birgt, als sie uns bis jetzt offenbaren konnte.

Das letzte Buch von Amalie Skram ist eine That. Sie ließ sich in ein Irrenhaus aufnehmen, wo sie eines nervösen Leidens wegen Ruhe und Pflege suchte; dadurch war ihr zufällig Gelegenheit geboten, einen jener Irrenärzte zu studiren, die in ihrem eitlen Unfehlbarkeitgefühl große Fehler begehen. Diesen Arzt, die Kranken, die Pflegerinnen, den ganzen Hergang schildert sie in einem Bilde, dessen Zeichnung so klar und spannend ist, daß es an Werth dem besten Roman gleichkommt. Das Buch ist „Professor Hieronymus"*) betitelt. Die Kreise, die längst im Namen der Menschlichkeit gegen die unkontrolirbare Macht der Irrenanstalten kämpfen, erhalten durch diese mustergiltige Schilderung der innersten Geheimnisse des Irrenhauses eine sehr wirksame Waffe. Zum ersten Male hat ein großer Schriftsteller in voller geistiger Frische eine solche Studie zu machen versucht und dieser Versuch gewinnt um so mehr an Interesse, als er zugleich einen deutlichen Einblick in die Kunst der Frau Skram gewährt. Worin besteht nun das Geheimniß dieser Kunst? Darin,

*) Deutsch bei Albert Langen, München.

daß Alles, was sie beschreibt, gründlich besehen und durchstöbert worden ist, bevor sie ein Wort niederschrieb. Deshalb bedarf sie dann auch so weniger Worte. Nach dieser Richtung steht Zola, mit dem man sie nicht selten vergleicht, in absolutem Gegensatze zu ihr. Er stößt mit einem losen Umriß vom Lande ab; erst wenn die Feder sich in Bewegung setzt und der eine Satz den anderen zeitigt, beginnt das Bild bestimmtere Form anzunehmen und durch die ihm unterwegs zuströmenden Zufälligkeiten sich auszubreiten.

Die modernen norwegischen Dichter, deren Namen ich noch nennen könnte, sie Alle, die Könige in ihrem Reiche sind, also mit dem unbestreitbaren Recht der Persönlichkeit ihre Stoffe und ihre Form wählen, — alle diese theilweise bedeutenden Dichter lassen sich nicht als Nummer 7, 8, 9, 10, 11 u. s. w. nach einander in langer Reihe aufzählen, ohne daß man dabei dem Einen oder dem Anderen Unrecht thut. Ich ziehe es deshalb vor, Zwei von ihnen als Repräsentanten herauszugreifen; meine Wahl wird allein durch die Rücksicht bestimmt, daß gerade sie einem ausländischen Publikum wohl als am Meisten charakteristisch erscheinen können.

Auch Norwegen ist nun — leider! — ein Touristenland geworden; vielleicht sind einige von meinen Lesern auf einer norwegischen Hochfjeld-Ebene gewesen und haben die grenzenlose Einsamkeit dort oben gefühlt, während sie das ewige Schneegebirge in der Ferne aufsteigen sahen. Da bist Du vielleicht einem anderen Menschen begegnet, einem Einzigen nur. Er oder sie stieg vor Deinen Blicken auf wie eine Erscheinung, kam näher, spähte, sagte ein paar Begrüßungworte, schritt vorüber und verschwand. Aber der Eindruck, den dieser eine Mensch, sein Gang, seine Gestalt, sein Auge, seine Stimme hervorrief, ward in dieser Einsamkeit so stark, daß immer, wenn Du an die Oede jener Gebirgsebene zurückdenkst, auch das Bild jenes Menschen vor Dir steht, wie er auf Dich zukam, Dich ansah, mit Dir sprach und verschwand. Eine eigenartige Kühle wehte von jener Gestalt her. Denke Dir nun einen Dichter, der Dir diesen vorüberschreitenden Menschen stracks in Dein Zimmer in der Stadt führt und die Gestalt so fest zu packen vermag, daß Du bei ihrem Anblick nochmals die Oede der Hochebene, den Lichtglanz des Schneefjelds erlebst, aufs Neue jene Kühle fühlst, aber auch gleichzeitig das feine Aroma des Haidekrautes verspürst, nach dem frischen Trinkwasser m Bergbache Sehnsucht bekommst und den Klang der Stimmen, Deiner und seiner, so vernimmst, als sprächet nicht Ihr, sondern Leute, die hinter Euch stehen. Ein solcher Dichter ist Hans Kinck. Um es zu so verblüffender Macht zu bringen, hat er den neutralen Landesstreifen sich erwählt, der zwischen dem Märchenlande und dem Reich der Erzählungen liegt und einem Pufferstaat gleicht. Diesen neutralen Boden hat er zu seiner Domäne ausersehen, aber die Neutralität nicht gewahrt, da er von hier aus die Grenzen nach beiden Richtungen

überschritt. Aehnlich geht es mit der Sprache; nicht nur die Landessprache und der Bauerndialekt kommen zur Anwendung, sondern auch eine in Rede und Schreibweise durchaus originelle Verbindung beider Idiome, die musikalisch den ursprünglichen Eindruck genau wiederspiegeln soll. Das gelingt freilich nicht; hier geräth die Phantasie auf Abwege. Die Eigenthümlichkeit muß so lange studirt werden, bis sie sich in Formen kleidet, die Alle verstehen, die mit der Kunst vertraut sind. Sonst kann sie keine Kunst werden.

Hans Kinck kann den Blumenschimmer der Gebirgsmatte mit dem Abendnebel des benachbarten Moores märchenhaft verweben in dem liebend erkrankten Sinn einer Sennerin, die nächtlichen Besuch erwartet. Er kann uns diese Sennerin dann am nächsten Tage im Kirchlein drunten im Thale zeigen, aber Gebirgsmatte und Abendnebel füllen auch die Kirche und treiben solche Possen, daß die Machtlosigkeit der Predigt der Sprache der Natur gegenüber sie mit süßer Angst erfüllt. Um es deutlicher zu sagen: seine Bauerngestalten steigen lyrisch empor wie der begeisterte Inhalt des Thals, des Fjelds, des Meeres; die Kirchspielsleute erscheinen als eine vielstimmige Verkündigung der Natur, in der sie leben und mit der sie kämpfen. Er besitzt sicherlich ein größeres Verständniß hierfür als alle Bauerndialektsdichter. Ich möchte Das hier, an der richtigen Stelle, wiederholen.

Eben so sicher sind Knut Hamsuns Naturstimmungen in seiner wohllautenden dänisch-norwegischen Sprache die großartigsten der norwegischen Literatur. Die Vielen, die den Anfang seines „Pan" in der Uebersetzung gelesen haben, darf ich bitten, sichs wohl zu überlegen, ehe sie mir sagen, wo sich etwas Aehnliches überhaupt findet. Hamsun ist ein Riese von Gestalt, dabei blond und hübsch. Er entstammt einem alten Bauerngeschlecht in Gudbrandsdalen, das später nach Nordland und an die Meeresküste übersiedelte. Seine Voreltern sollen künstlerische Veranlagung besessen haben; der Großvater von väterlicher Seite war Kunstschmied. Er selbst war Arbeiter und wanderte aus. Literarisch hat er damit angefangen, fast alle die Dummheiten zu begehen, die ein begabter Wildfang in einer civilisirten Gesellschaft überhaupt zu Tage zu fördern vermag. Es muß wohl spezifisch norwegisch sein, daß sich kein junger Schriftsteller einen Platz erobern zu können glaubt, bevor er den Versuch gemacht hat, ob er nicht zunächst die Stellung aller Anderen zu erschüttern vermöge. Das ist ein neuer Beweis dafür, daß wir in kultureller Beziehung noch in den Kinderschuhen stecken. Ich hätte diese Eigenthümlichkeit nicht erwähnt, wenn es nicht so offenkundig wäre, daß Hamsun alle diese Versuche nur deshalb anstellte, weil er sich selbst in der neuen Gesellschaft zwar unsicher fühlte, dabei aber doch in seinem Kraftgefühl so eitel und so trotzig war, die Anderen anzugreifen, um die eigene Unsicherheit zu verdecken. Schließlich hielt er sich sogar selbst für einen Reformator.

Hinter Allem aber lächelt uns ein seelengutes Schelmengesicht entgegen, von dem man die Augen nicht mehr abwenden kann. Und in seinen letzten Arbeiten zeigt er als oberster Leiter der Fabeln und der Zufälle die gewissenhafteste Redlichkeit. Aber seiner Ungezogenheit-Periode verdanken wir eine reckenhafte Erscheinung, die ihm einen Weltruf gesichert hat. In seiner Erzählung „Mysterien" (deutsch bei Albert Langen, München) tritt in einer Hafenstadt eines Tages ein schlanker, hübscher Bursche auf, den Keiner kennt und von dem Keiner Etwas erfährt. Er ist mit guten Gaben des Geistes wie des Herzens ausgerüstet und seine Thaten wie seine Narrenstreiche machen gar bald von sich reden; überall macht er anfangs den besten Eindruck, giebt sich jedoch alle Mühe, ihn so rasch wie möglich wieder zu verwischen. Er trägt ein begehrendes Verlangen zur Schau und ist doch selbstlos, er liebt Den, der ihn nicht liebt, und quält doch Den, der ihn liebt. Er ist ein schreckliches Großmaul, das schließlich aus Ekel vor sich selbst sich das Schlimmste vorlügt, und er endet, ein Räthsel für Alle und für sich selbst, indem er sich in einem Fieberanfall in das für ewig abkühlende Meer stürzt. Diese Handlung vollzieht sich mitten in einem stürmischen Geplauder über alle möglichen Dinge aus allen Gegenden der Erde und der anderen Planeten. Der Leser läuft manchmal Gefahr, eben so verrückt zu werden wie der Held der Erzählung. Der Stil bietet Ueberraschungen aller Art. Er stapelt eine Riesenschicht von Hypothesen und Paradoxen auf die andere, höher und höher, so daß wir uns immer weiter von ihnen entfernen müssen, um nicht Alles auf den Kopf zu bekommen. Dann, mit einem Scherz- oder Schimpfwort, wirft er Alles über den Haufen und mit Glanz und Dur und Dampf rollt es herunter. Und doch gehören die „Mysterien" zu den großen Büchern unserer Literatur. Sie künden sich an wie ein Schneegestöber von gewaltiger Kraft, in ihnen tobt und treibt ein kecker Aufruhr gegen das konventionelle Sumpfwasser einer Kleinstadt.

Hier will ich schließen. Mit dieser unbändigen Darstellung des Unfertigen will ich schließen. So erscheint mir die Zukunft am Reichsten.

In der ganzen norwegischen Literaturflotte nicht ein einziger Lustsegler; sogar dieser Wildfang hat sein bestimmtes Ziel. Er will uns immer von Etwas erlösen oder uns Etwas erreichen lassen. Auch er fühlt sich von Tag zu Tag mehr zum Dienst fürs Vaterland geworben. Die norwegische Literatur bekennt in ihren Werken, daß sie einen Theil, und zwar den größten Theil, der gemeinsamen Verantwortlichkeit übernehmen will; daß ein Buch, das nicht wegräumt oder baut, so daß es unser Können und unsere Kraft vermehrt, uns für die schwere Kunst der Lebensführung ermuthigt und uns dadurch das Leben erleichtert, ein schlechtes Buch bleibt, — und wäre seine technische Kunst auch noch so groß. Nur um Das schließlich vor aller Welt aussprechen zu können, habe ich mich bewegen lassen, diese Literaturskizze zu schreiben, die einzige, die ich je geschrieben habe, . . . und die letzte zugleich.

Daß die norwegische Literatur im Großen und Ganzen — Ausnahmen werden jedesmal unter allgemeiner Betheiligung geahndet — diesen vornehmen Charakter, dieses gesunde Gefühl der Verantwortlichkeit aufzuweisen hat, ist, glaube ich, zum Theil auf das Gewissen eines armen demokratischen Volkes und zum anderen Theil auf den Umstand zurückzuführen, daß die Meisten unserer Dichter Söhne oder Enkel von Bauern sind. So Ludwig Holberg, Peder Daß, Henrik Wergeland, Kamilla Collet, Aamund Vinje, Ivar Aasen, Jonas Lie, Arne Garborg, Amalie Skram, Knut Hamsun, — also beinahe Alle, die ich hier besprochen habe. Die selben Verhältnisse treffen auch bei Denen zu, die ich nicht aufgeführt habe, und auf unsere ganze Kunst im Allgemeinen. Kein anderes Volk hat, so viel ich weiß, diese Eigenthümlichkeit aufzuweisen. Daraus erklärt sich auch, daß, so groß die Kunstanlage auch sein mag und so wunderbar auch einzelne Dinge in den Büchern dargestellt sein mögen, diese selbst doch nicht immer Kunstwerke sind. Die Kunstanlage wird ererbt; denn man darf nicht vergessen, daß „Kunst" ein Begriff ist, der sich nicht nur auf Ateliers und Schreibtische, sondern auf weit darüber hinaus liegende Dinge erstreckt. Das junge Mädchen, das Aller Sympathie gewinnt, dankt diesen Erfolg in der Regel dem Umstande, daß sie ein Verständniß für sich selbst und für Andere besitzt, dem sie ihr Auftreten anpassen kann, — und Das ist Kunst. Hausfrauen oder Hausherren, die, wie man sagt, „eine glückliche Hand" haben und es deshalb weiter als Andere bringen, besitzen Etwas von der formenden Hand des Künstlers. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß so viele künstlerische Anlagen einem Volke entspringen, das in einer so großartigen Natur und unter Verhältnissen lebt, die Selbsthilfe und Selbstvertrauen bedingen. Hier giebt es keine Dörfer; jede Familie lebt für sich, einsam und abgeschlossen, in ihrem Gehöft, Gefahren bedrohen sie ringsum und scharfe Augen sind auf sie gerichtet; denn die Leute kennen sich gegenseitig schon seit Generationen.

Aber ererbte künstlerische Anlage ist nicht mit Bildung identisch. Bildung besitzen, heißt, Allen und Allem den rechten Werth verleihen. Wenn auch die zu sicherer Unterscheidung erforderlichen Voraussetzungen bei unseren Dichtern vielleicht ausreichen, so lange nur das Leben eines Bauern, eines Handwerkers, ja vielleicht auch eines Beamten in Betracht kommt: höher und weiter hinaus müssen sie versagen. Zweifellos können diese Gaben ja durch Studium erworben werden, aber das feinere Gefühl für Harmonie, das die alten Geschlechter der Bildung besitzen, ist beinahe ein Privilegium; es läßt sich schwer erwerben und wird deshalb so oft in unseren Kunstwerken vermißt. Immerhin können wir stolz darauf sein, daß unser Volk trotz Alledem in Literatur und Kunst Das erreicht hat, was es heute sein Eigen nennen darf.

München. Björnstjerne Björnson.

Kulturgeschichte und Völkerpsychologie.

Mit einer gewissen Ruhmredigkeit und einem tönenden Wortschwall pflegt man unser Zeitalter als die Aera der Naturwissenschaft zu feiern; die riesenhaften Fortschritte der modernen Technik, die dann in einen blendenden Gegensatz zu der Unbeholfenheit und Kümmerlichkeit früherer Zeiten gebracht werden, müssen in den Augen des Publikums diesen Eindruck verstärken. Und doch lehrt eine flüchtige Ueberlegung, daß neben dieser unzweifelhaft mächtigen naturwissenschaftlichen Richtung eine sehr starke Strömung geht, die sich die Erforschung des menschlichen Geisteslebens zur Aufgabe macht. Es genügt, um Das zu erweisen, wenn man sich des Aufschwunges der vergleichenden Sprachwissenschaft und Mythologie, ganz besonders aber der Kulturgeschichte mit allen ihren Hilfswissenschaften erinnert. Gerade die Weltgeschichte, im Wesentlichen auf die europäischen Völker beschränkt und nur nothgedrungen auf einige orientalische Anhängsel erweitert, erfuhr unter diesem universellen Gesichtspunkt eine ganz ungeahnte Verallgemeinerung, die uns erst von einer zusammenhängenden Entwickelung der Menschheit zu sprechen berechtigt. Allerdings mußte für diese umfassende Perspektive erst der Blick geschärft und damit das erforderliche konkrete Material gewonnen sein; aber, wie wir uns überzeugen werden, haben auch frühere Denker es versucht, den Schleier zu lüften, der vielfach die Anfänge menschlicher Gesittung noch bedeckte, oder wenigstens ist ihnen der Ruhm nicht abzusprechen, klar und unzweideutig für eine künftige Forschung in großen Umrissen das Programm aufgestellt zu haben.

Erst das vorige Jahrhundert hat uns — wenn man von früheren, meist sehr unbestimmt gehaltenen philosophischen Entwürfen absieht — den Begriff einer Universalgeschichte gebracht, und zwar sind die ersten kräftigen Anregungen von Frankreich ausgegangen. Montesquieu und vor Allem der so ungemein vielseitige Voltaire durchbrachen die Schranken der bisherigen einseitigen Betrachtung und betonten statt der üblichen Sammlung endloser Schlachten- und Kriegsberichte das Prinzip einer kulturhistorischen Forschung. Der berühmte Freidenker bestimmt am Anfang seines großen, auf sorgfältigen Quellenstudien beruhenden Werkes: Essai sur les moeurs et l'esprit des nations sein Programm so: „Der Zweck dieser Arbeit ist nicht, zu wissen, in welchem Jahre irgend ein Fürst, unwürdig, gekannt zu werden, irgend einem barbarischen Herrscher bei einem wilden Volke folgte. Wenn man auch die Thaten großer Fürsten kennen muß, die ihre Völker besser und glücklicher gemacht haben, so kann man die große Masse der Könige ignoriren, die nur das Gedächtniß belasten." Diese Forderung, über all dem erdrückenden Wust und Plunder des landläufigen geschichtlichen Materiales nicht die großen, weltbewegenden Ideen und die ewigen Gesetze der sozialen Entwickelung zu vergessen,

kann man nur freudig begrüßen. Dazu kommt noch die wesentliche Erweiterung unseres Horizontes, die wir Voltaire zu verdanken haben, der mit Nachdruck auf das uralte chinesische Kulturland hinwies, das vorher ganz außerhalb des europäischen Interessenkreises lag. Das sollten Die nicht vergessen, die mit wohlfeilem Spott sich darüber lustig machen, daß die freilich sehr fragwürdige chinesische Chronologie ziemlich unbedenklich als kritisch begründet angenommen wird. Eben so wichtig ist in unseren Augen der Umstand, daß mit richtigem Blick die soziale Existenz des Menschen als Ausgangspunkt für die ganze Untersuchung hingestellt wird, im entschiedenen und wohl überlegten Gegensatz zu den sentimentalen Schwärmereien z. B. eines Rousseau und anderer dichtenden Philosophen, die sich nicht von dem uralten platonischen Individualismus befreien konnten. Voltaire ist schon bis zu jenem bedeutsamen Gedanken von der Gleichartigkeit der menschlichen Natur vorgedrungen, aus der die moderne Völkerkunde die großen Schöpfungen menschlichen Geistes, wie Religion, Mythologie, Recht, Sitte u. s. w. abgeleitet hat. Mit vollem Recht sagt Schaeffle in diesem Sinne: „Die klare und wirkliche Einsicht in die aristotelische Wahrheit (nämlich von der sozialen Anlage des Menschen) wird den Soziologen vor der Gefahr bewahren, die durch die naturwissenschaftlich-atomistische Neigung unserer Zeit so nahe gelegt ist, das Ganze über den Einzelnen, den sozialen Körper über die soziale Zelle zu vergessen und hiermit dem einseitig atomisirenden Individualismus unserer Tage zu huldigen. Nicht einmal das Individuum für sich läßt sich, losgelöst von dem Ganzen, vollständig erklären, geschweige das Ganze aus dem dem abgelösten Atom“ (Bau und Leben des sozialen Körpers). Auch Montesquieu hat vom sozialpsychologischen Standpunkt aus die Geltung und Wirksamkeit großer, unverbrüchlicher Gesetze im Völkerleben zu erweisen gesucht und das so heikle Problem von der Wechselwirkung äußerer Ursachen (Klima, Nahrung, Boden u. s. w.) mit geistigen Faktoren einer eingehenden Forschung unterzogen. Das heiße Klima ist ihm die Brutstätte des Despotismus und der aller Moral zuwiderlaufenden Sklaverei, während die bergigen Gegenden das Freiheitgefühl und den Unabhängigkeitsinn erzeugen und steigern. Und doch weiß auch er, daß wichtiger als das sogenannte Milieu die Rasse ist, der ursprüngliche psychische Charakter, der sich überall, trotz allen Schranken und Fesseln, siegreich Bahn bricht. Es ist in der That kein Zufall, wie Letourneau, wohl der geistvollste und zugleich nüchternste unter den heutigen Soziologen Frankreichs, bemerkt, daß die weißen Rassen sämmtlich die primitive Wildheit verlassen haben, wenigstens als Gesellschaft, während manche Zweige der so intelligenten Mongolen-Rasse sich noch auf sehr niedrigen Entwickelungstufen befinden.

Hat uns somit erst das vorige Jahrhundert den Blick erschlossen für den Umfang menschlicher Geschichte, wenn sie auch noch häufig von undurchdring-

lichem Dunkel verschlungen wird, um dann wieder sich um so glänzender und strahlender abzuheben, so haben wir dadurch auch erst den richtigen Werthmesser für die Beurtheilung geistiger Entwickelung gewonnen; das uralte Räthsel der Kultur fängt an, sich unseren Augen zu entschleiern, indem wir die einzelnen Elemente dieses vielseitigen Begriffes psychologisch zergliedern. Diese psychogenetische Perspektive, wie man sie nennen könnte, ist nicht hoch genug anzuschlagen, da wir nur in der Entwickelung und im Werden dem Geheimniß des Seins auf die Spur kommen können. Wir haben uns daran gewöhnt, die Kultur nicht mehr als etwas Festes und Gegebenes aufzufassen, sondern als einen organischen, rastlos sich abspielenden Prozeß. Deshalb gilt es eben vor Allem, die einzelnen Entwickelungphasen möglichst weit rückwärts zu verfolgen, wie es uns jetzt an der Hand der weltumspannenden Völkerkunde möglich ist. Hier sehen wir das organische, naturgesetzliche Wachsthum der Ideen, die den Riesenbau der modernen Kultur erzeugt haben, mit vollster Anschaulichkeit, weil wir wie von einer erhabenen Warte aus alle verschiedenen Abstufungen des geistigen Schaffens in unserer Vergleichung umfassen. Dennoch wird ganz von selbst der Blick durch unsere eigene Kultur am Meisten gefesselt werden und wohl mit einer gewissen Selbstgefälligkeit auf dem speziellen nationalen Typus ruhen. Unsere Kultur ist, wie Ratzel sagt, die Kultur; und nur selten sind wir objektiv und aufrichtig genug, uns über diesen Zauberbann der eigenen Geschichte zu erheben. Diese Freiheit der Auffassung, dieser endgiltige Verzicht auf alle begehrlichen Regungen unseres Herzens wird uns erst ungeschmälert zu Theil durch die Völkerpsychologie.

Auch hier ist natürlich der sozialpsychologische Standpunkt maßgebend; der Mensch wird lediglich als geselliges Wesen gefaßt, so daß das Verhältniß zu der hergebrachten individualpsychologischen Betrachtung so bestimmt wird: Es verbleibe der Mensch als seelisches Individuum Gegenstand der individuellen Psychologie, wie es die bisherige war; aber als Fortsetzung schließe sich ihr an die Psychologie des gesellschaftlichen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen, weil für jeden Einzelnen diejenige Gemeinschaft, welche eben ein Volk bildet, sowohl die jederzeit historisch gegebene als auch im Unterschied von allen anderen freien Kulturgesellschaften die absolut nothwendige und im Vergleich mit ihnen die allerwesentlichste ist. Die Form des Zusammenlebens der Menschheit ist eben ihre Trennung in Völker und die Entwickelung des Menschengeschlechtes ist an die Verschiedenheit der Völker gebunden. Die Völkerpsychologie wäre sonach zu bestimmen als die Erforschung der geistigen Natur des Menschengeschlechtes, der Völker, wie sie die Grundlage zur Geschichte oder dem eigentlich geistigen Leben des Volkes wird. Dieses weitausschauende Programm, wie es die beiden Gründer der Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie, Lazarus und Steinthal,

aufgestellt haben, verdient wohl eine kurze Betrachtung. Es erhellt zunächst aus diesen Ausführungen, daß das Gebiet dieser neuen Wissenschaft die Menschheit als solche ist, so weit sie sich uns in einzelnen geschichtlich sich entwickelnden Völkern darstellt. Religion und Mythologie, Recht, Sitte, Kunst, staatliche Organisation, kurz alle organischen Schöpfungen des menschlichen Geistes, bilden die Untersuchungobjekte für diese vergleichende psychologische Forschung. Denn eben Das ist das Ziel der ganzen Arbeit, daß sich aus der schier unendlichen Fülle des Materiales leitende Gedanken, große, allgemeine Gesetze des Geschehens ergeben, die uns erst einen tieferen Einblick in das Wachsthum umfassender, weltbewegender Ideen verstatten. Um Das an einem konkreten Beispiel zu veranschaulichen, wähle ich die Deutung und Erklärung irgend eines Sonnenmythus bei einem bestimmten Volk, z. B. bei den Israeliten, wie ihn die Simsonsage enthält. Sind hier die einzelnen Fäden blosgelegt, aus denen sich das ganze Gewebe zusammengesetzt hat, so drängt sich von selbst eine Parallele anderer verwandter Mythen, zunächst bei dem selben Volke und dann bei fremden, vielleicht weder ethnographisch noch kulturhistorisch zusammenhängenden Stämmen auf. Der Forscher wird besonders auf die verschiedenen Schichten und Strömungen, aus denen sich schließlich das ganze Gebilde entfaltet hat, zu achten haben, um so die älteren, primitiveren Ideen von späteren Zusätzen und Modifikationen sondern zu können. Diese Gefühle und Empfindungen geben uns dann unmittelbar einen untrüglichen Maßstab für die Höhe der sittlichen und ästhetischen Entwickelung eines Volkes, weil sich eben in diesen originalen Schöpfungen das spezifische Gepräge eines nationalen Typus zu erkennen giebt. Deshalb hängt die Mythologie eben so eng mit der Religion zusammen, die nicht selten bei lebhafter plastischer Gestaltungskraft der dichtenden Phantasie fast ganz von den üppig wuchernden Ranken jener Sagenwelt bedeckt und erstickt wird; erst eine spätere Philosophie muß die dogmatischen Begriffe aus diesem Chaos lösen und zu reineren Begriffen umschmelzen, — womit freilich meist auch eine Periode des Verfalles und Niederganges einzusetzen pflegt.

„Die Weltgeschichte würde in Phantasien und Philosopheme ausarten", sagt Ranke, „wenn sie sich von dem festen Boden der Nationalgeschichten losreißen wollte; aber eben so wenig kann sie an diesem Boden haften bleiben. In den Nationen selbst erscheint die Geschichte der Menschheit. Es giebt ein historisches Leben, das sich, fortschreitend von einer Nation zur anderen, von einem Völkerkreis zum anderen bewegt. Eben in dem Kampf der verschiedenen Völkersysteme ist die allgemeine Geschichte entsprungen, sind die Nationalitäten zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen; denn nicht durchaus naturwüchsig sind die Nationen. Nationalitäten von so großer Macht und so eigenthümlichem Gepräge, wie die englische, die italienische, sind nicht so-

wohl Schöpfungen des Landes und der Rasse als der großen Abwandlungen der Begebenheiten.“ Diese Geschichte der Menschheit aber, wie sie dem Denker vorschwebt, ist nur die Entwickelung der Kultur, die uns durch eine verläßliche Tradition, durch schriftliche und monumentale Ueberlieferung zugängig ist. Deshalb ist hier die Chronologie auch der unentbehrliche Leitfaden der Darstellung. Für die Völkerpsychologie dagegen fällt dieses Moment völlig fort, da sie es ja lediglich mit der Entfaltung bestimmter Ideen zu thun hat, in erster Linie innerhalb einzelner Völker und Völkergruppen, dann in allgemeinerer Fassung und Vergleichung im Hinblick auf die verschiedenen Kulturstufen der Menschheit überhaupt. Dazu kommen die weitreichenden Aufschlüsse, die uns für das geistige Leben die Sprachwissenschaft gewährt, die weit über die Grenzen der schriftlichen Aufzeichnungen in die Schatten pfadloser Nacht ein hellleuchtendes Licht geworfen hat. Diesen Ruhm sollte kein kleinlicher Neid ihr streitig machen, so sehr man sich vielleicht über manche Uebergriffe in andere Sphären ereifern mag. Der Völkerkunde freilich bleibt es vorbehalten, auch über diesen Rahmen hinaus der Entstehung menschlicher Gesittung überhaupt nachzuspüren und gerade die Vorstadien der Kultur einer eingehenden Aufmerksamkeit zu würdigen. Es handelt sich darum, den Menschen in seiner tausendjährigen Laufbahn von den untersten und dürftigsten Stufen bis zu seiner jetzigen Höhe zu verfolgen und damit das Geheimniß seiner Geschichte zu enträthseln. Trotz aller Macht und Herrschaft, die wir heute schon über die Natur ausüben, sehen wir erwartungvoll in die Zukunft, wenn wir zurückkehren von der Betrachtung einer Vergangenheit, in der uns die Prähistorie den europäischen Menschen jenseits aller geschichtlichen Ueberlieferung im Kampfe mit den Riesenthieren der Sinthfluth als rohen Wilden gezeigt hat. Wir sehen ihn als Rennthierjäger und Höhlenbewohner am Fuß vergletscherter Höhen mit Waffen und Werkzeugen aus Knochen und roh zugeschlagenem Stein armsälig sein Leben fristen und doch schon Neigung für Schmuck und Prunk, ja selbst die Anfänge des Kunstsinnes entwickeln. Wir finden ihn am nordischen Seestrand zwischen Abfallshaufen bei seiner Muschelnahrung kauernd oder auf dem Pfahlrost der Gebirgsseen zwischen Urwäldern hausend, die sich finster in der schimmernden Wasserfläche spiegeln. Langsam trennt er sich von dem geschliffenen Stein, seinem Jahrhunderte, ja Jahrtausende alten Verbündeten im Kampf ums Dasein, und greift nach der goldglänzenden Bronze, später nach dem dunklen Eisen, das ihm anfangs nur die theure Bronze ersetzen muß, um später immer herrischer aufzutreten, bis es heute als Eisenbahnschienennetz und Drahtgitter zum Fernschreib- und Fernsprechdienst die Erde umspannt, die Fernen vernichtet, die Meere furcht und in Gestalt großartiger, blos als Zeugniß überschäumender Menschenkraft, gleich den Pyramiden, errichteter Bauwerke in das Blau des Himmels greift.

Bremen. Dr. Thomas Achelis.

Drei Wünsche.

„Was wärst Du gern, wärst Du nicht, der Du bist?“
„Ein altes Weib, das mir begegnete,
That unvermuthet diese Frage.
Ich blieb erstaunt am Wegesrande stehn
Und sah sie an, sie aber sprach:
„Du hast zur Antwort drei Minuten Zeit
„Und kannst drei Wünsche nacheinander nennen.
„Ists Etwas, das in meinen Kräften steht
„Und das zugleich mir wünschenswerth erscheint,
„Erfüll' ichs Dir, sonst bleibst Du, der Du bist.“

Nun war ich damals gar nicht ganz zufrieden
Mit meinem Zustand und bedachte schnell:
Kann dieses Weib so wunderbare Künste,
Benutze, was sich niemals wiederbeut.
Doch was, bei Gott, was wünsch' ich mir? — bei Gott?
Bei Gott, ich habs: „Ich wollt', ich wär' ein Gott.“
„Herr“, gab die Alte zahnlos lächelnd wieder,
„Die Götter sind vollständig aus der Mode,
„Und dann, was hülf' es Dir? Gelästert werden,
„Das ist der Götter Loos! Drum rath' ich Dir,
„Zu Deinem zweiten Wunsche Dich zu wenden.“

Kein Gott! was dann? Die Zeit schien fortzustürmen
Und Schnelligkeit mein dringlichstes Gebot.
„Kein Gott? nun gut, so denn: ein großer Mann!“
„Ein großer Mann? ach, daß Du siehst, wie klein
„Die Andren sind und wie erbärmlich? Herr,
„Mein guter Herr, sag' schnell den dritten Wunsch.“
Ich stand verwirrt und blickte ihr ins Antlitz,
Mir Hilfe suchend, ängstlich und in Hast.
Da sah ich unten in den alten Augen
Ein Feuer, matt wie letzte Asche, glühn
Und es durchfuhr mich jäh, — ich rief:
„Ein Mädchen möcht' ich sein, ein schönes Kind,
„Das strahlend durch den Garten geht und singt,
„Dem sich die Thiere, sich die Bäume neigen,
„Dem Alles zujauchzt, weil es gar so schön!“
Da seufzte sie und sprach: „Das war auch ich,
„Mein lieber Herr, doch — ich vergaß, zu sterben.“

In Thränen ging sie fort; und ich bin heute
Noch immer, der ich war.

Capri. Eduard von der Hellen.

Dämmerung.

Im Morgendämmern fern ein fremder Zug —
Der König reitet grüßend durch das Land;
Der Purpur flammt bis auf des Rosses Bug,
Aufblitzend ruht das Szepter in der Hand.

Am Hirtenstab dem Könige voran
Der Bischof geht, die Ritter hinterdrein;
Und Reisige, gewappnet, Mann für Mann
In fern verschwommnen, bunt bewegten Reihn.

Das Glöckchen läutet, Weihrauch wölkt sich auf,
Die Fähnlein flattern in der Morgenluft;
Im Wappenrock ein Herold weit vorauf,
Der zur Begrüßung rings zusammenruft.

Voll Ehrfurcht kniet das Volk am Wegesrand
Vom Huf der Rosse wolkig überstaubt;
Der Bischof breitet segnend seine Hand
Und gnädig winkt das königliche Haupt.

So zieht der Zug still seinen Weg dahin —
Die Krone blitzt, in Sonnengold getaucht —
Noch aus der Ferne glänzt der Hermelin —
Dann hat der Nebel Alles überraucht . . .

Hamburg. Theodor Suse.

Auferstehung.

Löst ihn vom Kreuz mit starken Armen
Und legt ihn in das weiche Grün,
Wascht ihm die Wunden voll Erbarmen
Mit Frühlingsthau, dem lebenswarmen,
In dem die Blumen strahlend glühn.

Heb', große Göttin, Du die Hände
Und segne den entseelten Sohn,
Glüh Deines Athems goldne Spende
Auf ihn, daß anders sich vollende
Das Werk, dem sterbend er entflohn.

Und aus dem tosenden Gedränge
Schreite der Dulder nun als Held —
Ihn grüßt des Tages Festgepränge,
Und neue Osterglockenklänge
Durchbrausen die befreite Welt.

Hamburg. Theodor Suse.

Politik und Diebstahl.

In der „Zukunft“ vom achtzehnten April 1896 erschien unter dem Titel „Politischer Diebstahl“ ein Aufsatz, der sich mit der Verurtheilung der drei berliner Buchbindergehilfen wegen des an einem den Kaiserlichen Gnadenerlaß enthaltenden Exemplar des Armeeverordnungblattes begangenen Diebstahls beschäftigte. Sein Inhalt fordert den Widerspruch heraus; und die Person des Verfassers macht dessen Erhebung zur Nothwendigkeit: denn Herr W. Kulemann ist Richter und war Reichstagsabgeordneter, er ist vor Allem aber der Mann, dem die schweren Kämpfe für seine sozialpolitischen Ueberzeugungen mit der eigenen Partei unvergessen sind. Von seinem Namen gedeckt, sind also seine Ausführungen besonderer Beachtung, Verbreitung und Wirkung sicher, — aber eben darum auch von besonderer Gefährlichkeit, wenn sie irrig sind. Und von gefährlichen Irrthümern scheinen sie mir allerdings getragen und durchsetzt zu sein.

Sie beginnen in der Hauptsache mit dem Vorwurf, daß das Reichsstrafgesetzbuch dem Begriff des politischen Verbrechens keine folgerichtige Behandlung zu Theil werden lasse, da es dem Richter nur in gewissen Fällen die Wahl zwischen Zuchthaus und Festunghaft dergestalt gestatte, daß die erste Strafart blos bei Feststellung ehrloser Gesinnung einzutreten habe. „Der Begriff des politischen Verbrechens ist aber gerade gegeben durch die Gesinnung, den Beweggrund, das verfolgte Ziel; ist dieses eine Beeinflussung der Staatsordnung, so trägt die Handlung einen politischen Charakter, sonst nicht. Hieraus ergiebt sich, daß die politischen Vergehen gar nicht auf einzelne Arten von Handlungen begrenzt sind, sondern daß, wenn nicht alle, so doch jedenfalls die meisten Strafthaten einen politischen oder unpolitischen Charakter tragen können, je nach dem durch sie verfolgten Zweck, und daß in der gegentheiligen Behandlung im Strafgesetzbuch ein grundsätzlicher Fehler zu suchen ist.“

Es liegt auf der Hand, daß diese Begründung durch die Auffassung, auf der sie beruht, weit über ihr Ziel hinausschießt. Denn was der politischen Gesinnung als Triebfeder zu strafbaren Handlungen recht ist, Das ist jeder anderen an sich nicht verwerflichen Gesinnung billig; und manches Motiv von besonderer Unwiderstehlichkeit oder Vortrefflichkeit, wie der Selbsterhaltungtrieb, die Nächsten- und insbesondere die Familienliebe, das Ehrgefühl, dürften sogar einen erheblich größeren Anspruch auf Berücksichtigung erheben können als die Politik. Diese Uferlosigkeit der Konsequenzen deckt aber zugleich die Schwäche des Ausgangspunktes auf: die Ueberschätzung der Motive und Zwecke für die Bemessung des strafrechtlichen Einschreitens gegen die von ihnen gezeitigten Handlungen. Auf dem Gebiete der Moral mögen die Motive den Charakter der Handlungen bestimmen, äußerliche Gutthaten werthlos sein, wenn sie nicht sittlichem Wollen entsprungen, äußerliche Missethaten Rechtfertigung erhalten, wenn sie aus echtem Gewissenszwange hervorgegangen sind; obgleich selbst hier objektive Grenzen nicht zu entbehren sind und der Satz, „der Zweck heiligt die Mittel“, in seiner Allgemeinheit doch wohl auch moralisch verwerflich ist. Auf dem Gebiete des Rechtes aber sind gerade diese objektiven Grenzen das Wesentliche, die nackte Thatsache ihrer Innehaltung das Ausschlaggebende; dem Recht muß es genügen, wenn nur seine Gebote befolgt werden, ob Das nun aus sittlich freiem

Entschluß oder unter dem Druck von Furcht und Zwang geschieht, und es muß reagiren, wenn seine Verbote übertreten werden, mag die Uebertretung auch in gutem Glauben an eine sittliche Berechtigung oder Verpflichtung geschehen sein. Das Recht würde sich selbst aufheben, wenn es seine Anordnungen unter das subjektive Ermessen, die individuelle Ueberzeugung des Einzelnen, stellte; gerade in deren Beschränkung durch allgemeine Normen besteht sein Wesen. Dabei sind Zusammenstöße zwischen den rechtlichen Bedingungen der generellen Satzung und den sittlichen des speziellen Falles naturgemäß unvermeidlich; aber um sie zu vermindern und abzuschwächen, kann der Staat nur insoweit Etwas thun, als ihm die Sorge für die Sicherheit und Stetigkeit der allgemeinen Ordnung Spielraum läßt. Auf dem Felde des Strafrechtes dienen diesen Zwecken — aber nicht etwa ihnen allein — prozessual das Begnadigungrecht, materiellrechtlich einzelne Sondervorschriften, wie die über Nothstand und Nothwehr, und insbesondere allerdings die mehr oder minder weite Fassung der meisten Strafrahmen. Daß sich diese vornehmlich auch die Berücksichtigung von Motiv und Zweck ermöglichenden Einrichtungen nur innerhalb bestimmter thatsächlicher und rechtlicher Grenzen nach unten wie nach oben hin bewegen, von manchen Strecken auch ganz ausgeschlossen sind, folgt eben aus ihrer Aufgabe, nur die Starrheit, nicht die Festigkeit des Rechtsgefüges zu brechen; in dieser natürlichen Begrenztheit von Aushilfe- und Ausgleichungmaßregeln den verkümmerten Keim zu einer grundsätzlich zustehenden Herrschaft erblicken, heißt, den Charakter der Rechtsordnung verkennen.

Immerhin führt der bisherige Gedankengang nur erst zu dem Ansinnen — das ja bedenklich genug ist —, daß politische Delikte, also auch der politische Diebstahl in der Mittlerschen Druckerei, durch eine besondere Art der Bestrafung auszuzeichnen seien; doch Das genügt Herrn Kulemann bei Weitem nicht. Stets aus der gleichen einseitigen Betonung von Motiv und Zweck gegenüber der That, wie sie begangen ist, heraus gelangt er nämlich zu dem ungeheuerlichen Schluß, daß „hier sich ein Unschuldiger in den Maschen des Gesetzes gefangen“ habe; „die Strafe als Folge mangelnder Rechtskenntniß: Das ist der knappe Inhalt, aber auch die schärfste Kritik dieses Prozesses.“ Er rechnet so: Hätten die Angeklagten den Gnadenerlaß dem „Vorwärts“ blos inhaltlich oder in Abschrift mitgetheilt oder selbst ein Exemplar des Armeeverordnungblattes mitgenommen, aber in der Absicht, es — offen oder heimlich — zurückzubringen, so hätten sie ihren Zweck vollkommen erreicht, ohne daß sie strafrechtlich zu fassen gewesen wären; daß sie keinen dieser gefahrloseren Wege gewählt haben, geschah nur aus Rechtsunkenntniß; also —. Nun kann und will ja Herr Kulemann natürlich selbst nicht bestreiten, daß die Angeklagten „sich eines Vertrauensbruches schuldig gemacht und somit Etwas gethan haben, das, vom sittlichen Standpunkt aus betrachtet, scharfen Tadel verdient“; er wird also wohl weiterhin zugeben, daß auch sie „das sittliche Gefühl schuldig findet“. Aber wieder zieht er sich auf Motiv und Zweck zurück. Denn nach dem sittlich richtigen Volksempfinden läge ein Diebstahl nur dann vor, wenn die Aneignung fremder Sachen zum Zwecke der Bereicherung erfolgt sei; demnach hätten die Angeklagten „sittlich betrachtet, keinen Diebstahl begangen“, sondern lediglich einen „Vertrauensbruch“, der nach bestehendem Recht nicht strafbar sei; wolle man aber auch solche Fälle zur Bestrafung ziehen, — „nun, dann gebe man Gesetze, die auch in Privatverhältnissen den Vertrauensbruch strafen“.

Also zum Schluß doch nicht viel mehr als ein Streit um Worte? Denn Das wäre es ja wohl, wenn es sich wirklich nur noch um den Titel der Bestrafung, Diebstahl oder Vertrauensbruch, handelte. Weit gefehlt. Herr Kulemann hält es vielmehr überhaupt für einen politischen Fehler, „daß man eine politische That nicht als solche, sondern als gemeines Verbrechen verfolgt hat," nämlich „daß die Regirung sich nicht auf die Entdeckung der Schuldigen und ihre Entlassung beschränkte, sondern eine Anklage wegen Diebstahls veranlaßte."

Sehen wir einmal vom § 152 der Strafprozeßordnung ab, wonach die Staatsanwaltschaft verpflichtet ist, wegen aller gerichtlich strafbaren und verfolgbaren Handlungen einzuschreiten, sofern zureichende thatsächliche Anhaltspunkte vorliegen. Drei Männer entwenden aus dem Geschäft, in dem sie bedienstet sind, zum Zwecke vorzeitiger Veröffentlichung ein Exemplar des Armeeverordnungblattes, das den kaiserlichen Gnadenerlaß bringt. Daß diese vorzeitige Veröffentlichung die geschäftliche Stellung und Ehre der Firma, die ihnen Brot und Lohn gewährt, ganz außerordentlich gefährdet, ist ihnen gleichgiltig; daß sie dem Kaiser und der Mehrheit ihrer Volksgenossen die Festesfreude vergällt, die Weihestimmung verdirbt, ist ihnen nicht blos gleichgiltig, sondern gerade erwünscht. Denn freilich handeln sie nicht aus gewinnsüchtiger Absicht, wohl aber aus Frivolität, die am Besten bubenhaft genannt wird, weil Das zugleich niederträchtig und kindisch bedeutet: ausschließlich um eine Demonstration zur Verhöhnung der staatlichen Macht und zur Kränkung des nationalen Empfindens ist es ihnen zu thun. Hätte dieser dreiste Streich, der ja nur ein Ring in der Kette gleichartiger Unternehmungen ist, ohne strafrechtliche Sühne bleiben müssen, so wäre wahrlich schon um seinetwillen die Frage wieder zu erörtern gewesen, ob nicht doch dem Staate besondere Waffen gegen ein Treiben zu liefern seien, das ihn, seine Einrichtungen und Maßnahmen systematisch herabwürdigt und dadurch seine Existenz allmählich aufs Schwerste erschüttert.

Aber so sorgfältig geplant und so fein ausgeklügelt das Komplott war, stolperten die Thäter schließlich doch über einen Strafrechtsparagraphen und ein strenges Urtheil bewies, ihnen und ihren Genossen zum Leide, allem anderen Volke aber zur Beruhigung und Genugthuung, daß der Staat noch wachsam und kraftvoll genug ist, um Treue und Glauben zu schützen und seiner nicht ungestraft spotten zu lassen. Herrn Kulemann, dem Richter, aber erscheint diese Lösung nicht „im Einklang mit dem natürlichen Rechtsgefühl des Volkes", Herrn Kulemann, dem Sozialpolitiker, nicht „im Interesse einer gesunden Entwickelung der sozialen Krisis." Nun, — wir befinden uns allerdings wieder sehr stark in einer sozialen Krisis. Gegenüber der immer mächtiger auftretenden rückläufigen Bewegung in der Sozialpolitik gilt es deshalb, festzuhalten an unseren vorgeschrittenen sozialpolitischen Ueberzeugungen. Jedoch nicht minder gilt es, wenn wir innerlich und äußerlich bestehen bleiben wollen, festzuhalten an unserem staatlichen und sozialen Empfinden und scharf und zweifellos die Grenzen zu ziehen, die uns von erklärten, skrupellosen Feinden der Rechtsordnung scheiden.

Zabrze. Eugen Schiffer.

* * *

Der Herausgeber hat mir gegen die vorstehende Erwiderung eine Bemerkung gestattet; ich kann sie jedoch knapp halten, da ich meinen Standpunkt

in meinem früheren Artikel entwickelt und davon nichts zurückzunehmen habe. Die Meinungverschiedenheit mit meinem Gegner bezieht sich in erster Linie auf die grundsätzliche Stellung und Aufgabe des Strafrechtes, insbesondere auf seine Abgrenzung gegenüber der Moral. Er will bei der Moral den Schwerpunkt in die subjektive Seite verlegen, beim Recht dagegen an objektiven Grenzen festhalten, so daß eine Bestrafung auch dann eintreten muß, wenn das Verbot „in gutem Glauben an eine sittliche Berechtigung oder Verpflichtung" übertreten worden ist. Härten sollen, abgesehen von dem weiten Rahmen für die Strafzumessung, durch das Begnadigungrecht ausgeglichen werden. Ich stehe hier auf einem grundsätzlich anderen Standpunkt. Das Recht darf nicht in einen Widerspruch zur Moral treten; Beider Gebiete schließen einander nicht aus, sondern das Verhältniß ist so zu bestimmen, daß die schwereren Verstöße gegen die Moral strafrechtlich geahndet werden, während man bei den geringeren sich mit der sittlichen Verurtheilung begnügt. Ich weiß wohl, daß diese Auffassung nicht die herrschende ist, aber ich kann nicht über das natürliche Gefühl hinwegkommen, daß nun und nimmer der Staat Etwas bestrafen und zum Unrecht stempeln darf, das sich dem natürlichen Gefühl als sittliche Pflicht darstellt.

Uebrigens besteht in Bezug auf die Frage, ob im Strafrecht der Schwerpunkt mehr auf die objektive oder auf die subjektive Seite gelegt werden solle, ein alter Gegensatz, insbesondere auch zwischen der römischrechtlichen und der deutschrechtlichen Auffassung. Während nach jener schon Der als Mörder bestraft wurde, der in der Absicht, den Mord auszuführen, cum telo ambulaverit, verlangen wir, daß die Rechtsordnung objektiv gestört sein muß. Habe ich in mörderischer Absicht auf einen Feind geschossen, ihn aber verfehlt, so werde ich nicht als Thäter, sondern nur wegen Versuches gestraft, obgleich meine Handlung sicher moralisch nicht milder zu beurtheilen ist. Die Bestimmung früherer deutscher Strafgesetze, daß der sogenannte vollendete Versuch der vollendeten That gleich zu stellen ist, hat im Reichsstrafgesetzbuch keine Aufnahme gefunden. Ja, wenn ich auf meinen Feind schoß, in Wahrheit aber an der Stelle, wo ich ihn vermuthete, kein Mensch stand, sondern ein lebloser Gegenstand, so habe ich gar kein strafbares Unrecht gethan. Das Reichsgericht hat ja jetzt in der Lehre vom untauglichen Objekt und dem untauglichen Mittel einen der sittlichen, d. h. subjektiven, Beurtheilung mehr gerecht werdenden Standpunkt eingenommen, aber den Gegnern dieses Standpunktes ist zuzugeben, daß er mit der Grundauffassung von der Aufgabe des Strafrechtes, wie sie heute noch immer festgehalten wird, nicht in Einklang zu bringen ist. Will man sittliche Ungeheuerlichkeiten, wie die Straflosigkeit des Putativ-Mörders, vermeiden, so muß man den Grundsatz von dem objektiven Charakter der Grenzen des Strafrechtes und seiner qualitativen Verschiedenheit von der Moral aufgeben und zu der subjektiven Begründung, die zwischen Strafrecht und Moral nur einen graduellen Unterschied anerkennt, übergehen.

Mein Gegner hat meine Behauptung nicht beanstandet, daß die drei Gehilfen nicht hätten bestraft werden können, wenn sie nicht das Blatt Papier, auf das es ihnen ja gar nicht ankam, sondern den Inhalt, der für sie allein Interesse bot, auf andere Weise sich angeeignet hätten. Trotzdem beanstandet er meine Ausführung, daß sich in den Maschen des Gesetzes ein Unschuldiger gefangen habe. Aber es ist doch kein Zweifel, daß die Angeklagten bestraft sind nicht

wegen der wesentlichen Seite ihrer That — denn diese ist die Aneignung des Inhaltes —, sondern wegen einer nebensächlichen Zufälligkeit, — Das ist die Aneignung des Papieres. Mein Gegner meint, es sei ein Glück, daß man einen Paragraphen gefunden habe, unter den man die That habe bringen können. Aber man denke nur einmal an den doch gewiß nahe liegenden Fall, daß von den drei Personen Zwei sich auf die Anfertigung einer Abschrift beschränkt oder das Blatt zurückgebracht, nur Einer aber dieses sich angeeignet hätte, — dann hätte also dieser Eine allein bestraft werden können, obgleich er, menschlich und sittlich betrachtet, nicht im Geringsten etwas Anderes gethan hätte als die Uebrigen. Wäre Das etwa ein befriedigendes Ergebniß?

Uebrigens beurtheilt mein Gegner auch die sittliche Seite der That härter als ich. Er meint, die Angeklagten hätten nicht allein die geschäftlichen Interessen ihres Arbeitgebers ganz außerordentlich gefährdet, sondern sie hätten vor Allem den Kaiser und der Mehrheit ihrer Volksgenossen die Festesfreude vergällt, die Weihestimmung verdorben. Und gerade Das sei ihre Absicht gewesen; Das sei eine bubenhafte und niederträchtige Frivolität. Ich habe über den treibenden Gedanken und eigentlichen Zweck der vorzeitigen Veröffentlichung in meinem früheren Aufsatze meine Ansicht ausgesprochen, und da mein Gegner sie nicht beanstandet, so nehme ich an, daß er darin mit mir übereinstimmt. Ist aber wirklich dieses Motiv zu Grunde zu legen, also die Absicht, den Eindruck zu erwecken, als ob die Sozialdemokratie gewisse Verbindungen besäße, die ihr Kenntniß von geheimen Dingen verschafften, so scheinen mir die starken Ausdrücke der Kritik meines Gegners viel zu weit zu gehen. Ich kann nicht anerkennen, daß dem Kaiser und dem Volke die Festesfreude und Weiheſtörung dadurch verdorben ist, daß der Erlaß vierundzwanzig Stunden vorher im „Vorwärts“ abgedruckt wurde, und noch viel weniger, daß die Angeklagten gerade hieran ihre teuflische Lust empfunden und deshalb durch diesen Zweck sich hätten leiten lassen.

Nun meint mein Gegner, die Meinungverschiedenheit zwischen ihm und mir sei nicht viel mehr als ein Streit um Worte: ich wolle strafen wegen Vertrauensbruches (d. h. ich wünsche ein entsprechendes Gesetz) und er wegen Diebstahls. Aber ich kann es unmöglich für gleichwerthig halten, ob ich wegen einer Ordnungwidrigkeit mit Geldstrafe oder wegen Diebstahls mit Gefängniß bestraft werde; ich halte es für sehr wohl möglich, daß Jemand durch Parteifanatismus zu einem Vertrauensbruche sich verleiten läßt und doch nicht entfernt unter irgend welchen Umständen eines Diebstahls fähig wäre.

Ich stimme völlig damit überein, daß die Vertreter einer arbeiterfreundlichen Sozialpolitik sich ängstlich hüten müssen, in der Beurtheilung von staatsfeindlichen Handlungen der Sozialdemokratie nicht den vollen Ernst zu zeigen; ich glaube auch, abgesehen von anderen Veröffentlichungen, in meinen Ausführungen in der „Zukunft“ vom achtundzwanzigsten September 1895 dieser Forderung vollauf Genüge geleistet zu haben, aber ich meine auch auf der anderen Seite: man soll gerade politischen Gegnern gegenüber auf das Sorgfältigste bestrebt sein, nicht allein jede wirkliche Ungerechtigkeit, sondern auch alles Das zu vermeiden, was als solche aufgefaßt werden könnte; sonst vergiftet man den Kampf und macht eine friedliche Lösung unmöglich, die wir doch stets als Ziel im Auge behalten müssen.

Braunschweig. W. Kulemann.

Börsenexperimente.

In dem Maße, wie die Hausse der Industriepapiere, d. h. der Kassapapiere, weiter anschwillt, kommt man auch von der Meinung zurück, daß dieser ganze Zauber ausschließlich vom Publikum gemacht werde. Vielmehr verdeutlichen sich die Zeichen dahin, daß, nachdem das Publikum in der That mit ausdauernder Liebe den verschiedensten Maschinenaktien nachgejagt hatte, allmählich doch Ermüdung eingetreten wäre, — ohne die berliner Börse selbst. Diese hütet die Kauflust für Dividendenpapiere gleich einem heiligen Feuer. Eine Reihe kleiner Konsortien, von deren direkter Verbindung mit den ersten Banken nichts greifbar ist, scheint sich hier der Tendenz bemächtigt zu haben und wendet nun die altbekannte Kunst der Auktionatoren an, beim Verkaufen auch heimlich mitzusteigern. Man muß die nicht auszurottende Skepsis unserer größten Börse kennen, um die üblen Seiten solchen unaufhörlichen Animirens — wider die eigene Ueberzeugung — zu empfinden. Das ist wieder jene überlegene Kälte, die den berliner Markt groß gemacht und ihn über den an Kapital reicheren Markt Süddeutschlands erhoben, die aber auch mehr als alles Andere den Haß erzeugt hat, gegen den heute selbst der einwandfreie Effektenverkehr vergebens ankämpft.

Die eigentliche Basis der ganzen Haussecampagne ist dabei keineswegs eine ungesunde, denn fast von unserer gesammten Industrie, namentlich von den Eisen- und Stahlwerken, laufen fortwährend sehr günstige Berichte ein. Das Ende der jetzigen Bewegung läßt sich noch gar nicht voraussehen, denn diesmal fehlen zwei verhängnißvolle Umstände, die vor sechs Jahren unserem Montanaufschwung anhafteten: die fast ausschließliche Arbeit für die Waffenindustrie und die Preisüberhebung der Syndikate. Das Erste lag in den Verhältnissen und war nicht zu ändern, aber nachdem der Staat seine Rüstungen einmal beendet hatte, standen auch unsere großen Betriebe mit ihren neuen Anlagen nahezu nutzlos da; die Preisvertheuerung ging trotz der Warnung einflußreicher Großinteressenten, wie z. B. Stumms, vor sich. Möglich, daß man durch Schaden klug geworden ist und diesen Fehler nun vermeidet; bald dürften aber neue Fehler gemacht werden, an die noch Niemand gedacht hat, weil die Probe darauf bisher fehlte. Das ist der Verlauf jeder wirthschaftlichen Bewegung und wird auch diesmal nicht ausbleiben.

Der Export hat sich bereits im April stark gesteigert, besonders nach Rußland hin, und wir gewönnen dort sicher ein großes Feld, wenn wir uns nicht von den glänzenden Erfolgen der Belgier und von einem noch möglichen Wettbewerb einschüchtern lassen. Die Belgier sind von den Deutschen in der Türkei geschlagen worden, aber sie haben Das durch ihre nahezu märchenhaften Ergebnisse in allen denkbaren neurussischen Industriegründungen wieder eingebracht. Es wäre gut, wenn von uns das Selbe versucht würde, anstatt Zeit und Kräfte im Mandarinenreiche zu verzetteln. „Des gens impossibles“: so lautet das Endurtheil der belgischen Ingenieure, die ihre chinesische Eisenbahn fortsetzen wollten, jedoch immer auf neue Schwierigkeiten und auf neue Vicekönige stießen, die von dem Versprechen ihrer Vorgänger nichts mehr zu wissen vorgaben. Zum Vermessen gehören in wildfremden Ländern nämlich auch Eskorten, damit man von

der lieben Bevölkerung nicht totgeschlagen werde; und hierin wird Vieles versprochen, aber nicht das Geringste gehalten. Wenn wir den russischen Eisenbahn- und Industrieplänen entgegenkommen, erzeigen wir Herrn Witte den selben Gefallen, den er bisher von Brüssel und Lüttich mit Vergnügen entgegennahm, ohne dort gerade auf Sympathien für seine Werthpapiere zu bestehen. Gegen eine starke Vermehrung unserer Russenwerthe sind aber noch immer die hier so oft geäußerten politischen Bedenken vorhanden, trotzdem, im Gegensatz zu dem düsteren Zaren Alexander, der neue Herrscher freundlicher und auch klüger sein soll. Dabei soll seine unleugbare geistige Selbständigkeit keineswegs zu jähen oder springenden Entschlüssen führen, so daß der Finanzminister ganz sicher dasteht, obgleich er sich nicht mehr in der unumschränkten Macht wie unter dem verstorbenen Zaren fühlt, wo eine Einführung der Goldwährung nicht allerhöchst verlangsamt worden wäre. Die nächste Zukunft unserer Eisenausfuhr hängt von Rußland, dann aber freilich auch von Amerika ab. Der Bedarf an Eisenbahnmaterial wächst in der Union unheimlich, da sich die Reorganisationen der großen Compagnien in die Länge gezogen haben. Später werden wir dann die Ausgabe neuer Mortgagebonds erleben, mit denen der Zeichner aber auch kaum mehr als vier Prozent machen dürfte. Rußland braucht wenigstens für seine Unternehmungen keine neue Anleihen, wie denn überhaupt alle Finanzmaßnahme dieses Reiches seit Jahren nur Konversionen betrafen.

Unsere Industriepapiere sind weniger den Dividendenchancen als deren Unbeständigkeit nach bei Weitem zu hoch. So hitzig auch die Presse zu Gunsten dieser Bewegung eintritt: es beginnt jetzt der gefährliche Zeitabschnitt, wo die Höhe des Kurses Verwaltungrathsbeschlüsse bestimmt. Charakteristisch hierfür ist das jüngste berliner Gerücht, daß die fortgesetzte Hausse in Fahrradaktien die Loewesche Fabrik und die Berliner Gußstahlfabrik Hartung veranlassen werde, auch den Betrieb von Fahrrädern aufzunehmen. Also nicht etwa die rein sachliche Erwägung der wachsenden Ausdehnung dieses Verkehrsmittels, in dessen Herstellung uns ja selbst einzelne europäische Länder bereits voraus sind, sondern nur die Höhe des Kurses, der doch eines Tages auch fallen kann. Keineswegs ohne Störung für die Industrie verläuft auch unser Stimmungskonflikt mit England. Seit der Kaiserdepesche an den Transvaalpräsidenten haben unsere Fabrikanten von der Animosität der englischen Kaufleute und auch des englischen Publikums Einiges zu erzählen. Von mehreren Fabriken in Thüringen weiß ich bestimmt, daß ihnen die Weisung aus London zugegangen ist, auf ihren Erzeugnissen nicht mehr das übliche: Made in Germany, sondern: Made abroad zu setzen. Es wäre schon der Mühe werth, bei unserem Handel und unserer Industrie Umfrage zu halten, in welcher Weise sich seit Herr Jamesons Einfall und unserer aufrichtigen Freude über dessen Gefangennahme Deutschlands Absatzgebiet in England verringert hat. Das einfache Resultat unserer Handelsausweise will da nicht viel sagen, man muß ins Einzelne vordringen. Im Uebrigen aber geht unsere Industrie jetzt vorzüglich und nur die gegenwärtige Fähigkeit eines raschen und, wenn es beliebt, auch ruinösen Wettbewerbes zeigt uns von Weitem schon wieder den Abstieg. Die Banken sind natürlich ganz zur Verfügung der mit ihnen liirten Unternehmer, und wenn neulich einmal die Behauptung aufgestellt wurde, ein Institut, das von sechs Zuckerfabriken große Depositen besäße, wolle mit deren Hilfe eine Konkurrenzfabrik gründen, so widerspricht Das allen bisherigen

Thatsachen. Jede Bank hält sich förmlich für verpflichtet, einem von ihr kreirten Etablissement mit gleichen Fabriken fern zu bleiben; es ist ein ungeschriebenes Bündniß, das auf dem festen Grunde gemeinsamer Interessen beruht und fast immer gehalten wird. Das sich immer wieder von Neuem assoziirende Großkapital ist gar nicht dadurch so gefährlich, daß es Konkurrenzen ins Leben ruft, sondern dadurch, daß es für unternehmende Industrielle eine beständige Lockung darstellt. Zuerst ist es der enorme Ueberschuß an Technikern und Chemikern, der unsere größten praktischen Gebiete nicht zur Ruhe kommen läßt, und dann erst das Großkapital, dem sich jene überschüssigen Kräfte nähern.

Auch von dem Depotgesetz wird wieder gesprochen. In Tagen, wo thatsächlich die Effektenspekulation tot daliegt und die Meinungen über ihr Wiedererstehen weit auseinandergehen, will man dem Kundschaftverhältniß noch einen weiteren Stoß versetzen. Das Depot, das der Kunde als Sicherheit für seine Transaktionen hinterlegt, soll alle möglichen geheiligten Formen eines Vertrauensgegenstandes und nicht mehr die eines Faustpfandes erhalten. Da giebt es nun Umgehungen, die keine Kommission verhindern kann. Sind beide Theile einverstanden, so kann das Depot als Kontokorrentguthaben seinen Einzug halten, oder auch in anderer Form. Will Jemand 100 Gotthard handeln und giebt 10 Gotthard als Depot, so kann man ihn einfach 110 Gotthard reportiren und der Kunde besitzt dann laut Brief nicht 100 Gotthard und ein Depot von 10 Stücken, sondern er ist mit 110 Gotthard in Spekulation. Es ist und bleibt nur noch unklar, weshalb eine Börsenreform dem Spieler jede nur erdenkliche Erleichterung, dem Bankier jede nur erdenkliche Schwierigkeit bereiten will. Auf diese Weise wird sich eine Reihe problematischer Existenzen aufthun, die dem Kunden gegenüber alle die strengen Verpflichtungen eingehen, die der solidere Bankier von sich ablehnen muß, und eines Tages bleiben dann die schmerzlichen Enthüllungen nicht aus. Wenn aber so viel Geschrei darüber gemacht wird, daß man die Baar- und die Effektendepositen mit einem Vorzugscharakter versehen will, so ist dieses Geschrei ganz überflüssig. An sich wäre es nur höchst gerecht, wenn von dem eigentlichen Geschäft das anvertraute Gut möglichst getrennt werden könnte. Die Regirung hat hiergegen nur juristische Einwände erhoben, während sie einen moralischen Nachtheil nicht andeutete. Das Publikum würde nämlich dann noch leichtsinniger mit seinen Depositen umgehen als bisher. Das Gesetz will doch die Leute mit beschränktem Unterthanenverstand beschützen, sie aber nicht noch vertrauensseliger machen. Ganz genau ist die Stellungnahme unserer Regirung auch hierbei nicht abzumessen. Ueberhaupt liegt das Beklagenswerthe der heutigen Situation keineswegs darin, daß Reichskanzler und Staatssekretäre z. B. in das Verbot des Terminhandels willigen, sondern darin, daß sie von der Schädlichkeit des Verbotes, wie man behauptet, überzeugt sind und dennoch nachgeben. Ein guter Witz wäre es übrigens, wenn das aus guten Quellen hervorsickernde Gerücht sich bestätigen sollte, daß in Petersburg jetzt ein Projekt ausgearbeitet wird, wonach an einigen russischen Plätzen der Terminhandel in Getreide erlaubt werden soll.

Pluto.

Notizbuch.

Es war im Hochsommer des Jahres 1893. Sengend lag trockene Hitze über dem deutschen Land und die Herren, die sich die angenehme und nützliche Lebensthätigkeit erwählt haben, das deutsche Volk zu vertreten, sehnten sich aus Berlin, wo es damals kein keusches Kairo mit Ballhausjungfrauen und kein Olympia-Riesentheater mit nackten Similibarrisons gab, inniglich nach der trauten Heimath. Als die erlösende Stunde schlug, als endlich die Militärvorlage unter Dach und Fach gebracht war und Herr von Kosciól-Koscielski den Kronenorden und der Freiherr von Stumm das Komthurkreuz zum Hausorden von Hohenzollern erhalten hatte, der nach den Statuten sonst nur für besondere Verdienste um die Dynastie verliehen wird, da ging ein Jauchzen durch die deutsche Welt und die ermatteten Mannen, die für des Reiches Macht und Herrlichkeit Monate lang geschwitzt und geredet hatten, stürzten sich Hals über Kopf nun in kühlende Wonnebäder. Festliche Hymnen wurden auf allen Gassen angestimmt und in allen Preßsümpfen quakten die Reptilien Jubelgesänge, denn mit einer Mehrheit von sechzehn Stimmen, die der Aufmarsch der achtzehn polnischen Patrioten ermöglicht hatte, war das unermeßliche Werk geborgen und die Herren Boeckel, Koscielski und Rickert konnten sich in die Ehre theilen, das theure Vaterland gerettet zu haben. Damals wurde hier, während draußen die Freudenchöre erschallten, ruhig gesagt: „Es wird sich nun darum handeln, möglichst schnell die Lücken auszufüllen, die das Gesetz einstweilen noch bietet; eine neue Militärvorlage wird kommen und muß kommen." Man brauchte sich nicht prophetischer Gaben zu vermessen, um Das mit Bestimmtheit voraussagen zu können; dazu genügte ein Blick auf die verwinkelte Geschichte der Vorlage und ein helles Gehör für das herbe Urtheil, das erfahrene Offiziere über die Gehirnleistung des Nichtsalsinfanteristen fällten. Der Graf von Caprivi, der auf seine besondere Weise schon den Versuch eines Kulturkampfes — im Volksschulgesetzentwurf — und einer wirthschaftlichen Umkehr — in den Handelsverträgen — gemacht hatte, wollte auch weiter den Bismarck spielen, nach berühmtem Muster seinen Militärkonflikt durchfechten und sich damit eine Generalquittung für dreijähriges Wohlverhalten im Amte holen. Leider vergaß er dabei sehr wichtige Daten aus der preußischen und deutschen Geschichte und ließ sich verleiten, die Grundlage unserer Heeresverfassung preiszugeben, nach deren Artikel 59 jeder wehrpflichtige Deutsche drei Jahre bei der Fahne zu dienen hat. Der alte König Wilhelm hatte nach dem schleswig-holsteinischen Kriege geschrieben: „Erst im dritten Dienstjahre fühlt der Mann seine Ueberlegenheit über den neu hinzutretenden Ersatzmann, dem er nun nicht nur als Vorbild aufgestellt werden kann, sondern wo er auch selbst als Instruktor auftritt, indem er das Erlernte nicht nur vollständig in sich aufgenommen hat, sondern es auch Anderen mitzutheilen im Stande ist. Nun erst fühlt er selbst, daß er nach längerer Entlassung im Stande sein wird, das Erlernte sich rasch wieder anzueignen, wenn er nach der Reorganisationbestimmung selbst erst nach dreizehn, sonst nach sechzehn Jahren wieder herangezogen würde. Und nur mit einem Kern solcher durchgebildeten Soldaten kann man siegesgewiß in den Krieg ziehen. Wenn man einen Stein aus dieser Gliederung entfernt, so muß das ganze Gebäude baufällig werden. Und man hat mehr als eine Armee zu Grunde gehen sehen, weil man aus Nebenrücksichten falschen Theorien huldigen

zu müssen glaubte.“ So lange Moltke lebte, war von der zweijährigen Dienstzeit nicht die Rede; und als Bismarck ersucht wurde, vor seinem Scheiden noch die Erhöhung des Militäretats mit seinem Ansehen zu vertreten, galt die Ueberzeugung aller Troupiers, die den letzten Feldzug mitgemacht hatten, daß unsere Stärke in den gedienten Leuten des dritten Jahrganges und in deren anerzogener Tüchtigkeit läge. Der erste Kanzler sah es ungern, daß ein beträchtlicher Theil der Milliardenbescherung in den Bau von Festungen gesteckt wurde, deren strategischer Werth nicht unbedingt und bei jeder Digression eines Gegners unzweifelhaft ist, die aber sicherlich an Besatzungmannschaften eine ungern entbehrte Soldatenzahl konsumiren werden; er hätte frei werdende Geldmittel nicht zu einer Erhöhung der numerischen Stärke verwendet, sondern zu einer Konsolidirung des Vorhandenen, namentlich zur Beschaffung der genügenden Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren und zur Vermehrung der Artillerie, und er wäre für die Verkürzung der Dienstzeit niemals zu haben gewesen. Aber auch der zweite Kanzler schien davon nichts wissen zu wollen; wenigstens las man bis in den Sommer des Jahres 1892 in offiziösen und offiziellen Blättern, „die Zeitverhältnisse seien die denkbar ungünstigsten, um an den Bestimmungen der Wehrpflicht zu rütteln“, und „unter diesen Umständen eine Verkürzung der Dienstzeit einführen, wäre ein Experiment, für das Niemand die Verantwortung übernehmen dürfte“. Plötzlich aber kam die Erleuchtung über den Handelsvertragsgrafen: er nahm das früher verschmähte Projekt Waldersee-Verdy auf, putzte es zu Gunsten der Wünsche der schwarzen Husaren und des Thiergartenfreisinns, den sein kurzes Gesicht für eine Potenz hielt, mit der zweijährigen Dienstzeit und erfand die schwammigen Halbbataillone, deren gepriesene Nützlichkeit der Mehrzahl aller höheren Offiziere von der ersten Stunde an zweifelhaft schien. Jetzt hat auch auf diesem Gebiet die Penelopearbeit begonnen und man kehrt zu sichereren Verhältnissen zurück. Die neue Militärvorlage, die jeder Verständige kommen sah, wird keinen ernste Widerstand finden. Herr Bronsart von Schellendorff, der eingesehen hat, daß sein graziöser Witz ihm besser als jähe Hitze dient, hat die Vorlage mit kluger und anmuthiger Meisterschaft vertheidigt. Es ist ein Vergnügen, unter so vielen Nullen diesen merkwürdig begabten und geschickten Mann bei der Arbeit zu sehen, und man ist beinahe versucht, die Reform des Militärstrafprozesses noch recht lange hinausgeschoben zu wünschen, weil wir wohl spätestens nach der Vollendung dieses Werkes, dessen Werden sein heißester Herzenswunsch seit Jahren ersehnt, den Kriegsminister scheiden sehen werden, der die Art, mit Parlamentariern umzugehen, so rasch und so völlig erlernt hat. Er wäre der Mann, uns auch von den annoch übrigen Resten des militärischen Caprivismus zu befreien. Eines Tages wird ja doch die Frage auftauchen, ob wir bei den Forderungen, die eine viel komplizirtere Kriegstechnik an die Uebung und die das rauchlose Pulver an den moralischen Muth des Soldaten stellt, mit einer demokratisirten und industrialisirten Bevölkerung und mit noch unsicheren Faktoren in der Mobilmachung und in der Leistungfähigkeit der Kriegsreserven leichten Herzens über die Bedenken hinweggehen können, für die der alte König seine Krone einsetzen wollte. Noch wichtiger aber als die Frage der Dienstzeit, die aus der Truppenpraxis, nicht aus der Gemüthstiefe applausfüchtiger Demagogen beantwortet sein will, wird es sein, daß wir einen modernen Kriegsminister haben, der in ernstem Verständniß des Zeitempfindens und der Zeitbedürfnisse uns die Festigkeit des Bodens

verbürgt, auf dem der Bau eines wohnlichen Hauses für das deutsche Volk rüstig fortgeführt werden kann. Es wäre nicht wunderbar, wenn es einem preußischen Soldaten gelänge, von dem nationalen zu dem sozialen Anspruch die Brücke zu schlagen und so der bedeutendsten Frage unserer Zeit die Antwort zu finden.

* * *

In Südwestafrika steht uns wieder einmal ein Krieg bevor. Vierzig Hallunken vom Stamme der Khanas-Hottentoten, die bereits unzählige Menschenleben auf dem Gewissen hatten, haben eine deutsche Patrouille überfallen. Und im Norden des Gebietes benehmen sich die Hereros frech, so daß ihnen der nöthige Respekt beigebracht werden soll. Das ist ganz in der Ordnung. Die Frage ist nur, ob es dazu wirklich eines so gewaltigen Aufgebotes bedurft hätte, wie es jetzt in der Nachtragsforderung von nahezu zwei Millionen zum Ausdruck kommt. Kenner der Verhältnisse von Südafrika, namentlich der Burenrepubliken, zucken bei dieser Frage mit den Achseln. Die Politik der jetzigen Regirung wird von vielen ernsthaften Kolonialpolitikern nicht verstanden und man behauptet, daß Herr Dr. Kayser sie selbst nicht immer versteht. Vor zwei Jahren war es dem Grafen Joachim Pfeil gelungen, eine Reihe von Burenfamilien zum Treck nach Südwestafrika zu bestimmen. Sie wurden von der Regirung zurückgewiesen, wohl weil man in der Wilhelmstraße befürchtete, daß die Ergebenheitschnörkel aus der Kolonie in Zukunft vielleicht nicht die vorschriftmäßige Steilheit behalten würden. Hätte man diese Leute in der Nähe der Ostgrenze, etwa bei Olifantfontein, angesiedelt, so wäre die Khanasfrage erledigt. Und hätte man sie oder einen anderen Treck an die Feldscheide der Hereros gesetzt, so wäre auch denen einstweilen das große Maul gestopft. Vor allen Dingen aber wären einige Burenfamilien für die deutschen Ansiedler sicher ganz vorzügliche Lehrmeister geworden, um zu zeigen, wie man Viehzucht, Weinbau, Palmenpflanzungen, oder was sonst gerade an dem betreffenden Platze lohnt, anfassen muß. Daran fehlt es, denn nicht Soldaten, sondern Kolonisten braucht die Kolonie. Die Politik des Herrn Kayser aber läuft seit Jahren in ihrer ganzen Weisheit darauf hinaus, das Land an Gesellschaften zu vergeben, die nichts, aber auch rein gar nichts für dessen Erschließung leisten und deren geschäftliche Praktik zu einer Finanzpolitik geführt hat, die an innerer Oede kaum von einer Terrainspekulation am Weichbilde Berlins übertroffen wird. Und während so die einzige deutsche Kolonie, die wenigstens einen Theil der deutschen Auswanderung aufnehmen könnte, verdorrt und verdürstet, ruht das Auswanderungsgesetz im Auswärtigen Amte, fix und fertig, begraben, nur weil, wie man murmelt, zwei Geheimräthe sich um die „Kompetenz" ihrer Abtheilungen streiten. Wollen wir uns mit unserer kayserlichen Repetitorenkolonialpolitik denn vor allen fünf Erdtheilen blamiren?

* * *

Die Kölnische Zeitung soll auf Befehl des Kaisers aus den Schlössern verbannt worden sein, weil sie Klatschgeschichten über die Umgebung des Monarchen veröffentlicht hat. Es ist amusant, daß dieser Bann gerade die für Alle gemeine Schönheit der Rheinstadt trifft; aber es wäre noch wirksamer, wenn man durch die Vernehmung eines Herrn, dem vor ein paar Jahren der Justizrathstitel verliehen wurde, und seiner geflügelten Bundesgenossen einmal festzustellen versuchte, von wem solche Geschichtenträgereien gewöhnlich ausgehen. Vielleicht ergäbe sichs dann, daß der Zorn über den Klatsch vom Kaiserhof nicht bis nach Köln zu schweifen brauchte, sondern ganz in der Nähe des Kaiserhofes das schuldige Opfer fände.

Während der welterschütternden Ereignisse, die sich vor einem Jahre in und um Kiel abspielten, waren die deutschen Bundesfürsten zu Komparsendiensten verdammt und beim frankfurter Friedensfest wurde der Kronenträger sogar nicht gedacht, die in das Werden des großen Krieges entscheidend eingreifen durften. Jetzt wundert und entrüstet man sich darüber, daß in Bayern sich der Partikularismus und der partikulare Byzantinismus regt. Man sollte in dieser betrübenden Regung nur einen natürlichen und längst schon vorauszusehenden Rückschlag erkennen. Die Bundesfürsten spielen im Reich nicht immer mehr die Rollen, die ihnen gebühren, und der Wille und Wunsch der Bundesregirungen bleibt öfter verborgen, als es für die Gesundheit und Kraft unseres jungen Reichsorganismus nützlich sein kann. Der in Deutschland weilende Ausländer empfängt häufig den Eindruck, daß er nicht ein vom Bundespräsidium regirtes Föderativgebilde, sondern einen Einheitstaat vor sich hat, dessen Geschicke ein scheinbar allmächtiger Kaiser von Deutschland selbstherrisch bestimmt. Das ist ein Irrthum; aber es ist nicht schwer zu begreifen, daß schon der Schein eine Fülle von Unzufriedenheit erregen muß, und es ist nicht weiter wunderbar, wenn der dumpfe Groll nach Gelegenheiten zum Ausdruck sucht. Anstatt sich thöricht zu entrüsten, sollte man lieber der Frage nachdenken, weshalb uns in den beiden ersten Jahrzehnten der Reichsgeschichte Erscheinungen erspart blieben, wie sie uns im Jubeljahre jetzt schrecken und, tritt nicht rasch ein völliger Szenenwechsel ein, bald wohl noch viel schlimmer schrecken werden. Der Himmel sieht gar nicht heiter aus: gänzliche, für Jahre unheilbare Erschöpfung Italiens, unsichere Thronfolge in Oesterreich, hinten, nicht allzu fern, das heraufziehende Gewitter, das zwischen England und den franco-russischen Freunden über die Machtvertheilung entscheiden muß, und dicht und immer dichter geballtes Gewölk über dem eigenen Hause. Die frohe Pfingststimmung und das widrige Festeliren darf uns nicht darüber täuschen, daß uns schwere und ernste Arbeit bevorsteht, und das verdächtige Knistern und Knacken in den Fugen des Reiches sollte Fürsten und Völker, ehe es zu spät wird, zu gesammelter Einkehr mahnen. Mit tönenden, schnell ins Leere verhallenden Reden und zwecklosen Sozialistenprozessen, bei denen nichts herauskommt, ist dem leise kränkelnden Reich nicht zu helfen. Wir brauchen wie das liebe Brot eine schöpferische Politik, die den Kreis der an der Erhaltung des Reiches Interessirten erweitert und in Süden und Norden die Zufriedenheit mehrt. Wenn die von der Tafel der Kulturgenüsse Ausgeschlossenen freier und behaglicher die Kräfte regen können, werden sie keine finsteren Umsturzpläne spinnen; und wenn die Fürsten der deutschen Stämme nicht mehr fürchten müssen, von dem Fluch der alten, unselig einsamen Kaiserei getroffen zu werden, wird es ihnen wieder genügen, als Gleiche sich um den Ersten zu schaaren.

* * *

Der Kaiser, der gern auf dem Wasser zu predigen pflegt, obwohl er nach Recht und Pflicht Politik treiben muß, hat mit seinem harten Wort von den politischen Pastoren die Herzen der evangelischen Pfarrer empfindlich getroffen. Ein frommer Greis hat nun die Diener des Höchsten aufgefordert, nur noch inniger für Den zu beten, der in der Hofsprache der Allerhöchste Herr heißt. Als Text zu diesem Gebet wird sich das Wort aus der Epistel Pauli an Timotheum besonders eignen: „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit."

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Mai 1896.

Kaiser und Galiläer.

Zu dem verfallenden Hause, das dem ersten Reichstage des deutschen Volkes während eines Vierteljahrhunderts ein Obdach bot und das, im Niedergangszeichen der schillingsfürstlichen Politik, dann zur Jahrmarktsbude erniedert wurde, ist endlich wieder einem würdigen Schauspiel wenigstens ein Eckchen eingeräumt worden. Ein Kunsthändler, dem es mehr um die Kunst als um den Handel zu thun scheint, hat da neun Bilder ausgestellt, die uns die reinste und mächtigste Gestalt der Menschheitgeschichte zeigen: neun Bilder des Mannes von Nazareth, in dem die gläubige Welt des Abendlandes den Heiland verehrt. Trotz den unermüdlich ausposaunten treptower Fischzugswundern wird man in Berlin jetzt nicht viel Sehenswertheres finden als diese kleine und feine Ausstellung der Neun. Ueber das künstlerische Vermögen der Maler werden die Meinungen sich scheiden; kein ernster Betrachter wird aber verkennen, daß er hier ein wichtiges Stück aus der Geschichte der Weltanschauung vor sich hat und in dem engen Saal Etwas von dem Bemühen unserer Kunst spüren kann, dem alten, strömenden Gefühl, in das immer neue Empfindensbäche münden, im modernen Bewußtsein ein Bett zu graben. Jedem der neun deutschen Künstler trat die Gestalt des Nazareners anders vor die innere Iris; Alle aber, auch die im Bannkreis akademischer Befangenheit Schaffenden, sahen sie so, wie nur ein in unseren Tagen Geborener sie sehen konnte. Ob Gabriel Max uns den Damenheiland

des Ostens zeigt, den blonden, bleichen, in weichlicher Schönheit kränkelnden Juden, der den Spinoza gelesen und den Renan geschlürft hat, ob wir auf Skarbinas allzu geistreich umdunstetem Bilde den straffen, sehnigen Germanenmessias erblicken, aus dessen klugem Auge eine fast muntere Freude am Irdischen blitzt, ob Stuck den ekstatisch eifernden Rabbi mit dem hitzigen Ressentiment, Uhde, in mählich schon ermüdender Manier, den Tschandalachristus, den Jesus, den Nietzsche haßt, uns vorführt, ob Arthur Kampf mit Meisterinbrunst den ältlichen Proletariererlöser gestaltet, den unscheinbaren Tröster der Armen und Aermsten, den der helläugige, heiter gesunde und gar nicht fanatisch schwärmende Friedrich Naumann von der Kanzel verkündet: immer steht ein Heiland unseres Jahrhunderts vor uns, eine Gestalt, die in ihrer Begrenztheit doch vernehmlicher zu uns spricht als das raphaelitische Gestammel der Epigonen. Selbst Thomas altdeutsche Symphonie in Himmelblau wäre, mit ihren Wundern kunstvoll ersonnener Einfalt, in Dürers Tagen so nicht entstanden. Keiner der neun Künstler hat uns den ganzen Christus gegeben, Den, dessen gewaltiges und im Bewußtsein der Gewalt sanft lächelndes Auge beim ersten Blick dem Betrachter den Bringer der frohen Botschaft verrathen hätte; vielleicht wäre Franz Lenbach, dem Meister der Menschendichtung, die große Synthese gelungen, — vielleicht. Ganz wird die Fülle der Gesichte, die der bloße Name des Einzigen uns vor die Seele zaubert, sich kaum jemals in einen engen Rahmen zwingen lassen; zu oft ist in zweitausend Jahren das schlichte Bild übermalt worden, als daß die ersten Umrisse der schlanken, schmalen, auf einem Hintergrunde schwebender Wolken nur angedeuteten Erscheinung noch klar erkennbar sein könnten. Wie im alten Reichstagshause neben Uhdes derbem, mit beschränktem Geist schwärmenden Volksredner Zimmermanns glatter Legendenheiland mit dem märchenhaften Gottmenschenblick, neben Thomas einfältig gedachtem milden Manne Marrs in Theaterbeleuchtung gerückter sinnender Seher zu schauen ist, so lebt auch in jedem pochenden Herzen, das überhaupt eigenes Leben kennt, ein anders geartetes, individuelles Bild von Jesus, dem untheilbar Einen, und wir müssen Denen dankbar sein, deren reife Kunst die Vision des Innersten zu gestalten vermag, — selbst wenn die Gestalt dann nur aus der Begrenztheit des Einzelnen gesehen ist. Die Größe weltgeschichtlicher und künstlerischer Erscheinungen wird erst dadurch gesichert, daß Jeder die Möglichkeit hat, Alles, was er besitzt, in sie hineinzulegen — der Reiche viel, der Arme

wenig — und sie so mit selbst gewonnenen Schätzen zu schmücken. Das Christenthum wäre nie geworden, was es ward, es hätte die Judenheit und das Römerthum nicht sieghaft überwunden, wenn es nicht Jedem eine persönliche Sache gewesen wäre, eine Gewissensangelegenheit, die der Einzelne nur mit sich selbst auszumachen hat. Statt der römischen und jüdischen Dogmen, in deren engen und dumpfen Isolirzellen frei geborene Geister verschmachten mußten, bot es den Gläubigen ein weithin sich streckendes Feld, das Jeder aus der Gemeinde nach eigenem Gutdünken anbauen durfte. Auf diesem unirdischen Felde schaltete kein Herrscher: Brüder schufen da einträchtiglich neben einander des Tages Arbeit und bereiteten sich für die kommende Herrlichkeit, die Jeder wiederum anders träumte. Den doppelten Reiz innerlicher, individuell gesonderter Freiheit und phantastisch flatternder Hoffnung konnte kein anderer Kultus wirken: nicht der vom Geheimniß umsponnene Mitradienst, die frühe Form einer mystischen Freimaurerei, nicht das Verstandesevangelium des Neopythagoräers Apollonius von Tyana und erst recht nicht der spätrömische Kaiserkult. Die lares augusti hatten alle anderen Laren verdrängt, sie selbst wurden von Jahwes düsterem Schatten verdunkelt und endlich erstand auch dem Judengott der stärkere Ueberwinder. Wie er aussah? In seiner Ganzheit konnte ihn Keiner malen; nur einzelne Züge wurden lebendig und nur ein einziger Zug währte durch den Wechsel der Zeiten und ihrer Ansprüche: das Merkmal des Befreiers, des Erlösers. Er brachte die Freiheit und Gleichheit, — nicht die äußerliche, die den Unterschied der Stände wegwischen und die Schranke zwischen honestiores und humiliores niederreißen wollte, sondern die innere Freiheit und die Gleichheit vor Gott, nach dem Wort des Galaterbriefes: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn Ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.“ Es wäre Thorheit, in dem Gekreuzigten den Bringer der Menschenrechte, den Vorgänger der Toussaint Louverture, Rousseau und Voltaire zu sehen; aber die Evolution seiner Lehre führte auf dem Wege durch die Jahrhunderte zu dem Grundsatz, daß der Mensch nur sich selbst angehört. Und weil die feinen Römersinne schon in der Geburtstunde der neuen Lehre die Möglichkeit dieser Entwickelung spürten, deshalb gerieth der Gesandte, der die Menschen aus irdischen Banden erlösen und sie zu einer höheren Geistergemeinschaft versammeln wollte, früh in einen nicht zu überbrückenden Gegensatz zum amtlichen Römerthum und zu dessen

steilster Spitze: dem gottähnlichen Caesar Augustus. Der Caesar hatte, ohne sich um die alten Götter, die er in den Dienst seiner Launen zwang, ängstlich zu kümmern, so lange in unbestrittener Allmacht geherrscht; nun kam die neue Lehre auf, der die alt gewordene Bildung der im Besitzrecht wohnenden Klassen nicht zu widerstehen vermochte; und wenn die vom Christenglauben Erleuchteten auch bald, dem erhabenen Meister gehorsam, erklärten, sie wollten dem Kaiser gern geben, was des Kaisers ist, so mußte es dem Caesar doch schon Frevel scheinen, daß Unterthanen sich erdreisteten, aus eigenem Recht die Grenzen seines Machtbereiches abzustecken. Der alte Streit zwischen König und Priester empfing erhöhte Bedeutung, seit der Priester in einem Universalreich schalten und walten wollte und der König, als ein kleiner Stammesfürst, sich neben ihm den an Gewalt Aermeren fühlen mußte. Wie Ibsens Julian, da er in frevelnder Ueberhebung den jerusalemitischen Tempel wieder aufbauen will, so riefen vor und nach ihm die Caesaren: „Der Kaiser soll Alles können!" Und man darf sagen, daß bis auf Konstantin, der, wie Chlodowech, aus sehr irdischen Gründen den Christenglauben bekannte, den guten wie den schlimmen Römerkaisern der Mann, den sie verächtlich den Galiläer nannten, der Tschandalatypus des empörten Proletariers war.

Schiller hat uns die Tragoedie des Apostaten, die er träumte und für die er von Goethe Material erbat, nicht gegeben; ihn reizte das „fürchterliche Interesse des Stoffes", — aber der helle Sinn des politischen Dichters, der in der heiteren Welt der Griechengötter schwelgte, hätte wohl für den ernsten Kaiser gegen die junge Christenlehre Partei ergriffen. Ibsen, der geborene Empörer, nahm auch hier, wie immer, bei den Angreifern, den Aposteln des Neuen, seinen Platz; leider zerbröckelten ihm wichtige Theile des fremdartigen Riesenstoffes unter den an subtilere Arbeit gewöhnten Fingern und seinem sinnvollen Drama, das nur ein ganz großer Dichter greifen und gipfeln konnte, fehlt deshalb die straffe Geschlossenheit. Die tiefste Wurzel des weltgeschichtlichen Konfliktes aber hat er mit der Sicherheit des Genies gepackt und kraftvoll aus dem sandigen Boden der Legende gezerrt. Nicht den Wuthschrei des Julianus nur, nein, das wehe Stöhnen des ganzen, ins Herz getroffenen Caesarenthumes hören wir, wenn in der Mondscheinnacht, auf den Ruinen des Apollotempels, der ruhelose Kaiser zu Maximus, dem Verkünder des dritten Reiches, spricht: „Dieser Jesus Christus ist der größte Aufrührer, der je gelebt hat. Was war Brutus, was war Cassius

gegen ihn? Sie mordeten nur den einen Julius Caesar, er aber mordet Caesar und Augustus überhaupt. Oder ist an einen Vergleich zwischen Kaiser und Galiläer zu denken? Ist Raum für Beide zusammen auf Erden? Und er lebt auf Erden, — der Galiläer lebt, so fest auch Juden und Römer sich einbildeten, ihn getötet zu haben; er lebt in den aufrührerischen Herzen der Menschen, in ihrem Trotz und Hohn gegen alle sichtbare Macht. ‚Gieb dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist'! Niemals hat Menschenmund ein tückischeres Wort gesprochen. Was lauert dahinter? Was und wie viel kommt dem Kaiser zu? Dieses Wort ist wie eine Streitkeule, die dem Kaiser die Krone vom Haupt schlägt." Der nordische Dichter konnte die vornehme Granitpracht der alten Kultur unserem Blick nicht aufthürmen; aber sein scharfes Auge drang bis auf den Grund des weltgeschichtlichen Konfliktes und erkannte den Streit um die Macht und um die Liebe: der Caesar, der fühlt, wie der Gegner fest und immer fester sich in die Herzen einnistet, will den Emporkömmling mit harter Hand aus dem warmen Wohnsitz reißen, er will die Einengung des kaiserlichen Machtbezirkes abwehren und lieber sterbend zusammenbrechen, als daß ein Anderer sich rühmen darf, die Wahrheit zu haben. Doch der Galiläer ist stärker als er. Für Julian, für Sokrates, Plato und Diogenes geht freiwillig Keiner in den Tod; als aber der Kaiser die Widerspenstigen, die seinem Bilde die Ehrfurcht weigern, züchtigen läßt, drängen in dichten Schaaren die zum Märtyrertode bereiten Christen herbei und der nur von Söldnern und dienerndem Hofgesinde umringte Monarch muß empfinden, daß der Sieg dem Galiläer beschieden ist. Umsonst hatte Julian in zornigen Erlassen die Anhänger der neuen Sekte, deren noch unfertiges Denken ihm rein negativ und zerstörend erschien, als verirrte Anbeter eines toten Juden gegeißelt und die Gutgesinnten vor den christlichen Schriften, die er atheistisch nannte, gewarnt, umsonst sich selbst, nicht nur zum Schein, zum Pontifex Maximus gemacht und mit eigenen Händen das dürre Holz geschichtet und die Opferthiere geschlachtet, — umsonst: der wankende Kultus war nicht mehr zu stützen und es wurde des Kaisers Schicksal, das Reich des Galiläers zu gründen.

Die julianische Episode war nicht, wie das geistreiche Pamphlet Davids Strauß uns einbilden möchte, das Werk einer schwärmenden Romantikerlaune, sondern der letzte, verzweifelte Versuch eines ernsten und gewissenhaften Mannes, die alte, mit dem Wesen des Imperiums unzertrennlich verwachsene Staatsreligion wiederherzustellen und gegen später

etwa noch drohende Stürme zu sichern. Man soll den Konflikt nicht verkleinern und sagen, der tolle Caesarenwahn habe sich mit ermattender Kraft gegen ein neues, besseres Staatsprinzip gewehrt, nur weil es seiner Allmacht Grenzen setzte. So sehen hitzige Theatraliker, die im Schloßhofe von Kanossa Effekte erschnüffeln, geschichtliche Vorgänge an. In der rauhen Wirklichkeit spielen die Dinge, wie in guten Dramen, sich gewöhnlich so ab, daß von den Hadernden Jeder Recht hat oder doch zu haben glaubt. Zwei Weltanschauungen, über deren Berechtigung in den Tagen Darwins und Nietzsches das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, prallten in hartem Zusammenstoß auf einander. Eine, so wähnte die Kurzsichtigkeit, müsse weichen und unnützlich untergehen; aber der unsichtbare Lenker der Menschengeschicke wollte es anders: er verschmähte den banalen Schluß mit Siegertriumph und ruhmloser Niederlage und verknüpfte die scheinbar unversöhnlichen Gegensätze zu einer neuen Einheit. Das Christenthum wurde regirungfähig und das Reich konnte nun christlich werden; der Galiläer siegte, aber sein Bild wurde übermalt, seine Lehre mußte sich wandeln und unter der christlichen Herrschaft, die das weltkluge Wirken des Paulus ermöglicht hatte, war die Erde doch fast immer galiläerlos. Der Gegensatz, der lange nicht zu überbrücken schien, wurde sacht verborgen und es sah so aus, als ob der Kaiser und der Sohn des Zimmermannes friedlich neben einander hausen könnten. Auf Golgatha hatte der Nazarener den Märtyrertod erduldet und seine Erben ließen wohl mit sich reden; man konnte die schlaue Losung ausgeben, das Reich des Heilands sei nicht von dieser Welt und seine Lehre gelte nur für ein künftiges Jenseits, — eine Sinnverfälschung, die zwar den Christengedanken köpft, den Mächtigen der Erde aber bequem ist. So schloß sich die Kette der Kompromisse, zwischen Thron und Altar herrschte in der Zeit der Theokratie Friede und Freundschaft und dann nur erwachte der alte Zwist des Kaisers mit dem Galiläer wieder, wenn das Christenthum sich auf seinen ursprünglichen Inhalt besann.

Dieser Inhalt hatte mit einem brauchbaren Staatsprinzip nicht die allergeringste Aehnlichkeit. Er brachte eine Lehre, die zwar, wie die Evangelien auf jeder Seite verkünden, für die irdische Welt gedacht war, aber für einen kurzen, von Krankheitdünsten verfinsterten Menschheitabend und für eine bange Schaar Mühsäliger und Beladener, die die in der Zeitlichkeit nichts mehr zu hoffen hatten. Dieser Bestimmung mußte die Hygiene und die Disziplinarvorschrift sich anpassen. Die

Umwerthung aller heidnischen Gefühlswerthe, die das entnatürlichte Judenthum begonnen hatte, wurde in mitleidigerem Sinne fortgeführt und gegen die Natur, gegen Schönheit, Kraft und Stolz, gegen den Willen zum Leben und das brünstige Geschlechtssehnen der Gattung entbrannte der heilige Krieg. Die Seligkeit der Ehelosen, der Keuschen und Reinen, wurde gepriesen und — wenn man es modern ausdrücken will — der Strike aller schöpferischen Mächte proklamirt. Jede Begierde sollte unbarmherzig unterdrückt werden, jede Versuchung dem Gläubigen fern bleiben; sanfte, vom heidnischen Uebermuth geläuterte Menschen mit strengen, nüchternen und namentlich frommen Sitten sollten erzogen werden, — Menschen, die manchmal wohl in stiller Heiterkeit lächeln konnten, die aber noch lieber weinten und im Thränenthau ein köstliches Geschenk des Himmels verehrten. Für sie, denen die „Welt", das Symbol der Ueppigkeit und des protzigen Luxus, ein verbotenes, verächtliches Reich war, galt der irdische Ehrenkodex nicht: sie durften dem Uebel nicht widerstreben und mußten, ohne zornig zu zucken, ihr Antlitz der Mißhandlung darbieten. War diese unkriegerische, weich gestimmte, nur dem Dienst des Höchsten geweihte Schaar etwa das Rekrutenmaterial, das die römischen Legionen brauchten? Konnte sie einer starken nationalen Eroberer-politik eine sichere Stütze sein? Gewiß nicht; sie konnte wachsen, weil es im verwitternden Rom keinen lebendigen Glauben mehr gab, weil die alte Religion mit ihren galanten Göttergeschichten zum Kinderspott geworden war und der gröbste, lächerlichste Bilderdienst ringsum herrschte und weil die sozialen Zustände der bedrückten Masse längst unerträglich geworden waren. Renan, der die früheste Christengeschichte mit dem milden Licht seiner mitleidigen Skepsis erhellt, spricht das kluge Wort: Quand l'État refuse de s'occuper des problèmes sociaux, ceux-ci se résolvent à part, au moyen d'associations qui démolissent l'État. Aber die fromme Sekte, die dem alten Staat allmählich die Lebenssäfte aus den Adern sog, konnte so, wie sie war, selbst keinen lebensfähigen Staat bilden. Wer den Glauben über die Nationalität stellt und eine Gemeinschaft aller Christen träumt, wer sich der Siege des Reiches nicht freut, die Kriegertugend nicht schätzt, den Waffendienst flieht und in den bürgerlichen Ordnungen nur Zwingburgen der Tyrannenmacht sieht, Der kann niemals ein nützliches Glied der Volkheit und ein zuverlässiger Unterthan des Caesar Augustus sein. Deshalb mußte den Kaisern die junge Christenheit wie ein lästiger und gefährlicher Staat

im Staate erscheinen, deshalb mußte selbst Marc Aurel sich in tiefem Unbehagen von dem auf das Logos gebauten Vaterlande der Galiläer abwenden, deren Argument das Kreuz und deren Propaganda das Martyrium war. Auch als Hüter der wirthschaftlichen Ordnungen und der geheiligten Besitzrechte konnten die Kaiser nicht ruhig dem Wirken und Wachsen der Partei zusehen, deren Kerntruppe die städtischen Arbeiter und Handwerker bildeten und die gegen den Reichthum, gegen die Sparsamkeit, die ihr nur schnöder Geiz hieß, und gegen jede Form des über die Nothdurft hinausgehenden Eigenthumes Mißtrauen und Widerwillen weckte. Wenn man dem Drängen der wühlenden Demagogen und weltfremden Ideologen nachgab und mit harten Wuchergesetzen, mit Verboten und Einschränkungen jeglicher Art die Freiheit des Verkehres und das Spiel der wirthschaftlichen Kräfte hemmte, wenn die Industrie, der Handel, das große, fruchtbare Geldgeschäft künftig unmöglich wurden, dann stand das Römerreich vor dem Ruin, dann brach der Untergang der alten, wundervollen Kultur herein, deren Grundlage der Reichthum — und sogar die Verschwendung — Einzelner gewesen war. Die allzu moralische Anschauung dieser Schwarmgeisterwelt stammte aus dem Bewußtsein, an einem Menschheitabend zu leben, dem der Umsturz alles Bestehenden und die chiliastische Herrlichkeit folgen mußten; sie paßte nicht für ein robustes Volk, das in derber Lebenslust sich an ein helles Dasein klammern wollte. Der Kampf war unvermeidlich. Als er vorüber war, hatten die Kämpfer sich seltsam verändert: in der langen Umschlingung — denn der Kampf währte, leise bald und bald laut, durch die Jahrhunderte — hatten die Feinde wichtige Wesenszüge von einander angenommen und nun gab es ein Reichschristenthum und ein christliches Reich.

Fromme Doktoren hatten diesen Ausgang geahnt und sich in der Stille um die Versöhnung der beiden Mächte bemüht. Ganz leicht war die Aufgabe nicht und ihrer inneren Schwierigkeit entsprach der äußere Verlauf; als der konstantinische Kirchenfriede geschlossen wurde, triumphirte wohl die Kirche, aber nicht die Galiläerlehre: die Nothwendigkeit, den Konventikelglauben, der die Welt verachtete und sich von der Welt abschloß, in eine brauchbare Staatsreligion umzuwandeln, hatte von Jesus zu Paulus geführt, von dem milden Bergprediger der armen Leute zu dem rücksichtlos heftigen, praktisch und taktisch begabten Agitator, der, wie man heute sagen würde, in die Welt paßte. Paulus ergriff klug den sozialen Gedanken der frohen Botschaft, als er im ersten Brief an

die Korinther schrieb: „Sehet an, lieben Brüder, Euren Beruf: nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen; sondern, was thöricht ist vor der Welt, Das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden machte; und was schwach ist vor der Welt, Das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden machte, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet und das da nichts ist, daß er zunichte machte, was Etwas ist; auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme." Aber der menschenverständige Mann der That, der Politiker, der einer Sekte die Welt erobern wollte, blieb des Anspruches der Wirklichkeit stets dennoch eingedenk und wußte sich in die Zeit zu schicken, auch wenn die Zeit böse war: er benutzte das Ressentiment der Elenden, doch er erfand auch den Begriff der von Gott gewollten Obrigkeit und mahnte, während Nero im Lande wüthete, die junge, zum großen Werk erwählte Gemeinde, jeder Obrigkeit unterthan und gehorsam zu sein. Mit ihm konnte das Imperium sich einrichten, denn er kannte die tertullianische Beklemmung nicht: Si aut Caesares non essent necessarii seculo aut si et christiani potuissent esse Caesares... Sein Auftreten war nöthig, damit der Caesar ein Christ werden konnte; aber er bereitete dem Gedankensystem, das mit gerümpfter Lippe von den stolzen Verächtern galiläisch genannt worden war, langsam und leise den Untergang. Die Weltkirche, deren erster und stärkster Baumeister er war, konnte und mußte mit dem Weltkaiserreich in Konflikte gerathen, aber diese Konflikte hatten mit dem Handel nichts mehr zu thun, der zwischen dem Kaiser und dem Galiläer geschwebt hatte.

Dieser Handel ist in den germanischen Ländern kaum jemals deutlich erkennbar geworden. Den Germanen trat die christliche Lehre nicht mehr in der Form entgegen, die ihr der göttliche Stifter gegeben hatte, sondern in einer durch das Wirken der Zeit und wichtiger Einflüsse entwickelten Gestalt. Hier hielt der unkultivirte Sinn sich zuerst an Aeußerlichkeiten, an die Heiligengeschichten, die eine neue Möglichkeit des Polytheismus schufen, und aus heidnischen und christlichen Vorstellungen entstand eine Zwitterreligion, die unorganisch, aber dem staatlichen Leben nicht gefährlich war. Erst als Iren und Angelsachsen ein reineres Christenthum übers Meer brachten, als Wilfried und Willibrord mit der Macht ihrer Rede die Seelen aufrüttelten, fielen langsam die Schlacken des alten Aberglaubens ab und eine neue, dem germanischen Genius entsprechende Form der Christgläubigkeit konnte

Boden gewinnen. Nicht rasch, nicht in einem Wirbelwind inbrünstiger Leidenschaft, — nein, in lange währender, zäher Arbeit; seufzend und doch mit einem frohen Blick in die hellere Zukunft sagt Karl Lamprecht: „Nicht die rein religiöse, nicht die persönlich sittliche Bedeutung des Christenthumes in seiner tiefsten Auffassung trat anfangs zu Tage; vielmehr zog das germanische Verständniß den Christenglauben sogar noch von jenen Höhen herab, auf denen sich die angelsächsische Predigt bewegt hatte, und unterwarf ihn der Mechanik des herkömmlichen sittlich-religiösen Denkens. Erst später sollte auf diesem Gebiete das Christenthum die Eigenschaften des Senfkornes bewähren, die ihm sein göttlicher Stifter verkündet; in neuen Zeiten, in der geistigen Selbstbefreiung der romanisch-germanischen Völker, sollte es groß werden und herrlich sich ausbreiten, auf daß die Völker der Erde wohnen möchten in seinem Schatten." Während in Germanien so die persönliche Glaubensstärke und die individuelle Sittlichkeit allgemach sich die Herzen eroberten, blieb die proletarische, die antimammonistische Seite, das alte Galiläerelement, fast völlig verborgen. Es war der Ausdruck des Widerspruches gegen eine zu den höchsten Formen entwickelte Kapitalistenkultur gewesen; eine abgelebte, müde, ohne Glaubenskraft dahinwelkende Gesellschaft mußte gerade diese Seite stärker und schmerzlicher empfinden als den ethischen Gehalt der neuen Lehre. Bei den Germanen, denen der Begriff des Mammons fremd war, fand diese scharfe Spitze einstweilen noch keine wunde Stelle. Man darf behaupten, daß nur dann stets das reine Galiläerthum in seiner die Empfindsamkeit schreckenden Gestalt sich enthüllte, wenn für eine leer gewordene Kulturform der Abend hereinbrach; dann aber wurde von den Mächtigen der Erde, von Kaisern und Kirchenfürsten, auch immer in zürnender Rede gewarnt, sich vor Verirrungen zu hüten, die mit dem rezipirten, amtlich geaichten Christenglauben nicht vereinbar seien. Das germanische Christenthum, das den männlichen, kriegerischen und lebensfrohen Volksinstinkten Rechnung trug, konnte der Staat dulden; er konnte ruhig zusehen, wie der weltliche Ehrbegriff herrschend blieb, wie Kraft, Schönheit, Stolz, selbst vermessener Uebermuth Bewunderung fanden und das Herrschaftrecht des Stärksten den lahmen Widerstand überwand, — aber er konnte sich mit dem Galiläerthum niemals einrichten, das die Armen, die Schwachen und Bresthaften als den besseren, reineren, höherer Belohnung würdigen Theil der Menschheit pries. So oft das Christenthum sich auf seinen ursprünglichen Inhalt besann, war der

alte Zwist wieder wach und die Gebietenden riefen alle guten Geister der Volkheit zum Kampf wider die empörten Tschandalaschichten auf. Der Renaissanceversuch, die christlichen Gefühlswerthe heidnisch umzuwerthen, blieb unwirksam, weil Luther, der zweite große Politiker der Christengeschichte, erschien und, wie Paulus, zwischen Lehre und Leben, zwischen der alten Offenbarung und dem neuen Anspruch der Zeit, mit gesammelter Manneskraft noch einmal die Brücke schlug. Aber . . . diese Brücke ist noch nicht lange im Gebrauch und dennoch sind schon hundert Jahre vergangen, seit Friedrich, der große Preuße, höhnend an d'Alembert schrieb: „Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß unsere jetzigen Religionen der Religion Christi so wenig gleichen wie der irokesischen."

Heute wird es erkannt: die Religion Christi ist stärker als das paulinische Staatskirchenthum. Paulus hatte den raschen Erfolg für sich: sein Versuch, die bedrückte Unterschicht der Menschheit zu entflammen und mit der Gluth dieses Brandes eine Welt zu umfassen, gelang über Erwarten; ihn selbst aber traf das Schicksal, das der Caesar Julianus beseufzt: er sitzt nicht warm in dankbaren Menschenherzen. Nicht die Episteln Pauli, sondern die Evangelien sind heute die sicherste Basis der Christenlehre und den Politiker hat der Nazarener verdrängt, in dessen einzig geartetem Wesen Göttliches so wundervoll sich mit Menschlichem mischt. Wer Sieger ist, Das kann man am Besten stets entscheiden, wenn man vorher zugesehen hat, gegen wen sich die Hauptwucht des Angriffes richtet. Das Staatskirchenthum siecht überall leise dahin; gegen die Galiläerlehre aber waffnet sich ohne Ermatten ringsum der Widerspruch: gegen sie rufen die Darwinisten zum Kampf, die Gesundheit und Kraft, das Wohl der Gattung und alle derben, frohen, im Willen starken Lebensmächte zum Sieg führen möchten; sie schmäht der Lyriker von Sils-Maria, der als einziges Ziel der Menschheit die Aufgabe sieht, aus ihrem Schoße den Genius zu zeugen; an sie denken die Sozialisten, wenn sie von den frommen Lügen der Scheinchristenkultur die schützenden Schleier reißen, denkt Jean Jaurès, wenn er die christlichen Monarchisten höhnt, die, um ihr Bourgeoisparadies vor gefährlichen Winden zu bewahren, atheistischen Republikanern hilfreichen Handlangerdienst leisten. Der alte, längst tot geglaubte Gegensatz zwischen der Staatsraison und dem Sektenglauben scheint in unserer demokratisirten Zeit mit erneuter Gewalt hervorbrechen zu wollen und die überlebenden Verkünder des Galiläergeistes müssen sich, wie einst ihre Ahnen im Römerreich, zum Martyrium bereiten. Zieht

wirklich eine neue Christenkrisis herauf und war der konstantinische Friede am Ende doch nur ein Waffenstillstand?... Wenn man im alten Reichstagshause die neun Christusbilder betrachtet hat und in stillem Sinnen die Treppe hinuntersteigt, sieht man in einer Wandvertiefung die Büste des Kaisers, in voller Uniform, mit den Kriegerorden, dem Lohn tapferen Muthes, und dem steifen, gestickten Kragen des Generals. Der Anblick ist tröstlich. Die Künstler sahen den gottmenschlichen Heiland so, wie nur ein in unserem Jahrhundert Geborener ihn sehen konnte; und auch der Deutsche Kaiser, wir fühlen es im Vergleich, ist kein in mystischem Allmachtbewußtsein schwelgender Caesar Augustus mehr. Wir dürfen, ob es draußen mitunter auch blitzt und stürmt, doch in ruhiger Hoffnung lächeln: dieser vom Volk erwählte, in feste Grenzen von Recht und Pflicht eingehegte Kaiser wird den mächtigen Schatten des Galiläers neidlos ertragen können. In den germanischen Ländern wird zwischen Nazareth und Walhall immer eine breite Kluft bleiben und Keinem wird es gelingen, die Sittenzonen des Kranken und des Gesunden je völlig zu einem moralklimatischen Reich zusammenzuschließen, — keinem Fürsten, keiner Sekte und keinem Friedensverein. Die sozialen Kräfte des Christenthumes aber können gerade hier, wo eine wehrhafte Kriegertradition schützende Wälle errichtet hat, zu neuem, niemals vorher geahntem Leben erstehen. Es ist möglich, daß wir noch einmal den Versuch sehen werden, den widerspenstigen Galiläergeist zu Boden zu zwingen; aber es wird der letzte Kampf, der entscheidende Kampf um die Herrschaft über die Herzen sein und der Kaiser, der ihn unternimmt, wird mit brechendem Blick wahrscheinlich erkennen müssen, daß er das julianische Schicksal erlitten und, während er gegen den Galiläer kämpfte, doch das jetzt endlich lebensfähige Erdenreich des Galiläers gesichert hat.

Musik und Metaphysik.

Unter allen Künsten hat die Musik eine ganz besondere, eigenartige Stellung. Scheinbar die populärste, gemeinverständlichste, ist sie doch zugleich die räthselhafteste. Ein Wunderkind aus fernen Landen: so tritt das musikalische Gebilde vor uns hin, während es uns zugleich aufs Tiefste bewegt. Poesie, Malerei, Plastik, greifen hinein ins volle Leben der Natur und des Menschen; sie spiegeln ein Wirkliches durch das Medium der künstlerischen Phantasie; auch wo sie erfinden und gestalten, ahmen sie nach. In Bildern, sinnlich anschaulichen Bildern, erzählen sie Geschichte. Ob das Dargestellte wahr, möglich, wohlgefällig sei, darüber erhebt sich in vielen Fällen bewegter Streit. Würde man aber nicht verstehen, was das Werk ausdrücken solle, was der Künstler habe sagen wollen, so hätte er sein Spiel von vorn herein verloren. Das gilt selbst vom Baukünstler. Die Bedeutung der einzelnen Form, die er anwendet, mag dem Uneingeweihten fraglich erscheinen; was das Bauwerk als Ganzes will, welchen Bedürfnissen es dient, Das muß es in seiner Gesammtgestalt wenigstens ahnen lassen.

Kann man an den Musiker mit der gleichen Forderung herantreten? „Sage mir, was Dein Werk ausdrücken soll; wenn ich nicht weiß, was es bedeutet, kann ich auch nichts mit ihm beginnen.“ Und kann der Musiker diese Forderung erfüllen? Er hat ja nicht Gestalten, nicht Farben, nicht Worte und Erinnerungbilder, nicht Raumformen, die bestimmten Zwecken dienen, zu seiner Verfügung, sondern nur Töne und Tonverbindungen; und der Ton scheint ein fremder Gast in dieser Welt. Je selbständiger die Musik in ihren Hervorbringungen wird, je reicher das Tonmaterial, je mannichfaltiger seine Verflechtung, je mehr die Musik in ihren Werken eine Welt für sich aufbaut: um so näher rückt die Frage nach dem inneren Sinn dieser klingenden Geschäftigkeit. Der Schrei in seinen verschiedenen Färbungen ist noch unmittelbar verständlich; der rythmische Schlag, der den Tanz- und Marschschritt zugleich beflügelt und regelt, empfängt seine Deutung durch das Bedürfniß, dem er dient; der Gesang, der sich an Worte knüpft, durch den Sinn der Rede. Aber gerade da, wo die Musik aufhört, Dienerin zu sein, wo sie für sich steht und ihre eigenen Hilfsmittel aufs Gewaltigste entfaltet, gerade da scheint sie irdischen Boden unter sich zu verlieren, bis sie zuletzt mit der Gewalt ihrer Wirkungen und der Dunkelheit ihres Sinnes als das große Geheimniß unter den Künsten gilt.

Die Entwickelung der philosophischen Aesthetik und die gewaltige Steigerung der reinen Instrumentalmusik seit Haydn, Mozart und Beethoven bilden die natürlichen Voraussetzungen für das Problem der Ausdrucksfähigkeit und symbolischen Bedeutung der Musik. Namentlich Beethovens gewaltige Schöpfungen haben Anlaß gegeben, sich ihrer nicht nur zu freuen, sondern den Versuch zu machen, sie auch zu deuten und sich zu fragen: „Haben diese Werke neben dem musikalisch Reizvollen auch einen bestimmten Sinn?“ Beethoven ist nicht mehr völlig naiv produzirender Künstler wie Haydn und Mozart vor ihm, Schubert nach ihm. Er reflektirt. Er gestaltet mit Bewußtsein zu bestimmten Zwecken. Nicht völlig hoffnunglos konnte der Versuch erscheinen, an der Hand der Tagebücher, Briefe, Skizzen, wenigstens einen Theil der Werke als Selbstbekenntnisse in dem Sinne zu interpretiren, wie man heute nach Goethes eigenen Winken gerade die bedeutendsten seiner Dichtungen zu verstehen bemüht ist. Und dann die neunte Symphonie! Dies Herausbrechen des Wortes, des erlösenden Wortes, aus den leidenschaftlich bewegten und bewegenden, aber doch im Grunde stummen Tonmassen. Ists nicht, als spräche aus hundert anderen Tondichtungen des Meisters die Sehnsucht, nicht nur Musik zu machen, sondern „zu sagen, was er leide“, zu sagen, was zwar des Tones nicht entbehren kann, um verstanden zu werden, aber auch durch Töne allein sich nicht ganz verständlich machen läßt?

Es giebt viele Musiker und Musikfreunde, die von diesem „Hineingeheimnissen“ in Tonwerke durchaus nichts hören wollen. Musik sei eben Musik, nicht Poesie, nicht Malerei, am Allerwenigsten Spekulation. Der Musiker sei eben dadurch Musiker, daß er in Tönen dichte, d. h. schöne Tongebilde schaffe, wie der Dichter schöne Gedanken- und Wortgebilde, der Architekt schöne Raumgebilde. Man thue ihm Unrecht, wenn man ihn behandle wie einen verunglückten Dichter oder Denker, der, was er eigentlich zu sagen hat, kraft eines Mißgriffes seiner Erziehung und Schulung in Tönen sagen müsse, statt in einem Material, das seinen Absichten genauer entspräche. Der Musiker habe uns nicht Anderes zu sagen und zu bieten als Tonerlebnisse, die sich in seiner Phantasie abspielen und die er in seinen Kompositionen niederlegt. Wer dafür kein Interesse habe, wem das Tongebilde als solches gleichgiltig sei, Der thue besser, dem Musiker gar nicht zuzuhören. Die Musik erscheint in dieser Auffassung völlig abgelöst von Leben und Wirklichkeit; die höchste und vollendetste Gestalt jenes Spieltriebes und jener Freude am Spiel, die ein Bestandtheil aller Kunstübung und Kunstfreude ist und sich hier, an selbstgeschaffenem Material und ledig aller Schranken, welche die Gesetze der Nachahmung und der Naturtreue den übrigen Künsten auferlegte, in herrlichster Freiheit offenbart.

Das heimliche Widerstreben, das diese von Eduard Hanslick in seinem

weltbekannten Büchlein „Vom Musikalisch-Schönen" nicht erfundene, aber geistvoll durchgeführte und witzig vertheidigte Theorie bei Musikern und noch mehr bei Musikfreunden begegnet, pflegt sich seit dem allgemeinen Bekanntwerden der Philosophie Schopenhauers vorzugsweise in die Gedanken seiner Aesthetik zu kleiden. Ein Gegensatz, wie er schärfer nicht gedacht werden kann. Die Musik, dort nur Form, wenn auch die beweglichste, mannichfaltigste, nur Spiel, wenn auch das geistreichste, wird hier Trägerin des höchsten Inhaltes, Verkünderin der heiligsten Geheimnisse, Priesterin der verborgensten Gottheiten. Sie gewinnt die Beziehung zu Leben und Wirklichkeit wieder, die ihr zu mangeln schien; ja in einem viel tieferen Sinne als die übrigen Künste. Diese sogenannte Wirklichkeit, die von diesen nachgeahmt und dargestellt wird, ist selbst nur ein täuschender Schein, der sich über das wahre Wesen der Dinge breitet. Die anderen Künste suchen die flüchtigen Gebilde dieses Scheines zu wesenhaften Gestaltungen zu erheben; die Musik durchbricht ihn und erzählt in durchsichtigster Verhüllung die ewige Herzensgeschichte, die allem Leben zu Grunde liegt, die Geschichte des Willens, in einer Sprache, die durchaus symbolisch und doch unmittelbar verständlich ist, in Tonbildern, die nichts Wirklichem gleichen und doch allem Wirklichen im tiefsten Grunde verwandt sind.

Es ist nicht zufällig, daß diese Auffassung der Musik vorzugsweise in den Kreisen Beifall gefunden hat, die von Wagners Kunstübung und Kunsttheorie ergriffen sind. Offenkundig ist ja der geistige Einfluß, der von Schopenhauers Philosophie auf Wagner gerade in der Zeit seiner stärksten geistigen Thatkraft ausgeübt worden ist. Und die ganze Kunstübung Wagners, der fast ausschließlich tiefernste Stoffe, in seinem Hauptwerke die Tragoedie der Menschheit selbst, dargestellt hat, ja der durch seine Schöpfungen reformirend auf das ganze Geistesleben der Nation einzuwirken unternahm, konnte als ein indirekter Beweis für die neue Ansicht von der metaphysischen Würde der Musik geltend gemacht werden.

Eine ungemein interessante Weiterbildung dieses Zusammenhanges enthält nun eine jüngst erschienene Schrift des preußischen Hofkapellmeisters Felix Weingartner: Die Lehre von der Wiedergeburt und das musikalische Drama, nebst dem Entwurf eines Mysteriums „Die Erlösung"; Kiel und Leipzig 1895. Interessant nicht nur durch die Persönlichkeit des Verfassers, der als einer der mächtigsten Beherrscher des großen Orchesters und einer der feinsinnigsten Interpreten der klassischen und modernen Musik sich in jungen Jahren eine hervorragende Stellung in der Musikwelt errungen hat, sondern auch durch die Art und Weise, wie Schopenhauers Kunstphilosophie und Ethik hier fortgebildet und mit neuen geistigen Einflüssen verschmolzen werden. Wagners Ring der Nibelungen war Schopenhauers Philosophie von der Unseligkeit

und Qual des Willens zum Leben, dem das Leiden wesentlich ist, und der einzigen Seligkeit des Entsagens, — in ungeheueren symbolischen Gestalten dargestellt und durch alle Mittel der musikalischen Kunst, über die Wagner verfügte, dem Gemüthe des Hörers nahe gebracht. Das erste Bekanntwerden indischer Schriften, namentlich Colebrooks Uebersetzung der Upanishad, hat auf diese Züge der schopenhauerischen Philosophie großen Einfluß geübt. Seitdem ist die Kenntniß der indischen Literatur mächtig gewachsen. Namentlich der Buddhismus findet mehr und mehr Beachtung und Theilnahme. Ein bezeichnendes Symptom: Deussen, als Philosoph da wurzelnd, wo auch Schopenhauer einst stand, in Plato und Kant, beginnt eine allgemeine Geschichte der Philosophie mit einem starken Bande über die Systeme der Inder. In diesem Gedankenkreise finden wir auch Weingartner. Wie sich in unserem Jahrhundert uralte indische Weisheit und Schopenhauers Philosophie die Hand reichen, Das erscheint ihm als das merkwürdigste Ereigniß der Geistesgeschichte, als das Endziel der Spekulation. Er ist Verkünder des Glaubens von der Nichtigkeit und dem trügerischen Weh der gegebenen Welt, von der angeborenen Schuld des Daseins, von der Möglichkeit der Erlösung durch Abkehr vom Lebenswillen und der Selbstsucht. Und diese Aufgabe ist ihm bei keinem Menschen auf ein einmaliges Erdenleben beschränkt: an ihr mag Jeder seine Kräfte so lange versuchen, bis er endlich dem Ziele nahe kommt; denn als diese bestimmte Form des Weltwillens wird er immer wieder ins Dasein zurückkehren, bis er sich endgiltig und im tiefsten Grunde von ihm abgewendet hat.

Ich bin kein Adept dieses Glaubens; aber es liegt mir völlig fern, mit dem geistreichen Musiker über Dinge zu streiten, über die kein Streit sein kann, weil kein Beweis, weder für noch wider, an sie heranreicht. Der Werth des Daseins in seiner Totalität, die Möglichkeit, „das rollende Rad des Lebens“ durch menschlichen Willen einmal zum Stillstand zu bringen, ohne doch das geistige Sein mit aufzuheben; der Gedanke einer Wiederkehr des gleichen Individuums in verschiedenen Weltperioden, um sich immer wieder von Neuem an seiner Lebensaufgabe zu versuchen —: Das sind Dinge, die jenseits von aller möglichen Erfahrung und darum jenseits von allem Wissen liegen; Schattenbilder von Wünschen und Bedürfnissen des menschlichen Gemüthes zu Weltgesetzen erhoben; Ausgeburten der religiösen Phantasie, wie ein beliebiges anderes Dogma, für die es insgesammt keinen logischen Beweis, sondern nur einen Herzensbeweis giebt.

Für den Kulturhistoriker aber ist die Entwickelung des deutschen Geistes hoch bedeutsam, die zwischen dem Tristan, den Nibelungen und Weingartners Entwurf eines Erlösungdramas liegt. Dort sollen die Ideen künstlerisch gestaltet werden, die er aus der indischen Philosophie und aus Schopenhauer als theoretische Ueberzeugungen gewonnen hat. Der Weg vom Paradies zum

Nirwana, von dem Brudermord und der ersten Gewaltthat durch die Schrecknisse der Geschichte zum ewigen Frieden; die Tragoedie des Nazareners, „der Wendepunkt in der metaphysischen Geschichte des Menschengeschlechtes", in der Mitte des Ganzen. Gewisse Gestalten kehren durch alle Phasen dieses Weltdramas in verschiedenen Metamorphosen wieder; durch sie wird die innere Einheit des Ganzen vermittelt und sinnlich veranschaulicht. Ueber die Jahrtausende menschlicher Geschichte sich ausbreitend und ihren Gesammtgehalt umspannend, erscheint so, äußerlich angesehen, das Mysterium nur als das Drama der Paradiesesfamilie: Metteya, der letzte Buddha, und Ahasverus, der letzte König und Krieger, in deren Versöhnung das Drama endet, sind die Endgestalten des Abel und Kain, mit deren Entzweiung es begann.

Ein grandioser Entwurf, dem neben manchem Fremdartigen und Seltsamen packende Szenen und tiefsinnige Symbolik nicht fehlen. Möglich, daß er in eine Richtung des Denkens weist, der inmitten der ethisch-religiösen Gährung des Abendlandes noch größere Erfolge beschieden sind, so weit sie auch nicht nur von unseren wissenschaftlichen Denkgewohnheiten, sondern selbst von den überlieferten Anschauungen des Christenthumes wie des Judenthumes abweicht. Viele warten in unseren Tagen auf eine religiöse Reform. Das Christenthum wird sie aus sich schwerlich vollbringen. Vielleicht erweist sich der Orient noch einmal als der fruchtbare Mutterschooß der Religionen. Vielleicht ist er, während unsere Kirchen Missionen aussenden, ihm das Christenthum zu predigen, auf dem Wege, uns durch seine uralte Weisheit und unsere allermodernste Wissenschaft geistigen Sauerteig zuzuführen. Sicherlich enthält die buddhistische Ethik viele Züge, die namentlich neben Dem, was traditionell für christlich gilt, höchst beachtenswerth sind. Und wie viel tiefsinniger, ja auch trostreicher ist für Den, der überhaupt nach solchen Stützen verlangt, die Lehre von der Wiedergeburt mit ihren unendlichen Perspektiven als die christliche Unsterblichkeitlehre; wie viel ethisch bedeutsamer der Begriff des Sich-Selbst-Erlösens an Stelle des Erlöst-Werdens!

Doch Das nur nebenbei zur Würdigung von Gedanken, die heute von Vielen einfach belacht werden. Ob die Berührung des europäischen Geistes mit dem buddhistischen unserer Kultur zum Segen gereichen, unser religiöses und ethisches Gefühl vertiefen oder ein fremdes, quietistisches Element und mit ihm neue Keime der Auflösung hineintragen werde, — wer wollte darüber heute eine Meinung haben? Ob aber diese Entwickelung der Spekulation zugleich auch eine Steigerung der Leistungen dramatischer Musik bedeuten werde: Das wird ganz und gar von dem Grade schöpferischer Begabung bei Denen abhängen, die diese neue indo-europäische Weltanschauung dramatisch und musikalisch zu verkörpern unternehmen. Sicherlich ist die Idee der Wiedergeburt und Erlösung, wenn sie in einem Drama ausgesprochen

wird, eben so wohl musikalisch zu beleben wie die Idee des kämpfenden Weltwillens oder die Allgewalt der Liebe. Und gern wird man zugeben, daß die gewaltige Form des Musikdramas mit seinem symphonischen Unterbau, wie es Wagner geschaffen hat, nicht auf jeden beliebigen Stoff gleich anwendbar ist, sondern sich vorzugsweise für heroische und symbolische Dramen eignet. Ja, ich zweifle auch keinen Augenblick daran, daß gerade bei einem Drama, das auf der Idee der Wiedergeburt ruht, die spezifisch wagnerische Technik des Leitmotives, d. h. die Assoziation durch musikalische Identität, dem Dichter eines solchen Stoffes mächtig beistehen und ergreifende Wirkungen erzielen kann. Aber ich kann nicht glauben — und ich denke, auch Weingartner selbst glaubt es nicht, obwohl manche Stellen seiner Schrift fast geeignet sind, diesen Glauben zu befördern —, daß die Idee der Erlösung und der Wiedergeburt, weil sie im Geiste dieser Weltanschauung der tiefsinnigste und bedeutendste Stoff ist, der überhaupt künstlerisch dargestellt werden kann, deshalb der musikalisch beste sei, oder gar der, dessen Behandlung nothwendig zum Gipfelpunkt der Musik führen müsse. Der Stoff, die Fabel, die Idee, ist für die Kunst doch nur Rohmaterial; erst die Art der Gestaltung schafft das Kunstwerk. Gewiß: um erhaben zu wirken, bedarf der Künstler eines großen Stoffes; aber der Stümper kann auch den edelsten verderben. Nur in der Hand des Genius treibt der Inhalt die ihm gebührende Form wie mit innerer Nothwendigkeit hervor; das Talent klebt Beides mühsam an einander. Ich glaube, der Stoff, den beispielsweise der Kanon der Messe enthält, ist wohl eben so tiefsinnig wie das buddhistische Evangelium von der Wiedergeburt und Erlösung. Er hat in den letzten Jahrhunderten eine Fülle von Musik hervorgetrieben, die sich an ihm begeistert hat und sich in allen Werthabstufungen zwischen den Messen bescheidener Dorfkantoren und den unsterblichen Werken Bachs oder Beethovens bewegt. Und aller Tiefsinn, den auch ein mäßiger Kenner der schopenhauerischen Philosophie aus der Dichtung des Nibelungen-Ringes herauszulesen vermag, würde nicht gehindert haben, daß diese Dichtung als etwas seltsames und ungenießbares Buchdrama ein kümmerliches Dasein gefristet hätte, wenn nicht Wagner durch ihre Stabreime die Feuerströme seiner schicksalkündenden Musik ergossen haben würde.

Es giebt keinen Stoff, der darum musikalisch werthvoller wäre als ein anderer, weil er metaphysisch bedeutsamer ist als ein anderer. Man kann Schopenhauers Theorie für richtig halten, daß die Musik in einem näheren Verhältnisse zum Willen steht als jede andere Kunst und daß sie ihn darum auch mächtiger bewegt als die übrigen, ohne sich darum zu dem Glauben verleiten zu lassen, daß wahre Musik nur die Welttragoedie des Willens ausdrücken solle und könne. Sie belauscht den Willen auch in seinem Alltagsleben; nichts Menschliches bleibt ihr fremd. Was alle Musik ausdrückt und

bedeutet, ist die Dynamik des menschlichen Gemüthes als solche, abgesehen von den bestimmten Veranlassungen und Vorstellungen, die im wirklichen Leben jeder Gemüthsbewegung entsprechen. Daher das scheinbar so unmittelbar Einleuchtende und doch wieder so Vieldeutige aller Musik. In den gleichen Tönen erzählt sie Jedem eine Geschichte, die nur Er ganz versteht: die Geschichte seines eigenen Innern, seiner Kämpfe und Siege, seiner Zweifel und Niederlagen, die Jagd nach dem Glück und die Last der träge schleichenden Stunden, den Kampf der Entschlüsse, den Widerstreit der Pflichten, die Sehnsucht nach dem Verlorenen und so fort, — ins Unendliche. Wer uns diese Geschichte in Tönen so zu sagen weiß, daß wir uns in ihr wiederfinden, daß sie uns packt, daß jenes geheimnißvolle Gefühl uns beschleicht: „De te fabula narratur," „Das bist Du", wie der Buddhist sagen würde, — Der schafft Musik, die nicht nur Eindruck macht, sondern auch Etwas ausdrückt. Ob Gemüth und Wille nicht nur Erlebnisse unseres eigenen Seins, sondern zugleich den Kern des Seins überhaupt bilden, ob der höchste Zweck des Lebens der sei, uns vom Willen zu erlösen, ob diese Erlösung eine persönlich-individuelle oder eine kollektive sein werde, — darüber weiß die Musik nichts und Das kann sie daher nicht schildern. Ihr Gegenstand ist kein anderer als der: Gemüthsbewegung in Tonbewegung zu übersetzen und dadurch das Tiefinnerste im Menschen, was auch das Wort nur unvollkommen zu spiegeln vermag, in symbolischer Weise auszudrücken. Nur so weit unsere Gedanken und Dogmen mit Gemüthsbewegungen assoziirt sind, vermögen sie musikalische Form anzunehmen; und diese bleibt eben ihrer Vieldeutigkeit halber lebendig, auch wenn jene Gedanken unvollziehbar geworden sind. Nichts hindert den Freidenker, von Mozarts oder Verdis Requiem die stärksten Eindrücke zu empfangen, auch wenn die dogmatischen Vorstellungen des Kirchentextes für ihn alle Bedeutung eingebüßt haben. Und wie die Wirkungen des Nibelungenringes von dem Glauben an Schopenhauers Philosophie ganz unabhängig sind, so wird die Idee der Erlösung in musikalisch-dramatischer Gestalt ihre künstlerischen Wirkungen ausschließlich der Phantasiekraft Dessen zu verdanken haben, der die mit ihr assoziirten Gefühle zu wecken und darzustellen versteht. Nur die Erfahrungen der Menschheit sind immer und überall die nämlichen; die Begriffe und Theorien, durch die wir sie deuten, wechselnd und vergänglich. Und nur das Kunstwerk bleibt lebendig, das aus diesem tiefsten Grunde zu schöpfen verstanden hat.

Prag. Professor Dr. Friedrich Jodl.

Pastorenpolitik.

Der Arzt besucht seine Kranken, der Lehrer unterrichtet die Kinder, der Richter spricht Recht in Streitigkeiten über Mein und Dein, der Landwirth bestellt den Acker, der Kaufmann kauft und verkauft, der Handwerker treibt sein Gewerbe, der Arbeiter arbeitet und empfängt seinen Lohn; weiter thun sie nichts. Wie der Staat vom Fürsten und von seinen Ministern regirt wird, Das kümmert sie nicht, „dieweil sie Das nicht angeht". Lägen die Dinge so, dann wäre es gewiß unzweifelhaft richtig, daß auch der Pastor nur der religiösen Seite seines Berufes leben solle. Dem ist aber nicht so: alle Berufsstände beschäftigen sich mit den staatlichen Angelegenheiten, ja sie sind nach unseren Verfassungen dazu verpflichtet und die Arbeiter thun es heutzutage in der Weise, daß sie uns mit einem ganz neuen Staatswesen beglücken und zu diesem Zweck unsere bestehenden Ordnungen völlig umkehren wollen. Soll da allein der Geistliche eine Ausnahme von allen übrigen Ständen machen? Ich glaube, Krone, Regirung, Staat und bürgerliche Gesellschaft müssen aus praktischen Gründen sehr dringend wünschen, daß die Pastoren Politik — und speziell Sozialpolitik — treiben. Bei dieser Erwägung beschränke ich mich auf das platte Land und lasse die Städte bei Seite; denn unsere städtische Arbeiterschaft ist der übergroßen Mehrzahl nach bereits sozialdemokratisch; die Leute, die es innerlich nicht sind, stehen unter dem Parteizwange, aber es ist eine Täuschung, wenn man annimmt, ihre Zahl sei eine große. Der Arbeiter unserer Zeit setzt seine ganze Hoffnung auf die Arbeiterpartei. Nur sie, sagt er, weiß, was noth thut, nur sie kann Hilfe bringen. Was soll der Pastor in der Stadt dagegen machen? Auf der Arbeitstelle kann er den Arbeiter nicht besuchen, am Morgen geht es nicht und am Abend ist es schwer; am Sonntag wiederum ist der städtische Pastor meist den ganzen Tag durch Gottesdienste und Amtshandlungen in Anspruch genommen, während am Abend der Arbeiter die Kneipe oder den sozialdemokratischen Verein aufsucht. Lägen diese Verhältnisse aber auch anders, der Pastor wäre der Parteiagitation gegenüber dennoch machtlos. Auf dem Wege zur Arbeitstelle und zurück, in den Arbeitpausen (Frühstück und Vesper), bei der Arbeit selbst, auf dem Spazirgange, im Wirthshause: überall machen sich die alten, bewährten Genossen an die Neuen und Jungen. Da wird jeder Einzelne so lange bearbeitet, bis er nachgiebt, bis er fest geworden ist. Und die Leute, die ihm, der anfänglich nicht will, so zureden, sind eben seine Kameraden, die ganz die selbe Arbeit thun, den selben Lohn erhalten, eben so wenig freie Zeit übrig haben wie er und für die selbe kümmerliche Wohnung hohe Miethe zahlen müssen. Ists ein Wunder, wenn er ihnen Vertrauen schenkt? Es giebt jetzt eine große Arbeiterpartei mit einer Vertretung im Reichstage,

und wenn alle Arbeiter treu zur Partei halten, dann muß es besser werden. Dieser Glaube ist Volksglaube geworden, er ist festgewurzelt in den Herzen, die sozialdemokratische Lehre ist für die Arbeiterschaft zum Evangelium geworden, wie einst das Christenthum für den Sklaven im römischen Reich.

Ueber die Gefahr, die hierin liegt und die uns droht, wenn immer mehr Arbeiter in die Städte strömen, wenn immer mehr Kinder, die im Haß gegen Thron und Altar, gegen Reichthum und Besitz großgezogen sind, zu Männern heranwachsen, ist schon viel geredet und geschrieben worden, aber ein wirksames Mittel, ihr entgegenzuarbeiten, hat man noch nicht gefunden. Der einzige Trost, der uns bleibt, ist, daß unsere ländliche Bevölkerung noch nicht, wie man sich ausdrückt, sozialdemokratisch durchseucht ist, daß uns das Land mehr Rekruten liefert als die Stadt, daß diese ländlichen Rekruten zuverlässig sind, daß wir somit die Macht in Händen behalten. Das weiß aber auch die Sozialdemokratie, — und deshalb geht ihr ganzes Streben dahin, sich auf dem Lande Eingang zu verschaffen. Nun haben wir allerdings vielfach einen Bauernstand, an dessen fester Gesinnung alle Verführungen abprallen, aber die Bauern haben Tagelöhner und Knechte und daneben giebt es eine große Zahl von kleinen Besitzern, die nur ein Häuschen mit Strohdach und kaum ein Hektar Landes ihr Eigen nennen, meist verschuldet und mit Steuern und Lasten überbürdet sind und sich das baare Geld, dessen sie bedürfen, als Arbeiter bei den Bauern verdienen müssen. Im Dorfe spielen Standesunterschiede eine fast noch größere Rolle als bei Hofe und aus diesen Unterschieden wächst Klassenhaß hervor; der kleine Besitzer, der Arbeiter auf dem Dorfe sind kommunistischen Lehren meist sehr zugänglich; die Dorfaristokratie, der Bauernstand, wird gründlich gehaßt. Man irrt sich, wenn man glaubt, die Saat des Sozialismus fiele hier auf harten Boden. Der Grund, weshalb die sozialdemokratischen Lehren auf dem Lande sich noch nicht weiter ausgebreitet haben, liegt einzig und allein darin, daß die Agitation zu theuer und durch die örtliche Lage erschwert ist. Auf ländliche Arbeit ist der städtische Agitator nicht eingeübt, er kann sich also nichts verdienen, sondern muß — und Das ist ihm meist recht lieb — aus der Parteikasse gespeist werden, was bei Verallgemeinerung der Agitation aber allzu große Summe verschlingen würde. Dann wird die Agitation auch durch äußere Umstände erschwert. Die Landleute arbeiten, abgesehen von der Ernte, nicht, wie die Städter, in den Fabriken in geschlossenen Massen. Der Eine pflügt, der Andere eggt, der Dritte sät, der Vierte räumt einen Graben u. s. w.; auch beschäftigt der Mittelbauer meist nur einen, höchstens zwei Tagelöhner. Jeden Einzelnen aufzusuchen, ist zu langwierig und bringt nichts ein; dazu kommt, daß man auf dem Lande von einem Fremden sofort weiß, was er treibt. Gutsinspektoren wie Bauern machen mit Leuten, die sie in Verdacht haben, ihre Arbeiter aufzuhetzen, kurzen Prozeß

und haben Das sehr leicht, da sie, um den Agitator vom Hofe oder auch vom Felde herunterzubringen, in den meisten Fällen nur ihr Hausrecht anzuwenden brauchen. Das thut man dann nicht gerade sänftiglich. Deshalb läßt sich das beliebteste Mittel, die direkte Agitation, nicht gut verwerthen; aber man soll nicht meinen, daß die sozialdemokratische Lehre nicht in die ländliche Arbeiterbevölkerung eindringt. Der Weg führt zwar langsam, aber durchaus sicher vorwärts. Viele Arbeiter lassen Weib und Kind auf dem Dorf und suchen sich zeitweilig auswärts Verdienst bei großen Bauten (Nord-Ostsee-Kanal) und in Fabriken. Zu Festzeiten und auch in den Wintermonaten kehren sie heim und bringen die neue Lehre mit, außerdem oft Schriften aller Art. Ist einmal der Anfang gemacht, so verbreiten sich die neuen Gedanken schnell; auch Handwerksgesellen, die, wenn es mit ihrem Gewerbe in den Städten flau steht, zeitweise bei dem kleinen Meister im Dorfe Arbeit nehmen, thun das Ihrige dazu. Wer das Land kennt, weiß, daß die Sozialdemokratie in vielen Gegenden schon heute große Schaaren von Anhängern hat.

Was läßt sich dagegen thun? Nichts; denn es fehlt an den geeigneten Persönlichkeiten. Bauer und Arbeiter halten sich streng von einander gesondert, meistens besuchen sie verschiedene Wirthshäuser oder die Arbeiter haben im gemeinsamen Wirthshause ein besonderes Zimmer. In den seltensten Fällen ist der Bauer geneigt, sich auf Diskussionen mit Leuten, die er nicht für ebenbürtig hält, einzulassen. Redner will er erst recht nicht sein, und möchte er es versuchen, so ginge es ihm wie Jung Jochen und Bräsig, als sie eine Ansprache an die Tagelöhner halten wollten. Wer ist denn aber sonst auf dem Lande vorhanden, um den Umsturzlehren Widerstand zu leisten? Auf den Gütern haben wir die Wirthschaftbeamten. Wenn es einen Stand giebt, der antisozial ist, so ist es dieser. Davon weiß so mancher arbeiterfreundliche Gutsbesitzer ein Lied zu singen. „Das fehlte auch gerade noch, daß wir unseren Leuten Raupen in den Kopf setzen wollten. Sie sind so schon aufsässig genug. Festes Regiment und Den vom Hofe gejagt, der muckst, Das ist das einzige Mittel! Je mehr man die Leute verwöhnt, desto mehr begehren sie, je kürzer man sie hält, desto besser sind sie.“ Diese Ansicht ist die am Meisten verbreitete und vom Standpunkt Derer, die sie hegen, vielfach nicht unberechtigt; aber zur Widerlegung von Ideen taugt sie nicht. Jeder „Herr Inspektor“ ist ein kleiner König Stumm. Die Arbeiter möchten seine Herrschaft nicht länger tragen; da sie sie nicht abschütteln können, schweigen sie, nehmen aber um so begieriger die neue Lehre mit ihren Verheißungen auf. Andere Beamte als Wirthschaftbeamte auf den Gütern kennen wir auf dem Lande nicht mehr. Vor 1848 hatte noch eine große Zahl von Beamten ihren Wohnsitz in Dörfern; bis zur Einführung der Kreisordnung blieben immer noch einige dort, jetzt findet man in großen landräthlichen Kreisen keinen Einzigen mehr, der auf dem

Dorfe wohnt, ausgenommen das Forstpersonal. Selbst den Bezirksfeldwebel hat man eingezogen und die Meldeorte in die Städte verlegt. Manches Dorf sieht im ganzen Jahr auch nicht einen einzigen Beamten in seiner Gemarkung, — außer dem Gendarmen, der alle vierzehn Tage beim Vorsteher anfragt, ob etwas Neues vorgekommen ist, und weiter reitet. Hat aber auch einmal ein Beamter im Dorfe einen örtlichen Termin abzuhalten, dann fährt er, sobald sein Geschäft beendet ist, wieder davon; von einer sozialen Einwirkung kann keine Rede sein und mit den Arbeitern kommt er nicht in Berührung.

Der Lehrer? Danken wir Gott, wenn er nicht heimlich Sozialdemokrat ist. Im besten Falle seufzt er so unter Kummer und Last des täglichen Daseins, daß er nicht der geeignete Mann ist, um Denen, die Anderen und ihm selbst ein besseres Loos versprechen, mit Erfolg entgegentreten zu können. Wer bleibt also übrig? Niemand als der Pastor. Gewiß, in der Kirche soll er Gottes Wort und nichts Anderes predigen; und er thut gut, wenn er danach handelt. Aber er soll doch auch Seelsorge treiben und sicherlich — Das wird Niemand bestreiten wollen — auch an den Arbeitern. In der Woche findet er sie nicht zu Hause und der Sonntag ist sein eigener Arbeitstag. In den allermeisten Fällen gehören außer dem Kirchdorfe noch andere Ortschaften zu seiner Gemeinde. Wie kann er auf die Arbeiter in größerer Zahl eine Einwirkung ausüben? Nur wenn es ihm gelingt, sie um sich zu sammeln, aber nicht so, daß sie ihm, wie in der Kirche, zuhören müssen, ohne ihn unterbrechen, ihn fragen zu dürfen, sondern in zwangloser, gemüthlicher Weise, wo er ihnen Rede und Antwort steht, wo er nicht den feierlichen Talar anhat, nicht Priester, sondern Mensch unter Menschen ist. Sicherlich soll er auch Spezialseelsorge treiben; aber eben so wenig wie alle Leute in die Kirche kommen, kommt er zu allen Leuten, und kommt er nicht mit ihnen zusammen, so kann er auch schädliche Einflüsse nicht bekämpfen, gesunden Sinn und Religion nicht aufrecht erhalten. Darum ist er in Männer-, Frauen-, Jünglings- und Jungfrauenvereinen thätig, darum veranstaltet er Familienabende, in denen er alle Stände um sich sammelt, darum sucht er aber auch in besonderen Arbeitervereinen zu wirken, deren Mitglieder über ihre wahren und wirklichen Interessen aufzuklären, falschen Bestrebungen Einhalt zu thun und Irrlehren als solche erkennbar zu machen. Es ist ein schwerer Irrthum, wenn man glaubt, diese soziale Thätigkeit bereite dem Pastor ein besonderes Vergnügen. Abgesehen von den kurzen Tagen vom November bis zum Februar bleibt für Zusammenkünfte nur der Sonntag übrig. Da hat der Pastor gepredigt, meist im Kirchdorf und auf der Filialpfarre Kinderlehre gehalten, getauft, getraut, das Abendmahl gespendet, Hausbesuche gemacht. Geist und Leib haben da wahrhaftig am Abend ein Recht auf Ruhe und Erholung. Statt sich aber nun auszuruhen, geht er in das dumpfe, niedrige Vereins-

lokal, wo schlechte Luft ist, — und da soll er frisch sein, anregen, sich ausgeben; auch fehlt es nicht an Aerger, an Enttäuschung. Wird er ferner Lust haben, sich aufzuopfern, wenn er, statt Anerkennung zu finden, herbem Tadel begegnet?

Man wird mir erwidern: „Gegen eine Thätigkeit der Geistlichen, wie Du sie schilderst, hat ja kein Mensch Etwas einzuwenden; aber daß sie außerhalb ihrer Gemeinden auf allen möglichen Versammlungen und Kongressen reden, daß sie in der Presse soziale Artikel veröffentlichen, Das ist nicht ihres Amtes, Das sollen sie bleiben lassen und sich auf ihren nächsten Kreis beschränken. Erstens thut Das die große Mehrzahl und zweitens ist Aussprechen in Versammlungen und in der Presse unumgänglich nothwendig. Wie man Vereine leitet, Familienabende mit Erfolg veranstaltet, Das wird weder auf der Schule noch auf der Universität gelehrt, Das schüttelt man auch nicht aus dem Aermel, Das will gelernt sein wie jede andere Kunst, sehr mühsam gelernt. Vereinsabende dürfen nicht rein erbaulich sein, sie sollen wieder und immer wieder Unterhaltung und Anregung bringen, auch der Humor soll ihnen nicht völlig fehlen. Dabei soll Alles den Bedürfnissen der Theilnehmer angepaßt sein, überall die richtige Grenze gehalten, auch dem christlichen Charakter sein Recht und seine Bedeutung gewahrt werden. Nicht jeder Pastor hat so viele Gaben, Alles aus sich selbst herauszuschaffen, und überschätzt er sich darin, so geht es schief, so vermag er die größte Schwierigkeit, den Todfeind der Sache, die Langeweile, bei den Zusammenkünften nicht zu überwinden. Auch ist nicht jeder Pastor in der Lage, über Alles und Jedes, was die Zeit bringt, Rechenschaft zu geben. Darum muß er Kongresse besuchen, wo über die Art und Weise, wie man soziale Arbeit treibt, verhandelt wird und wichtige Zeitfragen erörtert werden, darum soll er an Versammlungen theilnehmen, bei denen er mit Amtsbrüdern und mit erfahrenen Laien die Ansichten austauschen kann. Da kommt es nun allerdings vor, daß gerade die Heißsporne als Redner auftreten und, durch die Presse, oft noch dazu recht entstellt und zusammenhanglos, wiedergegeben, ein mehr oder minder bedenkliches Wort in die Oeffentlichkeit bringt. Dann heißt es gleich: „Ja, diese sozialen und politischen Pastoren, die hetzen das Volk auf, die schüren das Feuer; wenn sie doch ruhig in ihren Gemeinden blieben und thäten, was ihres Amtes ist.“

Gehen wirklich einzelne seiner Glieder über die richtigen Grenzen hinaus, so sollte man es gerade dem geistlichen Stande überlassen, das Korrektiv zu finden. Unsere Geistlichkeit ist in ihrer übergroßen Mehrzahl so ruhig und verständig, so abhold Allem, was auch nur irgendwie einen Schimmer von Auflehnung gegen die bestehenden Ordnungen haben könnte, daß sie sich durch junge Eiferer aus der eigenen Mitte nimmermehr von der geordneten Bahn abdrängen läßt. Mit Naumann gehen nur wenige Geistliche; er ist ein begabter, gescheiter, eifriger und thatkräftiger Mann. Aber wenn ihn seine

Gegner aus konservativen Kreisen nicht so oft und so scharf angegriffen hätten, so hätte er nimmermehr die Bedeutung erlangt, die er heute hat. Das gilt nicht nur von ihm, sondern auch von seinen Anhängern. Die Aufgabe, sie in die rechte Bahn zurückzubringen, hätten ihre Amtsbrüder mit sicherem Erfolge gelöst. Jetzt wird ihnen Das viel schwerer, denn die Angreifer sind nur zu oft über das Maß hinausgegangen und haben nicht nur den Angegriffenen, sondern dem ganzen Stande Unrecht gethan.

Stoeckers Gaben und Leistungen, seine nie ermattende, allen Stürmen trotzende Thatkraft erkennt man in weiten Kreisen seiner Amtsbrüder bereitwillig an. Aber Vieles an seinem Auftreten, auch an seiner Persönlichkeit, erregt Bedenken und stößt manchen Pfarrer direkt ab. Es ist kaum zu erwarten, daß unsere Geistlichen sich in größerer Zahl der neuen christlich-sozialen Partei Stoeckers zuwenden werden; aber die es bereits gethan haben und noch thun wollen, werden sich sicherlich nicht durch eine Pression von oben abhalten lassen; im Gegentheil: Pression weckt Opposition. Kaum irgendwo haben wir in Deutschland noch einen festen Arbeiterstand auf den Gütern, — Polen und Russen, Sachsengänger und außerdem allerhand Leute, die kommen und bald wieder gehen, bilden die Regel. Hier und da, wo die Güter zahlreich sind und der Besitzer Verständniß für die heutige Zeit hat, steht es anders; aber Das sind verschwindende Ausnahmen, und daß ein solcher Gutsbesitzer Einfluß auf die Arbeiterschaft in den angrenzenden Bauerndörfern ausübt, ist so selten, daß man gar nicht davon reden kann. Es ist also wirklich nur der Pastor da, der für die bürgerliche Gesellschaft eintreten und der Anwalt der staatlichen Ordnungen sein kann. In die Kirche kommen die Arbeiter sehr selten. Stellt der Pastor seine soziale Thätigkeit ein, so ist das letzte Hinderniß gegen die Ausbreitung der sozialdemokratischen Lehre fortgeräumt, so dringt sie noch schneller vor als bisher. Schickt uns das platte Land erst in dichten Schaaren sozialdemokratische Rekruten in das Heer, so kann uns kein Kaiser, kein Reichstag, keine Verfassung, kein Gesetz mehr vor der blutigen sozialen Revolution schützen, — so ist der Anfang vom Ende da.

Pastoren sind auch Menschen. Man irrt sehr, wenn man glaubt, sie wären in der Mehrzahl zu sozialer Areit geneigt. Der Prozentsatz, der Sozialpolitik treibt, ist ein sehr geringer. Ein großer Theil der jüngeren Theologen hängt der modernen, liberalen Richtung an, er beschäftigt sich viel mehr mit Bibelkritik als mit dem praktischen Leben. Zwischen den religiös angeregten, fast ausnahmelos dem altbiblischem Bekenntniß anhängenden Gliedern der Gemeinde und einem Pastor dieser Richtung steht eine Scheidewand; und doch müssen gerade solche Glieder den Kern der Vereinsgemeinschaften bilden, um den sich die übrigen sammeln. Viele Geistliche beschränken sich darauf, sonntags in der nur zu oft leeren und meist nur von

der oberen Schicht besuchten Kirche zu predigen, die Amtshandlungen zu verrichten, Konfirmandenstunden zu geben. Im Uebrigen unterrichten sie ihre Kinder, oft auch Pensionäre, treiben irgend ein Privatfachstudium, begießen die Blumen im Garten, züchten Bienen und verlassen das Pfarrhaus, wenn sie nicht nachbarlichen Verkehr mit Amtsgenossen oder Gutsbesitzern pflegen, nur sehr selten. Der Gemeinde, namentlich den Arbeitern, bleiben sie fremd; dringt die sozialdemokratische Lehre in das Dorf ein, so begnügen sie sich damit, über die bösen, gottlos verruchten Zeiten zu seufzen.

Dieser überall zahlreich vertretenen Kategorie war die moderne soziale Bewegung schon längst sehr unbequem. Amtsbrüder, die sich ihr anschlossen, waren ihr äußerst lästig. Die Bequemeren scheuten sich, Vereine in ihren Gemeinden zu bilden und sich der damit verbundenen Mühewaltung zu unterziehen; oft fühlten sie sich auch nicht geeignet, in solcher Weise thätig zu sein. Aber wiederum, wenn links und rechts in den Nachbargemeinden sich die soziale Thätigkeit entfaltete, wenn man von oben her die Sache zu fördern suchte, so war es auch nicht angenehm, müssig zu bleiben. Diese Partei hat es längst vorausgesagt, daß die „neue Mode“ zu einem Ende mit Schrecken führen würde; jetzt sagt sie: „Seht Ihr wohl, daß wir Recht hatten, Das habt Ihr nun davon.“ Erst der Erlaß des Oberkirchenrathes, dann der Austritt Stoeckers aus der konservativen Partei mit Allem, was ihn begleitete, und nun endlich die telegraphische Bulle Finivit Stoeckerus des Summus Episcopus: Das ist Wasser auf die Mühle der „entschieden Gemäßigten“, der Antisozialen, der Bequemen. Und die Unentschiedenen, die Schwankenden? Ein Pastor ist, wie gesagt, auch nur ein Mensch; auf dem Dorfe ists einsam, die Stelle ist schlecht, die Kinder wachsen heran, man möchte doch gern vorwärts kommen. Soll man sich anstrengen und quälen, um „oben“ dann gar damit anzustoßen?

Daß das kaiserliche Telegramm in den sozial angeregten Kreisen der Geistlichkeit betrübend und verbitternd wirkt, ist nicht das Schlimmste; die Männer, die klar in die Noth der Zeit hineinsehen, werden weiter arbeiten und die Wogen werden sich wieder glätten. Weit schlimmer ist es, daß dieses Telegramm die Gleichgiltigen noch gleichgiltiger, die Trägen noch träger machen wird. Lange Jahre war das Streben vergeblich, die Diener der Kirche einzustellen in die Arbeit der Zeit, sie dahin zu bringen, aus der Studirstube hinaus in das Volk zu gehen; oft haben die Besten daran verzweifelt, daß es gelingen würde, Trägheit, Bequemlichkeit, Schüchternheit, ja auch Hochmuth und Stolz gerade im geistlichen Stande zu überwinden. Endlich, nach versäumten Jahrzehnten, begann es sich zu regen. Und nun?

Valentin.

Abendstimmung.

An einem warmen, feuchten Juniabend ging ein Brautpaar den schmalen Pfad entlang.

Zur Rechten floß ein Bach, zur Linken lagen Felder und Gärten, sanft ansteigend. Jenseits des Baches erblickte man Wiesen und Wälder und weiterhin, in der dunklen Ferne, verlor sich der Weg zwischen dichten, schwarzen Bäumen.

Ueber der ganzen Landschaft lag ein leichter, weißer Nebel wie ein Schleier, durch den man Alles in weichen, eigenartig phantastischen Umrissen sah.

Der taktfeste Schritt des Brautpaares schlürfte über den schlüpfrigen Boden. Sie gingen Arm in Arm, sprachen mit gedämpfter Stimme von ihrem Sehnen, ihrem Glück, von der Schönheit der Natur und der Güte Gottes.

Er hatte die Beinkleider aufgestreift und trug Galoschen an den Füßen. Um den Hals hatte er ein weißseidenes Tuch und unter dem linken Arm einen Regenschirm. Er trug eine Brille und einen Cylinderhut und ging mit etwas vornüber gebeugtem Oberkörper.

Sie war schlank und biegsam, groß und hingebend in ihren Bewegungen. Ihr Hut ruhte fast auf seiner Schulter.

Sie sprachen von der Harmonie in der Natur und von der Herrlichkeit des Lebens; sie sprachen von ihrer eigenen großen Liebe.

Hin und wieder standen sie einmal still; sie rückte ihren Hut zurecht und sie küßten sich lange und innig. Dann gingen sie weiter, den nassen Weg entlang.

Vom Walde her ertönte Vogelgezwitscher. Sie meinte, es sei eine Nachtigall, er glaubte es nicht. Sie sprachen von dem Lobgesang der Vögel und beneideten die kleinen befiederten Wesen um das schöne Leben in den Kronen der Bäume. Sie sprachen von dem Glück der Vögel und von ihrer eigenen Freude an ihrer Liebe. Es war ein wunderbar schöner Sommerabend, die Luft war so weich, so frisch wie die Küsse der jungen Lippen.

Links vom Wege lag ein kleines, mit Stroh gedecktes Haus, alt und baufällig; durch die kleinen Fensterscheiben schimmerte gedämpftes Licht.

Sie standen still und betrachteten das kleine Haus. Sie fanden, daß es so poetisch, so lieblich da lag, mitten in der herrlichen Natur. Gerade die Baufälligkeit verlieh ihm eine eigene Schönheit, etwas Märchenhaftes, geheimnißvoll Lockendes. Sie sprachen davon, wie schön es doch sein müßte, dort zu wohnen, friedlich und traulich, fern von Kampf und Mühsal des Lebens; sie priesen die Bewohner glücklich und erträumten sich dort ein Nest für ihre Liebe.

Der Zauber, der über dem kleinen Hause lag, verfolgte sie noch eine ganze Weile und sie schauten sich wieder und wieder um, so lange sie zwischen den Büschen und Bäumen das sanfte Licht aus den Fenstern schimmern sahen.

Da kam eine alte, krummgebeugte Frau mit einem Sack auf dem Rücken des Weges daher. Sie sahen sie freundlich an und Eins flüsterte dem Anderen zu, daß die Frau sicher die Besitzerin der hübschen, kleinen Hütte sei. Und als sie an ihr vorüberkamen, sagten sie Beide zugleich, ohne daß sie sich verabredet hätten, mit herzlicher Stimme: „Grüß Gott! Schönen Guten Abend!“

Sie blieben stehen und sahen ihr nach, während sie sich fest an einander schmiegten, und sprachen darüber, wie erfreut die Kinder die Alte empfangen

würden, wenn sie heimkehrte, und wie sie sich dann Alle um das dampfende Abendbrot versammeln würden. Und sie sprachen davon, wie gern sie dabei sitzen und das Glück der Anderen genießen möchten, da sie selber so unendlich glücklich waren, bei einander zu sein.

Sie gingen weiter und näherten sich dem Walde. Dort standen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, einander gerade gegenüber; sechs bis sieben Jahre waren sie alt; sie hielten einander umschlungen und ihre Gesichter berührten sich.

Die beiden Verlobten sahen sich lächelnd an und sagten, diese Kinder, die sich küßten, Das sei doch wirklich die verkörperte Poesie des Sommerabends. Sie wagten kaum, die Kleinen zu stören, sie schlichen ganz lautlos an dem grasbewachsenen Grabenrande entlang, so daß sie, ohne bemerkt zu werden, ganz nahe an die Kinder herankamen, die noch immer Mund an Mund dastanden. Er hatte bereits die Hand auf den Kopf des kleinen Mädchens gelegt und wollte dem überraschten Kinde ein paar zärtliche Worte sagen, als er plötzlich innehielt und seine Braut hastig mit sich fortzog. Er ging schnellen Schrittes und mit verstimmtem Ausdruck weiter und sie fragte ganz besorgt, was ihm fehle.

Es war dunkel im Walde, so still, so feierlich. Da sagte er, und seine Stimme klang betrübt: „Denk' nur —: sie küßten sich gar nicht! Sie sog nur an einer Syrupsstange, die er im Munde hielt!"

Kopenhagen. Peter Nansen.

Schlaflose Nacht.

Es war zu Nacht, darin der Schlaf mich floh
Und Leiden suchte, als ein rüst'ger Wanderer
Mir trat ans Bett. Den Stecken hielt die Hand,
Ein breiter Gurt umspannt die breite Hüfte,
Ungleiche Augen sahen ernst mich an,
Das blau, wie nur ein Maitag voll Verheißung,
Das schwarz und finstrer Drohung voll. Er sprach
Und nahte mir: Ich bin der Ruhelose
Und will nun etwas ruhn vom steten Schreiten.
Und raunend zog der Laut aus seinem Munde
Mir um das Ohr, daß mir das Herz erschrak.

Und wie er also saß und sich verweilte,
Ganz ohne Regung, stumm, verschränkt die Arme,
Erschien es mir, als schlüg' die Einsamkeit
Die unbegrenzten Flügel vor mir auf,
Daß jedes Licht erlosch. Die Töne schwiegen,
Die sonst mich nächtig ruhelos umsausen,
Nun vom Gewesnen wispernd, nun vom Künftgen.
Ein Todesschweigen. Nur mein Herz schlug bang
Statt aller Uhren — stille stand die Zeit ...

Wien. J. J. David.

Tropennacht.

Du bist ein tötlich schönes Räthselweib,
Du weiche Nacht mit Deinen wilden Tücken!
Ein Zauber strömt von Deinem süßen Leib
Und Deine Augen blitzen zum Berücken;
Doch ist die Liebe Dir nur Zeitvertreib
Und Blutdurst sprüht aus Deinen dunklen Blicken.

Blauroth verglüht des Tages letzter Gruß,
Da gleitest Du herab auf bleichen Lüften.
Kaum streift das Gras Dein Elfentritt, so muß
Der Nebel fallen Dir von Brust und Hüften;
Doch Haares Pracht wallt Dir von Kopf zu Fuß
Und hüllt Dich ein mit wonnevollen Düften.

Mit ihrer schwülen Gluth um Haupt und Herz
Jasmin, Papayen und Orangen kosen;
Granate flüstert heißen Liebeschmerz,
Wie Würzwein duften träumende Mimosen,
Von Orchideen strömt es himmelwärts,
Verschwiegnen, laubversteckten, namenlosen.

Vom Himmel aber fluthet voll und klar
Das warme Wonnelicht der goldnen Sterne,
Es leuchtet wie ein blaues Augenpaar
Die unergründlich tiefe Sehnsuchtferne —
Und in dem wellig weichen Wolkenhaar
Erknistern blauer Wetter Sprühlichtsterne.

Leuchtkäfer glühn im thaubenetzten Gras,
Nachtfalter gaukeln um die Blüthenkränze;
Im Negerdorfe lockt der Trommel Baß,
Das Feuer loht um wilde Liebetänze;
Des Hirsebieres schäumend Uebermaß
Allein setzt diesem Taumel seine Grenze.

Da zuckt ein tückisch Blitzen durch die Nacht,
Ein teuflisch Lächeln spielt um ihre Lippen.
Schon neigt des Kreuzes Sternbild sich. Da wacht
Die Mordlust auf in Wald und Felsenklippen;
Des Liebetraumes schöne Blüthenpracht
Zernagt der Wurm in allen Blätterrippen.

Beim Leichenfraße die Hyäne lacht,
Die Pythonschlange würget ihre Beute,
Dumpf ruft der schwarze Geier durch die Nacht
Und hungrig heult der wilden Hunde Meute.
Im Röhricht halten Krokodile Wacht;
Weh Allem, was zur Tränke wechselt heute!

Doch schlimmer als der Krokodile Brut
Sind der Masiti schwarze Mordgesellen,
Die dorten lechzend nach der Feinde Blut,
Zum Kriegstanz heulen an den Feuerstellen.
Weh jedem Dorfe, das in grimmer Wuth
Vor Morgengrauen tückisch sie umstellen.

In Asche sinkt der armen Hütten Glück,
Wo diese Panther heulend eingesprungen.
Kein Vorwärts giebt es da und kein Zurück,
Des Speeres Stoß trifft Greise, wie die Jungen.
Zerschlagen liegt der Hausrath Stück an Stück
Und in die Knechtschaft wandert, wer bezwungen.

Gebt Acht! Dort schleichen sie zu Mord und Trug,
Bald graut der Morgen auf! Wie Donners Grollen
Brüllt schon ein Löwe dort. Auch er wohl schlug
Die Antilope sich im Ueberrollen!
O Räthselweib! Du trinkst in tiefem Zug
Mit Wollustgier den Tod, den grausenvollen.

Die Maske fiel. Es bebt Dein bleicher Leib,
Die Mordlust sprüht aus Deinen dunklen Blicken.
Die Liebe war Dir nur ein Zeitvertreib,
Um Deine Opfer tötlich zu berücken.
Und dennoch lieb ich Dich, Du schönes Weib,
Du weiche Nacht mit Deinen wilden Tücken!

Fritz Bley.

Die Steppe.

Endlich allein! So weit bin ich geflohen,
Dem Wilde gleich, das Jägerfeuer mied,
Vor Menschen. Nicht zur Gletscher wolkenhohen
Trosteinsamkeit; nein, zu dem Wüstenried,
Auf das wie ewigen Fluches flammend Lohen
Die hohle Ewigkeit herniederglüht.

Endlich allein! In schauervoller Oede
Liegt sie, wie ein verrathenes Menschenherz,
Die haßerfüllte, wilde, schöne, spröde,
Erbarmungslose Steppe! Jeder Schmerz
Erstarb auf ihrem harten Antlitz. Blöde
Starrt sie aus trocknen Augen himmelwärts.

Der Regenzeit längst ausgedörrte Gräben,
Drin dem Verschmachtenden kein Tropfen blieb;
Der Antilopen Wechselpfad, daneben
Des Löwen Fährte, der im Bogen trieb:
Das sind die Furchen, die das Einödleben
In dies vom Gram zerstörte Antlitz schrieb.

Millionen Jahre sah hinab sie ziehen,
Seit aus dem Meeresschooß sie aufgetaucht.
Lang vor Europens erstem Gletscherglühen
Erstrahlte sie, von Gluthenpracht umhaucht;
Doch starr blieb sie des Himmels Liebemühen,
Ein müdes Herz, dem längst kein Glück mehr taugt.

Zuweilen packt sie wohl ein tiefes Sehnen
Nach eines einzgen treuen Herzens Schlag,
Der Morgenthau netzt sie mit linden Thränen,
Mit zartem Grün schmückt sie der junge Tag,
Von Lilien, Amaryllis und Verbenen
Wird ihr ein ganzer Blüthenfrühling wach.

Doch bald zuckt wieder alten Grolles Flamme
Aus schwarz geballtem Zorngewölk herab;
Blau fährt der Blitz hernieder an dem Stamme
Des schon so oft versengten Baobab.
Ein Meer von Thränen wäscht zu wüstem Schlamme,
Was eben sprießend noch zu hoffen gab.

Schnell ist auch dieser Unmuth überwunden,
Die Steppe trocknet ihrer Thränen Fluth, —
Und schamerfüllt ob solcher Schwäche Stunden
Schlägt sie mit Geißeln sich bis auf das Blut:
Hellauf, zur Flammenpeitsche eingewunden,
Erprasselt Hieb auf Hieb des Brandes Wuth.

In schwarzen Schleier hüllt die Steppe wieder
Das gramdurchfurchte Angesicht dann ein.
Kein Thau erquickt mehr die versengten Lider,
Kein Vogel tröstet sie. Der Gluthenschein
Des Mittags nur schwebt zitternd auf und nieder.
Verrathnes Herz, Du bist allein, allein!

Fritz Bley.

Werth und Preis.

II.*)

Herr Professor Lexis ist in seinem Artikel „Die Frage des Geldwerthes“**) abermals darauf zurückgekommen, daß ich „im Grunde der Goldmenge ebenfalls eine große Bedeutung für die Gestaltung des allgemeinen Marktes, also auch der Preise“, beilege. Er findet jetzt eine Stütze für diese Meinung in meiner Frage, welches Gesicht der englische Geldmarkt zeigen würde, wenn die Goldzufuhr aus Transvaal ausbliebe. Da scheint es mir denn angebracht, an den Ausgangspunkt unserer Kontroverse zu erinnern. Herr Professor Lexis vertrat die Ansicht, daß Gold in seiner Eigenschaft als Geldmetall darum unter besonderen Bedingungen der Werthbildung stehe, weil es sich als Geld auf dem Markt ansammle. Das neue Jahresprodukt finde eine kolossale Geldmasse und einen bestehenden Goldwerth vor, auf den es wegen seiner verhältnißmäßig geringen Menge auch nur einen geringen Einfluß ausüben könne.***) Warum ich Das für unrichtig halte, habe ich in meinem Artikel vom siebenundzwanzigsten Juli 1895 dargelegt. Ich will auf das dort Gesagte nicht zurückkommen; es genügt, hervorzuheben, daß mein Standpunkt gerade der war und ist, die vorhandenen alten Quantitäten und eben so das Verhältniß dieser Quantitäten zur neuen Zufuhr als völlig einflußlos auf Werth- und Preisbildung des Goldes anzusehen. Meine Meinung ist, daß lediglich in dieser neuen Zufuhr selbst die bestimmenden Elemente für Werth und Preis des Goldes zu suchen sind. Wenn also Herr Professor Lexis aus einer Bemerkung von mir, die sich auf die Zufuhr bezieht, einen Schluß auf meine eigentliche Meinung über die Bedeutung der Menge ziehen will, so verliert er damit den Kernpunkt unseres Streites völlig aus den Augen. Hie Menge, hie Zufuhr: gerade auf diesen Gegensatz ist die kontroverse Frage reduzirt. In seinem ersten Artikel hat ja doch Lexis eingeräumt, die von mir vertretene Anschauung, daß „das unter den ungünstigsten Bedingungen gewonnene Gold“ den Werth dieses Metalles regele, „würde richtig sein, wenn das Gold kein Geldmetall wäre, sondern, wie Eisen, Kupfer u. s. w., zu den Gütern gehörte, deren Preis hauptsächlich von der laufenden Produktion abhängt ꝛc.“ Streng genommen, müßte danach unsere Diskussion sich auf das Folgende beschränken. Lexis hätte die Gründe anzuführen, warum nach seiner Meinung die Eigenschaft des Goldes als Geldmetalles die Anwendbarkeit jenes, von ihm sonst anerkannten, Werthgesetzes auf das Gold ausschließe, und mir läge es ob, diese Gründe zu bekämpfen. Beides ist von uns hier geschehen. Anstatt nun einfach meine Gegengründe zu entkräften, kommt Herr Professor Lexis wieder auf das Werthgesetz selbst zurück. Er bestreitet es nicht eigentlich; aber da sind doch viele Wenn und Aber angebracht, die meines Erachtens die entscheidende Frage nicht berühren. Daß das erwähnte Gesetz nichts weiter ausdrückt „als das nach den gewöhnlichen Erfahrungen im Großen und Ganzen zu erwartende Resultat der freien Konkurrenz“, darin liegt

*) S. „Zukunft“ vom 16. Mai 1896.

**) S. „Zukunft“ vom 2. November 1895.

***) S. „Zukunft“ vom 18. Mai 1895.

ja gerade seine, in der Hauptsache unangreifbare Stärke. Gewiß kann man aus der „Gleichung zwischen dem Preis*) und den höchsten noch aufwendbaren Produktionkosten mit dem selben Recht herauslesen, daß der Preis die höchsten Produktionkosten, wie daß diese jene bestimmen". Gerade darauf aber beruht meine Ueberzeugung sowohl von dem Unheil, das die Goldwährung gestiftet hat, als von der Möglichkeit, das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber zu fixiren.

An das zuletzt Citirte reihen sich in dem lexisschen Aufsatze zwei Stellen, die ich hier wörtlich wiedergeben will: „Wenn eine unbefriedigte Nachfrage vorhanden ist, von der ein erhöhtes Preisangebot ausgeht, so wird dadurch eine Mehrproduktion mit erhöhten Kosten hervorgerufen, die nun eben des höheren Preises wegen noch haltbar ist, Das heißt ihren Unternehmern den normalen Gewinn einbringt." Und: „Ohne Zweifel gilt prinzipiell und abgesehen von den aleatorischen Ueberschreitungen der richtigen Grenze auch für das Gold, das wir allein hier als das spezifische Geldmetall betrachten wollen, jene Gleichung zwischen Preis — Das heißt in diesem Fall Verkehrswerth — und Produktionkosten unter den ungünstigsten Bedingungen."

Man könnte, namentlich nach dem letzten Satze, fragen, was denn überhaupt noch die lexische Auffassung von der meinigen unterscheidet? Doch ist jedem der beiden Sätze ein Aber angehängt. Erstens: „Da wir aber niemals im Voraus wissen, wie weit sich die zahlungfähige Nachfrage bei steigendem Preise ausdehnen wird, so ist klar, daß der ricardosche Satz nur eine durchaus relative Bedeutung hat und keinerlei Aufschluß darüber gewährt, warum der Preis sich absolut auf den Punkt stellt, den er wirklich einnimmt." Ich könnte schon den Vordersatz bekämpfen, da in dem gegebenen Falle die Wirkung eines Preises in Frage kommt, der in Folge schon eingetretener, erhöhter zahlungfähiger Nachfrage gestiegen ist; doch ich will hierbei nicht verweilen. Die Hauptsache ist, daß Herr Professor Lexis hier implicite der Nationalökonomie eine Aufgabe stellt, die sie weder lösen kann noch zu lösen braucht. Aufschluß darüber geben, warum ein Preis sich absolut auf einen bestimmten Punkt stellt, Das kann allerdings der ricardosche Satz nicht. Aber auf einen Lehrsatz, der Das leistet, werden wir wohl vergebens warten. Wir werden eben so wenig dazu gelangen, aus einem gegebenen Preise mit Genauigkeit auf alle mitwirkenden Ursachen zu schließen, wie wir im Stande sind oder sein werden, aus bekannten Ursachen den genauen Preis herauszurechnen, bei dem sich die zahlungfähige Nachfrage und das Angebot der regulär arbeitenden Produktion decken. Die Nationalökonomie kann keine kalkulatorische Arbeit zur Nachachtung für die Produzenten liefern. Sie ist nur in der Lage, die wirkenden Kräfte und die durch sie bedingten Tendenzen der ökonomischen Bewegung zu erforschen. Sie leistet sehr Bedeutendes, wenn sie Das mit Erfolg thut. Wenn, um bei der gegebenen Frage zu bleiben, jener ricardosche Lehrsatz uns die Erkenntniß giebt, daß und warum eine bestimmte Ursache dem Goldpreise eine bestimmte Bewegungtendenz verleihen muß, so genügt Das vollständig.

Der zweiten der erwähnten Stellen, die an sich eine Uebereinstimmung

*) Ich sehe hier von der Unterscheidung zwischen Werth und Preis ab, um unverändert citiren zu können.

mit mir bekunden würden, folgt das Aber: „Was erfahren wir Brauchbares für unsere Einsicht in die Bestimmungsgründe des Verkehrswerthes oder der Kaufkraft des Goldes, wenn wir lesen, daß in einigen chinesischen Flüssen Goldwäscherei betrieben wird, die auf den Kopf einen täglichen Ertrag von zwanzig bis dreißig Pfennigen ergiebt?“ Allerdings, nicht das Mindeste; doch nicht ich habe in diesen Kleinlichkeiten Erleuchtung gesucht. Lexis erkennt zuerst das Theoretische ganz richtig. Dann kommt seine liebevolle Beschäftigung mit ökonomischen Thatsachen, und da er hierin, namentlich auf dem Gebiete des Geldwesens, so bedeutend ist, so sollte man meinen, daß gerade ihm ein völlig harmonisches Bild von dem Gesetzmäßigen in den Schwankungen des Goldwerthes erstehen müsse. Allein die ihm reichlich bekannten Thatsachen, anstatt ihn weiter aufzuklären, beirren und verwirren Lexis. Der Fehler, es sei mir gestattet, Das offen auszusprechen, scheint mir darin zu liegen, daß ihm die Verknüpfung von Theorie und Praxis nicht gelingt. Sie kann ihm nicht gelingen, weil er jener erkannten Werththeorie die Thatsachen nicht rein gegenüberstellt. Er sieht diese im Lichte von Vorstellungen, die der Quantitätstheorie entstammen und die jedenfalls in früheren Jahren allzu tiefe Wurzel bei ihm geschlagen haben. So angesehen, können die Thatsachen natürlich mit der Werththeorie nicht stimmen und sie veranlassen ihn dann, Das, was er zuerst als prinzipiell giltig bezeichnete, doch thatsächlich nicht gelten zu lassen. Die Beherrschung durch jene Vorstellungen ist so vollkommen, daß in dem ersten Absatze des hier besprochenen Artikels Das, was erst zu beweisen war, sich zweimal in die Beweiskette verirrt, wo es doch gewiß nichts zu suchen hat: „So fiele von dem jährlichen Gesammterzeugniß ein so kleiner Bruchtheil aus, daß der Verkehrswerth des Goldes dadurch nicht merklich beeinflußt würde.“ Und: „Da aber diese Betriebe auch nur einen verhältnißmäßig geringen Beitrag zu dem Gesammtbetrag an Gold lieferten, so würde ihr Wegfall ohne wesentliche Bedeutung für den Goldwerth gewesen sein.“ Ich glaube, Herr Professor Lexis, wenn er Das nun bemerkt, wird selbst über eine solche Macht der vorgefaßten Meinung lächeln.

Der Citirung weiterer Stellen aus dem lexisschen Artikel werde ich mich nahezu enthalten müssen. Meine Arbeit würde zu ausgedehnt und die Lecture einer solchen Detailkritik wohl ungenießbar werden. Ich will lieber versuchen, meine Auffassung in zusammenhängender Darstellung zu entwickeln, so weit Das mit der Erledigung der mir vom Herrn Professor Lexis gemachten Einwendungen und der Rücksicht auf den Raum vereinbar ist.

Ich fasse hier wieder nur zwei Kategorien ins Auge, den Marktwerth*) und den Preis, den Marktwerth, der nichts Anderes ist als der einen Durchschnittsprofit einschließende Kostenpreis, womit dasjenige Waarenquantum auf dem Markte erscheint, das die letzte, zahlungfähige, effektive Nachfrage noch befriedigt, und den Preis, den die Waare thatsächlich auf dem Markte vorfindet. Wir wissen nicht, welches jenes Quantum ist, das danach vernünftiger Weise gerade noch produzirt werden dürfte. Darin, daß wir Das nicht wissen können, liegt eine der harten Schwierigkeiten, die sich einem bellamyschen Utopien entgegenstellen. Aber diese Unkenntniß hindert nicht, daß jenes Quantum thatsächlich

*) Auch wo ich hier einfach Werth sage, ist immer dieser Marktwerth gemeint.

existiren muß und daß dessen Kostenpreis seine entscheidende Rolle spielt. Eben so ist es unmöglich, auch nur die Grenze der effektiven, zahlungfähigen Nachfrage festzustellen. Die Anschaffungen der Kaufleute können, im Ganzen wie im Einzelnen, auf einer Ueberschätzung sowohl als auf einer Unterschätzung dieses Bedarfes beruhen. So giebt schon unsere Unfähigkeit, diese beiden entscheidenden Punkte zu erkennen, zwiefachen Anlaß, daß Marktwerth und Preis, die gesetzmäßig zusammenfallen sollen, doch zeitweilig sich von einander entfernen. Dabei ist aber doch die gegenseitige Attraktion Beider niemals außer Wirkung gesetzt. Der Produzent, der noch glaubte, zu einem Kostenpreise produziren zu dürfen, bei welchem dann ein Käufer auf dem Markte nicht mehr zu finden ist, und der Kaufmann, der Waaren in Vorrath nimmt, mit Ueberschätzung der Kostengrenze, bis zu welcher die Produktion, ohne die letzte wirkliche Nachfrage unbefriedigt zu lassen, schließlich herabgehen kann, — Beide werden durch ihren Mißerfolg zum Bewußtsein gebracht, daß sie die richtige Grenze verfehlt und Produktion oder Kauf einzuschränken haben. Mit jenem zwiefachen Anlaß für Inkongruenz von Marktwerth und Preis ist es aber nicht genug. Denn in Wirklichkeit kommen bei jedem Besitzwechsel von Waaren zwei Marktwerthe und zwei Marktpreise in Betracht. Jeder solche Besitzwechsel schließt auf der selben Seite Kauf und Verkauf ein. Der Käufer ist immer zugleich auch Verkäufer. Daß es beim primitiven Tausch so war, sieht Jeder ohne Weiteres ein. Mit dem Erscheinen des Geldes hat sich Das aber keineswegs geändert. Es ist nur zwischen die beiden Waaren eine dritte getreten, die eine schärfere Nuancirung der Werthmessung und ein zeitliches Trennen von Veräußerung und Erwerb gestattet. Beide Operationen für sich sind nun ein Tausch von Waare gegen Waare. Wer z. B. Eisen verkauft, tauscht die Waare Eisen gegen die Waare Geld, ist als Verkäufer von Eisen zugleich Käufer von Geld. Beide, Eisen und Geld, haben ihren Marktwerth und ihren Preis,*) und eine Veränderung, z. B. eine Erniedrigung des Preises von Eisen kann also sehr Vielerlei anzeigen. Es kann:

I. der Marktwerth von Eisen sich ermäßigt haben
1. durch technische Vervollkommnung in der Produktion,
2. durch Verbilligung der Betriebsmittel,
3. durch Verbilligung der Arbeitlöhne,
4. durch Erschließung neuer, sehr reicher Fundorte von Erzen,
5. durch Entwickelung des Transportwesens,
6. durch ein Zusammentreffen einiger oder aller dieser Ursachen,
7. durch einen Rückgang im Bedarf, so daß Eisen weniger als sonst verwendet wird.
8. 9. 10. u. s. w. dadurch, daß bei 1. 2. 3. 4. oder 5. oder bei mehreren von diesen eine der vorhin genannten entgegengesetzte Tendenz vorwaltet, in der Gesammtheit der fünf Rubriken aber die Tendenz für Verbilligung der Waare überwiegt, oder daß zwar aus dem Resultat einer verschiedenartigen Bewegung in den fünf Rubriken sich eine

*) Das Verhältniß von Waarenwerth zu Geldwerth, das sonst unter dem Marktwerth der Waaren begriffen wird, ist hier des gründlichen Verständnisses der Werthveränderungen wegen in seinen beiden Gliedern dargestellt.

Vertheuerung des Eisens ergeben müßte, der Faktor 7 für sich allein aber stärker ist als jene Kombination von Faktoren und doch für eine Verbilligung entscheidet.

Es kann: II. der Marktwerth von Gold sich erhöht haben

1. durch erzwungenen Verzicht auf einen technischen Fortschritt (ist in Amerika vorgekommen),
2. durch Vertheuerung der Betriebsmittel,
3. durch Vertheuerung der Arbeitlöhne,
4. durch Versiegen von Minen, dem kein Auffinden neuer ergiebiger Fundorte ausgleichend gegenübersteht,
5. durch Hemmungen im Verkehrswesen,
6. durch ein Zusammentreffen einiger oder aller dieser Ursachen,
7. durch ein Anwachsen des Bedarfes.
8., 9., 10. u. s. w. ergiebt sich durch Analogie mit I, 8, 9, 10 u. s. w.

Es kann: III. der Marktwerth von Eisen sich ermäßigt haben, und der Marktwerth hvon Gold gleichfalls, aber in minderem Maße

IV. der Marktwerth von Eisen sich erhöht haben, und der Marktwerth von Gold gleichfalls, und im höherem Maße,

und zwar kann dies Alles sowohl bei III als bei IV wiederum aus mehr als zweimal zehn Ursachen geschehen sein.

Die Aufzählung ist nicht einmal vollkommen, die Unterabtheilungen sind, um Weitschweifigkeit zu vermeiden, theilweise kaum angedeutet. Hierzu kommen dann noch die unzähligen Ursachen, die auf ein zeitweiliges Entfernen des Preises vom Marktwerthe, sowohl des Eisens als des Goldes, hinwirken. Es erhellt für Jeden, der sich der Fülle der hier denkbaren Kombinationen bewußt ist und der großen Unterschiede in den Zeiträumen, deren es für die verschiedenen Faktoren bedarf, um ihre Wirkung zu äußern, wie wenig aussichtvoll auf diesem Gebiete die so sehr beliebte Methode sein muß, aus Zahlen ökonomische Gesetze abzulesen. Man kommt eben hier um das Erforderniß, abstrakt zu denken, nicht herum. Nicht, daß man darum auf die Beobachtung der ökonomischen Erscheinungen und auf die Kontrolirung der Resultate abstrakten Denkens durch die Ergebnisse dieser Beobachtung verzichten müßte. Ich meine nur, man sollte immer eingedenk sein, wie viel mehr Fehlerquellen da auf dem Wege der Analysis als auf dem der Synthese liegen, und man sollte deshalb, wo die Schlüsse nach beiden Methoden Verschiedenheit zeigen, zunächst, d. h. bis zur ernsten Ueberprüfung, immer der Analysis mißtrauen. Herr Professor Lexis neigt leider in solchen Fällen zum entgegengesetzten Verhalten. Er ist sehr bereit, eine sonst von ihm als richtig erkannte, deduktiv gewonnene Theorie zu verwerfen, sobald die Rückschlüsse, die er aus Thatsachen zieht, ihr zu widersprechen scheinen. Und doch würde er bei einigem Zweifel an den Induktionen, die ihm so ausschlaggebend scheinen, sich oft selbst überzeugen können, daß sie auf Mißdeutung der Thatsachen oder auf einem Uebersehen von Faktoren beruhen. So liegt, um in einer gewissen Ordnung zu beginnen, schon eine irrige Auffassung darin, daß für die Minenbesitzer und ihre Arbeiter das Gold „realisirtes Einkommen" sein soll. Die Arbeiter erhalten in der Mineninduſtrie, wie in allen Industrien, ihren Lohn, also ihr Einkommen, in Geld, sofern nicht, was da wie dort vor-

kommen kann, ein Truckſyſtem in Uebung iſt. Den Minenbeſitzern aber kehrt im Produkte zum Theil lediglich ihr ausgelegtes Kapital zurück, zum anderen Theile nur iſt es Einkommen. Richtig iſt, daß das Gold nicht wie eine gewöhnliche Waare in der Hand des Händlers am Markte iſt. Das kommt daher, daß es überhaupt keine gewöhnliche, ſondern eine privilegirte Waare, die allgemeine Aequivalentwaare, iſt. Doch ſeinen Waarencharakter hebt Das nicht auf. Waare iſt ein nicht zum Selbſtkonſum des Produzenten, ſondern zur Veräußerung beſtimmtes Gut, — und Das bliebe das Gold des Minenbeſitzers, ſelbſt wenn es richtig und nicht unzutreffend wäre, daß es zunächſt zur Beſchaffung von Konſumtionmitteln dienen ſoll. Denn dann würde es immerhin gegen dieſe Konſumtionmittel veräußert. An einem Punkt macht ſich freilich die Sonderſtellung des Goldes für ſeinen Produzenten vortheilhaft geltend. Es iſt die ſelbe Waare, auf die ſeine Bücher lauten, die ſelbe Waare, in der er kalkulirt. Iſt alſo die Koſtenrechnung ſeiner laufenden Produktion abgeſchloſſen, ſo kennt er ſeinen Gewinn oder Verluſt. Er hängt nicht noch, wie die Erzeuger anderer Waaren, davon ab, wie ſich das Verhältniß von Werth und Preis dieſer Waaren zu Werth und Preis der Geldwaare mittlerweile verändert haben mag. Bis auf eine Kleinigkeit vermag er ſelbſt auszurechnen, wie viel ſeine Waare dem Edelmetallhändler werth iſt, der ihm ja doch nur die ſelbe Waare in einer anderen Form dagegen giebt. Damit hängt es auch zuſammen, daß er thatſächlich jedes Quantum dieſer Waare veräußern kann. Für den kaufenden Edelmetallhändler handelt es ſich ja dabei nur um den verhältnißmäßig kleinen, aber völlig ſicheren Nutzen der Arbitrage zwiſchen unraffinirtem und ungemünztem Golde gegen geſchlagenes, da ihm für das raffinirte Gold von der engliſchen Bank oder von einer der anderen Centralbanken zu ganz beſtimmten Sätzen Goldmünze gegeben werden muß. Bis zu dieſen Reſervoirs fließt alſo der Goldſtrom völlig ungehindert; aber gerade an den Ausgangspforten zu den Adern des Weltverkehres ſtaut er ſich zuweilen. Herr Profeſſor Lexis muß alſo offenbar überſehen haben, zwiſchen Reſervoir und Adern zu unterſcheiden, wenn er ſeinen Satz, die Jahresproduktion an Gold, auch wenn ſie ſich verdoppele, fließe immer mit gleicher Leichtigkeit in die Adern des Weltverkehres, aufrecht erhalten, zugleich aber dahin interpretiren will, es habe ſich bei deſſen Formulirung um die Beziehungen zwiſchen Goldproduktion und Goldwerth gehandelt und er habe das Gold im Auge gehabt, „in dem Zeitpunkt, da es aus den Händen der Goldproduzenten in den Verkehr tritt“. Das iſt es eben, daß das Gold mit ſeiner Dahingabe durch den Goldproduzenten noch lange nicht in die Adern des Weltverkehres fließt und daß auch keineswegs zu dieſem Zeitpunkt ſchon die Beziehungen zwiſchen Goldproduktion und Goldwerth zu Tage treten. Erſt ſein Abfluß aus der Centralbank und die Aufnahmefähigkeit, die dann die Adern des Verkehrs dafür zeigen — denn was dieſe gerade nicht tragen können, ſtrömt raſch wieder nach dem Reſervoir zurück —, entſcheidet darüber, ob die Produzenten etwa dem Markte zu viel von dieſer Waare zugeführt haben. Umgekehrt zeigt das Anſaugen von Gold durch die Verkehrsadern, wenn es die Reſervoirs wiederholt in Gefahr bringt, für längere Zeit unter ein gewiſſes, als Minimum geltendes Niveau zu ſinken, daß der Goldmarkt zu knapp befahren iſt. Wie zuerſt die einzelnen Länder ihren Ueberfluß oder ihren Mangel unter einander auszugleichen ſuchen,

ist bekannt. Kommt es schließlich dahin, daß die selben Erscheinungen in allen Goldwährungländern sich zeigen, so tritt bei dem Golde das Selbe ein wie bei jeder anderen Waare, die einen über- oder einen unterfahrenen Markt hat.

Ist der Markt überfahren, so ist Gold zu seinem Marktwerthe nicht mehr anzubringen; Das heißt, es würde sich keine Verwendung für Gold oder seine vollwerthigen Repräsentanten finden, auf der Basis von Waarenpreisen, die dem Verhältniß der Marktwerthe von Waare und Gold entsprechen. Wenn die Waarenpreise doch zunächst nicht oder nur wenig steigen, so ist Das mitunter dadurch verursacht, daß sie vorher zu hoch, d. h. in Folge von Ueberspekulation über die Marktwerthe der Waaren hinausgegangen waren, so daß also einige Zeit verstreichen muß, bis erst diese Irregularität des Marktes wieder ausgeglichen ist. Aber im Allgemeinen wird eine Verzögerung der Preissteigerung der Waaren schon durch eine Unthätigkeit des Verkehres bedingt sein, wie sie dem Uebergange zu jeder größeren Bewegung eigen ist. Die Käufer von Waaren, die noch unter dem Eindruck einer Periode rückgängiger Preise stehen, zögern, höhere Preise zu bewilligen. Lexis macht hier eine Unterscheidung, die völlig ungerechtfertigt ist, wenn er meint, dem Golde in der Hand des Konsumenten stehe die Welt offen; aber etwas Anderes sei es, wenn das Gold erscheine „als Repräsentant von freiem Kapitalvermögen, also als abstrakte Kaufkraft, die sich auf Produktionmittel und Arbeitkräfte richten, überhaupt zu Erwerbszwecken dienen soll." Die Waare verhält sich dem Gelde des Konsumenten gegenüber genau so wie dem Gelde des produzirenden Unternehmers. Nur kommt der Konsument, der einen eigenen Bedarf zu befriedigen hat, eher zum Entschluß, höhere Preise zu bezahlen, als Derjenige, der Produktionmittel für ein, oft noch unerprobtes, Unternehmen erwerben soll. Diesen muß erst die durch das Vorgehen der Konsumtion geschaffene größere Lebendigkeit ermuthigen. Aber Beiden, dem Konsumenten und dem Unternehmer, gegenüber macht sich erstmals die Begrenzung der effektiven Verkäuflichkeit des Goldes und die Veränderlichkeit seines Preises geltend. Bis in die Centralbank war, wie wir sahen, der Weg des Goldes ein völlig ebener. Auch hat, vom ersten Abnehmer des Goldproduzenten angefangen, bis zur Centralbank einschließlich,*) Niemand, durch dessen Hände das neue Gold ging, außer einem bestimmten, ziemlich genau begrenzten, proportional minimalen Geschäftsgewinn daran verdienen oder verlieren können, weil da immer nur Zug um Zug, Gold in einer gegen Gold in anderer Form gegeben wurde. Erst Derjenige, der über Gold bei der Bank zu verfügen hat, empfindet die Schwierigkeit der Unterbringung, falls er das Geld nur verleihen möchte — denn während der Zins für dauernde Anlagen von der Durchschnittsprofitrate beeinflußt wird (und umgekehrt), hängt der Zins für Geld auf kurze Zeit nur von der Knappheit oder Reichlichkeit des Geldmarktes ab —, und er empfindet ferner die Preisveränderung des Geldes, wenn er Waaren dafür anschaffen will. Die Ursachen, womit Lexis es erklären will, daß die großen Goldmengen, die „der Verkehr jährlich begierig von den Goldproduzenten übernimmt", so wenig drückend „auf den Werth des Goldes gegenüber den Waaren" einwirken,

*) Die Fälle, in denen Gold, bei starkem Begehr, mit Umgehung der Centralbank in den Verkehr gelangt, kommen hier natürlich nicht in Betracht.

wie es sich in den letzten Jahren gezeigt habe, sind thatsächlich nur solche, wodurch, wie er zuletzt selbst sagt, „die Bewegung des Goldes und daher auch seine Einwirkung auf den Preis gehemmt wird". Die verzögerte Wirkung einer ökonomischen Ursache kann aber Lexis nicht wohl mir entgegen halten, nachdem doch ich zuerst in dieser Diskussion darauf hingewiesen habe, daß der wirthschaftliche Körper nicht wie ein Zehnpfennig-Automat funktionirt. Nebenbei gesagt, wenn und so lange der Verkehr das Gold „begierig übernimmt", kann von einem Druck durch die angebotene Menge überhaupt nicht die Rede sein, denn dann übersteigt diese doch den Begehr nicht. Es kommt nicht darauf an, wie viel die Goldproduktion eines Jahres gegen die der Vorjahre zugenommen, sondern ob sie dabei mit dem vergrößerten Bedarf Schritt gehalten hat. Der Bedarf für das Goldmetall erhöht sich in den großen Kulturländern fortwährend, trotz allen Clearinghäusern.

Nicht nur die Menge des vorhandenen Goldes, sondern, wie wir nun auch sahen, die Menge der Zufuhr an sich ist gleichgiltig für die Preisbildung. Diese Menge mochte 1889 bis 1890 mit 480 Millionen Mark (so weit es erkennbar ist) ausreichend gewesen sein und wäre darum doch 1895 mit 550 Millionen unzulänglich gewesen. Der außergewöhnliche Zufluß von amerikanischem Gold nach der englischen Bank hat mit der Produktion nichts zu thun; er ist nur der verkehrten Währungpolitik der Vereinigten Staaten zu verdanken, — verkehrt, weil sie nicht Fisch und nicht Fleisch ist. Beeinflußt wird die Preisbildung nur durch das Mehr oder Weniger der Zufuhr gegenüber dem Bedarf. Beides, das Mehr und das Weniger, braucht sich nicht unmittelbar geltend zu machen. Man weiß, daß der Geldumlauf seine regelmäßigen Gezeiten hat. Trifft nun die Mehrzufuhr gegenüber dem durchschnittlichen Bedarf mit einer Fluthzeit des Begehrs zusammen, so wird sie zunächst nicht bemerkt, dann aber doppelt stark empfunden, wenn der Bedarf ebbt. Eben so umgekehrt bei knapper Zufuhr, die zuerst einem Tiefpunkte des Bedarfes begegnet. Außer diesen regelmäßigen Gezeiten ist es die Wandelbarkeit des Unternehmungsgeistes, die die langsame und stetige Erhöhung des Bedarfsniveau und sein Verhältniß zum Niveau der Produktion nicht klar hervortreten läßt. Mitten unter allen Wandlungen jedoch bleibt dies Verhältniß das Entscheidende, — für den Preis des Goldes, nicht für dessen Werth und auch nicht unmittelbar für den Geldpreis der Waaren. Denn es kann vorkommen, daß, während z. B. der Preis des Goldes sinkt, was an sich ein Faktor für eine verhältnißmäßige Erhöhung der Geldpreise der Waaren ist, dennoch zunächst diese Preise nicht im Verhältniß oder überhaupt nicht steigen oder gar zurückgehen, wenn im Waarenmarkte selbst eine Depression liegt, die jenen Faktor theilweise oder ganz aufhebt oder ihn an Bedeutung übertrifft. Solche Depression wird vorhanden sein, wenn vorher ein übertriebener Aufschwung die Waarenpreise über die Waarenwerthe hinausgehoben hatte und die Reaktion hierauf eingetreten ist. Sie kann auch einfach Folge des Rückganges der Waarenwerthe selbst, durch Vervollkommnung der Technik, sein, dessen Andauern die Käufer entmuthigt.

Wann aber steigen die Preise? Herr Professor Lexis sagt, eine Preissteigerung könne, so lange das Kreditumlaufsystem ungefährdet „fungirt", eintreten, ohne daß eine Vermehrung des baaren Geldes erforderlich wäre, und sie werde, unabhängig von dem Metallgolde, wirklich eintreten, „wenn die reellen volkswirthschaftlichen oder vielmehr weltwirthschaftlichen Faktoren einem allgemeinen

Aufschwung der Geschäfte günstig sind, wenn insbesondere die Produktion unter günstigen natürlichen und technischen Bedingungen steht, Produktion und Konsumtion richtig gegen einander eingestellt sind und freies, auf Geld lautendes, wenn auch in irgend welcher anderen Form dargestelltes Kapitalvermögen reichlich verfügbar ist." Daß ich gleichfalls eine Vermehrung des baaren Geldes zu einer Preissteigerung der Waaren nicht für erforderlich halte, versteht sich von selbst. Sonst aber halte ich das hier Angeführte in allen Theilen für unzutreffend. Wenn die Produktion unter günstigen natürlichen und technischen Bedingungen steht, so scheint mir Das vielmehr an sich ein Grund für einen Rückgang der Preise, weil der Waarenwerthe, zu sein. Sind Produktion und Konsumtion richtig gegen einander eingestellt, so ist dadurch weder ein Anlaß zum Steigen noch zum Fallen der Preise gegeben. Umgekehrt wird eine Bewegungskraft ausgelöst, wenn Produktion und Konsumtion einander nicht deckten. War die Produktion nicht gleichmäßig mit der Konsumtion gewachsen oder hatte sich der Konsum längere Zeit zurückgehalten und tritt dann verstärkt hervor, so muß, mit welcher Verzögerung immer, eine Preissteigerung eintreten, die zunächst Produktion und reellen Konsum, und damit zugleich Werth und Preis, wieder in Einklang bringt. Diese Preissteigerung reizt aber zu Uebertreibungen der Spekulation, wodurch dann Preis und Produktionmenge über jene erforderte Equilibrirung hinaus erhöht werden. So entwickeln sich im Allgemeinen die Preiskonjunkturen. Aber die Konjunktur kann auch, wie schon dargelegt, von der anderen Seite, vom Markte des Geldes, ausgehen, und Das muß zuletzt eintreten, wenn dieser Markt durch längere Zeit überfahren wird. Sind erst die Irregularitäten, deren wir gedachten, ausgeglichen, dann wird das Angebot der Geldbesitzer seine Wirkung äußern, wenn auch auf einem Umwege. Auf einem Umwege, weil allerdings den Waaren in letzter Linie nicht das Geld gegenübersteht, sondern die Kaufkraft, gepaart mit dem Willen, zu kaufen.

Herr Professor Lexis, der von 650 bis 700 Millionen Pfund Sterling Depositen als Repräsentanten der im englischen Großverkehr vorhandenen freien Kaufkraft spricht, betont, daß die auf dieser Grundlage vollzogenen Operationen mit Hilfe des Check- und Clearinghaussystems fast ohne Mitwirkung von effektivem Gold zu Stande kommen. Das ist auch unbedingt nöthig, denn wenn im heutigen Riesenverkehr bei jedem Umsatze das effektive Gold ausbezahlt werden müßte, so dürfte man — von der Kassierfrage sehe ich ab — noch ein halbes Dutzend Witwaterrands nicht nur entdecken, sondern auch mit höchster Kraftanwendung ausbeuten und das Bedürfniß an Gold würde doch nicht zu befriedigen sein. Lexis wird der trotz Allem verbleibenden Bedeutung des Goldes nicht gerecht, wenn er sie nur darin sucht, daß die Bank zurückgeforderte Guthaben zwar in Noten bezahlen kann, diese Noten aber auf Verlangen des Inhabers in Gold einlösen muß. Er faßt dann nur den Fall ins Auge, wo die Inhaber, mangelnden Vertrauens wegen, das Gold verlangen. Aber bleiben wir bei Betrachtung der normalen Zustände, so finden wir, daß Gold gebraucht wird für diejenigen Waarenumsätze, Auszahlungen und Importe, die sich nicht durch Checks, Banknoten und Wechsel ausgleichen lassen. Gerade in guten Zeiten nimmt mit dem Gesammtverkehr auch dieser Theil zu und damit das Verlangen nach baarem Gelde. Wohl ist die Summe, die davon cirkulirt, ver-

änderlich, — und diesem Umstande ist ja eben das elastische Banksystem angepaßt. Aber dennoch hat jedes Währunggebiet seinen bestimmten Bedarf an baarem Gelde, den wir kurz dahin definiren können: der Bestand müsse groß genug sein, um in den Zeiten der höchsten Cirkulationfluth noch jenes Minimum, als Deckung ihrer Verbindlichkeiten, in den Banken zu lassen, das uns die Erfahrung als unerläßlich anzusehen gelehrt hat. Neues Gold ist zur Deckung des langsam anwachsenden Bedarfes immer erforderlich.

Die Werthbildung durch den maßgebenden Kostenpreis der neuen Produktion hatte Lexis auch damit bestritten, daß die alten Bestände von Gold, im Gegensatze zu denen von anderen Waaren, im Verkehr bleiben, und er kommt auf dieses Argument zurück. In der Hauptsache kann ich einfach auf die eingehende Antwort verweisen, die ich früher hier darauf gegeben habe. Sagt Herr Professor Lexis nun, „die meisten dieser Bestände sind nur scheinbar in Ruhe", so hat er hier gerade, nach meiner Meinung, den Schein mit dem Wesen verwechselt. Die einzelnen Stücke wechseln fortwährend, gerade weil das bereits vorhandene Gold sich in nichts von dem neu geprägten unterscheidet; aber ein gewisser Bestand bleibt, gleichgiltig, aus welchen Stücken er sich zusammensetzt. Geld ist eben die fungible Waare par excellence. Wenn Lexis jetzt im Wandern des Geldes selbst einen Faktor für dessen Werthbildung findet, wenn er meint, „jedes Geldstück, das in sie (die Kassenbestände) eintritt oder sie verläßt, übt seine infinitesimale Mitwirkung bei der Bildung des Geldwerthes aus", so muß ich gestehen, daß ich mir von dieser Art der Werthbildung keine rechte Vorstellung machen könnte, selbst wenn jede Wanderung von Geldstücken einem Tausche von Waaren gegen Geld entspräche. Ich habe geglaubt und glaube noch, daß sich in einem solchen Tausche, normaler Weise, der beiderseitige Werth realisirt, nicht daß er sich dadurch bildet. Ist der Preis vom Werthe verschieden, so wird er durch den Umsatz auch nur konstatirt. Seine Abweichung vom Werthe entscheidet das überwiegende Angebot oder die überwiegende Nachfrage.

Ich kann nach Allem nicht finden, Herrn Professor Lexis sei der ihm obliegende Beweis gelungen, daß in der Sonderstellung des Goldes als Geldwaare Gründe dafür gegeben wären, es als dem allgemeinen Gesetze der Werthbildung nicht unterworfen zu betrachten. Wir haben nur gesehen, daß der Goldproduzent insofern eine Ausnahmestellung hat, als er für seine abgeschlossene Produktion nicht von dem Stande der reellen Nachfrage oder von der zufälligen Marktkonjunktur abhängt. Doch wirken Beide bestimmend auf die Kosten und damit auf die Ausdehnung seiner neuen Produktion, die reelle Nachfrage zwar indirekt, dafür aber dauernd, die Marktkonjunktur direkt. Lexis sagt noch, daß die lokalen Detailpreise und Lohnsätze in den Gebieten mit großer Goldproduktion von den Bewegungen der europäischen Marktpreise „in einem hohen Grade" unabhängig seien. Aber auch Dem gegenüber ist festzuhalten, daß die Detailpreise zwar überall etwas ihren eigenen Weg gehen, von großen Veränderungen des Marktes jedoch immer mit beeinflußt werden, daß ferner für einen großen Theil der Produktionkosten des Goldes nicht Detailpreise, sondern Großhandelspreise in Betracht kommen und daß für die Lohnsätze gerade im Transvaal sich jetzt die Erfahrung erneuert hat, wonach erhöhter Begehr nach der Waare immer auch einen Faktor für Erhöhung der Lohnsätze in der betreffenden Industrie abgiebt.

Die Verkennung des Zusammenhanges aller Märkte, die in jener ersten Bemerkung über die Einflußlosigkeit der europäischen Waarenpreise auf die Produktionkosten des afrikanischen Goldes lag, darf mich aber heute nicht mehr erstaunen, nach einer anderen Stelle des letzten Artikels, die ich doch wieder wörtlich anführen muß. Es handelte sich da um die Möglichkeit einer Steigerung der Preise bei abnehmender Goldzufuhr, wovon Herr Professor Lexis irrthümlich annahm, ich wolle sie bestreiten. Ich bestreite diese Möglichkeit keineswegs; aber ich bestreite sehr bestimmt die Konkludenz des vermeintlichen Erfahrungbeweises, den Lexis dafür anführt: „In Frankreich und England trat im Jahre 1872 eben so eine allgemeine Erhöhung der Waarenpreise ein wie in Deutschland, obwohl jene beiden Länder eine bedeutende Summe in Gold abgeben mußten. England führte 1879 und 1880 über 130 Millionen Mark Gold mehr aus als ein und doch begann dort in der zweiten Hälfte des Jahre 1879 eine Hebung der Waarenpreise, die sich bald auch auf den Kontinent übertrug und 1880 fortdauerte." Der wesentliche Irrthum, der diesen Bemerkungen zu Grunde liegt, ist von sehr ehrwürdigem Alter. Aber leichter als Andere müßte ein so aufmerksamer Beobachter der Märkte, wie Herr Professor Lexis, diesen Irrthum als solchen zu erkennen in der Lage sein. Er braucht nur die Marktberichte von New-York und London zur Hand zu nehmen. Wir haben jetzt zu wiederholten Malen einen Goldabfluß von den Vereinigten Staaten nach England gesehen und für jeden Fall wird Herr Lexis konstatiren können, daß, wenn schließlich bei fortgesetzter Goldentziehung eine Depression in den Vereinigten Staaten eintrat, der Rückschlag davon sofort auch in England, dem Lande, wohin das Gold doch floß, empfunden wurde. Hier ist kein Zufall, sondern liegt eine Regel vor, die einfach darauf beruht, daß es, ausgenommen für Artikel, die durch Monopole oder durch vollständige Prohibition geschützt sind, einen isolirten Markt nicht giebt.

Nach Gold wird immer gesucht, nur freilich zu gewissen Zeiten mit größerem Eifer als sonst. Das Finden von Lagerstätten ist Glückssache; auch Das ist richtig. Aber ob und wie weit eine gefundene Lagerstätte den Abbau lohnt, darüber entscheiden dann die Kosten. Wird mit gegebener Arbeit wenig gefördert, so heißt Das doch auch, daß ein gegebenes Quantum viel Arbeit kostet. Herr Professor Lexis erwähnt selbst, daß noch im Jahre 1885 bergmännische Autoritäten sich ungünstig über die Aussichten der Goldproduktion in der südafrikanischen Republik ausgesprochen hatten. Daß da unten Gold liege, hatten jene Autoritäten nicht bestritten; nur daß es die Arbeit ausreichend zahlen werde, glaubten sie nicht. Es hat sich dann gezeigt, daß diese Meinung irrig war und daß mit bestimmten Kosten mehr Gold, also eine bestimmte Goldmenge mit weniger Kosten, dort gefördert werden konnte, als jene australischen Sachverständigen angenommen hatten. Und es kam dazu, daß der wachsende Goldbegehr die Waarenpreise senkte und damit die Produktionkosten des Goldes, in Gold ausgedrückt, noch weiter herabsetzte. Aber Lexis ist der Ansicht, auch mit den Waarenpreisen der Gründerperiode 1872 bis 1873 würde die Entwickelung der Transvaal-Produktion von 1887 bis 1895 im Wesentlichen die selbe gewesen sein. Es wären dann, so sagt er, nur die Reingewinne der Ausbeute liefernden Gruben kleiner gewesen. Wie aber mit den Gruben, deren Reinertrag — wenn nicht gar negativ — schon ohnehin dicht am Nullpunkte oder davon nicht um jene Kosten-

differenz entfernt war? Es wären wohl manche unergiebigen Betriebe früher zum Stillstande gekommen, meint auch Herr Professor Lexis, spricht aber doch von „gleichen Roherträgen“ an Gold und scheint mithin die Produktion jener Gruben völlig als quantité négligeable anzusehen, was sie denn doch nicht ist. Sie ist verhältnißmäßig klein, — und darauf gerade beruht ja meine Meinung, daß bei Einführung der internationalen Doppelwährung mit der Relation $1 : 15\frac{1}{2}$ weder die Goldproduktion eine sehr große Verminderung noch die Silberproduktion eine sehr große Vermehrung erfahren würde, weil sowohl die Goldminen, die bei reduzirtem Goldwerthe in Wegfall kommen, als die Silberminen, die bei erhöhtem Silberwerthe wieder in Betrieb gesetzt werden können, nicht zu den reichen gehören. Hoffentlich erleben wir die Probe auf das Exempel. Ich bin überzeugt, Herr Professor Lexis wird dann der Erste unter den Wenigen sein, die mir aufrichtig und ohne Groll sagen werden, ich habe doch Recht gehabt.

Frankfurt a. M. Karl Hecht.

Neue Banktechnik.

Die Spekulation hat sich noch immer nicht zum Ungehorsam gegen die ausgesprochene Meinung unserer beschließenden und vollziehenden Gewalten aufgeschwungen. Man wagt nicht, per ultimo zu handeln, wenigstens im Publikum, das der Regirung Folgsamkeit zeigt. Kein Wunder, daß in ernsten Bankkreisen bereits darüber gestritten wird, ob nicht auch mit den Depositen künftig gemäß den höheren Wünschen verfahren werden wird, — nur solchen Stellen zu vertrauen, die durch die Größe ihres Kapitals und durch öffentliche Abrechnung von vorn herein sicherer erscheinen. Auch ist keineswegs zu unterschätzen, daß, abgesehen von seltenen Ausnahmefällen, wie zum Beispiel bei dem Kurssturz der Comptoir d'Escompte-Aktien, im Allgemeinen doch der Kurs den flotten oder stockenden Geschäftsgang aller Institute einigermaßen andeutet.

Zunächst interessirt uns aber der wahrscheinliche Rückgang der Spekulation. Eine solche Veränderung eines Stückes unseres öffentlichen Lebens wäre recht wünschenswerth; wir würden uns damit englischen Verhältnissen nähern, wo das Spielen in Werthpapieren einen relativ kleinen Theil des Volkes umfaßt. Sobald dort eine Bank erfährt, daß einer ihrer Kunden spekulirt oder auch nur mit derartigen Manipulationen begonnen hat, so wird ihm sicher sein Konto gekündigt; ja, noch mehr: er wird schwerlich eine andere Bank finden, die sich künftig mit seinen gewiß ganz soliden Waarenwechseln abgiebt. Dieser starr festgehaltene Brauch ist indessen keineswegs aus irgend einer ehemaligen Hausse- oder Baisse-Epidemie hervorgegangen, sondern aus der strengen Arbeitstheilung, die unsere westlichen Nachbarn früh in der kaufmännischen Thätigkeit durchführen konnten. Entweder ist der Deutsche vielseitiger oder er hat noch nicht die genügende wirthschaftliche Höhe erreicht, denn gerade das fortwährende Hinübergreifen in andere Handelsgebiete, die mangelnde Festigkeit in der Preishaltung u. s. w. werden im ganzen Auslande als deutsche Eigenschaften betrachtet. Ob es nun an sich ein Unglück ist, wenn unsere Nichtbörsenleute die politischen und

finanziellen Ereignisse verfolgen und danach ihre Unternehmungluſt bald ſteigern, bald ſinken laſſen? Im Grunde liegt darin nichts, was die Intelligenz abſtumpfen könnte; im Gegentheil. Allein nachdem das Publikum, unter dem Geſchrei der Parteien, einmal angefangen hat, ſeine Kursgewinne danklos einzuſtecken und ſeine Kursverluſte wie bittere Ungerechtigkeiten zu empfinden, iſt es am Ende wirklich beſſer, auch die Gewinnchancen ruhig aufzugeben. Die moraliſchen Schäden dieſes ewigen Mißtrauens und Unterwühlens ſind doch zu groß, als daß dagegen noch irgend ein Vortheil in Betracht käme. Außerdem wird auch ein anderer Umſtand nicht recht gewürdigt. Woher kommt denn eigentlich das ausgebreitete Spekuliren in Werthpapieren? Zunächſt doch wohl aus der ſchwankenden Valuta. Weil die Kaufleute früher gezwungen waren, im Hinblick auf den Gegenwerth ihrer Waare vorzudenken und vorzubauen, geriethen ſie allmählich aus der unfreiwilligen Wechſelſpekulation auch in die freiwillige Effektenſpekulation. Das iſt der Ausgangspunkt z. B. des öſterreichiſchen Börſenweſens noch heute, während das deutſche Marktgeſchäft längſt über dieſe Klippe hinweg gekommen iſt. Es iſt demnach keineswegs ausgeſchloſſen, daß ſich unſer Handel auch aus dem Termingeſchäft in Effekten herauszieht und unſer ganzes Börſenweſen vielleicht nicht gerade weniger Aufregungen, aber doch gewaltige Einſchränkungen erfährt. Jedenfalls wittert unſer Bankweſen einen veränderten Luftſtrom und ſucht ſich deshalb rechtzeitig nach der kommenden Mode zu kleiden.

Blickt man auf die neueſten Gründungen von Induſtriegeſellſchaften, Hypothekenbanken, ſelbſt Verſicherunginſtituten, ſo merkt man bald, daß alle dieſe neuen Geſellſchaften ihren Bankfirmen neue große Geldmittel zur Verfügung ſtellen. Man blättere doch einmal in den Bilanzen unſerer induſtriellen Etabliſſements und beachte, in welchen ſtattlichen Ziffern da die Bankguthaben prangen, man ſummire die Portefeuilles der Bodenkreditbanken, die ihre Anlagen in erſten Papieren und Wechſeln anzulegen haben, und man wird zu dem unfehlbaren Schluß kommen, daß die Bankguthaben bei der finanzirenden Firma verbleiben und daß die Wechſel ebenfalls dorther ſtammen. Natürlich wird man Das wieder als unbillige Stärkung des Großkapitales austrommeln; allein ſeit den fünfziger Jahren, wo unſer modernes Bankweſen nach franzöſiſchem Muſter entſtand, hat es noch keiner unſerer Hypothekenbanken im Mindeſten geſchadet, daß ſie ihren Bedarf an Wechſelanlagen von einem mit ihr liirten Hauſe deckte. Auch werden damit keineswegs andere Geldbedürftige zurückgeſetzt, denn die Wechſel, die nach neueren Wünſchen Hypotheken- und auch Depoſitenbanken diskontiren ſollen, ſind noch gar nicht vorhanden, ſondern würden erſt auf Grund veränderter Anlagebedingungen unſerer Vertrauensinſtitute fortwährend gemacht werden. Der Irrthum liegt hierbei lediglich in der Annahme, daß die über das ganze Deutſche Reich zu vertheilenden Agenten, die dann die Wechſel von kleinen Leuten aufzukaufen hätten, nicht ſehr bald eine Maſſe von Unſicherheiten und Dubioſen anhäufen würden. Ein Wechſel ſetzt doch bei dem Bezogenen nicht allein Beſitz und Ehrlichkeit, ſondern auch das Wichtigſte: Dispoſitionfähigkeit, voraus. Wie man aber dieſe höhere Geſchäftsgewandtheit ungezählten Mengen von ganz neuen Acceptanten beibringen will, iſt auch beim größten Optimismus nicht einzuſehen. Und nun tritt noch die ſofortige Verbindlichkeit aller anderen Unterſchriften hinzu: danach mag man ermeſſen, welches Unheil das „Nothleidendwerden“ einer einzelnen Tratte anrichten kann.

Doch habe ich die jüngsten Gründungen von Unternehmungen aller Art nur angeführt, um die Rüstungen der großen Banken und Firmen zu illustriren. Da ist es doch höchst charakteristisch, wie bestimmt unsere leitenden Finanzkreise glauben, daß sie angesichts einer ganz neuen Börsenepoche eigentlich immer noch nicht genug Kapital zur Verfügung haben. Nehmen wir z. B. unser heute nahezu lebhaftestes Gebiet, das der Kleinbahnen. Früher warteten oft die Unternehmer, bis ihnen irgend ein Vermittler die Konzession brachte, ja, eine solche Konzession ging wohl erst noch durch mehrere Hände. Jetzt läßt sich aber die preußische Regirung auf so zweifelhafte Dinge gar nicht mehr ein. Und sie motivirt ihre neuere Methode, nur dem wirklich ausführenden Theil die Bauerlaubniß zu verleihen, keineswegs mit der Ungebührlichkeit eines etwa möglichen großen Zwischengewinnes, sondern nur mit der Thatsache, daß man schon recht oft praktischen Bauleuten eine Ablehnung geben mußte, weil ein Anderer zwar nichts that, aber sich doch die Konzession bereits verschafft hatte. So muß jetzt das Kapital schon da eintreten, wo sich früher die Intelligenz noch zu schaffen machte. Gewiß hat jenes lobenswürdige System auch seine Schattenseite, da der Unternehmungsgeist des Einzelnen gegen die kompakten Geldmächte ganz zurückstehen muß. Und Initiative wäre eigentlich heute, wo besonders dem Terraingeschäft neue Aussichten zu blühen scheinen, doch recht wünschenswerth. Der Grund und Boden muß nämlich immer weiter zur Spekulation locken, je länger es die Bankfirmen mit ihren Realisirungen abwarten können. Gemeinden, deren Bürgermeister nicht blos Administratoren, sondern Männer von sozialem Gefühl sind, sollten jetzt die Augen offen halten und nicht gierig nach einem Stück Geld greifen, das ihnen ihr Land zu einer reinen Waare verwandelt. In dieser Beziehung stehen wir am Anfang neuer — oder wenigstens lange nicht mehr erlebter — Finanzirungen. Wahrscheinlich bringen sie beiden Theilen Nutzen, bis man dann eines Tages merkt, daß die kleine Bevölkerung abermals um ein beträchtliches Stück zurückgedrängt worden ist. Unsere Presse zeigt aber nur Theilnahme, wenn es Buren sind, die mit ihren Ochsenheerden von Trift zu Trift weitergetrieben werden, sie kennt nur die bösen Engländer, aber nicht das böse Kapital. Das Terraingeschäft, wie es sich seit Monaten aufgethan hat, wird schon beweisen, daß das Bankwesen gerade da beschränkt worden ist, wo es relativ am Harmlosesten war; denn bisher standen doch nur die Schichten im Feuer, die entweder hohe Zinsen machen oder Differenzen einstreichen wollten.

In der eigentlichen Technik sind dagegen die Geldinstitute kaum führend, da unsere großen Etablissements überhaupt nur dadurch floriren, daß sie überaus gewiegte Kaufleute an der Spitze haben. Wie sich diese großen Faktoren zu wehren verstehen, geht u. A. aus der nicht bekannt gewordenen Thatsache hervor, daß jetzt einzelne elektrotechnische Großfirmen bei Submissionen gewisse Theoretiker von vorn herein als Begutachter ablehnen. Das geschah um die Zeit, wo eine große Autorität auf diesem Gebiete in der eigenen Stadt eine ganz unerwartete Niederlage erlitt. Der Mann hatte nämlich den Erweiterungplan der elektrischen Centrale verworfen und einen neuen vorgelegt, den die städtische Kommission mit einer berechtigten Scheu vor vielen kleinen Maschinen schließlich ablehnte. Früher wäre eine solche Subordination kaum möglich gewesen. Pluto.

Notizbuch.

Wer ist in Rußland glücklich? Schrill klang vor manchem Jahrzehnt die Frage durch die kalte Schneeluft; und das kleine Epos, in dem Nikolaus Nekrassow, der bitterste unter den Bitterkeitdichtern des Zarenreiches, die Antwort suchte, blieb ein Fragment. Die zerlumpten Bauernphilosophen, die da nach dem Glück russischer Menschheit ausspähen, finden auf der schwarzen Erde und in der bunten Steppe, auf Bergen und in Thälern keinen Glücklichen; der an die Scholle geschmiedete Mushik, der Kaufmann, der Pope, der Gutsbesitzer und der Tschinownik, — Alle seufzen und ächzen unter unerträglichen Lasten und von der Newa bis an die wilde Wolga tönt ihr schmerzlich müder Klagegesang. Wenn Nekrassow jetzt wiederkäme, würde er staunen: so laut erschallt, seit die Vorbereitungen zur Krönung des Zarenpaares begonnen haben, der Jubel durch das unermeßlich weite Land, daß man glauben möchte, in Rußland herrsche, auf Dörfern und Herrensitzen, in Städten und Steppen, ringsum wonnige Glückseligkeit. Das wäre ein Irrthum. Ein kindliches Volk, das in theokratischen Vorstellungen lebt und in dem Selbstherrscher die blinkende Spitze des Segen stiftenden Patriarchates verehrt, freut sich an prunkhaften Festen, die der Zauber kirchlicher und zugleich nationaler Weihe mit goldig strahlendem Glanz umleuchtet, und wo ein solches Volk mit seiner ins Mystische hinaufschwärmenden Begeisterung in dichten Massen den Hintergrund füllt, droht den Festen nicht der Fluch der Lächerlichkeit, der im skeptischen Westen auch an den hellsten Feiertagen immer recht nahe scheint. Den Russen fehlt zur Freude der Anlaß gewiß nicht. Der noch nicht dreißigjährige Kaiser, der jetzt die Krone des Monomachen aufs junge Haupt gesetzt hat, vereinigt in seiner Hand eine Macht, wie sie in keiner Epoche der erforschten Weltgeschichte noch je einem sterblichen Menschen beschieden war: ihm huldigt die Lichtstadt der Menschenrechte und der großen Revolution, seiner Weisung gehorcht der Südosten Europas, er ist in China der angebetete, unsichtbar waltende Oberkaiser, bis über die Grenzen des indischen Reiches dringt, wie ein heller, zur Hoffnung aufrufender Klang, sein Name und mehr als hundert Millionen russischer Menschen neigen sich in unerschütterlich ergebener Treue dem Wink seines Auges. Den gekrönten Vertreter dieser letzten Riesentheokratie, die sogar die Möglichkeit einer Verständigung mit Rom gefunden hat, mag wohl selbst ein Schwindel befallen, wenn er blinzelnd seinen Machtbereich überschaut. Er hat für sein Land noch nichts gethan; er erbt die Schätze, die sein Vater, Alexander der Stille, bedachtsam gesammelt hat, und er wird gut thun, der Art ernstlich nachzudenken, wie dieser ungeheure Besitz erworben wurde. Der russische Genius hat in langen Winternächten das geduldige Warten seufzend gelernt und seine Fähigkeit, warten zu können und die Dinge zur rechten Zeit an sich kommen zu lassen, hat ihm ein Weltreich gewonnen. Aber so thöricht der Wahn war, der russisches Wesen und russische Sitte an westlichen Bedürfnissen und Ansprüchen messen wollte, und so albern noch heute uns das Gefasel klingt, das den zwischen dem Gelben und dem Weißen Meer wohnenden Völkern nichts Besseres zu wünschen weiß als eine papierne Verfassung, — eben so falsch ist der Glaube, daß Rußlands Glück nun für absehbare Zeiten gegen alle Stürme gesichert sei. Gewiß sind die Tage vorbei, wo die ganze europäische Politik von der Angst vor der angeblichen Eroberergier des Zarenreiches beherrscht und

hypnotisirt wurde; wir danken die Befreiung von dieser lähmenden Furcht dem Fürsten Bismarck, der den Werth der russischen Freundschaft stets zu schätzen wußte, und wir freuen uns des guten Verwandtengefühles, dem der Deutsche Kaiser am Tage der Krönung in einer politisch nicht unwichtigen Rede den natürlichen Ausdruck gab. Die Meinungmacher, die, bewußt oder unbewußt im Dienst englischer, polnischer, baltischer und jüdischer Wünsche, täglich zweimal vom nahenden Zusammenbruch des zermorschten und unterwühlten Reußenreiches schwatzten, stehen jetzt beschämt, wie geprügelte Schulknaben, vor dem hochwohllöblichen Publikum und bemühen sich, mit lauten Lobgesängen das Echo ihrer früheren Dummheit zu überheulen. Der Staat des jungen Nikolaus Alexandrowitsch scheint dem unbefangenen Betrachter heute mächtiger und gesicherter als jemals seit den Tagen der Goldenen Horde und der Waräger; nicht die Liberalen, nicht die Nihilisten und Tolstoisten bedrohen sein Glück und sein Wohlstand wird sich noch gewaltig mehren, wenn erst die Fülle der im Boden ruhenden Schätze gehoben ist. Und dennoch droht dem russischen Islam eine heraufziehende Gefahr: die Industrialisirung des Reiches. Der festliche Lärm wird verhallen, die Prunkfeiergewänder werden in der Rumpelkammer von respektosen Motten zernagt werden und die alte Schwermuth, die aus den schönsten Liedern der Dichter und aus den Volksweisen spricht, wird sich, wie ein süßlich duftender Nebel, wieder über das weite Land lagern. Aber das Erwachen kommt; die moderne Großindustrie, die mit den „Händen" auch ein bescheidenes Maß von Bildung verlangen muß, ist der gefährlichste Revolutionär, der einzige, dem keine Gewalt und keine List der Erde den Sieg bestreiten kann. In einem industrialisirten Lande ist kein Platz mehr für eine Theokratie, keine blind gläubige Verehrung mehr für ein selbstherrisches Väterchen. Nekrassows bitteres Gedicht erzählt uns von einem reuigen Mörder, dem ein frommer Einsiedler räth, mit dem Messer, das ihm bei den Gräuelthaten gedient hat, eine alte, ragende Eiche zu fällen; wenn der Baum zur Erde sinkt, werde der Sünder gereinigt sein. Jahre lang quält der nach Erlösung Lechzende mit seinem winzigen Messer sich an dem Riesenstamm; endlich, als die Arbeit fast schon beendet ist, kommt ein reicher Herr des Weges und lacht den leichtgläubigen Sünder aus, der an solche Märchen seine Seligkeit knüpft. Da stürzt der Mörder sich auf den Spottenden und stößt ihm sein Messer ins Herz; und nun fällt die Eiche und alle Verbrechen Kudejars sind gesühnt, denn er hat, als ein frommer Büßer, einen Reichen getötet. Diese grelle und wüste Sozialistenlegende wurde in der Jugendzeit der russischen Literatur gedichtet. Wenn Rußland eines nicht mehr fernen Tages die Segnungen der bourgeoisen Industriekultur kennen lernt, wenn sein heute noch Jedem heiliger Glaube als läppisches Ammenmärchen verhöhnt wird und die festesten Grundlagen des Staatsgebälkes zu wanken beginnen, dann werden in dem lange vor jedem gefährlichen Luftzug gehüteten Volk neue Wünsche erwachen, die Sonnentage und die Mondscheinnächte der patriarchalischen Ruhe werden vorüber sein und auf die Frage, wer in Rußland glücklich ist, wird ein später geborener Dichter vielleicht, wie es einst Nekrassow that, die Antwort in des Busens Tiefe bewahren müssen.

* * *

Auf der Reichstagshintertreppe ist es ausgemacht worden: das Bürgerliche Gesetzbuch soll noch vor den Hundstagen erledigt werden. Warum? Die Einen

sagen: weil der Fürst zu Hohenlohe vor seinem Scheiden doch eine Leistung, die ihm bedeutend scheint, vollbracht haben möchte; eifernd widersprechen die Offiziösen, aber das furchtbare Gerücht, daß wir uns auf Chlodwigs Abschied gefaßt machen müssen, will nicht verstummen, ohne Ermatten wird im Blindekuhspiel nach dem Erben der Kanzlerkrone gehascht und mancher Stammgast des Wallotbräues sieht in dem Freiherrn von Marschall, dem nie noch Genannten, den providentiellen Mann, der leicht — via Buol-Arenberg — den Weg zum schwarzen Centrumsherzen finden könnte. Die Anderen wispern, der Reichstag dürfe nicht vertagt werden, weil sonst die bösen Herren Liebknecht, Stadthagen und Genossen ihre Gefängnißstrafen einstweilen nicht abzusitzen brauchten. Als öffentliche Meinung wird verkündet, des deutschen Volkes Sehnen nach der Rechtseinerleiheit sei nicht mehr zu stillen und wir würden erschreckliche Ausbrüche des nationalen Unwillens erleben, wenn das berühmte Band nicht sofort um die Germanenstämme geschlungen wird. Im Grunde liegt die Sache so, daß sich das Centrum, als die in allen streitigen Fragen entscheidende Partei, beliebt machen und den sogenannten maßgebenden Stellen beweisen will, daß es zu sehr positiven Leistungen fähig ist; dieser Wunsch ist begreiflich und kostet kein Opfer, denn eine herrlichere Maienblüthe seiner Macht kann das Centrum niemals erreichen und also auch beim Pferdehandel um das bürgerliche Recht der Deutschen niemals mehr als heute herauszuschlagen hoffen. Dennoch bleibt die Art, wie dieses wichtigste Werk der Reichsgesetzgebung behandelt wird, ein nationaler Skandal; es ist, mancher Regirung zum Leid, hastig durch den Bundesrath gepeitscht worden und wird nun in noch wilderer Sommerhast durch die Kommission und das Plenum des Reichstages gepeitscht. Wenn es die alten, mit Gewohnheit und Sitte verwachsenen Satzungen erst abgelöst hat, wird man merken, was da entstanden ist; und es wird gut sein, die Namen der wackeren Männer im Gedächtniß zu bewahren, die bei dem Versuch mitgewirkt haben, dem deutschen Volk ein ruhig prüfendes Urtheil über das Civilrecht seiner Zukunft zu weigern. Daß es nicht darauf ankommt, rasch um jeden Preis ein Gesetzbuch zu machen, sondern darauf, in ernster, geduldiger Arbeit dem sozialen Anspruch der Zeit den Ausdruck zu finden, ist bis zum Ueberdruß schon wiederholt worden. Aber Herr von Boetticher hat sich mit Herrn von Stumm verständigt, Herr von Stumm hat Herrn von Manteuffel zu stimmen gewußt, Herr Lieber will gar zu gern dabei sein, — und so wird, während liberale Phrasen durch die erschreckten Lüfte schwirren, das Bürgerliche Gesetzbuch wohl schneller verabschiedet werden als das Margarinegesetz, das doch höchstens für die Fraktion Butterheinrich wichtiger sein kann als das neue deutsche Civilrecht. Am Schlimmsten hat das parlamentarische Herrenrecht den Frauen mitgespielt: ihre berechtigten und bescheidenen Forderungen sind echolos ins Leere verhallt. Aber die Frauen, die mit dem Ehering am Finger wenigstens, können sich rächen. Wenn sie darauf bestehen, ihren gestrengen Herren, die es bis in den Julimonat hinein doch nur in Berlin aushalten, weil sie auf den Dirnenmärkten von Kairo und Alt-Berlin, in den Blumen-, Amor- und Coursälen sozialkritische Studien treiben, hier als treue Gesponsen Gesellschaft zu leisten, dann wird um die Zeit der Marienheimsuchung der Reichstag ein beschlußfähiges Haus nicht mehr erleben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Juni 1896.

Tote Seelen.

Als Herr Tschitschikow, der verschmitzte Held des wundervollen Gedichtes, das die Weltliteratur dem Saporogersprossen Nikolaus Wassiljewitsch Gogol dankt, auf seiner Britschka flink über die russische Ebene saust, schwirrt ihm ein schlauer Plan durch das emsige Hirn. Er hat in dem nikolaitischen Strafgesetzbuch eine Lücke erschnüffelt, durch die man vielleicht blanke Goldstücke klemmen kann, und er sinnt, während der Kutscher Seliphan die drei mageren Gäule zu munterem Trabe peitscht, lüstern der Geschäftschance nach. Wenn er ringsum im weiten Lande die toten Seelen aufkaufte, — die Leibeigenen, die seit der letzten Steuereinschätzung gestorben sind, die mit ihrer Arbeit also keinem Knjaz mehr eine Kopeke einbringen können und für die der Besitzer dennoch dem Fiskus pünktlich die Kopfsteuer zahlen muß? Wenn er seinen Haufen sauber gestempelter Zettel, die ihm den Besitz eines stattlichen Totenheeres sichern, in ein moskauer Bankhaus trüge und auf sein Eigenthum, dessen Unwirklichkeit außer ihm ja Niemand kennt, einen nicht allzu karg bemessenen Vorschuß nähme? Das wäre der Reichthum, wäre die Möglichkeit, künftig Leibeigene von Fleisch und Blut einzuhandeln und wie ein rechter Bojar auf einem einträglichen Gute zu hausen. Der weggejagte Subalternbeamte ist sehr weit von dem Glauben entfernt, daß man sein Beginnen tadeln, es wohl gar schmählichen Betrug nennen dürfe; er ist auf seine besondere Weise in das baar bezahlte Gespensterheer ganz närrisch

verliebt und es macht ihm Spaß, während der gierige Finger den Zettelkasten durchwühlt, in bunten Bildern sich das Lebensschicksal der Aermsten vor das innere Auge zu zaubern, deren Name, Stand und Führung in steilen Buchstaben vom ersten Besitzer da verzeichnet ist. Dem empfindsamen, in der Heilsvorstellung des alternden Liberalismus lebenden Europäer mag der brave Herr Tschitschikow eine zu Ekelgefühlen stimmende Erscheinung sein; der von Vorurtheilen freie Völkerpsychologe erblickt hinter der in beinahe zärtlichem Mitleiden gezeichneten Gestalt das Gewimmel der Kleinen, der Namenlosen und Elenden, die vereint eine mächtige Volkheit bilden. Wie das Vieh werden sie gezählt und nach der Kopfzahl besteuert; wie das Vieh müssen sie, so lange die Kräfte reichen, dem Gosudar dienen, dem Herrn und Gebieter, der sie nach Lust und Laune streichelt oder schlägt; wie das Vieh werden sie, wenn dem Lande Gefahr droht, zusammengetrieben und mit der Peitsche vorwärtsgehetzt, — dem sicheren Tode entgegen. Sie fragen nicht, wohin der Weg führt, nicht, warum man sie aus ihren Schlupfwinkeln aufgescheucht hat: sie verwüsten, nach dem Befehl, das eigene Land, erleiden schweigend die äußerste Noth und düngen, um den heimischen Boden vom Feind zu befreien, mit ihrem Blut die dürre Scholle, an die sie geschmiedet sind. Keine Hoffnung, kein Verlangen, kaum ein schüchterner Wunsch flattert aus diesen dumpfen Seelen ans Licht; sie kümmern, zwischen harter Arbeit und wüsten Wochenräuschen, willenlos dahin und sind immer bereit, ohne Klage ihr armes Leben zu lassen, wenn die Schicksalsstunde geschlagen hat. Wer weiß: vielleicht fühlen sie, denen die unterscheidende Kraft des gefährlichen Denkens versagt ist, sich beinahe glücklich. Es gehört eine verfeinerte Kultur, der an der Möglichkeit des Vergleichens geschulte Anspruch auf Menschenwürde, dazu, um den ganzen Jammer dieser getretenen, als Dünger in das schwarze Erdreich gestampften Menschheit erfassen und im Anblick dieser düsteren Welt der toten Seelen mit Puschkin ausrufen zu können: „Gott, wie unsäglich traurig ist doch unser Rußland!"

Der Ruf schien vergessen. Und vergessen schien Nekrassows bittere Klage, der im weiten Russenreiche nicht einen Glücklichen finden konnte, verhallt das Stöhnen, das des Schmerzensdichters feines Ohr überall hörte: auf Feldern und Wegen, in Schänken und Minen, bei Hirten und Pflügern, in der bunten, mit Blumen bestickten Steppe und an den Ufern der wilden Wolga, wenn die Burlaki mit schwermüthigen Gesängen sich bei der mühsamen Flößerarbeit die Zeit vertrieben. Nekrassow hatte einen

Winkel gesucht, in den dieses bange Stöhnen nicht drang; er hatte ihn nicht gefunden und angstvoll gefragt, ob das wehe Schluchzen ein mähliches Sterben begleite, einen letzten Schlummer, der die Lebenskraft des Russenvolkes für ewig einlullen würde, oder ob dem dämmernden Genius des Vaterlandes an einem Sonnentage noch eine Auferstehung beschieden sein könne. Jetzt schien der helle Tag angebrochen: mächtiger als jemals zuvor zeigte die Moskowitermacht sich der staunenden Welt, von den fernsten Küsten waren die Fürsten und Edlen herbeigeeilt, um sich in den prächtigen Krönungzug des Weißen Zaren zu reihen, und ein Fest wurde gefeiert, das an die verschollenen Tage erinnert, wo der oströmische Weltkaiser Phokas, in goldenen Sandalen, vor dem Volk von Byzanz das Kreuzszepter und die Akakia trug. Ein Freudenrausch hatte alle Schichten der Nation übermannt und die finstere Epoche der Seufzer schien für immer beendet. Da, plötzlich, aus heiterem Himmel, zuckt der zündende Blitz herab, wirbelt rasch ein furchtbares Flammenschauspiel vor den entsetzten Blick und enthüllt mit grellem Flackern den Abgrund, über dem das illuminirte Prunkgebäude sich stolz in die Lüfte reckt. Aus allen Theilen des Riesenreiches war die Menge zusammengeströmt, um den neuen Zaren zu sehen, den jungen Erben der gewaltigen Hordenkhane und der Palaeologen, und in der Feierstunde ihm nahe zu sein, wo er die alte Monomachenkrone auf das gesalbte Haupt setzen würde. Eine irre Begeisterung, wie sie nur in einer islamitischen Vorstellungwelt wachsen kann, hatte die sonst so nüchternen Sinne der armen Mushiks umnebelt und das dunstige Gewölk wurde immer dichter, je näher der Tag kam, der auf den Gipfel der Festesfreude führen sollte: der Tag der symbolischen Vermählung des Herrschers mit seinem Volk. Hunderttausende lagerten während der letzten Nacht unter freiem Himmel; Mancher hatte sich die Füße, die grobe Bastschuhe oder zerfetzte Lappen schlecht vor Wurzelwerk und spitzen Steinen schützten, wund gelaufen, um mit dabei zu sein, Kindern und Enkeln von dem großen Ereigniß berichten und den geweihten Krönungbecher heimbringen zu können, — den Fetisch, der dem glücklichen Besitzer mehr gilt, viel mehr als die gnädig vom Zarentische gespendete Speise. Fromme Chöre erklangen, ringsum lockten Schaubuden, Musikbanden, Theater und Jahrmarktsvergnügungen und Alles schien dem ersehnten Fest einen frohen Verlauf zu verbürgen. Wie das Unheil entstand, wird man genau wohl niemals erkunden können; wahrscheinlich hatte die traditionelle Ungeschicklichkeit der russischen Polizei, deren Mannschaft zum Kadaverge-

horsam erzogen und deshalb zu selbständiger Thätigkeit unfähig geworden ist, die nothwendigsten Maßregeln versäumt und die Ungeduld der von Fanatismus und Wodka trunkenen Massen zerbrach dann vor der bestimmten Zeit in hitzigem Anprall die hemmenden Schranken. So ist — nicht nur im Zarenlande — die Menge, die eng zusammengepferchte Schaar der Namenlosen, die sich in gewissen Stunden als eine homogene Gemeinschaft fühlt: ein aus dunkler Nacht herwehender Funke, — und lichterloh schlägt gleich die Flamme empor; ein Ruf, der mit Raketengezisch in heiße Sinne fällt, — und die Bestieninstinkte erwachen und stacheln zum Krieg, zum Aufruhr, zur thierisch tollen Zerstörung. Mehr als zwölfhundert Menschen, froh gestimmte, in religiöser Verzückung brünstig nach Festtagswonnen lechzende Menschen, wurden in Moskau von der nachdrängenden Horde der Volksgenossen überrannt, zertreten, zu blutigen Fleischknäueln zerstampft . . . Und nun, da die Feier der Zarenkrönung wie das Königsmahl des Fabeltyrannen Belsazar unterbrochen ward, nun wird man die bangen Seufzer auch wieder hören, deren klagendes Echo seit manchem Jahr durch die Wälder und Steppen des Landes hallt.

Mitleidige Deutsche hat der Gedanke mit Grausen erfüllt, daß unmittelbar nach dem Massenmord das Fest seinen Fortgang nahm, als ob nicht der leiseste Mißklang die frohe Stimmung zerrissen hätte. Sie vergaßen, daß sie mit orientalischen Sitten zu rechnen haben und mit einem Volkstemperament, das zwischen der schlaffen Unterwürfigkeit des Orientalen und dem Kultus des finsteren Moroz schwankt, des düster thronenden Menschenbeherrschers, den Nekrassows homerisch großartiges Gedicht uns in seinem üppigen Eispalast zeigt. Dieses Volk hätte eine Unterbrechung der Feiertage nicht verstanden und wohl gar zitternd ein noch viel schlimmeres Unheil vermuthet, denn es ist gewöhnt, daß man ihm, wie einem Kinde, Gefahren und Unfälle verschweigt, und es würde niemals sich zu dem Glauben bekehren, sein Kaiser könne auf die höchsten Ehrentage, die seiner Würde erst die Weihe geben, freiwillig verzichten, nur weil ein paar tausend elende Bauern und Arbeiter im Gedränge das Leben verloren haben. Das großrussische Volk, das die Tataren, den Grundherrn, den Tschinownik und die lange Schattenreihe der Selbstherrscher ertragen und, während bei uns schon der große Fritz regirte, eine dem westeuropäischen Mittelalter ähnliche Zeit durchlebt hat, ist im Leiden geübt und hat in der Fähigkeit, Leiden stumm zu erdulden, längst seinen Ruhm gefunden; in dem alten, auf den Dörfern noch heute

beliebten Volksspiel bleibt der Sieg Dem, der, ohne um Gnade zu winseln, die meisten Stöße und Püffe hingenommen hat, und Rußlands Geschichte lehrt, wie es auch im ernsteren Kriegsspiel mit schmerzlichen Niederlagen klaglos sich abzufinden weiß. Anatole Leroy-Beaulieu, der feinste Erforscher des Zarenreiches, hat vor bald zwanzig Jahren gesagt: Personne ne sait souffrir comme un Russe, personne mourir comme lui; dans son tranquille courage devant la souffrance et la mort il y a de la résignation de l'animal blessé ou de l'Indien captif, mais relevée par une sereine conviction religieuse. So sind die dumpfsinnigen Großrussen während der Tatartschina, in den Türkenkriegen und im Kampf gegen den Korsen gestorben, so wären sie jetzt auch, wenn den Verwundeten das Bewußtsein zurückgekehrt wäre, am Tage des Volksfestes still in den Tod gegangen. Was sollte sie noch an ein leeres Leben fesseln? Sie hatten den geheimnißvoll Mächtigen, den Erben des Weliki-Knjaz, dem ihre Väter, nach der Legende, sich einst unterwarfen, damit er ihrem weiten, fruchtbaren Lande Ruhe und Ordnung schaffe, doch aus der Ferne gesehen, er würde, besser, als sie selbst es je vermocht hätten, für ihre Familien sorgen, — sie konnten getrost sich zur letzten Reise bereiten. Und die Ueberlebenden, die Zeugen des gräßlichen Mordens? Die Stimmung der Russen neigt, wie das Klima ihres Landes, zu jähem Wechsel: wo gestern noch Schnee lag, sprießen morgen schon Primeln, und der Mund, der eben zu schrillem Jammergekreisch geöffnet war, wird sich gleich zu behaglichem Grinsen verziehen. Wenn man in Tolstois Meisterroman „Krieg und Friede" die Schilderung des Rückzugsgetümmels auf der Brücke von Braunau kennen gelernt und beinahe schaudernd empfunden hat, wie in der Stunde der höchsten Gefahr eine aus fromm ergebenem Glauben hervorbrechende Lustigkeit den Sinn der Truppen beherrscht, dann wird man begreifen, daß diese Menschheit, die ihr Lebensgesetz in sich selbst trägt, nicht gesonnen sein konnte, den Feiertagsjubel verstummen zu lassen, nur weil ein paar tote Seelen als Dünger in das schwarze Erdreich gestampft worden waren.

Der Jubel wird noch manche Woche währen; er wird den gekrönten Zaren nach Nowgorod und in die sumpfige Stadt Peters geleiten und den Gefühlen des Volkes den ehrlichen Ausdruck geben. Als Goethe die frankfurter Krönung beschrieb — die Erzählung, namentlich die Stelle über den Pöbelsturm auf die bretterne Küche, zeigt uns, was im vorigen Jahrhundert selbst im kultivirtesten Theile Deutschlands noch möglich war —,

sagte er: „Eine politisch-religiose Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft Beider vor die Sinne." Man mag ermessen, wie stark dieser Reiz auf die an Patriarchalsitten gewöhnten Sinne eines seit tausend Jahren versklavten Volkes wirken muß. Der blutig dämmernde moskauer Morgen wird bald vergessen sein: irgend ein gleichgiltiger Beamter wird als Sündenbock geopfert werden und dann wird nach und nach Alles wieder zur alten Ordnung kehren. Dem jungen Herrn Nikolaus aber wird der Schreckensschrei wohl noch lange in den Ohren gellen und ihn an das Gebot erinnern, mit dem im Buche Hiob der Herr dem vorwärtsfluthenden Meere wehrt: „Bis hierher sollst Du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen." Der dritte Alexander war ein gutmüthiger Grundherr, der gewissenhaft, wie er sie verstand, seine Pflicht that und für das lebende Inventar seines Landgutes mit rührend hilflosem Eifer sorgte. Wenn sein Sohn ein modernerer Mensch ist, wird er an einem Symptom jetzt erkannt haben, daß er vor der schweren Aufgabe steht, ein Millionenvolk zur Selbständigkeit und zu geistiger Reife zu erziehen. Die Zeit der toten Seelen, die man besteuert, verhandelt, als Kanonenfutter verbraucht und mit fetten Bissen von der Herrentafel füttert, ist für immer vorbei. In der russischen Volkssage ist Ilja von Murow der nationale Held: ein Riese von ungeheurer Körperkraft, der bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre an Händen und Füßen gelähmt ist und dann, nach seiner Heilung, sich selbst die Männerwaffen schmiedet und mit dem Ruhm tapferer Thaten die Welt erfüllt. Auch dem russischen Volk war die Herrschaft über seine Kräfte bisher versagt; es hat sich in den langen Jahren der Leibeigenschaft an die Kette gewöhnt und kann nun die mächtigen Glieder noch nicht in Freiheit regen. Ob der erwachende Riese die junge Kraft nützlich verwerthen lernen, ob er, als Rächer der ruhelos zwischen Nacht und Tag einherflatternden toten Seelen, in blind wüthendem Anprall die Vordermänner zerstampfen wird, — darüber muß die zweite nikolaitische Epoche uns bald die Gewißheit bringen.

Der Bäckerschutz und die Ladenschlußstunde.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat mich wiederholt ersucht, mich über den in letzter Zeit zu einer gewissen politischen Bedeutung gelangten Bäckerschutz und die Ladenschlußstunde zu äußern. Ich würde schon längst von der Gelegenheit, ein so weit verbreitetes Blatt zur Aussprache zu benutzen, Gebrauch gemacht haben, wenn sich für die genannten beiden Maßnahmen des Arbeiterschutzes irgend welche neuen Gründe vorbringen ließen. Die Gründe für die gemachten Vorschläge sind aber in dem Material, das die Reichskommission für Arbeiterstatistik in so erschöpfender Weise beigebracht hat und das als Grundlage für das weitere Vorgehen der entscheidenden obersten Reichsbehörden dient, so eingehend niedergelegt worden, daß ihre Wiederholung unmöglich ist. Ich will trotzdem von der mir sich darbietenden Gelegenheit doch insoweit Gebrauch machen, daß ich mir über diese Fragen einige Bemerkungen gestatte, wie sie sich Dem aufdrängen, der die Verhältnisse wegen seiner persönlichen Antheilnahme an den Verhandlungen der Reichskommission für Arbeiterstatistik seit mehreren Jahren mit Interesse verfolgt hat.

Der Defekt, der bei der öffentlichen Diskussion der genannten Materien, besonders auch im Reichstage und im preußischen Landtage, zu Tage getreten ist, liegt auch durchaus nicht an der Unvollständigkeit oder der Unrichtigkeit des für die Entscheidung grundlegenden Materials, sondern darin, daß man von diesem Material mit wenigen Ausnahmen gar keine Kenntniß genommen hat, daß man aber sich doch für berechtigt hält, in diesen Dingen das große Wort zu führen. „Ich kenne zwar die Gründe der Regirung nicht, aber ich mißbillige sie“ —: dieses geflügelte Wort, das auf dem Boden einer verbissenen und unreifen Opposition vor einem halben Jahrhundert gewachsen ist, gilt heute auf dem Gebiete der sozialen Reformen bis weit in Kreise hinein, die zu den staaterhaltenden gehören . . . oder sich wenigstens selbst dazu zählen.

Ich muß deshalb davon absehen, gegenüber der Art, wie der vorgeschlagene Schutz der Arbeiter und Lehrlinge in Bäckereien und der jungen Kaufleute in offenen Ladengeschäften bekämpft wurde, diese Maßregeln eingehend zu vertheidigen und sie durch eine Darlegung der schon erschöpften Gründe für Diejenigen annehmbar zu machen, die diesen Maßregeln widerstreben. In Bezug auf die Ladenschlußstunde und die Zulässigkeit der Beschränkung der Arbeitzeit erwachsener Arbeiter überhaupt ist diese Vertheidigung

zudem schon in der Nationalzeitung (vom siebenzehnten Mai) von dem früheren Vorsitzenden der Kommission für Arbeiterstatistik, Herrn von Rottenburg, in so durchschlagender Weise erfolgt, daß schon hieraus der Unterschied des Niveaus in der Begründung der Maßregel und ihrer Bekämpfung deutlich zum Bewußtsein kommt. Um Gründe handelt es sich bei solchen Angriffen auch gar nicht, sondern um eine grundsätzliche Ablehnung, die davon ausgeht, daß die Staatsgewalt von einem Eingreifen in Verhältnisse dieser Art fern gehalten werden soll. Im Wesentlichen läuft daher der Widerstand gegen diese Maßregeln auf die Frage hinaus, ob der Staat eine sozialpolitische Thätigkeit entfalten oder ob er Alles dem „freien Spiel der Kräfte" überlassen soll. Im Prinzip sind ja Alle, bis weit in die Reihen des Manchesterthumes hinein, davon überzeugt, daß die Staatsgewalt dort regelnd eingreifen müsse, wo Das zum allgemeinen Besten nöthig sei und wo die ungezügelte Thätigkeit der Einzelnen zu öffentlichen Kalamitäten führe. Sobald aber die Staatsgewalt auf irgend einem Gebiete sich anschickt, grobe Mißstände zu beseitigen, was nun einmal nicht anders als durch eine gewisse Regelung geschehen kann, erhebt sich sofort ein großer Lärm. Von je her ist in solchen Fällen behauptet worden, daß die in Aussicht genommenen — meist sehr vorsichtigen und bescheidenen — Maßregeln den allgemeinen Ruin herbeiführen würden. Obgleich dieses Unheil noch niemals eingetreten ist und obgleich alle diese Maßregeln stets gerade im Gegentheil Verbesserungen des gesammten gesellschaftlichen Zustandes herbeigeführt haben — so daß nach den unvermeidlichen, aber fast immer maßlos übertriebenen Unbequemlichkeiten des Uebergangszustandes ihre wohlthätige Wirkung allgemein empfunden wurde —, werden doch immer von Neuem diese trüben Prophezeiungen wiederholt. Aus den verschiedensten Gründen finden sie dann eine große Menge von Nachbetern und ein besonders veranlagter Theil von ihnen glaubt wirklich, was er kritiklos nachspricht. Mit einer Begründung des Urtheiles giebt man sich unter diesen Umständen nicht die geringste Mühe. Es ist daher mit den vorgebrachten Gründen so unsagbar dürftig bestellt, daß es sich ihretwegen kaum verlohnt, auf sie sehr tief einzugehen. Im Nachfolgenden wird sich Gelegenheit finden, einige Streiflichter auf sie zu werfen.

Ganz gewiß giebt es für unsere Zeit und auch für die gesunde Weiterentwickelung unserer sozialen Verhältnisse wichtigere Fragen als den Bäckerschutz und die Ladenschlußstunde, so schwerwiegend diese Dinge auch für die zahlreichen Angehörigen dieser Klassen und damit auch für die Gesellschaft im Ganzen sind. Aber gerade diese wichtigsten und am Tiefsten gehenden Fortschritte der menschlichen Gesellschaft können nicht von heute auf morgen durch irgend welche Maßnahmen auch der mächtigsten Staats- oder einer anderen Gewalt herbeigeführt werden. Sie können nur die Frucht einer

Jahrhunderte langen, von innen herauskommenden Entwickelung im Denken und Fühlen der Gesellschaft oder doch ihrer maßgebenden Klassen sein. Für das praktische Vorgehen kann es sich immer nur um verhältnißmäßig kleine Dinge und um kleine Schritte handeln. Für die großen Fragen haben diese Dinge aber doch die Bedeutung, daß sie dazu beitragen, die Grundlagen für die nur ganz allmählich eintretende innere Entwickelung zu schaffen, und daß sie da und dort Mißstände, die einer gesunden inneren Weiterentwickelung im Wege stehen, nach und nach beseitigen. Außergewöhnlich thöricht ist daher auch der Einwand, der so häufig einem derartigen Einzelnvorgehen entgegengesetzt wird, warum man gerade das vorliegende Gebiet in Angriff genommen habe und nicht ein anderes, auf dem viel größere Mißstände herrschten. Warum gerade die Bäcker und nicht die Hausindustrie; warum die Kaufleute in offenen Ladengeschäften und nicht die Lehrlinge im Handwerksbetriebe? Die Antwort auf solche Fragen kann Jeder sich selbst geben, der sich vergegenwärtigt, welche Stellung die Frager eingenommen hätten, wenn man, statt der behandelten, anderen Mißständen entgegengetreten wäre. Natürlich hängt eine solche Wahl auch von Zufälligkeiten, von gerade auf einem einzelnen Gebiete besonders hervorgetretenen Mißständen und nicht zum Wenigsten auch davon ab, daß es nicht nur entschuldbar, sondern durch die allergewöhnlichste Klugheit geradezu gefordert ist, zunächst solchen Mißständen zu Leibe zu gehen, von denen man mit Recht annehmen kann, daß sie verhältnißmäßig leicht und ohne wirklich störendes Eingreifen zu beseitigen und daß sie auch allgemein als der Verbesserung bedürftig anerkannt sind.

Die öffentliche Behandlung der hier in Rede stehenden bescheidenen Reformmaßregeln giebt Anlaß zu einigen höchst unerfreulichen Wahrnehmungen, auf die ich etwas näher eingehen möchte.

Wenn man sieht, wie in den beiden vorliegenden Fragen alle größeren Parteien, mit Ausnahme des Centrums und der Sozialdemokratie, im Reichstage und großentheils auch in der Presse Stellung gegen die von der Reichsregirung erlassenen Vorschriften bezw. gegen die von der Kommission für Arbeiterstatistik gemachten Vorschläge genommen haben, so kann man sich eines deprimirenden Eindruckes nicht erwehren. Es hat den Anschein, als ob von dem überwiegenden Theile unserer maßgebenden Bevölkerungskreise für eine längere Zeitperiode jede ruhige Weiterentwickelung von dem Boden der sozialen Reform aus beseitigt werden sollte. Für Jeden, der überzeugt ist, daß dem mächtigen, erfreulichen und nothwendigen wirthschaftlichen Fortschreiten unserer Zeit gegenüber das Eingreifen einer starken Staatsgewalt im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit unentbehrlich ist, wenn nicht tiefgehende allgemeine Schädigungen entstehen sollen, für die kein Einzelner verantwortlich gemacht werden kann, — für Jeden, der hiervon überzeugt ist, müssen die Erscheinungen der letzten

Zeit die Befürchtung wachrufen, daß wir uns auf einer abschüssigen Bahn befinden. Nur wenn man der Ansicht ist, unsere auf dem wirthschaftlichen Gebiete mächtig fortschreitende Zeit habe für die Staatsgewalt keine besonders erheblichen Aufgaben ausgleichender Gerechtigkeit zu erfüllen, denkt man wenigstens konsequent, wenn man den allgemeinen Sturmlauf gegen die in Aussicht genommenen Maßnahmen mitmacht. Mit solchen Leuten soll hier nicht gerechnet werden, dazu ist auf beiden Seiten der ganze Standpunkt zu verschieden. Sie mögen versuchen, den nöthigen Einfluß zu gewinnen, um ihre Lebensanschauung ins Praktische zu übersetzen. Wer aber nicht einer solchen Ansicht ist, für Den ist es klar, daß ohne soziale Reformen in dem genannten Sinne — wenn sie auch nur in ganz allmählichem Vorgehen erfolgen — eine gesunde Weiterentwickelung der Gesellschaft nicht denkbar ist, daß aber auch solche Reformen sich mit Naturnothwendigkeit durchsetzen werden. Dafür sorgt die zunehmende Intelligenz der arbeitenden Klassen und nicht zuletzt die Erziehung, die ihnen durch die Arbeiterorganisationen zu Theil wird. Mehr und mehr werden die Arbeiter davon zurückgehalten, unreife Früchte pflücken zu wollen, und daran gewöhnt, ihre Forderung erhöhter Antheilnahme an den Ergebnissen des wirthschaftlichen Fortschrittes zwar mit Geduld, dafür aber auch mit Zähigkeit und Ausdauer festzuhalten. Fraglich kann nur sein, unter wessen Einfluß und Führung die bei einer solchen Entwickelung unabweisbaren Reformen ins Leben treten, ob Das von oben oder von unten geschehen wird. Für uns ist es kein Zweifel, daß Dies segensreich nur von oben, nur durch eine starke Staatsgewalt, geschehen kann. Regirung heißt Macht und nichts als Macht. Sie negirt sich selbst, wenn sie sich in den wichtigsten Fragen treiben und schieben läßt, anstatt die Leitung in der Hand zu behalten. Für sie giebt es keine höhere Gewalt als die der Entwickelung der Dinge innewohnende Nothwendigkeit. Sie zu erkennen und zum Wohle des Ganzen zu benützen, macht das Wesen des wirklichen Staatsmannes aus. Unterläßt die Staatsgewalt die Leitung der von ihr für innerlich begründet und für durchführbar erkannten Reformen, so unterbleiben sie deshalb nicht, sie setzen sich dann von unten durch, — nicht zum Wohle des Ganzen. Wenn dieser Prozeß auch nicht immer nothwendig von ernsten Erschütterungen begleitet sein muß, so bedeutet er doch eine Erschütterung des Vertrauens in den Staat. Würden die hier in Frage stehenden bescheidenen Verbesserungen sich auf dem jetzigen Wege, d. h. durch eine ihrer Ziele sich sicher bewußte Staatsgewalt, nicht einführen lassen — was aber wenigstens bezüglich des Bäckerschutzes gar nicht wahrscheinlich ist —, so würden sie und noch viele andere mit Leichtigkeit sich einführen, wenn etwa noch ein weiteres Dutzend sozialdemokratischer Abgeordneter in den Reichstag käme. Leider ist ein Theil unserer sozialen Reformen wenigstens indirekt auf diesem Wege und nicht durch ein Selbst-

besinnen und eine Selbstzügelung der Gesellschaft in ihrer geordneten Vertretung zu Stande gekommen. Das muß aber doch nicht immer so sein. Auch wenn man der Sozialdemokratie ohne jedes Vorurtheil gegenübersteht, muß man doch sagen, daß Das der denkbar unerwünschteste Zustand wäre. Gerade ihre schärfsten Gegner räumen damit der Sozialdemokratie eine Stellung und eine Bedeutung ein, die ihr nicht zukommt. Haben doch sogar allseitig peinlich empfundene Taktlosigkeiten dieser Partei tiefgreifende Wirkungen auf unsere öffentlichen Zustände hervorgebracht. Die Sozialdemokratie ist jetzt noch nicht einmal die Vertreterin der ganzen Arbeiterschaft. Aber wenn sie es auch wäre, so hätte sie damit als Vertreterin einer einzelnen, wenn auch großen Klasse der Bevölkerung noch lange nicht den Anspruch auf eine am letzten Ende so ausschlaggebende Stellung, wie sie thatsächlich sie einnimmt. Ihr eigenes Verhalten ist freilich klug genug, um sich eine solche Stellung mehr und mehr zu sichern. Sie denkt längst nicht mehr daran — wenn sie überhaupt je daran gedacht hat —, den Zukunftstaat auf irgend welchem Wege künstlich in die Gegenwart zu versetzen. Sie hat gelernt, zu warten und dabei die in der Zeit und den Dingen liegenden Kräfte behutsam, aber ihres Zieles bewußt, ihren Zwecken dienstbar zu machen. Sie verfolgt damit so ziemlich die selben Wege, auf denen die katholische Kirche zu ihrem Einfluß und ihrer großen Macht gelangt ist. Die Gefahr der Sozialdemokratie liegt daher vielleicht ganz anderswo als in dem viel gefürchteten „Umsturz". Sie liegt vielleicht darin, daß die Sozialdemokratie die Staatsgewalt in ähnlicher Weise von der Stellung verdrängt, die sie über allen Einzelnbestrebungen einnehmen muß, wie es die katholische Kirche in so vielen Ländern und während langer Zeiten gethan hat. Damit soll natürlich nicht einem völkerbeglückenden Staatsdespotismus das Wort geredet werden. Aber die Zusammenfassung aller gesellschaftlichen Kräfte zum Wohle des Ganzen kann doch nur unter kraftvoller Führung der Staatsgewalt gedacht werden.

Alles kommt daher darauf an, daß der Glaube an die Fähigkeit und die Macht der Staatsgewalt auch im Innern erhalten bleibt und wächst, und nur Der dient wirklich dem allgemeinen Wohle, der in diesem Sinne thätig ist. Nichts könnte diesen Glauben mehr erschüttern, als wenn die aufstrebenden unteren Klassen der Bevölkerung sich zu dem Urtheil für berechtigt hielten, die Gesellschaft in ihrer jetzigen Organisation zeige sich unfähig, bescheidene Verbesserungen durchzuführen, auch wenn eine wohlwollende Regirung hierzu geneigt sei. Gerade eine solche Situation würde einer abfälligen Kritik unserer gesellschaftlichen Zustände einen trügerischen Schein von Berechtigung verleihen. Betrachtet man von diesem Standpunkte aus manche Vorgänge der jüngsten Zeit, und namentlich auch die den Meisten so überraschend gekommene Bäckerdebatte im Reichstage, so kann man nicht sehr erfreut in die

Zukunft blicken. Nur die Wahrnehmung, daß neben dem geräuschvollen Treiben, das an die Oberfläche tritt, andere Kräfte wirksam sind und immer mehr Einfluß auf die gebildeten Kreise unseres Volkes gewinnen und daß diese Kräfte und geistigen Bewegungen den genannten antisozialen Strömungen entgegenwirken, läßt eine gänzlich pessimistische Auffassung unserer Verhältnisse nicht aufkommen. Es gehört auch keine große Prophetengabe dazu, wenn man voraussagt, daß die Vertreter der Antisozialpolitik, abgesehen von den unvermeidlichen Schwankungen aufwärts und abwärts, für die nächste Zeit nicht Schule machen werden.

Eine andere unerfreuliche Wahrnehmung bezieht sich auf die Art, wie im Reichstag und von einem großen Theil der Presse sowie der von ihr abhängigen öffentlichen Meinung die beiden Schutzmaßregeln bekämpft wurden. Für jeden Kenner der Verhältnisse war das ganze Niveau der Bäckerdebatte im Reichstage geradezu verblüffend. Daß Jahre lang gründliche und umfangreiche Erhebungen stattgefunden haben und daß sie der Oeffentlichkeit, besonders auch dem Reichstage, zugänglich gemacht worden waren, hat man aus den weitschichtigen zweitägigen Debatten nicht heraushören können. Diese Erhebungen haben auf die ganzen Verhandlungen nicht den geringsten Einfluß gehabt. Sie wurden entweder ignorirt oder es wurden Dinge behauptet, die durch die Arbeiten der Kommission für Arbeiterstatistik längst widerlegt sind. Was nach dieser Seite geäußert wurde, hätte gerade so gut vor diesen ganzen Vorarbeiten in irgend einer harmlosen geselligen Zusammenkunft in unverbindlicher Weise gesagt werden können. Tiefer ging die Debatte nicht. Nur insofern war sie bei der hohen Stellung des Reichstages von der größten Bedeutung, als sie erkennen ließ, der Reichstag wolle ein Eingreifen der Staatsgewalt in diese Dinge nicht zulassen, — Das heißt, er wolle keine sozialen Reformen, denn ohne gesetzliche Regelung geht es hierbei eben nicht ab. Das würde aber im Widerspruch damit stehen, daß der selbe Reichstag in den letzten Jahren wiederholt einmüthige Beschlüsse gefaßt hat, die Regirung aufzufordern, von ihren Befugnissen zur Beseitigung der Mißstände hinsichtlich der Arbeitzeit u. s. w. Gebrauch zu machen. Bei dem letzten Strike in der Konfektionbranche erhoben sich diese Aufforderungen bis zu dem Vorwurfe, daß die Regirung von ihren Befugnissen noch keinen Gebrauch gemacht habe.

Was die Presse betrifft, so bin ich weit davon entfernt, in diesem Punkte gegen die gesammte Presse Vorwürfe zu erheben. Es giebt eine Anzahl großer Blätter, die ohne Weiteres von einer solchen Bemängelung ausgenommen werden müssen. Diese Blätter verfügen über ein auch sozialpolitisch hochgebildetes Personal von Redakteuren und Mitarbeitern und sie bewahren sich bei der Tüchtigkeit ihrer Leistungen auch ihrem Leserkreise gegenüber eine weitgehende Unabhängigkeit. In diesem Theile der Presse fand man eine durch-

aus sachgemäße Behandlung des Gegenstandes. Die Redakteure hatten sich offenbar auch mehr oder weniger vollständig mit dem für die Beurtheilung in Betracht kommenden Material vertraut gemacht. Ich glaube, jede Partei weist in ihrer größeren Presse solche Ausnahmen auf. Hat doch auch der jetzige Chefredakteur der Kreuzzeitung, bis vor Kurzem Mitglied der Kommission für Arbeiterstatistik, den erfreulichen Muth gehabt, gegenüber der fast unbegreiflichen Stellungnahme seiner Partei bei der Bäckerdebatte im Reichstage seine abweichende Auffassung über die Nothwendigkeit sozialer Reformen zum Ausdruck zu bringen. Auch darauf muß hier hingewiesen werden, daß die Nationalzeitung ihrem von der Haltung des überwiegenden Theiles der nationalliberalen Partei abweichenden Standpunkte dadurch Ausdruck gegeben hat, daß sie der vorhin erwähnten gründlichen Auseinandersetzung mit der parlamentarischen Behandlung des Gegenstandes durch Herrn von Rottenburg Aufnahme gewährt hat.

Ganz anders steht es aber bei dem übrigen Theil der Presse aller der Parteien, die an dem parlamentarischen Feldzuge gegen die soziale Reform im Ganzen Theil genommen haben. Was hier an Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse und an Leichtfertigkeit der Beurtheilung geleistet worden ist, übersteigt doch eigentlich das Maß Dessen, was auch bei Zubilligung mildernder Umstände erlaubt ist. Das gilt sowohl vom Bäckerschutz als von der Ladenschlußstunde. Es ist unmöglich, auf die Mängel aller der Ausführungen einzugehen, die man zufällig zu Gesicht bekommen hat. Einige Stichproben mögen genügen, zunächst bezüglich des Bäckerschutzes. Da wurde gesagt, die Beschränkung der Arbeitzeit der Gehilfen ruinire die kleinen Betriebe zu Gunsten der großen. Ein flüchtiger Blick in das Erhebungmaterial hätte aber genügt, um zu sehen, welche großen Mengen von Backwaaren jetzt schon in handwerksmäßigen Betrieben bei neun- bis zehnstündiger Arbeitzeit hergestellt werden. Hätten nur alle Bäckermeister so viel zu verkaufen, wie sie in der durch die Regelung zugelassenen regelmäßigen täglichen $12\frac{1}{2}$ resp. $13\frac{1}{2}$ stündigen Arbeitzeit und der zeitweise gestatteten Ueberarbeit backen können, so könnte von einem Nothstande in diesem Gewerbe keine Rede sein. Einer vierzehn- bis achtzehnstündigen Arbeitzeit, wie sie in einem Theile der Bäckereien auch für Lehrlinge vorkommt, bedarf es wahrlich nicht, um die Betriebe lebensfähig zu erhalten, und das Publikum kann froh sein, wenn all der Schmutz und die ekelhaften Arbeitgewohnheiten wegfallen, wie sie die Folgen solcher Arbeitzeiten sind. Dieser Nothstand rührt, so weit er vorhanden ist, daher, daß die Zahl der kleinen Bäckereien fortwährend wächst und der Kundenkreis kleiner wird. Wurde doch gerade von einer Seite, die eine Regelung am Schärfsten bekämpfte, darauf hingewiesen, daß in Konsum- und Militärbäckereien jetzt schon das Brot um die Hälfte des Preises hergestellt werden

könne, zu dem es in gewerbsmäßigen Bäckereien verkauft wird. Macht die Verkleinerung des Kundenkreises und damit nothwendiger Weise das ungünstige Verhältniß der Herstellungskosten zu den Verkaufspreisen in solchen Anlagen weitere Fortschritte, dann wird den kleineren Bäckereien mehr und mehr in dem genossenschaftlichen Zusammenschluß eine große Gefahr erwachsen, nicht aber in der Festsetzung einer Arbeitzeit, in der sie mehr backen als verkaufen können. Dann wurde gesagt, die Bäckergesellen würden nach wenigen Jahren Bäckermeister, es schade daher nicht, wenn sie sich einige Jahre besonders anstrengten. Wie absolut unrichtig Das ist, wurde längst dargethan. Jeder Sachkundige weiß, wie viele Bäcker man unter allen Kategorien ungelernter Arbeiter trifft. Es sind natürlich lauter deklassirte Existenzen. Aber genug davon. Warum soll übrigens die Gesundheit der Bäckergesellen durch übermäßige Anstrengung und durch Nachtarbeit geschädigt werden, wenn Das für die Existenz besonders der kleinen Bäckereien gar nicht nöthig ist? Der komischste Vorwurf, der von so manchen Preßorganen und auch im Reichstage erhoben wurde, ist der, die Vorschriften seien am „grünen Tische" gemacht, der Staat solle nicht in so täppischer Weise in das „freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte" eingreifen. Selbstverständlich sind weder die Mitglieder der Reichskommission für Arbeiterstatistik, welche die Vorarbeiten und die Vorschläge machten, noch die Mitglieder der Behörden, die darüber beschlossen, gelernte Bäcker, — was ja Herr Staatsminister von Berlepsch schon bei der Debatte im Reichstage eingeräumt hat. Die Kommission hat aber in dem zehnten Theil der Bäckereien im Deutschen Reiche bei den schriftlichen Erhebungen Meister und Gesellen zum Worte kommen lassen, sie hat die Vereinigungen der Meister und Gesellen, die Krankenkassen und alle sonstigen in Betracht kommenden Verbände gehört, viele Personen protokollarisch vernehmen lassen und zum Schluß eine große Zahl von Meistern und Gesellen aus allen Theilen des Reiches, aus großen und kleinen Orten und den verschiedensten Betriebsarten vor dem Plenum der Kommission kontradiktorisch vernommen. Ist Das Arbeit vom grünen Tische? Und welches Recht hat eigentlich irgend ein Redakteur oder Mitarbeiter eines Blattes von vielleicht etwas vergrößertem Format, aber von engem Horizont, der nach der Parteischablone denkt und schreibt, gegenüber einer so umfassenden und in freiester Bewegung vorgenommenen Arbeit so schulmeisterlich zu sprechen? Das im allgemeinen Interesse so wünschenswerthe Ansehen der Presse kann sicherlich durch eine solche leicht erkennbare Hohlheit nicht gewinnen. Und nun gar das „freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte!" Auch ich habe eine große Hochachtung davor. Man soll aber damit zu Hause bleiben, wenn man sonst nichts Gescheites zu sagen weiß. In diesem Falle ist es nur eine Phrase.

Nun zum Schluß und zur Ladenschlußstunde. Die Gründe, die dagegen

bis jetzt öffentlich vorgebracht wurden, sind so ziemlich in der Auslassung des Herrn Vogts, Vorstandsmitgliedes des Vereines Berliner Kaufleute und Industrieller, erschöpft, die in der „Zukunft" erschien.*) Alle anderen Einwendungen sind im Wesentlichen nur Wiederholung dieses Leitmotives. Etwas kräftiger ging Herr Vogts allerdings in einem Vortrage ins Zeug, den er in dem genannten Vereine gehalten hat, aber inhaltlich mehr bot dieser auch nicht. Herr Vogts hat das Alles auch schon vor der Kommission gesagt, zu deren Arbeiten er als einer der sachverständigen Beisitzer zugezogen wurde. Er stand aber unter der großen Zahl von Personen aus allen Theilen des Kaufmannsstandes, die von der Kommission über die Frage der Regelung der Arbeitzeit in offenen Ladengeschäften in ihrem ganzen Zusammenhange als Auskunftpersonen gehört wurden, in seiner weitgehenden Ablehnung einer Regelung so ziemlich allein. Daß sich die Vorschläge der Kommission nicht vorzugsweise auf die Aufklärungen aufbauten, die Herr Vogts der Kommission zu keiner Zeit vorenthalten hat, mag daher kommen, daß sie den Gründen der ganz überwiegenden Mehrzahl der übrigen Auskunftpersonen mehr Gewicht beilegte. Die Gegengründe des Herrn Vogts und mit ihm der übrigen da und dort aufgetretenen Opponenten gegen die Ladenschlußstunde bestehen eigentlich nur darin, daß sie eine Abnahme des Konsums bewirke und daß sie die kleinen Leute verhindere, noch am späteren Abend ihre Einkäufe zu machen. Wenn man einige Kenntniß der veröffentlichten Verhandlungen voraussetzen dürfte, so könnte man einfach darauf hinweisen, daß diese beiden Gegengründe eigentlich schon durch die innerlich widerspruchslosen Aussagen so vieler Auskunftpersonen entkräftet sind. Da man aber eine solche Kenntniß nicht voraussetzen kann, so muß das Gesammtergebniß in einigen Worten wiederholt werden. Aus den umfangreichen und sorgfältigen Erhebungen hat sich die bestimmte Ueberzeugung gewinnen lassen, daß die Achtuhr-Schlußstunde eine Beeinträchtigung des Konsums nicht herbeiführen werde. Die nothwendigen Lebensbedürfnisse müssen unter allen Umständen gekauft werden und Das kann zweifellos vor acht Uhr abends geschehen. Daß auch die arbeitende Bevölkerung sich danach richten kann, hat die Vernehmung der Auskunftpersonen bestimmt ergeben. Kleider und Luxusgegenstände werden ohnehin nicht nach acht Uhr abends gekauft. Höchstens könnte Das zu einem kleinen Theile von den Cigarren behauptet und es könnte hieraus auch mit einem gewissen Anschein von Berechtigung die Möglichkeit einer Verminderung des Konsums abgeleitet werden. Jeder Raucher ist aber, auch nach Aeußerung der Auskunftpersonen, zu sehr an eine bestimmte Sorte gewöhnt, als daß er nicht dafür

*) S. „Zukunft" vom 25. Januar 1896 und: Wörishoffer, Die Reichskommission für Arbeiterstatistik, „Zukunft" vom 25. Mai 1895.

sorgte, sich rechtzeitig in deren Besitz zu setzen. Er wird es wenigstens auf die Dauer thun. Als zweiter Gegengrund gegen den Achtuhrschluß wurde geltend gemacht, die arbeitende Bevölkerung könne dann am Abend nicht mehr das für ihre Bedürfnisse Nöthige kaufen. Schon die Wahrnehmungen lassen eine solche Annahme in keiner Weise als begründet erscheinen. Es ist aber auch im Uebrigen naheliegend, daß die arbeitenden Klassen, wenn für sie aus dem Ladenschluß wirklich einige Unbequemlichkeiten hervorgehen sollten, diese Unbequemlichkeiten ohne Einsprache ertragen würden. Sie haben selbst unter übermäßiger Arbeitzeit zu leiden und haben daher Verständniß für die Nothwendigkeit der Kürzung der Arbeitzeit überhaupt. Die Vertretung der Interessen der arbeitenden Klassen durch den Verein Berliner Kaufleute und Industrieller hat gewiß etwas Rührendes. Man wird aber die Vertretung, besonders in diesem Falle, am Besten den Betheiligten selbst überlassen können. Bis jetzt sind von den Arbeitern, ihren Vertretungen und ihrer Presse meines Wissens noch keine Befürchtungen geäußert worden, daß ihre Interessen durch den Achtuhrschluß geschädigt werden könnten.

Sind so die sachlichen Gründe, die gegen den Achtuhrschluß der offenen Ladengeschäfte geltend gemacht wurden, nicht haltbar, so wird es für die schließliche Entscheidung wesentlich auch darauf ankommen, in welchem Umfange die Betheiligten, die Prinzipale und die Gehilfen in offenen Ladengeschäften, selbst sie für nothwendig halten. So weit es sich von hier aus übersehen läßt, sind zustimmende Kundgebungen in größerer Zahl bis jetzt nur aus Süddeutschland zu verzeichnen. Wiederholt ist dabei ausgesprochen worden, daß eine solche Regelung eine Erlösung für Prinzipale und Gehilfen wäre. Man sei dann nicht mehr genöthigt, lediglich aus Konkurrenzrücksichten wegen eines oft nur minimalen Absatzes die Läden in den späten Abendstunden offen zu halten und deshalb auf ein Familienleben mehr oder weniger zu verzichten. Mehren sich diese Kundgebungen, so wird auch die Stellung des Vereines Berliner Kaufleute und Industrieller auf die Regelung der Sache keinen bestimmenden Einfluß haben, wenigstens nicht für das Reichsgebiet. Schweigen dagegen die mit der Maßregel Einverstandenen aus Bequemlichkeit und lassen sie nur die Minorität der Nichteinverstandenen zum Worte kommen, wie Das in ähnlichen Fällen so oft geschieht, so werden sie sich nicht beklagen dürfen, wenn schließlich der Versuch einer Regelung scheitert.

Karlsruhe, Ende Mai 1896.

Ober-Regirung-Rath Dr. F. Wörishoffer.

Materialistische Geschichtauffassung.

Das achtzehnte Jahrhundert ist mit Recht das philosophische genannt worden, sowohl von Denen, die ihm angehörten, wie von der Nachwelt. Mit gleichem Rechte könnte es das moralische heißen. Wie für die früheren Zeiten die Religion, so ist für die Epoche der Aufklärung die Moral der feste Pol des Lebens. Man glaubte an die Freiheit des Willens, der über äußere Hemmnisse triumphiren müsse, wenn er nur belehrt werde, in welcher Richtung er gehen solle. Man strebte noch nach „Persönlichkeit", dem „größten Glück der Erdenkinder", die den äußeren Umständen nicht unterliege, sondern gebiete, wie auch thatsächlich der Einzelne noch einen oft engen, aber immer bestimmten Raum für sich hatte, noch nicht aus seinen Schranken entlassen war, um in der Masse zu schwimmen oder unterzugehen. Daher das starke Bedürfniß nach moralischer Belehrung und Erbauung. 511 moralische Wochenschriften sind, so weit bis jetzt nachgewiesen ist, damals in Deutschland erschienen, eine aus England eingewanderte Literaturgattung, die jetzt ganz ausgestorben ist. Sie brachten es selten über einen oder zwei Jahrgänge hinaus, — einfach weil der Herausgeber, der allein daran arbeitete, sich bald ausschrieb; aber viele erlebten wiederholte Auflagen. Kein Wunder also, daß der leipziger Professor der Moral, Christian Fürchtegott Gellert, Deutschlands populärster Schriftsteller war, von dem Goethe im Ernst sagte, daß seine Schriften „das Fundament der deutschen sittlichen Kultur" seien, und im Scherz, daß „an Gellert, an die Tugend und an die Religion glauben, beinahe Eins war". Kein Wunder auch, daß die Fabel, in der man sittliche Wahrheit lehrte, von Lafontaine bis auf Lessing einen Rang einnahm, den sie weder früher noch später erreicht hat, daß in der Hamburgischen Dramaturgie so viel vom moralischen Werthe und Unwerthe der Charaktere die Rede ist, daß Kant die moralischen Unterhaltungen für diejenigen erklärt, denen eine ungelehrte Gesellschaft die meiste Theilnahme schenke, daß Schiller noch die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet wissen wollte. Und wie das Gute, so steht auch das Schöne fest. „Die Schönheit ist die Pflicht der Erscheinungen," sagt Schiller, um recht scharf zu betonen, daß das Aesthetische die selbe Verbindlichkeit wie das Sittliche habe. Wie der menschliche Wille die Handlungen modeln muß, damit sie aus natürlich rohen sittliche werden, so muß sein Geist die Formen modeln, damit sie aus naturwüchsigen schöne werden. Und Goethe behauptet gegen Diderot mit aller Energie, daß die Nachahmung der Natur keine Kunst ist. Denn „die Natur scheint um ihrer selbst willen zu wirken, der Künstler wirkt als Mensch um des Menschen willen". Ueberall herrscht fester Glaube, nirgend Skepsis. Das Gute und

das Schöne bildeten für das achtzehnte Jahrhundert einen festen Himmel über der Erde, in den man durch Streben und Kämpfen aufsteigen konnte.

Wie sehr hat sich das Alles geändert! Die Wissenschaft betrachtet das Gute und das Schöne jetzt kühler. „Tugenden und Laster sind Produkte wie Vitriol und Zucker." „Das Kunstwerk ist eine Ecke des Lebens, gesehen durch ein Temperament" (Temperament, nicht Geist!), so sagt der Philosoph Taine. Der Uebermensch aber, durch Nietzsche über das Milieu erhoben und erhaben, spottet der Moral, besonders der „Sklavenmoral" des Christenthumes, des „unanständigen" Gewissensbisses, des „moralinsauren" Deutschlands, Schillers als des „Moraltrompeters von Säckingen" u. s. w. Individualität, nicht Moralität, ist das Schlagwort; und wenn etwa Einer schon den Moraltrödel nicht los wird, so hat eben Jeder seine eigene Moral, was ungefähr eben so schlau ist wie ein Gewichtssystem, das gelten soll, für das aber Jeder seine besonderen Gewichte hat. Und so bleibt nichts als das leere Ich, trotz oder vielmehr wegen seiner Leerheit selbstherrlich, stolz, — nicht ein Spiegel, sondern eine Bombe für die Welt, aber eine Bombe aus Papier und Worten. Schon vor fünfzig Jahren wurde der Aberwitz der Schrankenlosigkeit des Ichs gepredigt, und zwar von Max Stirner (der Einzige und sein Eigenthum, 1845). Da wurden Ideale und Ideen als leere Schemen enthüllt, als Irrlichter, die in den Sumpf führen, es sollte nur das rein thierische, wie das Thier sich auslebende Ich übrig bleiben. Es scheint mir unmöglich, daß Stirner es ernst gemeint habe; er wollte wohl die Freiheitphrase der hegelischen Linken übertreibend verhöhnen. Da er aber nicht witzig genug war, blieb er unbeachtet und wurde bald vergessen. Jetzt ist sein Buch schon das Evangelium einer Sekte.

Man sollte nun meinen, dieser Ich-Kultus fände praktisch eine Grenze meist in der sozialen Reaktion, die unsere Zeit gegen den Liberalismus aufregt, und in der Theorie kämpfe die soziologische Richtung mit Erfolg gegen Konstruktionen, die vom Einzelnen ausgehen. Wie weit in der Praxis die Gegenwirkung geht, ist schwer zu beurtheilen; in der Theorie und im Leben, so weit es von der Theorie beeinflußt wird, ist sie gering. Zunächst gilt der Einzelne gar nichts, an seine Stelle tritt das beliebte „Milieu", d. h. seine belebte und unbelebte Umgebung. Aber ist nicht wenigstens dieses „Milieu" von sittlichen Ideen bewegt und somit auch der Einzelne, da er doch für einen Anderen selbst Milieu bilden hilft? Leider nein. Das Ganze wird nur getrieben durch die Mechanik des Interesses. Wenn im Einzelnen keine Ideen wirken, dann im Milieu, im Großen und Ganzen, erst recht nicht. Ein großes, unbarmherziges, mechanisches Räderwerk, getrieben vom Egoismus, ist nach populärer Vorstellung das Leben der Gesellschaft. Es ist die Auffassung von Adam Smith und der klassischen Nationalökonomie überhaupt,

die hier beharrt. Was Smith über den anderen Theil des Lebens lehrte, der nicht Markt ist, in dem die Sympathie herrschen soll, Das ist nicht ins populäre Bewußtsein gedrungen. Und so ist der Einzelne ein Atom im Mechanismus, ein „Produkt der Verhältnisse", wie das Zeitungdogma lautet.

Es sind also die Regeln des Marktes auf das Leben übertragen worden. Der Markt regelt in einer Zeit, wo Alles Waare wird, nichts Gebrauchswerth bleibt, das wirthschaftliche Leben, in ihm herrscht der reine Egoismus, also herrscht er im Leben überhaupt. Und diese Erweiterung ist gar nicht so falsch. Auf das laisser faire, laisser aller muß sehr bald volkswirthschaftliche Krankheit folgen; so war es im Römerreich, so ist es jetzt. Dann wird der ökonomische Kampf so schwer, daß er alles Leben absorbirt und für „höheres" Thun und Fühlen nichts mehr übrig bleibt. Dieses Höhere schwindet überhaupt, denn es setzt für seine Pflege „Persönlichkeit" voraus. Diese aber wird nur erzeugt, wenn der Kampf ums Dasein nicht allzu scharf ist. Bis zu einem gewissen Grade getrieben, kann er den Charakter stählen, also fördern, allzu scharf aber kann er ihn brechen und die „Persönlichkeit" vernichten. So verbindet sich leicht mit herrschendem Egoismus auch bei den um ihr Dasein kämpfenden, keineswegs in der Materie erstickenden Klassen Materialismus.

In der That ist heute Jeder Geschäftsmann. Das Leben ist nicht eine Aufgabe, die, von einer höheren Autorität gestellt, zu lösen, sondern ein Geschäft, das möglichst vortheilhaft zu gestalten ist, bei dem man möglichst wenig Kosten und möglichst viel Ertrag haben will. Und zwar besteht der Ertrag weniger in inneren als in äußeren Gütern. Zu ihnen gehört auch der ästhetische Genuß von heute, der weniger auf den Geist als auf die Nerven geht. Nach dem Bilde der Gegenwart aber stellt sich der Mensch die Vergangenheit vor. Das ist der Grund, warum die sogenannte materialistische Geschichttheorie so viel Beifall findet. Denn sie thut weiter nichts, als daß sie die Motive der Gegenwart in die Vergangenheit verlegt. Geschichte macht nur, was ganze Klassen und Massen bewegt. Das ist ein richtiger Satz, der ja das Eingreifen des Individuums nicht ausschließt, aber nur so weit für die Geschichte berücksichtigt, wie es führend oder typisch ist. In diesem Sinne wird immer mehr die Aufgabe der geschichtlichen Wissenschaft bestimmt.*) Die Massen und Klassen aber wollen vor Allem leben; ökonomisches Begehren ist ihre Triebfeder, es erzeugt den Klassenkampf, wie ja auch die Parteien im Parlament nichts weiter sind als Agenten bestimmter Interessentenkreise. Was andere Triebfedern betrifft, Pflicht, Patriotismus, Gerechtigkeit, Menschenliebe,

*) Vergl. Karl Lamprecht, Alte und neue Richtungen in der Geschichtwissenschaft, Berlin, 1896. „Zukunft" vom 4. April 1896.

praktisches Christenthum, so sind sie phraseologische Verhüllung theils des nackten Egoismus, theils der nüchternen „Magenfrage“. Und wesentlich ist es immer so gewesen, nur die Schlagwörter haben gewechselt.

Das ist die Theorie vom Klassenkampf als dem Hebel der Geschichte; und sie allein erfüllt Das, was sich die „weitesten Kreise“ unter der materialistischen Geschichtphilosophie denken. Ihr Urheber ist Saint-Simon, einer der merkwürdigsten und wichtigsten Menschen, die je gelebt haben. In allen Wechselfällen eines bewegten Schicksals, als Pair von Frankreich geboren, als Bettler sterbend, ohne viel positives Wissen, mehr ahnend als scharf sehend, hat er sein ganzes Leben hindurch gegrübelt, um die „physiko-politische“ Wissenschaft zu finden, die Gesellschaft naturwissenschaftlich zu betrachten. Von 1789 bis 1815 hat er, wie er selbst hervorhebt, zehn verschiedene Verfassungen ins Leben treten sehen. Und wie wenig hatte sich unter ihnen allen das Leben geändert! Das war ihm ein Beweis, daß die Verfassungen nur eine äußere Form, eine Schale sind, die innere, tiefere Lebensprozesse der Gesellschaft verhüllt. Es blieben ihm aber als solche nun zwei übrig: die jeweiligen religiösen und moralischen Ideen und die Wirthschaft, d. h. die Art und Weise der Produktion und der Vertheilung der Güter. Beider Verlauf in der Vergangenheit hat Saint-Simon zu verfolgen gesucht. Welcher von beiden der primäre, welcher der sekundäre sei, hat er nicht entschieden, vielleicht gar nicht gefragt. Speziell die französische Geschichte hat er dargestellt als einen Klassenkampf der unterworfenen Gallier, der arbeitenden Bevölkerung, gegen die fränkischen Eroberer, die Barone. Ursprünglich Leibeigene, sparen die Arbeiter in Stadt und Land ein kleines Geldkapital, kaufen sich los, verbünden sich mit dem Königthum, werden zum Theil zu der Bourgeoisie, die sich von der Hauptmasse abgetrennt und die Revolution von 1789 gemacht hat, und werden künftig ganz Frankreich beherrschen. Aber der Kampf zweier Klassen schließt noch nicht nothwendig einen geschichtlichen Fortschritt ein. Er könnte sich ja ewig im Kreise herumdrehen, so daß bald die eine, bald die andere Partei die herrschende wäre. Es entstehen jedoch auch neue wirthschaftliche Klassen, neue Parteien, neue politische Rechte und Pflichten. Um Das zu erklären, fügt Saint-Simon als historisches Agens noch hinzu „die Einwirkung auf die Natur“, d. h. die Technik, die besonders in Zukunft, durch die positive Wissenschaft gefördert, zu großer Vollkommenheit gedeihen und das ganze Leben beherrschen werde. So haben wir bei Saint-Simon zwar immer noch eine Geschichte des geistigen Lebens, das von der Religion durch die Methaphysik zur positiven Wissenschaft fortschreitet, aber daneben eine Geschichte des äußeren Lebens, in dem Politik, innere und äußere Kämpfe nur Folgeerscheinungen sind, dessen innerer Grund im wirthschaftlichen Begehren (Klassenkampf) und wirthschaftlichen Fortschritt (Technik) liegt. Damit

ist Saint-Simon der „Entdecker" der ökonomischen Geschichtauffassung geworden, die von ihm keinen besonderen Namen erhielt, obgleich er sich des Gegensatzes gegen alle bisherige Geschichtbetrachtung sehr bewußt war. Engels hat jene Theorie in einer späteren Fassung „materialistische Geschichtauffassung" getauft und sie als zweite Entdeckung neben der des Mehrwerthes seinem Freunde Karl Marx zugeschrieben.

Der von Engels gegebene Name ist jedoch viel zu weit, denn materialistisch sind auch andere Theorien der Geschichte, z. B. diejenige, die in ihr nur einen Rassenkampf, also einen Kampf physischer Kräfte, sieht, und die behauptete „Entdeckung" durch Marx ist auch nicht richtig. Karl Marx hat in Bezug auf die ökonomische Auffassung der Geschichte gar nichts entdeckt, er hat nur die Gedanken Saint-Simons schärfer formulirt und systematisirt. An dem falschen Namen „materialistisch" ist er, so weit seine bisher bekannten Schriften erkennen lassen, nicht direkt schuldig, vielleicht aber hat ihn Engels aus Unterredungen mit ihm gewonnen.

Marx war in der hegelischen Schule gebildet. Wie überall, so mußte es nach Hegel auch in der Geschichte logisch zugehen. In der Natur herrscht die Kausalität, also in der Geschichte ihr logisches Gegentheil, die Freiheit. Wiederum logisch ist es, daß diese Freiheit sich stufenweise verwirklicht, indem sie, zuerst noch von der Natur in Banden gehalten, sie allmählich in sich aufnimmt, erkennt und dadurch überwindet. Denn diese Freiheit ist nicht die Willkür der Einzelnen, sondern die „objektive, vernünftige, sittliche" Freiheit, die in stufenweise fortschreitender Erkenntniß wurzelt und den Ideen folgt, die sich aus der Anwendung der Erkenntniß auf das Leben ergeben. Der Fortschritt der Erkenntniß und der Ideen ist logisch nothwendig, vom Willen der Einzelnen unabhängig, weil das Objekt der Erkenntniß, die Welt, selbst logisch geordnet ist. Ueber jedem Menschen, ja sogar über jedem Volke waltet eine transszendente logische Nothwendigkeit. Diesem einseitigen Idealismus des logischen Fortschrittes der Ideen stellte Feuerbach einen eben so einseitigen Sensualismus gegenüber. Nicht die Idee schafft, bildet, wie Hegel meint, den Menschen, sondern der Mensch die Idee. Aber Feuerbach kümmerte sich nicht um die Gesellschaft und um die Geschichte, sein Sensualismus blieb für diese unfruchtbar. Als Feuerbachianer, also Gegner der Selbstentwickelung der Ideen, lernte Marx die Schriften Saint-Simons kennen. Statt des allgemeinen Sensualismus gab er ihm bestimmte Faktoren an, das ökonomische Begehren und den technologischen Fortschritt, die für die Bestimmung des Ganges der Geschichte in Vergangenheit und Zukunft maßgebend seien. Aber Marx war von Hegel her an Einheitlichkeit wissenschaftlicher Darstellung gewöhnt, an logische Geschlossenheit, die der logischen Natur des Seienden selbst entsprechen sollte und die er bei Saint-Simon nicht fand.

Zunächst gab es ja bei dem tiefsinnigen Franzosen noch zwei Motoren der Geschichte neben einander: das wirthschaftliche Begehren (Klassenkampf) und die Technologie, — eine Zweiheit, die für einen Hegelingen (wenn auch nicht mehr Hegelianer) unerträglich war. Welcher Prozeß ist der wahre? Die Wirklichkeit kann nur eine sein, wie es nur eine Logik giebt. Er entschied sich allmählich für die Technologie, die er aber meist „Entwickelungsstufe der Produktivkräfte" nennt. Ihr Fortschritt ist, wie in jeder theoretischen oder praktischen Erkenntniß, ein allmählicher, stetiger. Marx hatte also an ihm den für einen Hegelingen unentbehrlichen „Prozeß", den man mit einiger Kunst auch so darstellen konnte, daß er sich in dialektischen hegelischen Gegensätzen bewegte.

Von dem technologischen Prozeß ausgehend, ließ er nun alle übrigen Theile der äußeren Geschichte als einfache Folgeprozesse erscheinen, die nicht ihren eigenen Gesetzen folgen, sondern durch den Hauptprozeß bestimmt seien. So entsteht bei ihm die Kausalreihe: ein bestimmter Stand der Produktivkräfte (der Technik); eine bestimmte ökonomische Struktur (womit die Betriebsform, ob gemeinsame oder einzelne Arbeit, selbständiges Handwerk, Verlagssystem mit Hausindustrie, Fabrikindustrie u. s. w. gemeint ist); eine bestimmte Eigenthumsordnung; eine bestimmte staatliche Verfassung.

Nicht minder summarisch verfährt Marx mit der inneren Geschichte. Religiöse, philosophische, ja sogar künstlerische Strömungen, kurz alle Ideologien sind nur Formen, Einkleidungen ökonomischer Thatsachen oder Tendenzen, ihre Spiegelungen in menschlichen Geistern. Sie haben keine selbstständige Kraft, sondern sind nur begleitende Reflexe des Urprozesses. So lange eine bestimmte Technik und durch sie eine bestimmte Betriebsform herrscht, ist Ruhe; tritt aber in der Technik eine große Veränderung ein, so erzeugt Das eine Revolution der Betriebsform, der Eigenthumsordnung, der politischen Verfassung, der Ideen, überhaupt jenes ganzen „Ueberbaues", der auf der Betriebsform als seiner Basis ruht. Wenn somit jede Umwälzung in der Technik anhebt, so kann die Theorie dennoch nicht technologisch heißen; denn die Technik wirkt nur durch ein Mittelglied, die „ökonomische Struktur", d. h. die Betriebsform, auf die Gesellschaft, die in der Technik bewußt vorgeht, zu Betriebsformen und Eigenthumsordnungen aber nach Marx unbewußt gedrängt wird.

Diese Darstellung ist der volle Gegensatz der hegelischen. Nicht mehr regirt die Idee, die allem Seienden zu Grunde liegt, die aus ihrer Entäußerung in der Natur durch die Geschichte in logischen Stufen zu sich selbst zurückkehrt. Nicht mehr beherrscht diese transszendente Macht den Menschen, sondern er macht selbst sein Schicksal durch fortschreitende Erkenntniß. Diese Erkenntniß aber ist noch ein gemeinsames Bindeglied beider Theorien. Bei Hegel erkennt der Mensch, als Werkzeug der Idee, um die Natur in sich aufzunehmen, sie „aufzuheben" und sich von ihr zu befreien; bei Marx, um auf

die Natur zu wirken und sie zu beherrschen. Herrschaft über die Natur scheint die Vorbedingung der Freiheit von ihr und eigentlich menschlicher Ideen. Darum kann Engels mit einem gewissen Recht behaupten, daß Hegel und Marx im Wesentlichen einer Ansicht seien, Hegel von oben angefangen, die Welt auf den Kopf, Marx sie wieder auf die Füße gestellt habe.

Einen ins Einzelne gehenden Nachweis, wie sich die Theorie an der Wirklichkeit bewährt, hat Marx nicht gegeben, nur gelegentlich einige illustrirende Thatsachen angeführt; eben so Engels in seinen verschiedenen populären Schriften. Ein Lieblingsthema ist dabei die Auflösung der feudalen und zünftigen Produktionweise durch den Fortschritt der Technik und des ebenfalls von der Technik abhängenden Verkehrs, der sich im sechzehnten Jahrhundert vollzog. Dieser Fortschritt wird nicht näher beschrieben, aber es wird weiter ausgeführt, wie das Handelskapital sich seiner bemächtigt, um das Verlagssystem mit unbeschränkter Arbeiterzahl zu erzeugen und wie dadurch die Schranken der Zunft niedergerissen werden. Das römische Recht wird eingeführt, da für den gesteigerten Austausch der Güter ein Recht des Waarenverkehres, wie es das römische ist, besser taugt als das deutsche. Die landesherrliche Gewalt siegt ebenfalls aus einer ökonomischen Ursache, nämlich weil das eben erfundene Schießpulver die Mauern der Städte und die Burgen des Adels bricht. Fehlt blos noch die Reformation, die wichtigste der damaligen Ideologien, die gleichfalls auf Wirthschaft zu reduziren ist. Das gelingt Engels durch eine kleine Unterschiebung, indem er für die Lehre, den Inhalt der Reformation, ihre kirchliche Verfassung setzt und meint, mit dem Ende der feudalen weltlichen Verfassung hätte auch die ihr nachgebildete katholische Hierarchie aufhören müssen. Daneben wirkte, nach Kautsky sogar allein, ökonomische Begehrlichkeit, die Gier der Landesherren nach den Gütern der Bisthümer und Klöster. So wird Alles vereinfacht, alles scheinbar Sublime durch die materialistische Ansicht gefällt, so daß es einen ökonomischen Niederschlag giebt. „Wirthschaft, Horatio, Wirthschaft!“ tönt es, was auch Horatio fragen mag. Wenn aber Horatio einen Einwand macht, z. B. warum in der Lombardei, die doch am Frühesten städtisches Leben, Fortschritte der Technik und weiten Verkehr hatte, es dennoch keine Reformation gab, warum Savonarola in Italien keinen Erfolg hatte, so heißt es, die Lombarden hingen, wie alle Italiener, fest am Papstthum, weil es Geld ins Land brachte. Wenn man aber weiter fragen wollte, warum trotzdem eine ewige Fehde zwischem den norditalischen Städten und dem Papste das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert durchzieht, so daß die Liga von Cambray (1508) zwischen Papst, Kaiser, Frankreich und Arragonien die Vernichtung Venedigs beschloß, dann heißt es wohl: Das hat die sozialistische Wissenschaft noch nicht erforscht, — und die bürgerliche gilt nicht.

Insbesondere werden die Ideen wegen ihrer eingebildeten Selbständigkeit und Kraft verfolgt, als Suggestionen der Wirthschaft entlarvt und — wahrscheinlich zur Strafe für ihre Verkleidung und ihre bisherige Bevorzugung — nach dem Vorgange von Marx oft verächtlich behandelt. So streben Marx, Engels und die Marxisten, Alles aus einem Prinzip abzuleiten. Wer Das nicht richtig findet, wird mißbilligend Eklektiker genannt, als ob Vereinigung der verschiedenen Elemente des Wirklichen im System das Selbe wäre wie Vereinigung verschiedener Systeme.

Besonders drei wichtige Momente entgehen den Bekennern dieser Lehre: erstens die Wechselwirkung der verschiedenen Lebensgebiete auf einander, kraft deren z. B. nicht blos die Wirthschaft auf die Politik, sondern auch die Politik auf die Wirthschaft wirkt, wie Irlands Schicksal beweist. Hierin hat allerdings Engels in einem Briefe aus dem Jahre 1890 erhebliche Konzessionen gemacht, doch ist er nicht dazu gelangt, nach der neuen Einsicht seine Formeln abzuändern. Zweitens fehlt ganz und gar die Rücksicht auf die Selbständigkeit der Ideen in ihrer Fortbildung und ihrer Verbreitung. Mag ein Gedanke oder ein Gedankensystem auch einer bestimmten ökonomischen und politischen, überhaupt äußeren Lage seinen Ursprung verdanken, so führt doch dann seine konsequente logische Weiterbildung weit über seine nächsten Wirkungen hinaus. So ist der regere Handel mit Industrieprodukten im ausgehenden Mittelalter die Triebfeder für die Einführung des römischen Rechtes. Aber einmal eingeführt, mußte es auch über den bloßen Mobilienverkehr hinaus auf das Eigenthum an Grund und Boden einwirken, diesen, dem deutschen Recht entgegen, zur Waare machen, das germanische Erbrecht verdrängen, kurz den Grundbesitz mobilisiren, wo nicht das Lehnsrecht einstweilen noch hemmend dazwischentrat. Ein eigenes Leben führen die Ideen auch durch ihre Verbreitung. Das beginnende Mittelalter gleicht ökonomisch und politisch den beginnenden Republiken des klassischen Alterthumes. In beiden Fällen geht der Kommunismus der Gentilverfassung zu Ende, die Gesetzgebung, dort die sogenannten leges barbarorum, hier die Solons, Lykurgs, die zwölf Tafeln u. s. w., sanktioniren das Privateigenthum und die Abstufung der Stände. Aber ein großer Unterschied zeigt sich bald. In den antiken Staaten ist der Sklave jedes Menschenrechtes entblößt, ein großer Theil der Bevölkerung also zur Sache herabgewürdigt. Erst am Ende des römischen Kaiserreiches hatte der Sklave aus wirthschaftlichen Ursachen und christlich-ideologischen Motiven eine bessere Stellung erlangt, so daß er rechtlich noch unfrei, faktisch nur an seine Scholle gebunden, sonst jeder Willkür entrückt war. Dieser höhere Werth des Menschen wandert mit dem Christenthum zu den Germanen; er bewirkt, daß der mittelalterliche Knecht und Hörige das Loos der römischen Sklaven nicht wiederholt. Dieser Unterschied namentlich war es, der der Geschichte der ger-

manischen und romanischen Völker einen anderen Verlauf als der des Alterthumes gegeben hat. Drittens wird übersehen, daß in der Geschichte eine Verschiebung und ein Fortrücken der Werthe stattfindet. Nach Marx und den Marxisten ist es immer die Oekonomie, die Fürsorge für das unmittelbare Leben, die das Bewußtsein des Menschen wesentlich erfüllt und sein Handeln bestimmt. Aber das Leben bleibt nicht immer ein unmittelbares, sondern schon im Urzustande gesellt sich ein zweites hinzu; schon der primitivste Mensch hat eine zweite Welt, die Welt der Geister, an die er glaubt, die auf sein Leben wirkt, z. B. ihn für die Geister Nahrung zu schaffen verpflichtet, also seine Oekonomie wesentlich mitbestimmt. Dieser Geisterglaube wächst später zu ganzen religiösen Systemen aus, die sehr lebhaft auf das ökonomische Leben einwirken, da sie ökonomische Opfer fordern. Solche Opfer fordert auch das politische und das künstlerische Leben. Kurz, das Gewebe der menschlichen Bestrebungen ist komplizirter und reicher, als die Marxisten es darstellen.

Aber politische Parteien sehen nicht in erster Linie auf die Richtigkeit einer Theorie, sondern auf das Ansehen ihres Urhebers und auf die Möglichkeit, die Theorie für ihre Bestrebungen zu verwerthen. Marx ist der Gründer der Internationale und der Kritiker des Kapitalismus, also ein Evangelium für die gesammte Sozialdemokratie der Welt. Ferner leistet ihr seine Geschichtstheorie entschieden wichtige Dienste. Nach ihr ist zu erwarten, daß die ökonomischen Mächte der Gegenwart, d. h. die großen Kapitalien, ungehemmt schalten und walten, bis wenige Besitzende der besitzlosen Nation gegenüberstehen und die „Enteignung der Enteigner" mühelos erfolgen kann. Der Glaube an diesen Tag des Zusammenbruches des alten und der spontanen Entstehung des neuen Systems ist in der Partei so fest wie der der orthodoxen Juden an den Messias. Und der Tag soll kommen, ohne daß ihn die Partei durch irgend welche zum Neuen überführende Maßregeln vorbereitet. Die „Agrarier" der Partei waren an der Unfehlbarkeit dieser Hoffnung irre geworden und wollten auf dem letzten Parteitage eine Annäherung an das Ideal schon jetzt anbahnen, sie blieben aber in der Minderheit. Ferner leistet die Theorie agitatorische Dienste. Allen vorhandenen Einrichtungen, dem Staat, der Kirche, der Justiz, wird ihre „ideologische" Ehrwürdigkeit abgestreift, sie sind nichts als Herrschaftmittel der ökonomisch mächtigen Klasse. Von ihnen habe der Proletarier nichts zu erwarten, er könne seine Hoffnung immer nur auf die völlige Abschaffung des jetzigen Systemes, auf die Beseitigung des Klassenunterschiedes setzen. Daß bisher, wie Marx behauptet, der Gegensatz der Klassen zugleich das Agens des Fortschrittes war und nun die Frage entsteht, wie künftig ohne ihn der Fortschritt möglich sein wird, Das wird ignorirt. Denn man müßte sonst gestehen, daß entweder der Fortschritt aufhören oder

daß er einst, in der neuen, idealen Ordnung, auf einem überökonomischen Gegensatze ruhen, die schöne Theorie also in der Zukunft nicht mehr richtig sein wird. Endlich läßt sich nach dieser Theorie die ganze Weltgeschichte in einige schematische Epochen bringen, die dem Ungelehrten leichter faßlich sind als etwa die Epochen der politischen oder der religiösen Geschichte. Sie dient vortrefflich zur sozialdemokratischen Aufklärung, da sie für die Redner und die Parteigenossen gleich verständlich ist. Sie befriedigt ein sehr natürliches Streben des denkenden Arbeiters, die Zeiten der Vergangenheit in ihrem Wesen zu erkennen, und ist bei tiefer angelegten Naturen oft der erste Anstoß zu einer gründlicheren Auffassung. So kommt es, daß die Partei, die am Zähesten ein konstruirtes Ideal verfolgt, für die Vergangenheit die selbständige Macht konstruirter Ideen leugnet Denn der Formel des Sozialismus: Jedem nach Verdienst, liegt eine bewußte sittliche Idee, die der Gerechtigkeit, zu Grunde, die nun, nachdem sie für andere Lebensverhältnisse schon gegolten hat, auch auf die Wirthschaft anzuwenden sei. Das unterscheidet sie von der Formel des Kommunismus: „Jedem nach Bedürfniß". Wenn aber die Ansicht der Geschichte als eines bloßen Spieles wirthschaftlicher Mächte über die Kreise der Sozialdemokratie hinaus Beifall findet, so liegt Das theils an ungenügender Besinnung auf die Thatsachen und auf die Don Quixote-Natur des Menschen, die ihn in gesunden Epochen immer treibt, über das Gegebene hinaus Träumen nachzuhängen, die nicht blos seiner Umgebung entspringen, theils an der weit- und tiefgehenden Skepsis gegen die Möglichkeit der Selbstbestimmung und gegen die Einwirkung weitschauender Gedanken auf das Handeln. Die sogenannten Gebildeten sind heute eben so glaubensarm, wie sie vor hundert Jahren glaubensselig waren.

Diesem starken Gebrauche der Theorie entspricht aber durchaus nicht die Stärke ihrer Begründung. Was Marx und Engels unterlassen haben, ist noch jetzt nicht nachgeholt. In der „Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen" (Stuttgart 1895) haben K. Kautsky, E. Bernstein und P. Lafargue versucht, wenigstens für die kommunistischen Utopien die Keime in der jeweiligen Oekonomie aufzuzeigen. Ich habe in einer Schrift, die auch andere Theorien behandelt,*) einen ersten Versuch gemacht, das Richtige und das Falsche der ganzen Anschauung zu sondern. Das Thema wird noch manche Erörterung erfahren. Die ökonomische Theorie — so, nicht „materialistisch", müßte die Lehre heißen —, ist noch lange nicht die Wissenschaft der Geschichte, aber vielleicht eine Vorstufe, die zu ihr führt.

*) Die Geschichtphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann. Leipzig 1890.

Leipzig. Dr. Paul Barth.

Die Lieder der Bilitis.

Von einem jungen, fast noch gänzlich unbekannten Franzosen, Pierre Louys, ist vor ein paar Monaten ein Bändchen mit dreiundneunzig Gedichten herausgekommen, die sich als Uebersetzungen aus dem Griechischen geben. Sie sollen von einer Dichterin Bilitis herstammen, die im Anfang des sechsten Jahrhunderts in Pamphylien als Tochter eines Griechen und einer Phönizierin geboren wurde, dann nach Lesbos in den Kreis der Sappho kam und von dort sich nach Cypern wandte, wo sie als Hetäre lebte. Sie hat ihr Leben — oder vielmehr die lyrischen Stimmungen in den verschiedenen Stadien dieses Lebens — in hundert Gedichten aufgezeichnet, die in die Platten aus Amphibolit ihrer Grabkammer eingravirt waren. Ein deutscher Archäologe, der auf Cypern Ausgrabungen veranstaltete, öffnete die Grabkammer und fand in einem Terracottasarge die noch unversehrten Ueberreste der Dichterin nebst ihrer Totenmaske. Das von dem Entdecker herausgegebene Original der Gedichte enthält viele semitische Ausdrücke und Wendungen und ist deshalb schwer zu verstehen. Natürlich handelt es sich um eine Mystifikation.

Den eigentlich lyrischen Genius scheint die französische Sprache nicht zu besitzen; den französischen Lyrikern fehlt der Naturlaut, Das, was wir mit einem leider in Folge vielen Mißbrauches falsch klingenden Worte „Gemüth" nennen, die Einfachheit und Wahrheit der Empfindung. Sie neigt nach zwei Extremen: der Rhetorik, dem Pathos, und dem glatten, durchdachten Künstlerthum. Beides liegt weit ab vom Naturlaut. Da neue lyrische Werthe aber immer nur geschaffen werden können durch neues Lauschen auf den Naturlaut, seine neue, unaucirte Wiedergabe, sein neues Studium, auf das sich dann Weiteres aufbaut, so folgt, daß die französische Lyrik eine weit größere Hinneigung zum Konventionellen haben muß als etwa die deutsche.

Pierre Louys hat nun das Bestreben, auf den Naturlaut zurückzugehen. Schon allein dieses Streben sichert ihm in seiner Literatur einen hervorragenden Platz. Ueberall spürt man das ehrliche Bemühen, das Pathos zu vermeiden, den herkömmlichen Formeln und Worten zu entgehen; da Das bei einer so ausgebildeten Literatursprache, bei der jedes Wort durchtränkt ist von der Arbeit früherer Künstler, bei der jede Wortkombination, die zum Zweck eines bestimmten Tonfalles gemacht wird, schon einmal irgendwie angewendet wurde und dadurch ihre Frische und Jungfräulichkeit verloren hat, im Vers überhaupt fast unmöglich ist, so hat er Prosa gewählt. Ein Fremder kann solche Dinge ja natürlich nicht beurtheilen, allein schon der Rhythmus und Klang der französischen Verse hat so etwas Festes, Geschlossenes, daß man sich wohl denken kann, wie er dem Inhalt sofort eine bestimmte Farbe verleihen muß, — und damit ein Stück Unwahrheit und Konvention. Wir Deutschen haben unseren Vers so ausgearbeitet und ausgeweitet, daß er sich den meisten empfundenen Bedürfnissen des Dichters zwanglos anpaßt; der französische Vers ist so starr, daß der Dichter sich ihm anpassen muß.

Sehr oft gelingt es Louys, den schlichten Ausdruck für eine wahre, schlichte Stimmung zu finden. So in dem herrlichen ersten Gedicht:

Je me suis baignée seule dans la rivière de la forêt. Sans doute je faisais peur aux naïades, car je les devinais à peine, et de très loin, sous l'eau obscure. Je les ai appelées. Pour leur ressembler tout à fait,

j'ai tressé derrière ma nuque des iris noirs comme mes cheveux, avec des grappes de giroflées jaunes.

D'une longue herbe flottante, je me suis fait une ceinture verte, et pour la voir, je soulevais mes seins en penchant un peu la tête. Et j'appelais: „Naïades! naïades! jouez avec moi, soyez bonnes.“ Mais les naïades sont transparentes, et peut-être, sans le savoir, j'ai carressé leurs bras légers.

Unwillkürlich wird man bei diesen Zeilen entzückendster koketter Einfachheit an das Ideal des Roccoco denken. Und im künstlerischen Ideal des Roccoco ist auch das Verständniß für die merkwürdige Dichtung zu suchen.

Ich weiß nicht, wie die Intentionen des mir gänzlich unbekannten Dichters gewesen sind, ob er die große unbewußte Naivetät beabsichtigt hat, die in den Werken der guten Alten selbst und in dem Werthvollsten der germanischen und slavischen Literaturen steckt, oder ob er jene Naivetät des Roccoco wollte, die noch keine Nation den Franzosen hat nachmachen können, — diese Naivetät der feinsten Beobachtung, des delikatesten Geschmacks, des bewußtesten Künstlerthumes. Jedenfalls hat er sie erreicht und nicht die erste Art des Naiven. Was heute aus der Roccocozeit noch lebt, Das sind keine Verse, sondern Bilder. Vielleicht waren die damaligen Maler zufällig die größeren Talente. Nach langen Jahren ästhetischer Barbarei schätzt man heute wieder die Watteau und Boucher, — und voraussichtlich wird man sie nunmehr für immer schätzen. Pierre Louys ist in seiner Art ein eben so bedeutender Künstler wie diese Beiden. Uns Deutschen mag an den Boucher und Watteau immer die Eleganz und Kälte des Künstlerthumes abstoßen. Wir wollen den ehrlichen Glauben des Künstlers, die echte Naivetät unseres Hans Thoma, die uns erst glaubhaft wird durch die treuherzige Ungeschicklichkeit. Die Franzosen sind so unheimlich geschickt, sie können so verdächtig viel. Sie erscheinen uns leer und seelenlos gegenüber Dem, was wir verlangen und was wir doch auch haben in unseren großen Künstler. Und schließlich ist die Kunst des Pierre Louys ja auch seelenlos. Kaltblütig stellte er sein Problem auf: das Leben einer griechischen Hetäre in Liedern; mit höchster Meisterschaft greift er die lyrischen Momente heraus, dichtet er sich in die Situation hinein, bis er die Naivetät erreicht hat, — aber das Resultat ist nicht die tiefe gemüthliche Erregung, sondern eine kalte, ästhetische Bewunderung.

Wie wahr ist der Satz: „Mais les naïades sont transparentes“; wie naiv die Erklärung des Kindes: daß es ja die Najaden nicht sehen kann, weil sie durchsichtig sind; aber es fehlt uns trotz oder bei aller Hochachtung vor dem Künstler, der einer so feinen Konzeption fähig war, doch der innere Glaube. Wunderhübsch ist die Situation, wie sie sich das fluthende Schwimmkraut um die Hüften schlingt, den Busen mit den Händen hebt und den Kopf ein Wenig neigt, um den Effekt zu bewundern; die Situation ist hübsch, ist wahr, ist mit denkbarster Kürze und feinstem Gefühl in jedem Wort geschildert, — aber sie wirkt nicht unmittelbar einschlagend. Woher es kommen mag, ist vielleicht unkontrolirbar, verbunden aber ist sicher das Gefühl bei dem Leser, daß die Stelle kokett ist, — immer natürlich nicht eine fatale, widerwärtige Koketterie, sondern das Zarteste, Duftigste, Feinste, was man sich denken kann.

Ein Bild aus der zweiten Periode, der Zeit der lesbischen Liebe, mag folgen. Je laisserai le lit comme elle l'a laissé, défait et rompu, les draps

mêlés, afin que la forme de son corps reste empreinte à côté du mien. Je n'ouvrirai pas les fenêtres, je n'ouvrirai pas la porte, pour que le souvenir resté ne s'en aille pas avec le vent. Je ne mangerai pas ce matin, je ne mangerai pas ce soir, et je ne mettrai pas de rouge, pour que son baiser demeure sur mes lèvres. Jusqu'à demain je n'irai pas au bain, je ne porterai pas de vêtements et je ne peignerai pas mes cheveux, de peur d'effacer ses caresses.

Die Gluth der Leidenschaft in diesen Worten wird nur sehr diskret durch das künstlerische Hilfsmittel des Parallelismus unterstützt, wie Louys überhaupt nur sehr sparsam mit künstlerisch-technischen Mitteln umgeht; alles Innerliche ist absichtlich fern gehalten in diesen Worten, um nur ja keine Pose aufkommen zu lassen; die Darstellung der Leidenschaft scheint auf ihren einfachsten Ausdruck gebracht zu sein; denn einfacher kann sie doch eben nicht dargestellt werden als durch das Symbol der Handlungen, die sie erzeugt. Und doch läßt uns dieses Gedicht im tiefsten Inneren kalt, berührt uns diese Leidenschaft nur so, gewissermaßen durch einen Schleier, wie die lebenswärmste, sinnlichste Darstellung in weißem, abstraktem Marmor. Wir fühlen uns dieser Kunst gegenüber als Liebhaber der Kunst, nicht als erregte Menschen; es wird uns nichts suggerirt.

Trotzdem: ist in diesen Sätzen nicht Naturlaut, Naturlaut, der vielleicht ein Bischen kunstgerecht modulirt ist, aber doch wahr sich aus der Brust der wirklichen Bilitis hat losringen müssen?

Pierre Louys wird, selbst wenn er nicht noch Weiteres produzirt als diesen einen Band — ein schwacher Roman aus dem selben Stoffgebiet sei ihm verziehen —, in wenigen Jahren zu den ersten Dichtern gezählt werden, die Frankreich hervorgebracht hat, und er wird diese Stellung vollauf verdienen. Aber bei aller Bedeutung bleibt wenigstens in diesem Buch ein großer Mangel: er ist zu sehr berechnender Künstler und zu wenig fühlender Mensch.

Wir können mit Hilfe des großen historischen Verständnisses, das wir der Gegenwart verdanken, künstlerisch die Jahrhunderte durchlaufen, wir können mit Hilfe des objektiven Sinnes in allen Dingen, gleichfalls einem Geschenk der letzten neuzeitlichen Entwickelung, uns in die Stimmungen der verschiedensten modernen Klassen und Stände, auch in die Seelen der verschiedenen Geschlechter hineinversetzen. Wir können heute wirkliche Weiber darstellen, nicht nur, wie frühere Generationen, Abbilder des männlichen Ideals vom Weibe; wir können den wirklichen Bauern schildern, nicht nur die Vorstellung, die naive Städter von den Bauern haben; wir können wirkliche Römer hinstellen und brauchen nicht unsere eigenen Landsleute als Modelle dazu zu nehmen. Auch eine griechische Hetäre können wir in ihren einzelnen Stimmungen und Gefühlen malen; noch vor Jahrzehnten wäre Das unmöglich gewesen; wir, die wir auf Flauberts Schultern stehen, können es. Aber nachdem sich das Gebiet für die Bethätigung unseres künstlerischen Könnens so erweitert hat, erhöhen sich unsere Ansprüche an die Kunst. Wir haben nicht mehr die Naivetät dem Stoff gegenüber; alles Stoffliche wirkt roh und unkünstlerisch auf uns; was interessirt uns das Alles, was Salammbô oder Frau Bovary erlebt, mag es der Künstler auch in größter Wahrheit, Treue und Einfachheit gegeben haben! Wahrheit, Treue und Einfachheit können doch nicht Selbstzweck sein; sie dürfen nur die Bedeutung der Technik haben.

Weit hinter Allem, was wir äußerlich bemerken und nach feinster Untersuchung mit den subtilsten Mitteln darstellen können, liegt in uns Etwas, das wir nur dunkel durch das Wüste des Wirklichen hindurch ahnen können; in unserer Seele blühen und duften hesperische Gärten, von hohen Mauern umzogen, über die kein Blick dringen kann, und nur in seltenen Stunden vernehmen wir in uns einmal einen Stoß jenes Duftes, der durch einen Windhauch herübergeführt wird, oder das feine Summen der Bienen in dem unbekannten Garten. Und Das wollen wir in dem Künstler spüren, der nach unserem Herzen sein soll; alles triviale Stoffliche soll hinter ihm bleiben; er soll uns in unsere eigenen Tiefen führen, — und Das kann er nur, wenn er in seine eigenen Tiefen geht. Nicht in der herkömmlichen psychologischen, analysirenden Weise. Was da zu fassen ist, Das ist nur Oberfläche; und außer ihr giebt der Künstler hier noch die einfache Schablone, wie in dem ordinären Begebenheitkunstwerk. Solche Kunst ist immer nur noch Gedankenkunst. Aber diese gesuchte Kunst: Das würde endlich die wahre Lyrik sein, die eben nur das Ich kennt, das wirkliche Ich, und der alle Begebenheit fremd ist.

Es ist ein langer Weg, der zu diesem Ziele führt, und es mag bezweifelt werden, daß er in Frankreich erreicht wird. Pierre Louys, der große Künstler, ist durchaus nicht auf diesem Wege. Aber sein großes Künstlerthum wird ähnlich wirken wie das Flauberts: es wird diesen Weg von dem Gestrüpp der Unnatur, der Phrase und der Konvention reinigen, — wenn er nicht Ausgangspunkt für eine neue Konvention wird.

Das Leben der Bilitis ist eine Schnur lyrischer Perlen. Das Gedichtbuch ist ein Ganzes, eine Komposition. Unzweifelhaft ist es etwas Neues; und im Verein mit der Großartigkeit seines Talentes und der Einfachheit und Natürlichkeit, die in seinem Genre in Frankreich beinahe unerhört sind, mag Das darüber hinwegtäuschen, daß der Verfasser eigentlich Vertreter einer Kunst ist, die jetzt alte Kunst zu werden beginnt. Das alte „l'art pour l'art" wird er noch getrost auf seine Flagge schreiben, — zu deutsch: Die Kunst für den Liebhaber. Die Kunst der Zukunft muß von so großer Naivetät sein, daß sie das Bewußtsein, Kunst zu sein, gar nicht kennt, wie die Kunst der Volkslieder oder die Kunst Dürers, dieses deutschen Handwerkers.

Unsere Zeit ist individualistisch gestimmt und im Künstler hat seit der Renaissance der Individualismus immer mehr seinen reinsten Ausdruck erhalten; ja, heute glauben die Herren die Allermodernsten zu sein, die sich zu künstlerischen Anarchisten herausgebildet haben. Was wir heute Künstlerthum nennen, Das ist dieses individualistische, rein auf das Ich gestellte künstlerische Schaffen. Aber genau wie unsere wirthschaftliche individualistische Organisation, nachdem sie die Welt erobert hat, in sich selbst umschlägt zu ihrem Gegentheil, so schlägt auch die Kunst nach vollbrachter Welteroberung um, aus ihrer weitesten Extension verschwindet sie in das tiefste Ich. Jedoch nicht in das Ich im alten Sinn, in das individuelle Ich des Künstlers, das ja mannichfache Seelenwanderungen durchmachen kann. Mit dem alten, schulmäßigen Ausdruck des „Allgemeinmenschlichen" bezeichnete man etwas Aeußerlicheres, als hier gemeint ist, und man brauchte dafür auch gern Schlagwörter wie „Volksseele" oder „Volksgeist".

Wilmersdorf. Dr. Paul Ernst.

John Ruskin.

John Ruskin? Wer ist John Ruskin?! Jedenfalls ein Name, der in Deutschland so gut wie vollständig unbekannt ist. Was ist er denn, fragt Mancher. Russe, Pole? der Name klingt so östlich. Forscher, Maler, Musiker? Nun, schon Mazzini hat ihn den analytischesten Geist Europas genannt; Tolstoi den hervorragendsten Moralisten der Gegenwart. Also von Florenz und Rom bis hinein in die Tiefen des Ostens scheint man ihn zu kennen. Und mehr: in Amerika sind seine Werke — und es ist eine bändereiche, stattliche Anzahl von Werken, die ein ganzes Schrankfach füllen — sogar zum Gegenstand eines ergiebigen Raubhandels geworden. Sein Ruf, seine Wirkung geht von London östlich und westlich um den Erdball, — und wir Deutschen kennen ihn wirklich nicht. Wir haben Nietzsche und die Propheten, — aber Ruskin? Ein unentdecktes Land.

Als im letzten Sommer in London Sudermanns „Ehre" aufgeführt wurde und sich ergab, daß dieses Werk auf die Engländer gar keinen besonderen Eindruck machte, da fühlte mancher Deutsche jenseits des Kanals Etwas wie ein Fiasko nicht sowohl Sudermanns als des deutschen Geistes selbst. Aus einer der Vorstellungen kam ein Engländer, der gefragt wurde, was er von dem Stücke hielte. „Dishonoured!" sagte der Mann, wie man auch von unbezahlten Wechseln in diesem Sinne im Englischen spricht, und zuckte die Achseln. Man wird eine solche Niederlage der modernsten deutschen Anschauungen — denn das Urtheil jenes Engländers bezog sich auf den Skeptizismus in Sachen des Ehrbegriffes bei Sudermann, nicht auf die theatralische Arbeit als solche — noch mehr verstehen, wenn man Ruskins Schriften kennen gelernt hat und erwägt, daß er ein geistiger Erzieher für die Völker englisch redender Zunge geworden ist, nachdem er mehr als fünfzig Jahre lang thätig ist und seine ästhetischen, seine soziologischen und moral-ästhetischen Schriften fortwährend neu aufgelegt worden sind. Wir haben in Deutschland nur einen Denker und Aesthetiker, den wir seiner ganzen geistigen Verfassung nach mit ihm zugleich nennen dürfen: nämlich Theodor Fechner, den Verfasser der „Nana". Und da eben zum ersten Male auch die deutschen Leser, die des Englischen nicht mächtig sind, durch die vortreffliche Uebersetzung einer Blumenlese aus Ruskins Werken sich mit diesem eigenartigen Geiste bekannt machen können, so mögen diese Zeilen dazu dienen, sie auf den Verfasser von „Modern Painters", „The Stones of Venice", „Unto this Last", „Lectures of Art" und „Fors Clavigera" hinzuweisen. Von 1843 bis 1884 vertheilt sich das allmähliche Erscheinen dieser Bändereihe.

Jacob Feis in London, der sich schon durch ein vortreffliches Buch über Shakespeare und Montaigne vor Jahren bekannt gemacht hat, veröffentlicht in deutscher Uebertragung unter dem Titel: „Was wir lieben und pflegen müssen“ (Straßburg, Ed. Heitz) zunächst aus dem ersten Werke Ruskins „Modern Painters“ („Moderne Maler“) eine Auswahl jener frappirenden Naturstudien und Naturbeseelungen welche die Bewunderung Tolstois und Tennysons, einer George Eliot wie eines Browning hervorgerufen haben. Die Uebersetzungen sind vortrefflich. Und hat man diese köstlichen Beobachtungen, diese lebenerhaltenden und lebendeutenden Betrachtungen gelesen, so wird man Englands jüngere und ältere Generation auch in diesem Jahrhundert beglückwünschen, daß sie solche Lehrmeister, solche Erzieher ihres Sinnes und ihrer Lebensauffassung hatte und hat, wie nicht nur Thomas Carlyle, sondern von Allem auch dieser Ruskin Einer ist. Nicht so glücklich hat es der Zufall mit den jüngeren deutschen Generationen gemeint, die vor zwei Jahrzehnten aus Schopenhauer die Elemente ihrer Lebensansicht lasen und im letzten Jahrzehnt sich durch Nietzsche zu einer fragmentarischen Lebenskalkulation verurtheilt sehen.

Nur ein Bruchtheil der lebendigen Naturästhetik und Lebensästhetik Ruskins ist es, mit dem Jacob Feis die deutschen Leser bekannt macht, etwa hundert und zwanzig nicht eng bedruckte Seiten. Aber wie reich, wie mannichfaltig ist der Inhalt dieser Seiten, welchen Schatz von zarter Beobachtung und umfassender Verdichtung der Eindrücke des Lebens enthält er! Das Werk „Moderne Maler“ knüpft an eine Analyse und Rechtfertigung der Landschaften Turners an, den die Besucher der londoner Nationalgalerie wohl kennen, der aber auf dem Kontinent fast eben so unbekannt ist wie sein Interpret Ruskin. Gewiß überschätzt Ruskin das Können Turners, besonders wenn man ihn unter dem Eindruck der späteren Entwickelung unserer Landschaftmalerei in Deutschland, Schottland und England betrachtet. Vieles von Dem, was man sowohl in der londoner Nationalgalerie wie in anderen englischen Sammlungen sieht, erscheint heute als theatralisch, aufgeputzt und mehr wie ein bengalisches Farbenfeuerwerk als wie eine treue Wiedergabe prächtiger Naturerscheinungen. Ohne Frage sieht man bei Turner, der schon 1851, sechsundsiebenzig Jahre alt, stirbt, die Vorboten unseres modernen Pleinairismus. Luft, Licht und den Charakter der Erscheinungen im Milieu der Luft und der Feuchtigkeit beobachtet er, unter dem Einfluß Claude Lorrains zu einer eigenen Beobachtungart fortschreitend. Aber noch versagen ihm die Mittel; und der prächtigste Sonnenuntergang, der alle möglichen meteorologischen Effekte enthält, bringt noch nicht jene Vermittelung der Beobachtung, die durch Naturwahrheit überzeugt, sondern er wirkt eher wie der Dekorationeffekt und Farbeneffekt einer Bühnenszenerie. Anderes aber ist merkwürdig

zerfahren und gestaltlos. Aehnlich wie bei Jean Paul mischen sich höchst realistische, höchst lebenswahre Momente mit einer Farbenrhetorik, die in das Gestaltlose zerfällt. Einige Meisterwerke von Turners Hand gehören aber allerdings zu denen, die als Glanzpunkte der künstlerischen Originalität jener englischen Malerei zu bezeichnen sind, die sich unabhängig vom Kontinent als eine autochthone, eine bodenwüchsige Kunst entwickelt hat, da sie englische Landschaft, englische Menschen mit den Sehorganen schildert, die englischer Boden, vom Meerhauch und Meerdunst umweht, erzeugte.

Für das sinnige Verhältniß, das indessen John Ruskin zum Naturschönen hat, für das sittlich-sinnige Zusammenleben mit der Natur, das er in Modern Painters praktisch bethätigt und predigt, genügt die Anknüpfung an Turner vollkommen, um Ruskins eigenen, ursprünglichen Geist zu entwickeln. Dieser englische Aesthetiker und Moralist betritt nicht den Weg der logischen Analyse des Naturschönen, wie es Friedrich Vischer und Eduard von Hartmann bei uns zu thun pflegten: er wird ein Erzieher seiner Nation zum Naturschönen, indem er es lebendig vor uns entwickelt und hierin eine Eigenschaft beseelender Sinnigkeit entfaltet, die bei der skeptischen und lediglich kritischen Art, in der deutsches Gehirn nun schon seit hundert Jahren zu funktioniren verdammt ist, einem deutschen Denker wohl schon nur als Dichtung erscheint. Aber es ist nicht Dichtung, sofern man etwas Wahrheitwidriges darunter verstehen sollte, es ist vielmehr die Ausübung eines Sinnes für die Teleologie der Natur. Wir haben in Eduard von Hartmann einen Denker, der in seiner Aesthetik des Naturschönen das teleologische Moment in Bezug auf ästhetische Zwecke der Natur wieder einzuführen gewagt hat. Wo die einseitige kritische Bildung des deutschen Gehirns im letzten Jahrhundert am Liebsten auf den Pfaden des voltairischen Candide sich bewegte und in Wissenschaft und Leben von Naturzwecken eben so wenig Etwas wissen wollte wie etwa von Zwecken der Natur zum Geistesleben, wo man Alles lediglich retrospektiv unter dem Gesetz der Kausalität, und zwar der blinden Ursächlichkeit, betrachtete, da fand zunächst Darwin wenigstens in der geschlechtlichen Zuchtwahl ein scheinbar mechanisches Motiv, das feinere Köpfe doch wieder auf ein Zweckverfahren der Natur aufmerksam machen mußte. Ja, das Naturschöne, die ästhetisch verlockende Kraft, die sich hier als ein Motiv zur Emporbildung der Arten in das Gewebe der Ursachen einmischt, mußte eine lediglich retrospektive, rein genetische Denkart unwillkürlich wieder umsetzen in eine teleologische, zweckssinnig verfahrende Denkweise.

Man braucht nicht in die lächerliche, sophistische Teleologie eines Candide zu verfallen, der selbst die Syphilis als einen Beweis für die Vollkommenheit der besten Welt des Leibniz ansieht. Diese veraltete, von den Theologen geübte Teleologie konnte von Voltaire denn doch nur deshalb

lächerlich gemacht werden, weil sie eine falsche, eine sophistische Anwendung des Zweckdenkens war. Unsere deutsche Denkerziehung hat aber nun jedes Zweckdenken überhaupt aus der allgemeinen Betrachtung der Dinge auszuschalten gesucht. Man hat damit für das deutsche Gehirn Etwas geleistet, das ein Turner thun würde, der nur seine Bauchmuskeln übte, aber den Bizeps seines Armes, mit dem er sich emporzuziehen vermag, verkümmern läßt. Und weil man diese Verkümmerung des Denkens, die zu einer Verkümmerung der Beobachtungskraft führte, in Deutschland auf Schritt und Tritt zu beklagen hat, möchte man auf einen Geist wie John Ruskin hinweisen, in dem, auf dem Grunde eines eminent scharfen Beobachtungsinnes, auch noch die volle sinnige Kraft des Zweckdenkens frisch erhalten ist. Er ist ein Mann, dessen feiner ästhetischer Sinn, dessen frohe Beobachtungsgabe im Naturleben wie Menschenleben Beziehungen entdeckt und schildert, die nicht Jedermann kennt und bemerkt hat. Ob er uns die Tanne und ihren Charakter darstellt, die Lebensgewohnheiten dieses Baumes, sein Verhältniß zur Laubvegetation, seinen Einfluß auf Klima, auf Menschenleben und Geschichte, ob er die Moose und ihre Bedeutung im Haushalt der Natur malt oder ob er den Eindruck und die Bedingungen eines Bauwerkes schildert, wie es die Markuskirche in Venedig ist, — immer überrascht er durch eine wunderbar sinnvolle Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen. Und immer fühlt man, wie hier eine der wichtigsten Funktionen des Geistes, der Zwecksinn, durch keine falsche erkenntnißtheoretische Betrachtung gestört, eine Beseelung in den Dingen nachweist, die sich auch fast immer rückwärts, durch eine mechanistisch-ursächliche Betrachtung, kontroliren läßt, historisch und genetisch ihre Rechtfertigung findet. Bildlich geredet: nicht nur eine Hirnhälfte denkt, sondern beide Hirnhälften wirken den Gegenschlag der Methoden des Denkens und Betrachtens, der erst den vollen geistigen Charakter des Daseins erkennen läßt, weil er volles Entfalten aller Denkkräfte enthält. Wie unscheinbar mag Manchem folgende Charakteristik der „Flechten" aus den Modern Painters vorkommen:

„So wie in gewissem Sinne die schlichtesten, so andererseits sind sie die geehrtesten Erdkinder. Unverwelkbar und unverrückbar, werden sie von keinem Wurm zernagt und von keinem Herbst zerstört. An Liebreiz reich, werden sie weder bleich in der Hitze noch welk im Frost. Sie, die langsam Tastenden, die wacker Beherzten, haben die dunkelen, ewigen Gewebe der Höhen zu wirken; sie, die langsamen Zeichenkünstler, haben regenbogenfarbiges, mannichfaches Bilderwerk zu entwerfen. Wie die Ruhe des leidenschaftlosen Felsens ist ihnen auch dessen Dauer zugetheilt, und indessen die Winde des scheidenden Lenzes die weißen Hagedornblüthen wie Schnee verwehen und der Sommer auf ausgetrockneter Wiese das welkende Gold von den Primeln wischt, verbleiben weit oben im Gebirge auf dem Gestein sternartige Felder von Silberflechten und der orange-

gelbe Fleck auf jenem westlichen Gipfel strahlt die Sonnenuntergänge eines Jahrtausendes zurück."

Man glaubt, einen Dichter zu hören. Aber nein, es ist der Naturforscher, der Denker, der erfüllt ist vom ästhetischen Wesen der Natur selbst und uns einen flüchtigen Einblick in den Haushalt der Natur giebt. Daß es ein Haushalt ist, nicht nur eine mechanische Nothwendigkeit aus der Kategorie der Kausalität, Das weiß uns Ruskin überzeugend dadurch zu schildern, daß er den Menschen und sein Seelenleben, welches jene Beziehungen aufdeckt, als einen der wesentlichsten Faktoren in diesem Haushalt des Daseins erkennt und nachweist. Wir sehen hier eine Lebenseinsicht vor uns, deren inneres Glück auf der Fülle ihrer Anschauungen beruht und die unendlichen Segen auch in Deutschland verbreiten könnte, wenn es ihr gelänge, den naturwissenschaftlichen und ethischen Aberwitz und Halbwitz Nietzsches abzulösen.

Ruskin hat Methoden des Anschauens und Denkens, die zu den überraschendsten Einsichten in den Zusammenhang der Natur, des Lebens überhaupt, führen. Wie eigenthümlich verfährt sein Geist, wenn er den Unterschied einer Berglandschaft von einer Flachlandschaft und somit den Unterschied ihrer Kulturen im Hinblick auf ihre ethischen und ästhetischen „Valeurs" erklärt. „Die hohen Berge heben das Flachland an ihren Seiten zu sich empor", sagt er. „Der Leser vergegenwärtige sich den Anblick der reichstgeschmückten Ebene eines hochkultivirten Landes; er denke sich das Schattendunkel anmuthvoller Wälder und den Farbenschmelz lieblicher Wiesen hinein; er möge den Raum bis zum äußersten Gesichtskreis mit unzähligen und mannichfaltigen Bildern ländlichen Lebens ausfüllen." Er malt Das nun aus und zeigt, wie man sich dies Alles nun faltig emporgehoben denken soll und wie der Bach, der in der Ebene langsam dahinfloß, auf einmal lustig vom Berge herunterspringt und wie alle Natur- und Lebensverhältnisse in dieser anderen räumlichen Lage zu einander auch ihren Charakter verändern und steigern. Es ist ein Meisterstück erklärender Darstellung und die Beziehungen von Mensch und Natur, vom Seelenleben zum Naturleben und umgekehrt, die er dabei entschleiert, wirken im höchsten Grade überraschend durch ihre Wahrheit. Und wenn er über die Charaktereigenthümlichkeiten der Bewohner von Granitgegenden spricht, die Klarheit und Reinheit des Wassers auf Granitboden und die damit zusammenhängende Eigenart ihrer Bewohner erörtert: wer jemals auf dem Granitzuge geweilt hat, der das sächsische Erzgebirge durchschneidet, und dann wieder der Eindrücke sich entsinnt, die er im Granitgebiete der wilden Aar und Reuß, am Totensee der Grimsel im Berner Oberlande gesammelt hat, — wie sehr wird er den exakten Beobachtungsinn dieses Ruskin bewundern! Kaum ein moderner Geist kann ihn an Einsicht in die natürliche, wechselseitige Bedingtheit aller Lebenserscheinungen übertreffen, und

wenn sich aus dieser umfassenden Einsicht dann gerade ein teleologischer Sinn entwickelt, der mindestens einen Abglanz höchster Vernunft in dieser natürlichen Bestimmtheit der Dinge sieht und sogar das Gebäude seiner Ethik aus einem solchen liebevollen Haushalt der Natur entnimmt, so wird man die hohe Bedeutung, die ein solcher Geist auch für Deutschland gewinnen könnte, wenigstens ahnen. Die Wunden, die das Mißverständniß von Darwins Kampf ums Dasein dem ethischen Leben der europäischen Menschheit geschlagen hat, kann Ruskin heilen. Dieser Zeitgenosse Darwins könnte der Ueberwinder der populären Irrthümer über Darwin werden. Ein tieferer Einblick in den Haushalt der Natur, wie ihn Ruskin besitzt und aus dem er auch das ethische Leben zu veredeln trachtet, könnte den Irrthum aller „Uebermenschen" und all die gefahrvollen Wortkünste einer Ethik, die sich jenseits von Gut und Böse versetzt, wohlthätig vernichten. Denn Ruskin ist ein Geist, der das heimliche Ethos der Natur zu belauschen weiß, wie es uns seit Darwin ja auch geglückt ist, dem Seelenleben der Thiere so Manches abzusehen. Und Ruskins feiner Sinn, seine Aesthetik der Natur, läßt uns ahnen, daß tieferer Einblick in den ethischen Haushalt auch der niedersten Naturwesen, und wären es selbst nur die Flechten, die „mannichfaltiges Bilderwerk zu entwerfen haben", auch eine höhere und gesündere Ansicht vom ethischen Leben der Menschen zeitigen wird, als es die unserer modernen Zarathustra-Ethiker ist.

Es ist nicht nur ein rhetorisches Bild, wenn Ruskin vom Markusdom in Venedig sagt: „Der ganze Bau scheint weniger ein Tempel zum Beten als ein gemeinsames Gebetbuch, ein bilderreiches Meßbuch, in Alabaster gebunden statt in Pergament, mit Porphyrsäulen besetzt statt mit Juwelen . . ." Ruskin bleibt uns den kunsthistorischen Beweis dafür, daß dieser Vergleich mehr als ein geistreiches Bild ist, nicht schuldig. Er weiß nicht nur den Geist der Natur, er weiß auch den Geist der Geschichte bei seinem geheimnißvollen Schaffen in besonderer Weise zu belauschen.

Ruskin hat in acht Bänden Briefe an die Arbeiter Englands gerichtet, in denen er die sozialen Fragen der Zeit erörtert. Er ist für England, was bei uns für einen Augenblick das so schnell wieder verschollene Buch „Rembrandt als Erzieher" scheinen wollte. Dieses Buch war nur eine schwache Nachahmung eines Unternehmens, das der englische Aesthetiker und Ethiker in einem so viel größern Sinne, ohne philologische Schrullen, aber mit der Einsicht des Naturforschers und der Weltkenntniß des Vielgereisten ausgeführt hat. Und diesen Mann kennt bei uns nur eine kleine Feinschmeckerschaar!

Steglitz. Wolfgang Kirchbach.

Das Getreidespielverbot.

Die Spieler setzen alle Kräfte in Bewegung, um durch Preisdruck auf dem Terminmarkt bis zur endgiltigen Entscheidung den Beweis noch schnell zu erbringen, daß der Terminhandel nur der Preisbildung nach oben dienlich sei; der „Schutzverband“ vertheilt in zwölfter Stunde im Reichstag und Bundesrath eine Arbeit des Professors Conrad, worin die Nützlichkeit der Blankogeschäfte klipp und klar bewiesen werden soll, — und selbst die zustimmenden Reichsboten urtheilen über die voraussichtliche Wirkung des von ihnen beschlossenen Verbotes sehr verschieden. Das rechtfertigt wohl den Versuch, die wirthschaftlichen Thatsachen noch einmal vorzuführen. Ich will mich dabei an die Arbeit Conrads halten, die zuerst im Aprilheft der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“ publizirt wurde.

Conrad gehört zu den Nationalökonomen, die den Jahre währenden Preisdruck auf dem Weltgetreidemarkt mit angeblich bestehender „Ueberproduktion“ erklären und es darum grundsätzlich ablehnen, nach irgend welchen anderen möglichen Ursachen überhaupt zu forschen. Dagegen wäre wenig zu sagen, wenn Conrad den Versuch machte, die fortdauernde Richtigkeit seiner zur Zeit der Blüthe der nordamerikanischen Konkurrenz vielleicht einmal treffend gewesenen Ansicht auch an den weltwirthschaftlichen Thatsachen des letzten Jahrzehntes zu erhärten. Aber alles Material aus neuerer Zeit, worauf Conrad seine Ansicht stützt, ist ein „Bericht von Emil Meyer“. Dieser Herr Meyer macht darin die selbst für bescheidene Anforderungen recht dürftige Mittheilung, daß Anfang 1895 ein sichtbarer Vorrath von 113,7 Millionen Bushels Weizen in amerikanischen Häfen vorhanden war, gegen nur achtzig Millionen Bushels Anfang 1894. Ich gestatte mir aber, zu bemerken, daß es neben Herrn Emil Meyer noch einige andere statistische Quellen für die Beurtheilung der uns hier beschäftigenden weltwirthschaftlichen Frage giebt, und zwar in den russischen amtlichen „Uebersichten des Weltgetreidehandels“, ferner in Beerbooms „Corn Trade Evening List“, in Broomhalls „Uebersichten“ und in den Zusammenstellungen des königlich preußischen Kriegsministeriums. Die einzelnen Angaben weichen etwas von einander ab; theils, weil der Kreis der in die Uebersicht eingeschlossenen Länder nicht überall der nämliche ist, theils weil von den einzelnen Statistikern das Raummaßgewicht nicht ganz gleich angenommen wird.

Führt man sämmtliche Statistiken auf den selben Beobachtungskreis und auf das selbe Maßgewicht rechnerisch zurück, so ergiebt sich eine praktisch vollkommen ausreichende Uebereinstimmung. Nun scheint es mir fehlerhaft, wenn man, wie Conrad, die so gewonnene Zahlenreihe rein mechanisch betrachtet und aus der absoluten Produktionzunahme auf eine steigende Ueberproduktion schließt, ohne Rücksicht auf die stetig fortschreitende Bevölkerungzahl der in Betracht kommenden Verbrauchsgebiete. Nur aus der Berechnung der jeweiligen Relation zwischen Erntemenge und Bevölkerungziffer kann doch ein zutreffendes Urtheil darüber gewonnen werden, ob die viel besprochente „Ueberproduktion“ eine Realität oder nur ein Phantom ist. Ich habe in einer längeren Arbeit diese Relationen festgestellt und im vierten Heft der „Stimmen aus dem agrarischen Lager“ (Berlin, bei Wilhelm Ißleib) publizirt. Ich gebe hier das Resultat bei Weizen wieder.

Die Weltweizenernte verhielt sich zur Bevölkerungzahl der Weizenverbrauchsgebiete:

1880	wie	56	:	54
1881	„	56	:	54,8
1882	„	61,5	:	55,7
1883	„	56	:	56,5
1884	„	61	:	57,3
im Durchschnitt dieses Jahrfünfts	„	58,1	:	55,7
1885	wie	54,5	:	58
1886	„	55,5	:	59
1887	„	63,5	:	59,7
1888	„	59	:	60,5
1889	„	58	:	61,3
im Durchschnitt dieses Jahrfünfts	„	58,1	:	59,7
1890	wie	58	:	62
1891	„	60	:	62,8
1892	„	62,5	:	63,6
1893	„	63,5	:	64,4
1894	„	65,7	:	65
im Durchschnitt dieses Jahrfünfts	„	62	:	63,6
und 1895	wie	62	:	65,8

Wir ersehen hieraus, daß die Ueberproduktion mit dem Jahrfünft 1880/84 ihr Ende erreicht hatte und daß seither die Produktion nicht unerheblich hinter der normalen Verbrauchslinie zurückgeblieben ist, 1895 sogar um den recht erheblichen Betrag von 3,8 Millionen Tonnen, also um ungefähr das Anderthalbfache einer deutschen Weizenernte.

Zahlen über zufällige Vorräthe nur einiger Läger, zudem mitten in der Druschperiode aufgenommen, sagen uns gar nichts. Einen Anhalt für die Kontrole der Ernte- und Verbrauchsstatistik kann nur die Zusammenstellung aller Vorräthe gegen Schluß der Campagne bieten und da zeigt uns, dem früher Entwickelten ganz konform, die londoner Statistik der Weltvorräthe an sichtbaren Beständen aller Läger

Anfang Mai 1894 die Summe von 22,6 Millionen Quarters
„ „ 1895 „ „ „ 20,3 „ „
„ „ 1896 „ „ „ 17,6 „ „

Betrachten wir nun den während der hier untersuchten Zeitperiode erfolgten Preissturz des Weizens (London unverzollt) von 260 auf 108 Mark pro Tonne, so können wir drei Thatsachen als erwiesen annehmen. Erstens: Die Preisbildung auf dem Weltmarkt steht nicht im Zusammenhang mit den natürlichen Faktoren: effektiver Vorrath — wirklicher Bedarf. Zweitens: Diejenige Konkurrenz, die dem deutschen Markt durch die Einfuhr erwachsen ist, gründete sich nicht auf etwa vorhandene Weltüberschüsse, die — weil sonst nicht verbräuchlich — um jeden Preis sich anzubieten gezwungen gewesen wären. Drittens: Hiernach hätte bei solider, weltwirthschaftlich richtiger Thätigkeit des internationalen Getreidehandels der wirthschaftliche Importbedarf Deutschlands allein den Maßstab für die deutsche Importhöhe abgeben sollen. Wie wenig aber diese vernunft-

gemäße Voraussetzung durch den internationalen Getreidehandel erfüllt worden ist, Das habe ich in meiner Arbeit gleichfalls nachgewiesen und ich beschränke mich hier auf die Angabe, daß im Durchschnitt der Jahre 1892/95 nicht weniger als fünfzehn Millionen Doppelcentner Brotgetreides jährlich über den Ernährungbedarf der Bevölkerung eingeführt worden sind. Wenn also dieser deutsche Importtheil weder aus einem à tout prix Unterkunft suchenden Weltüberschuß noch aus einem in Deutschland herrschenden Getreidemangel entstand, so kann auf die Frage, welche Ursache dann für diesen Import überhaupt vorgelegen habe, die Antwort nur lauten: Dieser Importtheil repräsentirt den vom Blanko-Terminhandel zur Durchführung seiner Baissespekulationen auf den deutschen Markt geworfenen Spielimport.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist durch die von verschiedenen Autoren hier gegebene Aufklärung die Thatsache bereits bekannt, daß in erster Reihe der berliner Differenzhandel seine Machenschaften darauf basirte, im Weltmarkt aufgekaufte Getreidemengen plötzlich und mit möglichst hohem Preisverlust auf den berliner Waarenmarkt zu werfen, um so die das Vielfache dieser Waarenmenge betragenden Papierengagements mit um so höherem Nutzen auszulösen. Das Verbot des Blanko-Terminhandels würde daher in erster Reihe den künftigen Wegfall des Getreideimporttheiles bewirken, der jenen Machenschaften bisher zu dienen bestimmt war. Importe zum ausgesprochenen Zweck einer Preissenkung werden thatsächlich von dem Augenblick an unmöglich, wo das Blankogeschäft abgeschafft ist und jeder Waareneigner, er sei binnenländischer Zwischenhändler oder Importeur, nur noch das eine Interesse haben kann: daß die von ihm — im Lokogeschäft oder durch Lieferungabschluß — erworbene Waare im Preise steige. Kann hiernach künftig ein Import nach Deutschland nur nach Maßgabe wirklichen deutschen Bedarfes noch stattfinden, so darf man als erstes Ergebniß hier feststellen: es werden der Gesammtvolkswirthschaft künftig die jährlich rund 150 Millionen Mark erhalten bleiben, die jetzt unnöthiger Weise aus dem Nationalvermögen zur Bezahlung dieses Spielimportes ins Ausland geflossen sind. Daraus folgt dann das Zweite: die Bestrebungen der deutschen Landwirthschaft, durch Intensitätsteigerung im Ackerbau den deutschen Bedarf allein zu denken, werden künftig nicht mehr von jenem Spielimport durchkreuzt werden.

Wenden wir uns nun zur eigentlichen Preisfrage, so ist von vorn herein zu betonen: durch das deutsche Börsenspielverbot kann eine Einwirkung auf den Weltpreis ersichtlich nicht erzielt werden. Ob unter den internationalen Getreidespielhöllen künftig Berlin fehlt oder nicht, Das ist für den Weltmarkt gleichgiltig. Darum hat die für die dritte Lesung beantragte Resolution des Grafen Kanitz, die eine internationale Vereinbarung für Aufhebung des Spielhandels verlangt, eine erhebliche Bedeutung. Bis dieser Schritt gethan sein wird, müssen wir also mit einem noch weiter andauernden Preistiefstand auf dem Weltmarkt — gelegentlich vielleicht unterbrochen durch einen corner — rechnen, und da die Handelsverträge den deutschen Grenzschutz auf ein unzureichendes Maß herabgesetzt haben, wird der inländische Preis auch weiter in einer gewissen Abhängigkeit von dem durch das internationale Spielgeschäft künstlich niedrig gehaltenen Weltpreis verharren. Aber während der bisher für Deutschland bestimmende berliner Preis nach der Formel sich bildete: Weltpreis plus Zoll minus Preis-

druck durch Spielgeschäfte, — kann künftig der inländische Preis immer nur sein. Weltpreis plus Zoll plus Waarengewinn des Importeurs, — und Das ist ein nicht zu unterschätzender Gewinn.

Wenn die Baissebewegung, die sofort nach der Annahme des Spielverbotes an der berliner Börse ausbrach, der hier gemachten Voraussetzung zu widersprechen scheint, so gehören wir Alle wohl nicht zu den naiven Leuten, die solches Spiel nicht durchschauen. Gelänge es dem verbündeten Börsenthum, auf diesem Wege dem Reichstag bis zur dritten Lesung die Ueberzeugung schnell noch zu wandeln oder den Bundesrath zu beeinflussen, so wäre Das wohl des Goldes der Edlen werth, die Alles auf diese Karte setzen.

Wie groß, in konkrete Zahlen gefaßt, der Einfluß der künftigen Aenderung der Preisbildungformel im inländischen Verkehr unter Umständen sein kann, dafür bietet uns die berüchtigte berliner Roggenspekulation vom vorigen Jahr einen guten Anhalt. Ich habe in der schon erwähnten Arbeit die Tragweite jener Spekulation untersucht. Danach warf die berliner Platzspekulation vom Juni bis November 1895 den berliner Börsenpreis

gegen	München	um	34	Mark	per Tonne
„	Wien	„	29	„	„ „
„	Budapest	„	28	„	„ „
„	Paris	„	16	„	„ „
„	Lübeck	„	11	„	„ „
„	Stettin	„	10	„	„ „
„	Amsterdam	„	8	„	„ „

Es ging sonach die berliner Parität gegen den Weltmarkt herab durchschnittlich um 19 Mark pro Tonne!

Ich erlaube mir noch ein Wort zu dem Artikel „Ohne Getreideterminhandel“ von Pluto in der „Zukunft“ vom sechzehnten Mai.

Wenn es Landwirthe giebt (und es giebt solche), die am Blanko-Termingeschäft sich betheiligt haben, so hat Das mit ihrer Eigenschaft als Getreideproduzenten nicht das Geringste zu thun. Sie haben eben gespielt wie andere Leute auch. Es giebt keinen Landwirth, der jemals in seiner Eigenschaft als Produzent ein Blanko-Termingeschäft geschlossen hätte, und es giebt keinen Händler, der jemals einen Blanko-Terminkauf als Grundlage für Effektivhandel bei einem Produzenten abgeschlossen hätte, — einfach deshalb nicht, weil Getreide keine fungible Waare ist und weil darum ein reelles Lieferunggeschäft immer nur nach Probe vor sich gehen, also nur auf effektiven Waarenbesitz sich gründen kann; und damit entfällt der Begriff des Blanko-Geschäftes. Für die — in Uebereinstimmung mit einer weit verbreiteten Meinung — von Pluto ausgesprochene Ansicht hat vielleicht eine Verwechselung der Begriffe Blanko-Terminhandel und Lieferunggeschäft den Anlaß gegeben. Lieferunggeschäfte werden in der That, wie zwischen Müllern und Händlern, so auch zwischen Landwirthen und Händlern vielfach abgeschlossen. Ein solches Lieferunggeschäft liegt vor, wenn man — zum Beispiel im Juli mit dem Erdrusch beginnend — auf Grund der dann vorliegenden Getreideprobe seinen aus der laufenden Ernte insgesammt zu erwartenden Ertrag „auf Lieferung“ per August, September, Oktober, November u. s. w., je nach Maßgabe des fortschreitenden Erdrusches im Voraus verkauft.

Die künftige Zulässigkeit solcher Lieferunggeschäfte wird durch das Verbot des Blanko-Terminhandels absolut nicht gehindert; Das kann bei der wunderbaren Hartnäckigkeit, mit der die irrthümliche, anders lautende Auffassung immer noch aufrecht erhalten und weiter verbreitet wird, nicht oft genug betont werden. Allerdings bleibt noch die Aufgabe, die Formen, unter denen dieses effektive Lieferunggeschäft künftig beim börsenmäßigen Verkehr sich abwickeln soll, so präzis zu fassen, daß das vorn herausgeworfene Blanko-Geschäft nicht im Gewande des Lieferunggeschäftes hinten wieder hereinschlüpfen kann.

Steglitz. Edmund Klapper.

Die Ursache des Blutkreislaufes.

Verschiedene Autoren sagen in physiologischen Werken der neuesten Zeit: „Die Triebkraft für das Blut in unserem Körper ist das Herz." „Das Herz arbeitet als Motor der Blutbewegung . . ." „Auf dem Verlauf der Muskelfasern beruht die Möglichkeit der Herzbewegung, die in einem vollkommenen Zusammenziehen der Herzhohlräume besteht . . ." „Das Herz besorgt durch seine Muskelfasern das Zusammenpressen seiner Wandungen aktiv." „Indem das Herz durch seine fortwährenden Kontraktionen dem Blute die Bewegung ertheilt . . ."

Aristoteles, den man gern für den Begründer der anatomisch-physiologischen exakten Beobachtung ausgiebt, nannte das sich bewegende Herz „springenden Punkt" und „Thier im Thiere". William Harvey veröffentlichte im Jahre 1628 seine Entdeckung vom Kreislauf des Blutes und schrieb: „Nicht aus Büchern, sondern aus Zergliederungen, nicht aus Worten der Philosophen, sondern aus der Beobachtung der Naturvorgänge ist zu lernen und zu lehren", und er setzt ein Ausrufungzeichen hinzu.

Das ermuthigt zu der Frage, ob man bei der Annahme, daß die Bewegungen des Herzens konvulsivisch, ein „punctum saliens", seien, stehen geblieben ist. Ist dieses „konvulsivisch" ein zeitgemäßes Wort, vertritt es einen klaren Begriff, ist es, ein Axiom zu geben, gedacht?

Will man das Axiom angreifen, so muß man — mechanisch gesprochen — die Herzthätigkeit als gleichsam „zwangläufig" erklären, und solche Erklärung liegt doch wohl nahe. Wäre sie bereits mit Recht gegeben, dann würden die neuesten physiologischen Werke sie enthalten und wohl auch Folgerungen aus solcher Erklärung gezogen werden, deren Tragweite z. B. für die Pathologie und Therapie hier nur angedeutet werden kann.

Mit dem sogenannten kleinen wird der große Blutkreislauf zwangläufig. Was „treibt" also das Herz?

Das Ausathmen ist das Ende eines Verdampfungprozesses, der Wärme bindet. Die aus der Wärmeverminderung erfolgende Kontraktion treibt das Blut an die Enden der kapillaren, venösen Blutgefäße. Beim Einathmen nimmt dieses Blut den Sauerstoff der Luft auf, d. h. es wird Wärme frei. Die vor-

her durch Kontraktion geschlossenen arteriellen Kapillaren dehnen sich aus und saugen sonach die ihnen nächstliegenden sauerstoffreichen Bluttheile auf. Damit ist die Bewegung des Blutes in der Richtung vom Herzen nach der Lunge durch das Ausathmen und von der Lunge nach dem Herzen beim Einathmen zwangläufig. Die Lunge, nicht das Herz wäre hiernach Saug- und Druckpumpe. Das Herz ist die Steuerung für den gesammten Blutkreislauf.

Der — wegen der Verzweigung der Blutgefäße in der Lunge — lange Weg regelt die Zahl der „Pulsschläge" im Vergleich zu der Zahl der Athemzüge. Die Steuerventile (Herzklappen) bewegen sich, der Art ihrer Konstruktion (und Substanz) entsprechend, regelmäßig nur unter dem Druck des flüssigen Mediums, des Blutes.

Es giebt keine Ursache für eine Bewegung des Blutes, die solchem Gange des Kreislaufes zuwider wirkte.

Man kann solche Erklärung für die Ursache der Bewegung des Blutes nicht durch den Hinweis auf z. B. den menschlichen Foetus, den Fisch, das Ei beanstanden. Der Foetus bedarf keiner gasförmigen Sauerstoffzufuhr zur Ausbildung, der Fisch genießt sie im Wasser, das bebrütete Ei entnimmt sie der Luft, und zwar in vermehrtem Maße bei zeitweise verminderter Wärmezufuhr.

Sind die Funktionen der Lunge und des Herzens auf solche Weise besser präzisirt, dann erscheinen wohl auch die Wirkungen jener Funktionen und andererseits die Mittel zur Beeinflussung der Funktionen noch weniger hypothetisch. Die Herzmuskeln sind nicht da, um das „Zusammenpressen der Herzwandungen aktiv zu besorgen", sondern um die Füllung der „Herzhohlräume" zu begrenzen.

Daß wir nicht nur mit der Lunge — trivial gesprochen — athmen, ist auf die spezifische Ursache des Blutkreislaufes ohne Einfluß. Wird auf den Inhalt der Blutgefäße qualitativ eingewirkt, so kommt in Betracht, ob die Funktionen der Lunge oder des Herzens damit betroffen werden oder betroffen werden sollen. Jedenfalls kann das Herz keine gleichsam verdauende Wirkung ausüben. Selbst bei Luftzufuhr tritt in ihm — mechanisch begründet — ein Rückstauen ein.

Mit dieser Erwägung sollen auch die „hypodermatischen Injektionen" bedacht sein, die Professor Eulenburg hier erwähnte.*)

Mein Versuch einer Erklärung der Bewegungursache des Blutes ist von noch herrschenden Anschauungen verschieden durch ihren Mangel an außergewöhnlichen Voraussetzungen. Wenn man liest: „Das Herz leistet mehr (65000 Kilogramm in einem Tage) als ein Viertel der mechanischen Arbeitsumme, die ein angestrengter Arbeiter während eines vollen Arbeitstages zu leisten vermag" oder: „Beide (Herz-) Ventrikel leisten in einer Sekunde einen Kilogrammeter, also das Herz in einer Stunde = 3600 Kilogrammeter", dann ist vorausgesetzt, daß das Herz „Thier im Thier" ist, „Motor", nicht Werkzeug. Meine Voraussetzung ist die ganz gewöhnliche, daß Krafterzeugung durch Stoffwechsel geschieht und daß der Stoffumsatz in der Lunge die Bewegung des Herzens verursacht.

*) S. „Zukunft" vom 18. April: „Heilserumvergiftung".

Berlin. Karl Pieper.

Selbstanzeigen.

Stürme. Gedichte von Ada Negri. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Berlin, Verlag von Alexander Duncker.

Unter dem Namen „Tempeste“ ist kurz vor Weihnachten in Italien das zweite Werk von Ada Negri erschienen und nun bietet es sich in der Uebertragung auch dem deutschen Publikum dar. Wie der erste Band, der vor anderthalb Jahren unter dem deutschen Titel „Schicksal“ so überaus freundliche Aufnahme bei der Kritik und dem Publikum fand, daß schon eine dritte Auflage erscheinen mußte, besteht auch dieses neue Werk ausschließlich aus Gedichten. Die junge Dichterin, deren Name in der ganzen gebildeten Welt bekannt geworden ist, spricht auch in diesen neuen Versen in impulsiver Weise die lebhaften Empfindungen aus, die ihre glühende Seele bewegen. Während aber in dem ersten Werke fast nur von der Liebe zu ihrer Mutter, die sich ganz für ihr Kind geopfert hat, und von dem heißen Mitgefühl für die Armen und Elenden die Rede ist, erhält man in diesen neuen Dichtungen einen Einblick in die persönlichsten Gedanken und Gefühle der Dichterin. Tiefe Sehnsucht nach Liebe und beglückter Häuslichkeit kehrt in den lebensprühenden Versen immer wieder. Da sich inzwischen die Lebensverhältnisse der Dichterin durch ihre Heirath verändert haben, kann man hoffen, daß sie künftig auch frohere Töne anschlagen und die edlen Theorien, die sie in ihren Dichtungen ausspricht, in eben so edle Thaten umsetzen wird.

Hedwig Jahn.

Frauenbilder aus der neueren deutschen Literaturgeschichte. Mit zehn Portraits in Lichtdruck. Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. 1896. Preis geb. 6 M.

Den Versuchen älteren und neueren Datums, den großen, ja entscheidenden Einfluß des Weibes auf den Dichter und seine Schöpfungen nachzuweisen, reiht sich das vorliegende Buch an. Es handelte sich für mich weniger um Frauen, denen eine selbständige literarische Bedeutung zukommt; Lebensbilder aller besseren Dichterinnen und Schriftstellerinnen haben wir in Hülle und Fülle. Vielmehr kam es mir auf solche Frauen an, denen entweder durch ihre sonderbaren Schicksale menschliche Theilnahme gesichert ist oder die durch ihre Beziehungen zu hervorragenden Geistern fortleben und zum Theil für deren Entwickelung von tiefgreifender Bedeutung gewesen sind. Ganz besonders reizte mich die Ergründung schwerer enträthselbarer Charaktere; die psychologischen Probleme, die das Leben einer Bettina, Minchen Herzlieb, Karoline von Günderode, Charlotte Stieglitz, Sophie Löwenthal darbietet, auszudeuten, ihre oft wunderlichen Handlungen und Ansichten verständlich zu machen, gewährte besonderen Genuß. Natürlich blieben weniger komplizirte Naturen nicht ausgeschlossen; die herrliche Eva König und die ihrem Gatten an edler Bescheidenheit so ähnliche Emma Uhland habe ich mit

wärmster Liebe gezeichnet; ein abgerundetes Lebensbild der Charlotte Diede, der Freundin Wilhelms von Humboldt, wird — nach dem reichen, von Otto Hartwig beigebrachten Material — hier vielleicht zum ersten Male geboten. Ganz besonderes Gewicht habe ich auf die Frauen gelegt, die in Lenaus Leben eingreifen: wer das Schicksal seiner unglücklichen Mutter, wer seine Beziehungen zu Sophie Löwenthal, die er selbst „sein Glück und seine Wunde" nannte, wer seine letzte Liebe, die edle, reine Marie Behrends, nicht kennt, Der steht vor dem tragischen Verhängniß dieses Dichterlebens wie vor einem unlösbaren Räthsel. Auf den älteren, auch entlegeneren Quellen fußend und unter gewissenhafter, kritischer Benutzung der neueren Forschungresultate suchte ich einheitliche, plastisch abgerundete Lebensbilder zu gestalten. Aus Alledem geht hervor, daß das Buch nicht für den Gelehrten, sondern für den Literaturfreund im weitesten Sinne geschrieben wurde: Allen, die nicht Zeit haben, umfangreiche Briefwechsel und Tagebücher zu lesen, denen aber ein tieferes Eindringen in Geist und Wesen unserer großen Dichter Bedürfniß ist, mag das Werkchen willkommen sein. Die beigegebenen Bilder sind mit Ausnahme zweier in wohlgelungenem Lichtdruck nach Originalen hergestellt worden; Emma Uhland und Marie Behrends werden hier zum ersten Male der Oeffentlichkeit im Bilde vorgeführt.

Stralsund. Otto Berdrow.

Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft. An Eduard von Hartmann. Von Josef Hafner. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.

Lange schon wird der Spiritismus als eine Weltanschauung mit „stets wachsendem Ansehen" bezeichnet. Dieses Urtheil konnte man vor drei und vier Jahren eben so oft lesen und hören wie heute. Wäre es wahr, dann müßte der Spiritismus jetzt wirklich die allgemeinste Doktrin sein. Das aber ist nicht der Fall, mag es von Spiritisten auch im Ernste behauptet werden. Alle aber, die sich mit dieser Fachliteratur — namentlich der deutschen — irgendwie beschäftigt haben, werden zugeben, daß der Spiritismus zu einer wissenschaftlichen Machtfrage geworden ist. Die Bemühungen Hellenbachs — und besonders du Prels — um diese Sache sind nicht ohne Erfolg geblieben. In meinem kleinen Buche stellte ich mir nun die Aufgabe, den Spiritismus als Wissenschaft einer Kritik zu unterwerfen, nachdem ich in meiner früheren Schrift (Spiritismus oder Philosophie?) auf seine Beziehungen zur „Philosophie des Unbewußten" eingegangen bin. Wer sich über den wissenschaftlichen Charakter des Spiritismus ein kritisches und klares Urtheil erwerben will, wird mein Buch hoffentlich mit Nutzen lesen, — hat ja meinen Arbeiten auf diesem Gebiet, vornehmlich dieser, Eduard von Hartmann, der über das selbe Thema bekanntlich zweimal ausführlich geschrieben hat, manches anerkennende Wort nachgesagt.

Wien. Josef Hafner.

Bernstein.

Ein bösartiger Prozeß hat Aller Augen auf unseren Bernsteinstrand gelenkt. Dunkle Gerüchte von einem Monopol da hinten irgendwo im Osten, das Schätze einbringe, waren schon lange bei uns verbreitet und jetzt mit einem Male steht vor der Phantasie des großen Publikums ein ungeheurer Geschäftsverkehr, den ein Einziger kontrolirt. In Wirklichkeit handelt es sich aber hier um einen nur kleinen Markt; und unter Denen, die den Verhältnissen näher stehen — es giebt deren nicht Viele —, habe ich Keinen gefunden, der den Jahresumsatz in Rohmaterial bei dem Monopolisten selbst über drei Millionen Mark hinaus taxirt. Das würde fertige Waare zum Betrage von etwa neun Millionen Mark ergeben, womit wir an der Grenze des Verkehres in echtem Bernstein angelangt wären. Denn die „gesprochenen" Fundorte in Japan kommen noch nicht in Betracht und die Stücke, die in Catania dem Fremden als „echter Cataneser" gezeigt werden, pflegten dorthin über Süddeutschland verschrieben zu werden, wenn das Ostseeprodukt gerade dunkelroth war.

Die Bernsteinfischerei ist Regal seit der Herrschaft des Deutschen Ordens. Die erste einheitliche Verpachtung erfolgte schon im Jahre 1811, und zwar an das große königsberger Handelshaus Douglas. Diese Betriebsart währte sechsundzwanzig Jahre, in deren Verlauf die Strandbewohner und sogar die Strandbesitzer viele Belästigungen zu erleiden hatten. Daher beantragte der preußische Provinziallandtag von 1837 bei der Staatsregirung, den damals gerade ablaufenden Vertrag nicht zu erneuern, und in jenen Zeiten ging von den Provinziallandtagen eine so starke moralische Gewalt aus, daß die Regirung nachgeben mußte. Von nun an wurde das Recht der Bernsteingewinnung an die einzelnen Besitzer der am Strande belegenen Güter und Bauerndörfer verpachtet, d. h. sie hatten das Vorrecht, zu den nach langjährigen Erträgnissen festgesetzten Pachtsummen (hierzu wurden die Bücher der Firma Douglas benutzt) ihren örtlichen Küstenbetrieb zu übernehmen. Dieses Anerbieten wurde auch meistens angenommen, und wo es abgelehnt wurde, nahm die Regirung die Sache in die Hand. Ob hierbei die frühere Pacht von circa 30000 Thalern noch überschritten wurde, ist nicht recht zu ersehen, jedenfalls waren die einzelnen Summen kaum mehr als etwas über 1000 Thaler. Eine Unterschlagung konnten die Fischer und Stecher nur schwer verüben, da sie ihre Funde kaum verkaufen konnten; die rechtmäßigen Besitzer aber hatten einen ziemlich mühelosen Absatz, denn besonders von Danzig her schickten die Häuser ihre Agenten zum regelmäßigen Einkauf. Dennoch wurde der Preis nicht von den Händlern gemacht, sondern von den Elementen; ein einziger Sturm warf zuweilen für viele tausend Thaler Bernstein auf den Strand. Das Geschäft selbst behielt etwas Zigeunerhaftes bei und in größeren deutschen Städten gab es noch in den sechziger Jahren Kaufleute, die sich nebenbei auch einmal einige schöne Stücke Bernstein hinlegten.

Eine Aenderung jenes lange anhaltenden Pachtsystems wurde u. A. durch die enorme Ausdehnung der neueren Gewinnung durch Bergwerksbetrieb herbeigeführt. Der Bernsteinhandel stieg in den Jahren 1866 bis 1875, als auch das christliche Europa derartigen Schmuck liebte. Diese Zeit ist nun aber lange vorbei; kein pariser Maler wurde veranlaßt, durch Bilder mit Bernsteinperlen (wie einst

auf amerikanische Ordre mit Jet) die Mode wieder zu beleben, keine deutsche Fürstin hat zur Hebung des einheimischen Gewerbes bei einer der vielen Eröffnungen oder Enthüllungen den baltischen Edelstein angelegt, so daß heute beinahe nur noch nach Rom Rosenkränze aus Bernstein exportirt werden Dadurch aber, daß unsere Ausfuhr wieder auf den Bedarf des Orients zurücksank, hing und hängt noch das ganze Bernsteingewerbe an einer immer geringer werdenden Nachfrage. Hier ist der Punkt, wo die Thätigkeit des königsberger Herrn Becker einsetzt, und so weit ich mir eine Meinung bilden konnte, fand ich, daß selbst die Kaufleute, die den glücklichen Monopolisten stets für übermüthig und rücksichtlos angesehen haben, sein System und seine Verdienste um den gesammten Bernsteinhandel anerkennen. Im Uebrigen kümmert uns hier nicht die so seltsam beleuchtete Persönlichkeit des Herrn Becker, sondern nur das Bernsteingeschäft.

Becker besaß das Monopol schon während der Bernsteinmode, als noch auf der leipziger Messe in Auerbachs und Kochs Hof sich ganze Schaaren zu den Schmuckausstellungen zusammenfanden, die Danzig, Königsberg und Stolp geliefert hatten. Becker hatte wohl schon damals am Höchsten submittirt, wozu freilich weniger Muth gehörte als jetzt, wo zehn Mitbieter seinem Gebote nicht zu folgen wagen. Seine Pacht beträgt 700000 Mark. Da nun mindestens 1000 Arbeiter im festen Engagement stehen, die für ostpreußische Verhältnisse gut bezahlt werden sollen, so lassen sich mit anderen Betriebsunkosten wohl noch an 800000 Mark überschlagen. Rechnet man nun bei dem vorhin erwähnten Jahresumsatz von höchstens drei Millionen einen Gewinn von zwei Millionen Mark Brutto, so würden, nach Abzug der hier angenommenen Unkosten, 500000 Mark übrig sein. Vielleicht steigt diese Summe auch auf 700000 Mark — was also noch immer nicht den Ertrag des Berliner Lokalanzeigers darstellt —, indessen sind dabei die etwa vorhandenen Belastungen der beckerschen Güter uneingerechnet geblieben. Diesem Unternehmer gehören nämlich drei Viertel des Grundbesitzes, an dessen Strand Bernstein gefunden wird, und es bleibt unaufgeklärt, ob nicht hier, ohne Einnahmen, noch Zinsen zu zahlen sind.

Die Frage liegt wohl nahe genug, weshalb die Regirung einem Einzigen so reichen Gewinn gewährt, da doch auch eine kleine Anzahl von Mitpächtern den so sehr nothwendigen Preisring bilden könnte. Thatsächlich ist aber die Haltung des Artikels nicht so einfach und der Energie und Umsicht Beckers dankt der Bernsteinmarkt nicht allein seine Wiederhebung mit der Berliner Fischerei-Ausstellung, sondern auch seine Behauptung, seit längst ein abermaliger Niedergang der Nachfrage eingetreten ist. Man bedenke, daß heute nicht einmal die Türkei mehr einen sehr beträchtlichen Bedarf an Bernsteinschmuck hat. Becker hat es von je her verstanden, kräftig genug zu sein, um nicht mehr Rohmaterial abzulassen, als eben gebraucht wurde. Es muß aber noch erst abgewartet werden, ob sich potente Mitpächter fänden, die eine Produktioneinschränkung und eine beharrliche Ablehnung von Lieferungordres aushalten könnten. Ist doch Becker selbst bereits zu dem Hilfsmittel vorgedrungen, in großen deutschen Städten stattliche Läden zu unterhalten, an deren einem Fenster das Drechseln des Rohmaterials das Publikum anzuziehen hat. Wenn also die Regirung genau darlegen könnte, daß ihr nur ein einziger großer Pächter die genügende Garantie für den Markt zu bieten vermag, so läßt sich gegen die peinliche Thatsache eines

ungewöhnlich hohen Alleingewinnes wenig machen. Denn schließlich kommt es nicht auf unser Gefühl an, sondern auf die Preishaltung einer Waare, ohne die viele Arbeiter und viele Handwerker so ziemlich verdienstlos dastehen würden. Die venezianische Glasarbeit bietet uns da eine unangenehme Warnung und auch die italienische Regirung ist jetzt durch Schaden klug geworden, seit sie die Korallenfischerei auf Siacca in Sizilien beträchtlich einschränken muß.

Die Gegner Beckers sind natürlich zahlreich genug. Sie bestehen, wie immer in solchen Fällen, aus drei Kategorien: erstens aus den Neidern, die mit dem erfolgreichen Geschäftsmann vergebens konkurrirt haben, sich aber trotzdem für klüger halten; zweitens aus den anderen Neidern, die überhaupt keine Hand rührten, sondern nur die Wuth des Zuschauers empfinden; drittens aus den Empfindlichen und Gerechten, denen die tausend Ungezogenheiten eines rasch Emporgekommenen in der Seele zuwider sind. Allein neben solchen begreiflichen und gerechten Anschauungen giebt es noch einen Standpunkt, nämlich den, Männer, die sich aus eigener Kraft emporgearbeitet haben, mit einiger Nachsicht zu betrachten. Rauben wir uns die Aussicht auf solche Beispiele, so kann unsere ganze so gewaltige Industrie, auf die selbst England heute mit Mißbehagen blickt, eine unbefangene geschichtliche Würdigung nicht mehr vertragen. Beckers Gegnerschaften knüpfen bereits bei seinen Arbeitern an. Es giebt viele „Hände", die sich in der Nachbarschaft des Strandes nur dann verdingen, wenn man ihnen einen Tag in der Woche zum Bernsteinsuchen freigiebt. Diese nothgedrungene Erlaubniß sehen aber Gutsbesitzer, Forstbeamte u. s. w. sehr ungern. Ein Vorwurf, der uns eigentlich gar nicht angeht, selbst wenn er überhaupt bewiesen werden könnte, betrifft das frühere Geschäft Beckers nach Rußland. Man spricht da von einem gewissen Brück aus Polangen als Vormann und will mit diesem Namen vieljährige Umgehungen des damals sehr hohen russischen Zolles in Verbindung bringen. Fertige Waare für Halbwaare auszugeben, ist allerdings nicht immer schwer, allein die Beweise dafür sind wohl nicht zu greifen.

Eine besonders schwierige Seite jenes Bernsteinmonopols bildet die Bekämpfung der Imitationen. Denn was hilft alle Produktioneinschränkung, wenn Wien mit seinem gefärbten Glas den Markt überschwemmen kann? Auch den mit hydraulischer Kraft zu einem einzigen Stück aneinander gepreßten Bernsteinstückchen haftet der Begriff und Name Imitation an. Diese Art der Herstellung soll die königsberger Firma sogar selbst vornehmen; wenigstens giebt sie keine kleinen Stücke mehr ab und die Fabrikanten des so sehr gesuchten Bernsteinlackes müssen ihren Bedarf bei kleinen Händlern befriedigen.

Vor Tausenden von Jahren holten die Phönizier von Preußens Küste den Bernstein, weil der Orient nach ihm verlangte, und heute giebt es wieder im Grunde keine andere Richtung des Bernsteinhandels als nach der Türkei, nach Arabien und Afrika. Alle Karawanen, die von Tripolis ins Innere des dunkeln Erdtheiles aufbrechen, führen Bernsteinwaaren mit; eben so ist Sansibar ein wichtiges Gebiet. London sandte früher Bernsteinschnüre nach Nordafrika, Liverpool und Marseille handeln nach der Westküste. Der Markt für Nordafrika ist heute Livorno, wo auch die großen Konsignationen für Rechnung selbst von Stolp sind. Später wird dann auch Alexandrien wichtig. Pluto.

Der Hoftheaterbazar.

Seit ein paar Jahren scheint in der Verwaltung der berliner Hofbühnen, die vom Ministerium des königlichen Hauses die Weisungen empfängt, das Verlangen nach möglichst hohen Einnahmen immer stärker zu werden. Das eifrige Bemühen, an allen Ecken und Enden zu sparen, noch unbekannten ernsthaften Werken, deren Ausstattung Kosten verursachen könnte, den Weg ins Opernhaus zu sperren und die neuen Schauspielhausstücke aus der schlammigen Tiefe der Schwankmacherei hervorzuholen, hat offenbar nicht ganz den erhofften Erfolg gehabt, — und so haben die um ihr Budget bangenden Herren sich an einen spekulativen Geschäftsbetrieb gewagt. Krolls Theater wurde umgebaut und als eine Filiale der Hofbühnen aufgethan. Schon beim Beginn dieses Unternehmens konnte man voraussehen, daß schlimme Folgen für das künstlerische Niveau nicht ausbleiben würden, wenn mit einem Personalbestand, der für den Anspruch zweier Bühnen ungefähr leidlich genügt, künftig nun die Bedürfnisse dreier Schauspielhäuser bestritten werden sollen. Daß ein Hoftheater, mit der Fülle seiner Privilegien, den Privatbühnen Konkurrenz macht und durch billige Preise und den Unfug der Nachmittagsvorstellungen die Menge herbeizuködern versucht, ist sicher nicht schön, nicht würdig, nicht künstlerisch. Viel schlimmer aber war, was man jetzt auf den Hofbühnen häufig zu sehen bekam: Anfängern, die, wie die Coulissensprache sagt, noch nicht gehen und stehen können, wurden wichtige Rollen anvertraut, die Stücke wurden, je nach dem wechselnden Bedürfniß des Tages, umbesetzt und nach einer flüchtigen Probe wurden Nothvorstellungen zusammengestoppelt, in denen von einem Ensemblespiel natürlich nicht mehr die Rede sein konnte. Jetzt, während des Ausstellungsommers, auf den alle Geschäftsleute überschwängliche Hoffnungen setzten, sollte der große Fischzug unternommen werden: zwei Opernhäuser sollten neben einander locken, — da mußte das blanke Geld doch rollend herbeiströmen und im Hausministerium würde bald helle Freude herrschen. Für das hübsche Theater am Königsplatz wurde geschwind ein Orchester, ein Chor und eine Solistenschaar verpflichtet, die an einem mittleren Stadttheater mit Ehren bestehen könnten; mitunter mischt sich auch ein Grüppchen wirklicher Hofopernsänger in das lose Spiel; aber — die Hauptsache — die Preise wurden erhöht und das Ganze trägt seitdem den stolzen Namen: Neues Königliches Operntheater. Das lächerliche Mißverhältniß zwischen den hohen Eintrittspreisen und den niedrigen Leistungen ist schlimm; schlimmer, daß in einem Kunsthause des Königs von Preußen Frühkonzerte und abendliche Dirnenmärkte veranstaltet werden; das Allerschlimmste aber ist, daß dieser Bazarbetrieb, in dem nicht mehr die winzigste Spur künstlerischer Erwägungen zu merken ist, den Organismus der Hofbühnen allgemach völlig zerrütten muß. Dauern diese an die übelsten Tage des Pollinismus erinnernden Zustände fort, dann wird es nöthig sein, sich sehr ernsthaft und ausführlich mit der Frage zu beschäftigen, ob in veränderter Zeit die ehrwürdig verwitternde Institution der Hoftheater noch eine Lebensberechtigung hat. Man darf sich des Gerüchtes freuen, daß die ersehnten Einnahmen vorläufig fehlen; vielleicht erinnert man sich im Hausministerium noch rechtzeitig daran, daß die Bühnenkunst andere Aufgaben hat als die Pflicht, in Hofstaatskassen die Löcher zu stopfen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Juni 1896.

Der Rechtsstaat.

Ein Nekrolog.

Er ist tot und begraben; daran ist nicht mehr zu zweifeln. Die sicherste offizielle Quelle bezeugt es: das von vier ordentlichen Professoren der Staatswissenschaften in Jena bei Gustav Fischer herausgegebene „Handwörterbuch der Staatswissenschaften". Vertieft man sich da nämlich in den vom Nationalökonomen Professor Eheberg verfaßten Artikel „Steuern", so stößt man ganz unvermuthet auf folgende Stelle: „Es ist zu bekannt, als daß es hier einer weiteren Ausführung bedürfte, daß die Theorie vom Rechtsstaat auf einer unhaltbaren Grundlage aufgebaut ist; sie hat einer anderen Theorie vom letzten Grunde und Zweck des Staates weichen müssen . . ."

Als ich unversehens auf diese Trauerkunde vom Hingange des Rechtsstaates stieß, traute ich meinen Augen nicht. Steht Das wirklich im neuesten, 1895 erschienenen Staatswörterbuch? Ich schlug den Band zu, um mir den Titel genau anzusehen. Kein Zweifel! Die Professoren Conrad, Lexis, Elster und Loening bürgen für die Richtigkeit dieser Thatsache. Nun erwachte in mir rasch stürmische Neugier. Also er ist doch tot, der gewaltige Recke, von dessen dickem Papierpanzer meine Pfeile einst wirkunglos abzuprallen schienen? Ein ganzes Buch schleuderte ich ihm an den Kopf, meinen „Rechtsstaat und Sozialismus" (1881), worin ich nachwies, daß es ein falscher Name sei, den ihm einige deutsche Professoren, Mohl, Stein, Bähr und Gneist, beilegten, und daß er diesen Namen keineswegs zu tragen berechtigt sei; daß dieser Name den Leuten nur den Kopf verdrehe. Seither kümmerte ich mich nicht um ihn. Er aber gedieh und schien sich des besten Wohlseins zu freuen.

Im österreichischen Reichsrath und im Deutschen Reichstag wurde er bei jeder Gelegenheit als konstitutionelles Paradepferd geritten. Er war zu hoher Macht gelangt; Alles geschah auf sein Verlangen. „Verlangte" der „Rechtsstaat" Geschworenen-Gerichte, flugs wurden sie eingeführt. „Verlangte" er Verwaltungsgerichtshöfe, sofort wurden sie gegründet. Da er übrigens in seinen „Forderungen" oft ganz vernünftig war, so konnte man ihn doch auch ruhig schalten und walten lassen; er war ja gar nicht so schlimm. Und so war ich denn der Meinung, daß er noch immer wohl gedeihe, wachse und blühe. Auch hörte ich seither nicht, daß ihm irgend ein Leid zugestoßen sei. Nun denke man sich mein Erstaunen, als ich lese, es sei „zu bekannt", daß der Rechtsstaat „auf unhaltbarer Grundlage aufgebaut ist" und daß er „einer anderen Theorie hat weichen müssen".

Wie ein aufgescheuchter Schwarm von Sperlingen flatterten in meinem Geiste die Fragen auf. Seit wann ist Das „bekannt", ja sogar „zu bekannt"? Wann haben sie ihn zu den Toten gelegt, die orthodoxen Herren Ordinarii? Ich habe nichts davon gehört. Wie geschah es denn? Starb der Rechtsstaat eines natürlichen Todes? An Auszehrung? An Schwindsucht? Oder hat ihm vielleicht gar ein anarchistischer Umstürzler den Garaus gemacht? Hat ihm ein Babi den Gnadenstoß versetzt? Und wer ist sein Nachfolger? Wer besteigt den erledigten Thron? Wie lautet diese „andere Theorie", der unser lieber Rechtsstaat hat „weichen müssen"? Ein solcher Schwarm von Fragen schwirrte plötzlich in mir auf und stürmische Neugier zerwühlte mich schier. Professor Eheberg giebt mir in seinem Artikel keine Auskunft über alles Das, was mich so neugierig macht; er meint einfach, es sei „zu bekannt", und, „damit sich zu befassen, liege keine Veranlassung vor". Nun, dachte ich, Das sagt er mir als „Steuerpolitiker" im Artikel „Steuern": zum Glück liegen ja die dicken sieben Bände des Staatswörterbuches vor mir und da werde ich mir wohl über alle diese Fragen genügende Auskunft holen können. Nun gings an ein eifriges Suchen. Schlagen wir zuerst den Artikel „Rechtsstaat" auf. Erste Enttäuschung. Der Artikel fehlt im „Staatswörterbuch". Sie haben ihn also in aller Stille verscharrt, den Rechtsstaat. Schnöder Undank der ordentlichen Professoren! Wie beteten sie ihn einst an, wie vergötterten sie ihn, wie viele Werke schrieben sie über ihn, — und nun dem Dahingegangenen nicht einmal einen kurzen Artikel im „Staatswörterbuch" widmen als bescheidenes Denkmal, nein, Das ist nicht schön! Wie viele Vorlesungen wurden über ihn gehalten, als er noch allmächtiger Herrscher auf dem Gebiete des deutschen Staatsrechtes war; wie viele Thaler, klingende Thaler an Kollegiengeldern half er den Ordentlichen einstreichen; wie viele Kandidaten sind jämmerlich „geflogen", weil sie die ganze Herrlichkeit, die in diesem staatsrechtlichen Begriffe lag, nicht erschöpfend darstellen konnten, — und nun ist das Alles dahin; seine

„Grundlage", sagen sie, „hat sich als falsch erwiesen", d. h. mit anderen Worten: er war ein Hochstapler, ein Schwindler, und nun schämen sie sich vielleicht seiner und wollen ihm in ihrem Heiligthum kein Denkmal setzen.

Doch vielleicht irre ich. So undankbar sind sie wohl nicht; vielleicht habe ich nur nicht an der richtigen Stelle gesucht. Der Artikel „Rechtsstaat" fehlt, dafür werden sie ihn gewiß im Artikel „Staat" gebührend als die einstige Blume und Krone aller „Staatsformen" gewürdigt haben. Also schnell nachgeschlagen! „Staat", „Staat!" Was? der Artikel „Staat" ist im Staatswörterbuch auch nicht da? Da hört doch schon die Gemüthlichkeit auf! Wozu kauft man sich denn ein „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", wenn man darin keinen Artikel über den „Rechtsstaat" und keinen über den „Staat" findet? Es ist doch die reine Hänselei, wenn mir der Verfasser des Artikels „Steuern" in Parenthese sagt, daß die Sache mit der „falschen Grundlage" des Rechtsstaates nur „zu bekannt" sei und er deshalb darüber nichts sage und daß die falsche Theorie von „einer anderen" ersetzt wurde, über die er als Finanzpolitiker nicht die „Veranlassung" habe, sich auszulassen. Und wenn ich nun, neugierig gemacht durch diese mysteriösen Andeutungen, Etwas erfahren will über den Untergang des „falschen" Rechtsstaates und über den Sieg jener „anderen" Staatstheorie und das ganze theuere Staatswörterbuch durchblättere, stehe ich da wie der Ochs am Berge und kann mit dem Dichter klagen:

„Hier bleiben stumm dem ungeduld'gen Blute
Auf seine Fragen all" — die dicken Bände!

Doch halt! Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt! Sie haben sich besonnen, sie sind in sich gegangen und nahmen sich vor, sich zu bessern. Der Verleger bewilligte ihnen einen „Supplementband", damit sie etwa begangene Sünden gutmachen könnten, — und nun kam auch die Reihe an den im Staatswörterbuch fehlenden Artikel „Staat". Doch wer soll ihn schreiben? Die großen Staatslehrer sind tot und die da leben, sind . . . weniger groß. Das wäre kein Hinderniß, um einen Artikel zu schreiben, das Unglück aber liegt darin, daß diese Kleinen das Selbe schreiben, was einst die Großen geschrieben haben. Genau das Selbe. Nun glaubt man heute nicht mehr an die in Gott ruhenden Großen — „die falschen Grundlagen sind ja zu bekannt" —, um so weniger wird man den aufgewärmten Kohl ihrer kleinen Nachbeter, die noch unter uns wandeln, schmecken wollen. Allerdings giebt es ja eine „andere" Staatstheorie, die jetzt die „falsche" ersetzt hat; aber diese „andere" scheint leider nicht staatswörterbuchfähig zu sein. Mit dem Staat muß man nämlich auch in einem Staatswörterbuch behutsam umgehen und es ist leichter, über ihn Etwas zu schreiben, das sich hintendrein als „falsch" erweist, als „jene andere Theorie" zum Besten zu geben, die wohl richtig sein mag, die aber eben deshalb nicht ganz unbedenklich scheint. Da war nun guter Rath theuer. Die Herausgeber des

Staatswörterbuches aber sind findige Köpfe; sie wußten sich Rath zu schaffen. Der Artikel „Staat" wurde bei Adolph Wagner bestellt. Er lieferte ihn auch pünktlich. Allerdings bekam der Artikel einen Untertitel: „In national-ökonomischer Hinsicht". So wäre denn der Artikel „Staat" da, die Unterlassungsünde des Staatswörterbuches wäre scheinbar gutgemacht: der schlaue Untertitel in der Parenthese dient aber wieder zur Rechtfertigung, wenn in dem Artikel über den Staat als soziale und politische Erscheinung nichts gesagt wird, und zwar weder über die Rechtsstaatstheorie mit der „falschen Grundlage", noch auch über jene „andere", der sie hat „weichen" müssen. Ueber alles Das braucht doch Adolph Wagner nicht zu schreiben, da er Nationalökonom ist, daher der Artikel nur von Nationalökonomie handelt. Allerdings behandelt er auch den Staat, aber nur „als Kategorie der nationalökonomischen Begriffe und Funktionen". Was braucht es da eigentlich noch anderer Definitionen des Staates, wenn man die Erklärung erhält, daß der Staat unter Anderem auch „eine Kategorie der nationalökonomischen Begriffe und Funktionen" ist? Schade nur, daß Adolph Wagner den vorerwähnten Artikel Ehebergs nicht gelesen hat und den von Eheberg totgesagten „Rechtsstaat" gelegentlich wieder aufleben läßt. Denn nach Wagner „sucht die neuere Staatslehre", allerdings „unter möglichster Vermeidung der früheren Einseitigkeiten, richtige wissenschaftliche Gesichtspunkte der Wohlfahrtstaats- und Rechtsstaatstheorie zu vereinigen". (S. 725). Wagner hat also im Supplementband den Rechtsstaat noch nicht begraben und nun wissen wir es erst recht nicht: lebt er oder lebt er nicht? Und welche ist die „andere" Theorie, vor der jetzt der im Supplementband noch immer „moderne" und „entwickelte" Rechtsstaat hat „weichen müssen"?

Kurz und gut: wenn die Herausgeber des Staatswörterbuches mit dem Artikel „Staat" im Supplementband eine Lücke des Hauptwerkes ausfüllen wollten, so haben sie ihren Zweck schlecht erreicht, denn sie haben die Konfusion erst recht gesteigert.

Worin liegt aber die Ursache dieses Widerspruches zwischen dem sechsten Band und dem Supplementband? Das ist bald gesagt. Eheberg ist 1855 geboren und Wagner 1835. Als nun Wagner fünfundzwanzig Jahre alt war (1860), da stand der Rechtsstaat in voller Blüthe und die jungen Leute von damals berauschten sich an dessen bezauberndem Duft. Mohl, Stein, Bähr, Gneist: alle Väter des „Rechtsstaates" standen damals auf der Höhe ihres Ruhmes. Die Fünfundzwanzigjährigen von damals bleiben dem „Rechtsstaat" treu bis an das Grab; Das ist ja übrigens sehr schön; und Das thut Adolph Wagner. Als aber Eheberg fünfundzwanzig Jahre alt war (1880), da ging es bereits etwas schief mit dem „Rechtsstaat". Es waren schon Ketzer aufgetaucht, die an diesem staatsrechtlichen Begriff in unehrerbietiger Weise analytische Operationen vornahmen, bei denen es sich zeigte, daß hinter

diesem Begriff nicht viel stecke und daß er nicht viel mehr werth sei als sein Vorgänger in der deutschen staatsrechtlichen Literatur, der „Organismus-Staat" von Bluntschli und Ahrens. Allerdings, die älteren Koryphäen ließen sich nicht mehr herab zur Kenntnißnahme solcher ketzerisch-realistischen Anzweifelungen der Echtheit und Wahrheit des „Rechtsstaates"; die jüngeren aber, zu denen Eheberg gehörte, kosteten schon verstohlener Weise vom Baume der Erkenntniß und der schöne Wahn vom „Rechtsstaat" zerfloß vor ihren Augen; sie erkannten die „falsche Grundlage", auf der diese Theorie aufgebaut war, und lernten auch „eine andere Theorie kennen", von der sie allerdings in Gegenwart ihrer Herren und Meister laut nicht zu reden wagten. Das Fazit aber dieser traurigen Komoedie der Irrungen ist, daß wir auch im Artikel „Staat" des Supplementbandes unsere durch die gelegentliche Bemerkung Ehebergs erwachte und berechtigte Neugier nach dem Schicksal des „Rechtsstaates" und nach der Beschaffenheit jener „anderen Theorie" nicht befriedigen können; denn Adolph Wagners „moderner Rechtsstaat" kann als offenbarer Anachronismus die von Eheberg verrathene Thatsache, daß der Rechtsstaat tot ist, nicht mehr rückgängig machen.

Ist er aber einmal tot, dann wollen wir ihm einen kurzen Nekrolog widmen. Trotz seinem echt deutschen, in keine Sprache der Welt übersetzbaren Namen floß doch französisches Blut in seinen Adern. Sein Großvater war nämlich kein Anderer als Jean Jacques Rousseau. Seine Mutter nannte sich in Deutschland Vertragstheorie. Die lebte in Deutschland in polyandrischer Ehe mit einem halben Dutzend bekannter Staatsrechtslehrer, unter denen die genannten Mohl, Stein, Bähr und Gneist die berühmtesten waren. Welcher von ihnen der eigentliche Vater des Rechtsstaates war, ist schwer zu sagen; doch hätschelten sie ihn Alle in gleicher Weise und er blieb das Schoßkind der deutschen Staatsrechtslehrer. Sie studirten und definirten an ihm herum, bis sein berliner Vater Rudolph von Gneist der staunenden Welt sein innerstes Wesen entschleierte: „Ein Staat mit einem Verwaltungsgerichtshof", so ungefähr lautete die magistrale Erklärung, „wo über administrative Entscheidungen zu Gericht gesessen wird, ist ein Rechtsstaat." Das packte gewaltig. Nun schuf man in Preußen einen Verwaltungsgerichtshof (Vater Gneist erhielt eine Rathsstelle) und der Rechtsstaat war fertig. Das preußische Beispiel fand Nachahmung, zumal man auf diese Weise mit verhältnißmäßig geringem Kostenaufwande jeden alten „Polizeistaat" in einen „modernen Rechtsstaat" umwandeln konnte, so ungefähr, wie man einen alten Rock wendet, wenn er von außen etwas schäbig wird. Der „alte Polizeistaat" war an vielen Stellen schäbig geworden: flugs wendete man ihn nach gneistischem Rezept, setzte ihm den sammtenen „Verwaltungsgerichtshof" auf und der moderne Rechtsstaat war da. Die Freude dauerte aber nicht lange. Wie es bei gewendeten Kleidern

zu geschehen pflegt: die alte Polizei-Schäbigkeit schlug bald durch, — trotz dem sammetenen Verwaltungsgerichtskragen. Freilich, der Krämer, der am Sonntag sein Auslagefenster nicht verhängte und zu einem Thaler Polizeistrafe verurtheilt wurde, warf sich stolz in die Brust, daß er doch ein Bürger eines Rechtsstaates sei, und appellirte an den Verwaltungsgerichtshof, der manchmal die Strafe sogar aufhob. Das war der Triumph des Rechtsstaates. Unterfing sich aber Jemand, an diesem Rechtsstaat Etwas auszusetzen, so klagte ihn der Staatsanwalt wegen Aufreizung und Umsturztendenzen an und beantragte ein Jahr Gefängniß; gefiel seine Nase obendrein dem Gerichtspräsidenten nicht, so gab er ihm noch ein halbes Jahr dazu. Davon gab es nun gewöhnlich keine Appellation in dem „Rechtsstaat" und die kühnen Tadler oder gar Majestätbeleidiger wanderten „rottenweise" ins Gefängniß. Die Jüngeren nun, die ein gutes Auge haben, erkannten jetzt die alte Polizei-Schäbigkeit und brummen unwillig, „die Rechtsstaatstheorie habe eine falsche Grundlage gehabt" und sei eine Täuschung gewesen. Laut dürfen sie aber darüber nicht reden, denn von den Alten halten Einzelne das gewendete Kleid noch immer für modern und nennen es „Rechtsstaat". Und vollends von der „anderen Theorie", die jetzt an die Stelle des abgethanenen Rechtsstaates getreten ist, müssen die Jüngeren schweigen. Das hilft aber nicht. Das Geheimniß hat ein Jüngerer verrathen: der Rechtsstaat ist tot! Vielleicht erfahren wir in einem zweiten Supplementbande einmal die näheren Umstände seines Todes. Indessen müssen wir uns mit der traurigen Thatsache abfinden: er ist nicht mehr. Sein Gespenst nur ist es, das in den Jahrbüchern und Systemen der „juristischen" Staatsrechtslehrer und den Artikeln der Staatswörterbücher spukt. Er selbst, der „Rechtsstaat", ruht im Grabe.

Im Interesse aber der Wissenschaft und historischen Forschung sei es mir gestattet, dem Nekrologe hinzuzufügen folgende

Oeffentliche Bitte.

Auf geheimnißvolle, bisher noch unaufgeklärte Weise ist der „Rechtsstaat" aus diesem Leben geschieden. Es ergeht hiermit die Bitte an Jedermann, der über den Tod des Verewigten nähere Mittheilungen zu machen in der Lage ist, solche der „Zukunft" nicht vorzuenthalten. Dringend verdächtig, an dem Tode des nicht genug zu betrauernden, in der Blüthe seines Daseins Dahingerafften die unmittelbare Schuld zu tragen, ist eine sichere „andere Theorie", von der nur eine einzige leise Spur in dem sechsten Bande des Conrad-Lexisschen Staatswörterbuches vorhanden ist, während alle ihre übrigen Spuren daselbst — in böswilliger Absicht? — verwischt wurden. Wer über die nähere Beschaffenheit dieser muthmaßlichen Verbrecherin Auskunft geben kann, wird im Interesse der historischen Wahrheit hiermit angelegentlichst ersucht, sie an die Redaktion der „Zukunft" gegen angemessene Belohnung zu ertheilen.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

Illusion und Suggestion in der Sozialpolitik.

Einer der Väter des modernen Sozialismus, Saint-Simon, rief sterbend seinen Jüngern als letztes Vermächtniß die Worte zu: „Erinnert Euch, daß man begeistert sein muß, um große Dinge zu vollbringen!“ Ein bisher noch nicht hinreichend gewürdigter Satz, der aber charakteristisch ist für alle Sozialpolitik, ja, für die ganze Weltgeschichte. Denn allein die in mächtigen Akkorden der Beredsamkeit hervorbrechende Begeisterung vermag es, suggestiv zum Herzen zu sprechen, das Volk aus seiner Lethargie aufzurütteln, die Menge durch eine Idee fortzureißen und die heroischen Thaten Einzelner wie das organisirte Handeln von Massen zu erzeugen. Das Geheimniß dieses Erfolges besteht darin, daß jenes mystische Etwas in Schwingungen versetzt wird, das in jeder Menschenbrust schlummert, daß ihr Gedanken suggerirt werden, die sie in Erregung, Verzückung, Ekstase versetzen und so die kalten Regeln der rechnenden Vernunft und der Eigenliebe vergessen lassen. Es ist dann, als ob ein geistiger Rausch die Menschen ergriffen hätte, der ihr Auge mit Illusionen, ja Wahnbildern umschleiert, um beim Individuum Trägheit und Egoismus für eine Weile auszulöschen. Der Mensch fühlt sich mit magischer Kraft zur Idee hingezogen, wie Faust zur Helena, und muß nun

„sehnsüchtigster Gewalt,
Ins Leben ziehn die einzigste Gestalt.“

Damit tritt jener Trieb in Aktion, den Nietzsche mit dunklem und mißverständlichem Ausdruck als „dionysisch“ bezeichnet, dessen Wichtigkeit aber er zuallererst erkannt hat, da er — selbst freilich wieder ekstatisirend — schrieb: Philister und Gelehrte „wenden sich von solchen Erscheinungen wie von ‚Volkskrankheiten‘ spöttisch oder bedauernd im Gefühl der eigenen Gesundheit ab: die Armen ahnen freilich nicht, wie leichenfarbig und gespenstisch eben diese ihre ‚Gesundheit‘ sich ausnimmt, wenn an ihnen das glühende Leben dionysischer Schwärmer vorüberbraust.“ Das gerade ist ja der tiefe Sinn von des größten dramatischen Meisters Meisterstück, von Shakespeares Hamlet, daß der Mensch, der zur Erkenntniß gelangt, vor dessen Auge der Wolkenschleier der Illusion zerrissen, dessen Handeln von keiner Begeisterung mehr getragen ist, — daß ein solcher Mensch in seinem Handeln gelähmt und zu Unentschlossenheit und Unthätigkeit verdammt ist. Das ist die Folge, wenn

„Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Bläße angekränkelt.“

Suchen wir nun zu ergründen, wie der hier angedeutete Prozeß sich abspielt und welche Tragweite ihm innewohnt. Eine Bewegung, die sich gegen etwas Bestehendes richtet, muß, um die Einzelnen aus ihrer trägen Ruhe und Apathie zu reißen, an ihre Phantasie appelliren, ihr ein lockendes Bild vor-

gaukeln. Nehmen wir an, sie verschmähe diese Mittel, sie schildere blos das objektiv Greifbare und Erreichbare ihrer Ziele, gebe daher das nothwendig Unvollkommene und Mangelhafte darin gewissenhaft zu, gestehe allerhand mögliche Bedenklichkeiten der Umwälzung ein, — so wird eine solche Bewegung bald in sich zusammensinken müssen; sie wird, anstatt zu wachsen, ihren Anhang immer mehr schwinden sehen, da ihr blasses und schwächliches Ideal nicht Attraktionkraft genug besitzt, um den trägen Einzelnen zu vermögen, seine Ruhe hinzugeben und sich das Herz zu beschweren oder wohl gar Opfer zu bringen. Ideen, die blos an die kühl wägende Vernunft sich richten, können daher keine Massenbewegung ins Leben rufen, sie prallen wirkunglos an der mit dem dreifachen Erz des Egoismus gepanzerten Menschenbrust ab.

Der Kitt nun, der den Einen mit dem Anderen zu gemeinsamem Handeln verbindet, der elektrische Schlag, der die Trägheit des Individuums durchbricht, so daß es Ruhe und Gut, ja oft Freiheit und Blut dahingiebt, geht von der Illusion aus. Sie ist immer nöthig, wenn eine neue Idee sich Bahn brechen oder ein mächtiger Fortschritt geschehen soll: so ist es nun einmal bestellt um alle großen Dinge, daß sie „nie ohn' ein'gen Wahn gelingen," wie Hans Sachs in den Meistersingern sagt.

Was macht die Illusion aus dem Menschen? Ich will als Antwort nur eine Schilderung wiederholen, die unser Friedrich Nietzsche vom Manne entworfen hat, „den eine heftige Leidenschaft, für ein Weib oder für einen großen Gedanken, herumwirft und fortzieht," — eine echt nietzschische Schilderung freilich, die künstlerisch-genial es auf ein ungeheures Heraustreiben der Hauptzüge absieht. Nietzsche sagt also: „Wie verändert sich einem solchen Manne seine Welt! Rückwärts blickend, fühlt er sich blind, seitwärts hörend, vernimmt er das Fremde wie einen dumpfen, bedeutungleeren Schall; was er überhaupt wahrnimmt, Das nahm er noch nie so wahr, so fühlbar noch, gefärbt, durchtönt, erleuchtet, als ob er es mit allen Sinnen zugleich ergriffe. Alle Werthschätzungen sind verändert und entwerthet; so Vieles vermag er nicht mehr zu schätzen, weil er es kaum mehr fühlen kann: er fragt sich, ob er so lange der Narr fremder Worte, fremder Meinungen gewesen sei; er wundert sich, daß sein Gedächtniß sich unermüdlich in einem Kreise dreht und doch zu schwach und müde ist, um nur einen einzigen Sprung aus diesem Kreise heraus zu machen. Es ist der ungerechteste Zustand von der Welt, eng, undankbar gegen das Vergangene, blind gegen Gefahren, taub gegen Warnungen, ein kleiner lebendiger Wirbel in einem toten Meere von Nacht und Vergessen: und doch ist dieser Zustand der Geburtschooß nicht nur einer ungerechten, sondern vielmehr jeder rechten That; und kein Künstler wird sein Bild, kein Feldherr seinen Sieg, kein Volk seine Freiheit erreichen, ohne sie in einem derartigen Zustande vorher begehrt und erstrebt zu haben. Wie der

Handelnde, nach Goethes Ausdruck, immer gewissenlos ist, so ist er auch wissenlos, er vergißt das Meiste, um Eins zu thun, er ist ungerecht gegen Das, was hinter ihm liegt, und kennt nur Ein Recht, das Recht Dessen, was jetzt werden soll. So liebt jeder Handelnde seine That unendlich mehr, als sie geliebt zu werden verdient: und die besten Thaten geschehen in einem solchen Ueberschwange der Liebe, daß sie jedenfalls dieser Liebe unwerth sein müssen, wenn ihr Werth auch sonst unberechenbar groß wäre." Natürlich ist mit dieser Darstellung blos das Extrem von Illusion charakterisirt; aber deren Bedeutung für historische Geschehnisse wird gerade dadurch gleich verständlich, daß die geschilderten Merkmale, wenn auch in abgeblaßter Form, alle von Illusionen umschatteten Thaten kennzeichnen. Das Problem ist nun freilich: wie kommt diese Illusion zu Stande?

Der normale Mensch läßt sich in seinem Handeln einmal durch Vernunftgründe und moralische Erwägungen beeinflussen, dann aber durch Eingebungen. Er ist, wie die Forschungen der neueren Psychiatrie, vor Allem der Schule von Nancy (Bernheim und Liébeault), bewiesen zu haben scheinen, im wachen Zustande suggestiven Einflüssen unterworfen, die in ihm Täuschungen über die wahre Natur der vorhandenen Objekte hervorrufen. Wenn nun auch in der Suggestibilität — nach Forel — „eine einfache, jedem Menschen zukommende Eigenschaft des Nervensystems" erblickt werden muß, so ist es doch nicht leicht, jedesmal die Feder aufzufinden, um die individuelle Suggestibilität zu wecken. „Die Suggestion bedeutet eine Art Turnier zwischen... zwei Gehirnen; das eine herrscht bis zu einem gewissen Punkt über das andere, aber nur unter der Bedingung, daß es geschickt und feinfühlig mit ihm umgeht, seine Neigungen geschickt anregt und verwendet, vor Allem, daß es das andere nicht widerhaarig macht" (Forel). Die Suggestion wird im praktischen Leben um so schwieriger, weil sie beim Wachzustande des Menschen gewöhnlich nicht in ihrer reinen Form erscheint, wie sie etwa von Aerzten zu experimentellen oder therapeutischen Zwecken Verwendung findet, sondern in mannichfaltigen Kombinationen mit mehr oder weniger bewußten Vernunftgründen und Moralanschauungen. Trotzdem lehrt die Weltgeschichte, zumal bei Betrachtung religiöser Bewegungen, daß Suggestionen nicht blos häufig einzelnen Menschen beigebracht werden, sondern daß sie auch epidemisch um sich greifen und alle Köpfe anstecken können, — mit einem Worte, daß Massensuggestionen vorkommen. Diese entstehen regelmäßig dadurch, daß mit ungewöhnlicher Lebendigkeit an die Phantasie der Menschen appellirt, chiliastische Hoffnungen von einem neuem Himmel und einer neuen Erde erregt und Formeln geprägt werden, die mit dämonischer Gewalt die Massen an sich fesseln und sie in eine einheitliche gewaltige Vorwärtsbewegung drängen. So ist die Illusion mit ihren Massenwirkungen erzeugt, Tausende, ja Millionen

von Köpfen sind von einer Art von Schwärmerei angesteckt und bereit, von ihrem Egoismus ein Stück abzubrechen nur um der Idee zum Siege zu verhelfen: das anscheinend unmögliche Werk, die Menge divergirender Einzelninteressen in ein brausendes Meer ausmünden zu lassen, ist gelungen. Wahrhaft schützende Dämme dagegen erweisen sich als unmöglich, je nach der Natur der Bewegung werden die Regirungen oder andere Gewalten gezwungen, ihr durch Umschaffung bestehender oder Schöpfung neuer Institutionen Rechnung zu tragen. Diese Institutionen werden aber nie das Ideal, das der Bewegung vorgeschwebt und ihr den Sieg verheißen hat, ganz erfüllen, weil eben solche Ideale und die Erfordernisse des praktischen Lebens zumeist weit auseinanderklaffen; vielmehr wird nur zu oft zwischen dem Ideal und den positiven Schöpfungen blos eine entfernte Aehnlichkeit bestehen. Dann werden die alten Formeln sich entweder der neuen Lage anpassen und damit freilich auch viel von ihrer dämonischen Macht einbüßen, — oder aber die zauberkräftigen Schlagworte, die eben noch die Massen zu elektrisiren vermochten, werden durch das Feuer der Kritik in ausgebrannte Schlacken verwandelt, deren einstmals brauchbarer und werthvoller Inhalt vernutzt worden ist. Die Menschheit aber wird sich daran machen, neue Formeln, neue Illusionen, neue Suggestionwirkungen für die Masse zu entdecken, weil sie Dessen bedarf, um sich nach irgend einer Richtung vorwärts zu bewegen. So sind Illusion und Suggestion als wesentliche Hebel der Weltgeschichte erkannt. Es ist, als wenn in jeder Epoche ihr wahres Ziel durch ein Wahnbild versteckt sei: nach diesem streckt die Menschheit die Hand aus, um jenes zu erreichen.

Welche Konsequenzen haben wir nun aus dieser Lehre für die Sozialpolitik zu ziehen? Neue Fortschritte werden hier gewöhnlich durch Massenbewegungen angeregt und diese kommen, wie wir gesehen haben, nur unter Schein und Täuschung zu Stande, indem die Köpfe der Menge durch Illusionen erhitzt werden. So werden die Ideale, die solchen Massenbewegungen als Ziel vorschweben, in der Regel ein irrationelles, der objektiven Kritik nicht standhaltendes Element in sich aufgenommen haben. Aber die Vernünftigkeit der Idee kann nicht als das Entscheidende für unser Urtheil angesehen werden, da sie ja in Wirklichkeit nie realisirt wird, vielmehr nur Mittel zum Zweck der Organisation der Massen ist; sondern das Entscheidende ist das positive Ergebniß der durch die Idee vermittelten Bewegung: ob nämlich das Leben der Nation in der durch sozialpolitische Illusionen gebildeten Atmosphäre gedeiht oder ob es darin verdorrt. Wir werden daher solche illusionären Ideen, die zu positiven Schöpfungen höherer Kultur führen, als gesund, als Zeichen aufsteigenden nationalen Lebens fassen müssen, und umgekehrt jene Gedanken, die kein solches positives Ergebniß zu Stande bringen helfen, also nur die Köpfe verwirren und gesunde Keime zerstören, als de-

struktiv, als konträrsozial, als Symptom niedergehenden Lebens zu begreifen haben. Das Schlimmste freilich würde sein, wenn alle Illusionen geschwunden wären und der Egoismus die alleinige Richtschnur bildete: wo dann der Mensch „sich aus der Unendlichkeit des Horizontes auf sich selbst, in den kleinsten egoistischen Bezirk, zurückzieht und darin verdorren und trocken werden muß; . . . er läßt mit sich reden, rechnet und verträgt sich mit den Thatsachen, wallt nicht auf, blinzelt und versteht es, den eigenen Vortheil oder den seiner Partei im fremden Vortheil und Nachtheil zu suchen" (Nietzsche). In diesem Falle wäre alles Dasein höherer Art vernichtet und die Kultur käme unfehlbar zur Stagnation, um allmählich in Grund und Boden zu verfaulen.

Betrachten wir nun einige konkrete Beispiele von Massenbewegungen, wobei für ihre Beurtheilung, gemäß den vorgetragenen Ansichten, weniger die relative Richtigkeit ihres nothwendig mehr oder weniger illusionären doktrinären Kernes als ihr positives Entwickelungresultat maßgebend sein soll, — so weit dieses Resultat sich heute schon übersehen läßt.

In allen Kulturländern, zumal in England, Frankreich und Deutschland, sind die ersten Arbeiterbewegungen im Anschluß an die Lehren des Sozialismus entstanden, die dem hart schaffenden und schlecht gelohnten Proletarier den idealen Zustand eines ausreichenden Einkommens bei mäßiger Arbeit vorgaukelten. Das geschah in England durch Owen und später durch die Chartisten, in Frankreich durch die zahlreichen sozialistischen Schulen, namentlich die von Saint-Simon, Fourier, Louis Blanc, Cabet, Buchez, Leroux und Blanqui, in Deutschland erst durch Weitling, später durch Lassalle und Marx. Diese sozialistischen Lehren sind voll von Irrthümern; aber sie haben den ganz unschätzbaren Werth, die Massen für Zwecke der Verbesserung ihrer Lage dauernd mobil gemacht zu haben. Die unteren Klassen konnten bei ihrem niedrigen intellektuellen Niveau und dem Mangel jeglicher politischen Schulung nur dann in Bewegung gesetzt werden, wenn man ihnen eine großartige Aussicht zeigte, wie den allbeglückenden Sozialstaat. Um sie aus ihrer Lethargie aufzurütteln, war es mithin nothwendig, daß man ihnen versprach, das Elend rasch zu heben. Die objektiv-richtigeren und rationelleren gemäßigten Ansichten, die sie auf Jahrhunderte vertrösteten und vor der Hand nur einen Theil des menschlichen Elends als linderungfähig hinstellten, konnten daher, so lange das Volk sich apathisch in seine Lage fügte, kein Echo im Herzen der Niederen wecken. Unter diesen wären damals keine Apostel für die Idee der langsam reifenden Sozialreform erstanden, wären damals nicht die Männer dagewesen, die für einen solchen, der berauschenden Illusion entkleideten Gedanken Entbehrungen und Mühen aller Art erduldeten. Damit aber im Volke der Wunsch nach Abhilfe der sozialen Noth millionenstimmig wiederhallte, mußten sich ihm Hunderte und aber Hunderte mit Be-

geisterung hingeben. Und Das hat die Idee des bald realisirbaren Sozialstaates bewirkt; sie vermochte in den Herzen ihrer Gläubigen eine Art jenes religiösen Feuers zu entzünden, das die Fähigkeiten potenzirt, die Willenskraft ins Ungeheure steigert und Schwärmer und Helden schafft. Und damit hat sie — durch Illusion und Suggestion die Massen zu gewaltigen Einheiten zusammenschweißend — eine großartige Mission in der Weltgeschichte erfüllt: denn als ihr großes, sichtbares, positives Resultat ist anzusehen, daß sie — wenn auch nur indirekt — den ersten Anstoß zur sozialen Reform gegeben hat, wie z. B. selbst Fürst Bismarck ausdrücklich anerkannte. Auch läßt sich nachweisen, daß die mächtig angeschwollene Reformliteratur aller Länder — die Schriften Carlyles und der Christlich-Sozialen in England, jene der französischen Reformer, eines Buret, Fix und Leplay, und die der deutschen Kathedersozialisten — erst eine durch den radikalen Sozialismus ins Leben gerufene Gegenbewegung gegen diesen und den Kapitalismus zugleich darstellt. Ueberdies ist sicher, daß nicht philantropische Erwägungen es vermocht haben, die Bürgerklasse — als großes Ganzes betrachtet — aus ihrer Gleichgiltigkeit gegen die Leiden der unteren Stände herauszureißen, sondern vornehmlich die Furcht vor den Konsequenzen gewissenloser Indifferenz gegen himmelschreiendes Elend, die Furcht vor der immer wachsenden Unzufriedenheit des Volkes, vor der Ausbeutung dieser Stimmung durch die Sozialdemokratie und vor der drohenden Sintfluth der sozialen Revolution. Und schließlich wäre auch die gewaltige Gewerkvereinsbewegung in England, die dort den Weg zum sozialen Frieden geebnet hat, nicht möglich gewesen, wenn nicht zuvor von einem Ende des Königreiches zum anderen die Agitation Owens und der Chartisten die ganze Arbeiterschaft lebhaft erregt hätte.

Jener Sozialismus hat aber sogar ganz direkt bei Reformen Pathe gestanden. In England hat das kommunistische Projekt der ihre eigenen Bedürfnisse durch gemeinsame Produktion deckenden Arbeiterkolonie, wie es von Robert Owen vorgeschlagen worden war, die Begründung von Konsumgenossenschaften veranlaßt, die heute eine großartige Organisation von vielfältigem Nutzen darstellen. Und der Geist, der die einflußreichsten Führer und beredtesten Agitatoren der Gewerk- und Konsumgenossenschaften beseelte, war der des Kommunismus, dem sie unter den damaligen Zeitläuften mit Hilfe jener Arbeiterorganisationen am Besten zu dienen vermeinten. So ist die großartigste Selbsthilfe-Bewegung der arbeitenden Klassen, welche die Welt bisher zu verzeichnen hatte, direkt unter den Auspizien des Kommunismus entstanden. Auf dem Kontinente wiederum haben die politischen Vertreter der sozialistischen Arbeitermassen wenigstens die im Maximalarbeitstag gipfelnde staatliche Arbeiterschutzgesetzgebung im engeren Sinne — im Gegensatze zur staatlichen Arbeiterversicherung — eifrigst gefördert.

Aber die rein sozialistischen Ideenströmungen waren nicht die einzigen, die auf dem Kontinent die Geister in Bewegung setzten. Neben jenen, und noch öfter in seltsamer Mischung mit ihnen, haben sich bestimmte soziale Gedankenkreise als zugkräftig erwiesen und Alles, was auf Reformen sann, mit elementarer Gewalt mitgerissen. Da wirkte z. B. in Frankreich in den vierziger Jahren der Gedanke der „Organisation der Arbeit" auf die Köpfe wie ein Zauberwort. So schreibt Lamartine: „Le mot d'organisation du travail était devenu, grâce à l'obscurité des termes, depuis dix ans le mot de la croisade des prolétaires contre l'état politique et social." Und ähnlich erklärt in der französischen Kammer (1848) ein Deputirter: „Das Wort Organisation der Arbeit hat eine geradezu magische Wirkung ausgeübt. Das Wort ist von Mund zu Mund gegangen, von Blatt zu Blatt, und hat in der Oeffentlichkeit ein allgemeines Echo gefunden. Sein Erfolg ist gerade durch das Unbestimmte der Formel verstärkt worden. Bei jedem Bankerott, bei jeder Handelskrisis, bei jeder Arbeiteinstellung, jedesmal, wenn eine Maschine erfunden und dadurch die Zahl der beschäftigten Hände verringert wurde, hieß es alsbald und immer aufs Neue: die Arbeit muß organisirt werden!" Diese Idee enthielt natürlich keinen klaren Begriff, hatte aber gerade darum, weil sich Jeder dabei denken konnte, was ihm beliebte, den Erfolg, allen Unzufriedenen gleichermaßen als Heilmittel gegen die sozialen Gebresten der Zeit zu erscheinen. Es ist auch im Verfolg dieser Idee herzlich wenig Positives geschaffen: man könnte höchstens die Nationalwerkstätten des Jahres 1848 anführen, an die sich die unglückfälige Junirevolution anschloß, und dann noch die bekannten Bauten Napoleons des Dritten, die möglichst vielen Händen Beschäftigung gewähren sollten. Also ein höchst kümmerliches Resultat, — und man wird eher geneigt sein, jenen Gedanken für einen konträrsozialen zu halten, da er offenbar bessere und praktisch brauchbarere Reformideen nicht aufkommen ließ.

In Deutschland wiederum sind in den fünfziger und sechziger Jahren die Produktivassoziationen, in den siebenziger und achtziger Jahren die Gewerkvereine weiten Kreisen als die geeigneten Mittel zur schnellen Hebung der sozialen Noth erschienen. Obwohl die erste Idee theoretisch unhaltbar, die andere nur theilweise richtig ist, haben sie beide den Arbeiterstand in seinen Bestrebungen nach wirthschaftlicher Organisation wirksam unterstützt.

Jetzt ist nun wieder eine neue Idee auf dem Plane erschienen, aus England importirt, die aber in den Ländern deutscher Zunge reißende Verbreitung gewinnt: die Idee, durch Konsumgenossenschaften und durch zweckmäßig mit ihnen zu verbindende Produktion das soziale Räthsel seiner Lösung entgegenzuführen und die Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaftordnung in eine sozialistische auf friedlichem Wege zu bewerkstelligen. In der kurzen Zeit, seit die Idee in Umlauf ist, hat sie bereits so hypnotisirend gewirkt, daß

sie aus wilden Anarchisten, gegen die bisher alle Mittel von Gericht und Polizei vergeblich aufgeboten worden waren, zahme Konsumvereinler gemacht hat. Auf der anderen Seite fallen ihr aber auch jeden Tag neue Anhänger aus den Kreisen der sozialpolitischen Reformer wie der Sozialdemokraten zu, während man früher bei uns die Konsumvereine als höchst harmlose, sozialpolitisch indifferente Organisationen anzusehen gewohnt war. Es ereignet sich also jetzt direkt vor unseren Augen der Vorgang, den ich vorhin theoretisch zu analysiren versuchte: ein Gedanke erregt lebhafte Illusionen über seine Bedeutung und Tragweite und bald theilen sich diese Illusionen weiten Kreisen suggestiv mit, so daß eine immer mehr anschwellende Bewegung erzeugt wird. Und diesen Vorgang gilt es nun zu studiren.

Basel. Professor Georg Adler.

Die pariser Salons.

Mit einiger Liebe findet man auch in den diesjährigen Salons noch ein paar gute, zum Mindesten interessante Sachen. Freilich nicht viele; namentlich der Durchschnitt im Marsfeld-Salon ist auffallend schlecht. Während der Salon auf den elysäischen Feldern sich ständig gleich bleibt, da er nicht tiefer sinken kann, bietet das Marsfeld mit jedem Jahre weniger und hält bereits heute keinen Vergleich mehr mit der münchener Sezession aus. Wohl besitzt München nicht die paar gutmüthigen älteren Leute, die sich noch immer neben all dem Schund des Marsfeldes aufhängen lassen; aber es kommt nicht darauf an, wo die besten Bilder sind, sondern, wo man die schlechtesten findet. Und es giebt Sachen im Marsfeld-Salon, die gerade so gut in der Großen Berliner hängen könnten. Neues ist so gut wie gar nicht da; auch in diesem Jahr hat man sich mit ein paar Kollektivausstellungen herauszureißen gesucht, — und Das ist immer noch ein probates Mittel, dessen Werth nicht durch die Einsicht geschmälert wird, daß es eigentlich nicht zu dem Charakter von Jahresausstellungen gehört.

Wieder Puvis de Chavannes in erster Linie mit wieder ein paar großen Panneaux, diesmal für die Bibliothek in Boston, und einer Unmenge von Handzeichnungen, die alle Wände des großen Salon de Repos bedecken und die — ich kann mir nicht helfen — in dieser Ausführlichkeit der Bestimmung des Ruhesaales in mehr als wünschenswerther Weise entgegenkommen. Die Panneaux werden die Bostoner nicht am Lesen hindern; und in dem diesjährigen Salon de Repos bekommt man das Gähnen, wenn man sich an den amusanten Spielereien Rodins, die auch hier aufgestellt sind, sattgesehen hat. Man kann nicht von einer

Kunst, die schon vom ersten Anfang an die Züge des Alters trug, die Jugend verlangen. Was sie leisten kann, sieht man an allen Werken des Meisters, von denen keins sich über die einmal gezogene Linie erhebt, aber auch keins unter ihr bleibt. Es liegt Majestät in dieser ruhigen Sicherheit, mit der Puvis jedes Werk vollendet, und man fühlt sich vor manchem seiner Werke versucht, den Hut abzuziehen — z. B. vor zwei weiblichen Studien in Pastell, den einzigen farbigen — und zwar wunderbar farbigen — Stücken im Salon de Repos, für die nur das Wort „meisterhaft" zutreffend ist. Nur, bei aller Verehrung: es wäre schrecklich, wenn dieser Meister jemals Schüler bekäme, die seine Art weiterzutragen gesonnen wären. Und diese Befürchtung drängt sich dem Besucher des Marsfeld-Salons unwiderstehlich auf. Hier liegt eine ernste Gefahr. Ein guter Theil der besten europäischen Malerei steht im Zeichen des Greisenthumes. Man hat eben in dem den jüngsten Bestrebungen geweihten Salon L'Art Nouveau den größten Theil der Werke Carrières vereint; auch ein Greis mit fabelhaften Mitteln; eine Kunst von unbegreiflicher Vornehmheit, vor der man nur zu flüstern wagt. Aber diese Bilder machten die Räume zu wahren Grabgewölben und man athmete erleichtert auf, wenn man wieder draußen war in dem herrlichen Mai.

Daneben wirkt Whistler, der Dritte im Bunde, vielleicht der Größte von den Dreien. Auch er strebt nach dem Schatten, nach dem Dunst, in dem sich die gealterten Nerven wohl fühlen, die nicht mehr das Geräusch des Tages vertragen. Wenn das Wirken solcher großen Leute mit Dem, was sie schaffen, abgeschlossen ist, so ist die Welt um einen Fundus werthvollster Werke reicher. Aber das Schlimme ist, daß gerade sie, diese einzig bewundernswerthen Dekadenten, den stärksten Einfluß auf die Schwachen erlangen, in deren Händen die Schöpfung der Großen zur Karikatur wird. Eine Malerei, die auf die Farbe verzichtet, kann keine gesunde Schule machen. Man sieht es an den Schotten. Von der Existenz Whistlers erfährt man eigentlich nur noch durch die Malereien seiner Nachahmer. Im Marsfeld wimmeln sie zu Dutzenden herum: Hopkinson, Humphrey Johnston, ein Amerikaner, Walton, Guthrie und viele Andere; Alle mehr oder weniger nahe Whistler, die nicht begreifen, daß es besser ist, etwas Eigenes schlecht zu malen, als andere Leute schlecht zu kopiren.

Eine ähnliche Rolle spielt Blanche im Verhältniß zu Carrière, den er in verwässerter Form auf einem Hintergrunde von Reynolds oder Gainsborough servirt; das Selbe läßt sich von den zahlreichen Nachahmern von Puvis sagen. Die gute koloristische Tradition sitzt zu unserem Glück in Paris zu tief, um sich in mehr als vorübergehender Weise von diesen unfranzösischen Strömungen beeinflussen zu lassen. Auf dem Marsfeld ist aber leider wenig echt Französisches zu sehen. Besnard hat neben einem ziemlich belanglosen Damenportrait zwei famose Wasserbilder ausgestellt, von denen namentlich eines, „La Cascade" — auf nackte Körper herabfallendes Wasser — alle Reize seiner Kunst zeigt. Zorn hat ein fabelhaft flott, aber ein Bischen zu lüderlich gemaltes Selbstportrait (im Atelier) geschickt; es ist nicht recht einzusehen, warum zum Genie immer unbedingt die Bummelei gehören muß, und es ist verdächtig, daß Zorn, sobald er weniger lüderlich malt, gleich langweilig wird. Einen sehr erfreulichen Fortschritt zeigt Cottet mit ein paar außerordentlich farbig empfundenen Abendstimmungen, unvergleichlich besser als seine schwitzenden Orientbilder. Gut ist auch Sisley, namentlich mit zwei

frisch gemalten Kirchen, die einen bei der traurigen Umgebung angenehm auffallenden vornehmen Sinn für Farbe und Pinselstrich verrathen. Rafaelli hat sehr nachgelassen, Aman Jean dito, — und an dieses Dito könnte man gar Viele anschließen, die früher einmal interessirt haben, wie Boldini, Donnat, die reine Portraitfabrikanten geworden sind, Harrison, von dem auch nur noch eine billige Manier übrig geblieben ist, Burne-Jones und Lempoels, die nun definitiv den Oeldruck adoptirt haben. Die Alten sind hin und die Neuen lassen auf sich warten. Rippl-Ronai, der Kollege Pitcairn-Knowles', ist zum ersten Male mit mehreren Sachen vertreten, die die verschiedenen Seiten seiner sehr reichen Begabung vortheilhaft illustriren; er hat zwei brillante, sowohl in Farbe wie in der Linie außerordentlich fein empfundene Damenportraits und eine Anzahl von Teppichstickereien ausgestellt, die zu den interessantesten Stücken der Ausstellung gehören. Von ihm kann man noch Etwas erwarten, er gehört zu den wenigen Künstlern, die die neue kunstgewerbliche Strömung nicht als Mode mitmachen, sondern berufen sind, thätigen Antheil daran zu nehmen. Er ist jetzt mit einer Anzahl von dekorativen Arbeiten für L'Art Nouveau beschäftigt und hat namentlich eine Tapete vollendet, die die allerbesten englischen schlägt. Hoffentlich bleibt er weiter von dem Archaismus, der die englische dekorative Kunst zunächst noch gefesselt hält, frei. Eine ähnliche, nicht ganz unvorbereitete Ueberraschung bietet Menard, der schon in L'Art Nouveau ein paar feinfarbige, leider etwas alterthümliche Malereien ausgestellt hatte und jetzt auf dem Marsfeld mit sehr gelungenen Sachen vertreten ist, die in einer geradezu verblüffenden Verschiedenheit der Motive die außerordentliche koloristische Veranlagung Menards beweisen. Namentlich eine Alpenszenerie (Le Mont Blanc) hätte man ihm nicht zugetraut; ein Meisterwerk von großartiger Wirkung, trotz dem kleinen Format. Um die Deutschen nicht zu vergessen: Max Liebermann hat eine Badeszene mit vorzüglichen Aktstudien und einen guten Israels geschickt, der besser ist als Israels' eigene Sachen; Kühl ist mit einem älteren Bilde, den bekannten Hausdächern, da und Leistikow mit einem recht guten neuen Bilde „L'étang".

Interessant sind zwei große Kollektivausstellungen von Zeichnungen; die eine von dem bekannten amerikanischen Illustrator Abbey, der für die Harpers in New-York die Komoedien Shakespeares illustrirt hat, die andere von dem Franzosen Renouard, dem Illustrator des londoner „Graphic". Namentlich die zweite ist bemerkenswerth. Die Arbeit der Künstler, die sich nur mit Illustration beschäftigen, verschwindet in unserer schnelllebigen Zeit und wird bei dem Unfug, den unsere Generation mit dem Papier und der Druckerschwärze treibt, immer weniger vom künstlerischen Standpunkt betrachtet. In diesen Zeichnungen, die in so und so vielen tausend mäßigen Reproduktionen in die Welt geflattert sind, liegt das Werk eines sehr ernsten Künstlers, der für unsere Zeit mehr bedeutet als so mancher unserer Salonmaler, über die ganze Bände geschrieben werden. Was an Renouard frappirt, ist sein feines Verständniß für den Unterschied zwischen französischem und englischem Wesen, das sich nicht in billigen Karikaturwitzen, sondern in einer fast objektiven Darstellung des psychologisch Merkwürdigen äußert. Seine Portraits und seine Serie über die Heilsarmee sind bleibende Werke.

Der Kunst dieser stillen, bescheidenen Künstler wird sich dieser Tage in L'Art Nouveau eine Ausstellung öffnen, der man mit großem Interesse entgegensieht. Es

ist die Exposition Internationale du Livre Moderne, die von Bing und einem sehr thätigen Komitee von Bibliophilen und Sammlern veranstaltet wird und die Alles vereinigen soll, was das Buchgewerbe, namentlich die Illustrationenkunst, in allen Ländern seit fünfzig Jahren an künstlerischen Werthen hervorgebracht hat. Es ist schon heute nicht mehr zweifelhaft, wer in dieser Konkurrenz siegen wird. Wie in allen modernen gewerblichen Zweigen ist auch in der Buchkunst England am Weitesten voraus. Hier hat sich auf gothischen und japanischen Traditionen eine Kunst entwickelt, der zwar stark archaistische Anklänge anhaften, die aber zum ersten Male wieder mit künstlerischen Prinzipien an die Herstellung des Buches herantritt. Und zwar erstreckt sich dieser künstlerische Sinn nicht auf ein paar Luxusschöpfungen, wie in den meisten anderen Ländern, sondern — kann man sagen — auf jedes Buch, selbst auf das billigste, das man für zwei oder drei Shillinge kaufen kann. Die Typographie steht in keinem Lande so niedrig wie in Frankreich; die reine Buchillustration ist hier zum besten Theil noch in den Händen von Leuten wie Doré und Vierge oder ihrer Nachfolger. Ganz langsam fangen moderne Künstler, wie Grasset, Vallotton, Lautier, Forain, Ripplı-Ronai und Pitcairn-Knowles an, sich das moderne Buch zu erobern. In Deutschland vertreten Otto Eckmann und Heine in München die selbe Rolle. Rußland, Italien, Spanien, Portugal und Griechenland sind in voller Decadence; in Amerika, in Belgien und Holland lassen sich energische moderne kunstgewerbliche Bestrebungen erkennen, die auch dem Buch zu Gute kommen. Bing hat eine sehr dankenswerthe Aufgabe unternommen, als er für einen ganzen Monat seinen großen Salon diesen Bestrebungen zur Verfügung stellte. Er hat mit der Gründung seines L'Art Nouveau namentlich dem modernen Kunstgewerbe die erste gastfreie Stätte errichtet; er ist einer der eifrigsten Förderer jener Strömung, die die Aufmerksamkeit der Künstler und des Publikums, die bisher in diesem Jahrhundert ganz allein von der Malerei und Skulptur absorbirt wurde, auf die bisher so grenzenlos vernachlässigte Umgebung des Modernen zu lenken und moderne künstlerische Milieus zu schaffen sucht. Diese Strömung ist auch sehr deutlich in den großen Salons, namentlich auf dem Marsfeld, zu erkennen. Auf zweierlei Wegen steht sie mit der großen Kunst in Verbindung: durch die Skulptur und durch die Malerei. Auf dem Marsfeld kommt besonders der erste Weg zur Geltung. In der reinen Skulptur zeichnen sich neben Rodin nur Meunier, dessen Separatausstellung in L'Art Nouveau außerordentlichen Erfolg hatte, mit ein paar Bronzefiguren, und Bourdelle aus, der ebenfalls mit Erfolg am selben Ort vertreten war, mit einer Anzahl sehr schöner Frauenköpfe in Gips. Die Stelle, die im vorigen Jahre Carrière einnahm, wird diesmal etwa von Desbois ausgefüllt, unter dessen zahlreichen Sachen besonders eine tüchtig gearbeitete Statue in Holz, „La Misère“, und eine Leda in Marmor Anerkennung verdienen.

Hier fängt bereits der Uebergang zum Kunstgewerbe an; Desbois hat eine Menge mehr oder weniger gelungener Gegenstände in Zinn, Silber, Bronze und in Gips ausgestellt, die gewerblichen Zwecken dienen sollen, wie Tintenbehälter, Aschenbecher u. s. w. Aber schon bei Desbois kann man die enormen Fehler jener kunstgewerblichen Strömung, die von der Skulptur herkommt, studiren. Es ist Thorheit, Gegenstände, die dem Gebrauch dienen sollen, nach ästhetischen Gesetzen, die für Skulpturen in Anwendung kommen, zu behandeln. Gebrauchs-

gegenstände müssen in erster Linie praktisch sein; und jede Verschönerung, die diesem Gesetz entgegenarbeitet, mindert den Werth des Objektes. Während die Nützlichkeit beim rein künstlerischen Gegenstand eine untergeordnete Rolle spielt, ist sie beim kunstgewerblichen ein nicht allein praktischer, sondern in erster Linie ästhetischer Faktor. Ein modernes Kunstgewerbe kann nur dahin streben, für unsere modernen Bedürfnisse die spezifischen Mittel zur Befriedigung zu schaffen. In den kunstgewerblichen Skulpturen Frankreichs kann man aber nur das Gegentheil dieses Prinzips entdecken; sie suchen den Zweck des Gegenstandes zu verhüllen, statt ihn so offen und so natürlich wie möglich zu zeigen. Baffier entwirft eine mehr oder weniger gelungene Gruppe; die Haltung der Figuren bringt ihn auf die Idee, einen Springbrunnen daraus zu machen, er braucht nur Wasser über sie hinfließen zu lassen: die Geschichte so manches verunglückten „monumentalen" Brunnens. Dampt findet ein paar hübsche Schnörkel und Köpfe und macht ein Bett daraus; Prouvé entwirft einen von Wogen umbrausten Felsen in Bronze, eine Komposition von mehreren Quadratmetern, und auf dem Felsen liegt, angeschmiedet mit schweren Ketten, ein Exemplar in-4° der „Poèmes Barbares" von Leconte de Lisle. Den Gipfel des Unsinns erreicht wie gewöhnlich Carabin, der aus Katzen- und Frauenleibern Gebäude konstruirt, die im Katalog als Tische und Stühle aufgeführt sind. Der Irrthum dieser Aesthetik springt in die Augen. Es ist klar, daß, wenn man ein Bett machen will, die Aufmerksamkeit zunächst darauf gerichtet werden muß, wie man das denkbar bequemste Bett „konstruirt", die Frage der Ausschmückung kommt erst in zweiter Linie; gelingt es nur, das denkbar bettmäßigste Möbel zu finden, so ist die Aufgabe schon glänzend gelöst und dieses Ideal von Zweckmäßigkeit wird ganz von selbst schon auch ästhetischen Werth haben; dagegen vermag die eines Michelangelo würdige Skulptur nicht den Werth des Möbels zu erhöhen, das sie verunstaltet.

Neben diesen groben Irrthümern findet man auf dem Marsfeld aber auch gutes Kunstgewerbe von Leuten, die zweifellos auf dem richtigen Wege sind, wenn sie das Ziel auch noch nicht erreicht haben. Schon in dem Salon L'Art Nouveau, der sich in erster Linie mit der Innendekoration beschäftigt, hatte man Gelegenheit, die modernen Möbelkünstler Belgiens kennen zu lernen; der Marsfeld-Salon bringt diesmal ein vollständig eingerichtetes Zimmer eines lütticher Künstlers Serrurier, das alle Anerkennung verdient. Hier findet man keine phantastischen Skulpturen, wohl aber ein eingehendes Verständniß für moderne Wohnungbedürfnisse, für Licht und Luft. Die Möbel sind einfach, aus gediegenem Material, und der Schmuck beruht in der ausgezeichneten Ausarbeitung aller Details und der individuellen Zusammenstimmung der Farbentöne, — die mir übrigens durchaus noch nicht vollkommen erscheint.

Ausgezeichnet ist die kunstgewerbliche Keramik vertreten, das einzige Gebiet, auf dem sich ein großer Fortschritt verräth. Obenan steht Bigot mit seinen Poterien von größter Einfachheit, die sich dreist neben Japan stellen lassen können, und gediegenen Trinkgefäßen, Tassen, Krügen, denen man größte Verbreitung wünschen darf. Dann Dalpayrat mit einer neuen, sehr interessanten Eigenart; der Däne Kähler; endlich die bekannten Lachenal und Delaherche. Sehr viele Bucheinbände, unter anderen Prouvé, der auf diesem Gebiet besser zu Hause ist, dann sein nancyer Kollege René Wiener, Frau Vallgren, der junge

Pariser Meunier mit einem wundervollen Einband der „Histoire des quatre fils Aymon," illustrirt von Grasset im grassetschen Stil; endlich die alten, tüchtigen Reliefs Marius Michel, Gruel und alle die Anderen. Von Deutschen zeichnet sich in den objets d'art nur Köpping mit seinen Gläsern aus, die hier natürlich den selben Erfolg haben, der ihnen verdienter Weise in L'Art Nouveau zu Theil wurde. Tiffany ist mit wundervollen neuen Sachen vertreten. Der guten Ausführung wegen verdienen die Glasfenster Gallands für die Kathedrale von Orléans Erwähnung. Galland hat sich beim Entwurf an die alten Traditionen gehalten, die ihm vorgeschrieben waren.

Auch in dem Salon der elysäischen Felder ist die kunstgewerbliche Abtheilung die einzige, die interessirt, ja, die einzige, in der man es aushalten kann. Hier hat Falize eine Anzahl guter Schmuckstücke ausgestellt, unter Anderem einen wundervollen Pokal nach Zeichnungen von Merson, Gold mit Emaille, die Farben nach Fra Angelico, an den auch die Zeichnung erinnert; eine wundervolle Arbeit, bei der man nur bedauern kann, daß sie für eine reine Nachahmung des Alten verwandt worden ist. Das Musée des Arts décoratifs hat in weiser Erkenntniß seiner Ziele diesen Archaismus bestellt. Auch hier findet man gute Keramik, wenn auch nichts Neues; Massier mit ein paar großen Poterien, die alle Vorzüge seines amusanten, aber unsoliden Materials zeigen; Müller mit einer Menge interessanter Sachen nach Frémiet. Ein paar Bucheinbände von Ruban und Devatines ohne Interesse; ein guter Teppich von Bellery Desfontaines.

Die große Kunst zeigt auf den elysäischen Feldern den alten bewährten Sumpfcharakter. Es geht ein Grauen von diesen unendlichen Sälen aus. Es ist nicht zu glauben, daß unter so vielen Bildern auch kein einziges ist, vor dem man nur mit Behagen stehen bleiben kann. Der Kritiker thäte gut, sich mit einem der neuesten Zweiräder zu versehen, auf denen man in einigen Sekunden diese trostlosen Steppen durchmessen kann. Nichts ist da; mit Brangwyn, der jetzt auf dem Marsfeld ausstellt, haben sie den Letzten verloren.

Wer nur ein paar Monate in Paris lebt, lernt mit immer wachsendem Staunen den ungeheuren Kunstbesitz dieser herrlichen Stadt kennen; wenn man aber dann diese Massenausstellungen sieht, fragt man sich, wie es möglich ist, diesen glänzenden Besitz so vollkommen zu verbergen. Für den Pariser sind die Ausstellungen der Vernissage wegen da, um die Moden der Saison kennen zu lernen. Aber es giebt immer noch Fremde, die zum ersten Mai nach Paris fahren, um die neue Kunst kennen zu lernen, und weniger bemittelte Kunstliebhaber, die in jedem Jahr mit Interesse die Berichte über die Herrlichkeiten des Firnißtages verschlingen. Man sollte diese Berichte nur vom Standpunkt des Schneiders aus redigiren: dabei würde Etwas herauskommen; denn in dem einfachsten Kostüm der Grisette, die am Arm ihres Malers die Vernissage mitmacht, steckt mehr künstlerischer Sinn als in all diesen Bildern. Und den Fremden ist zu rathen, um neue Kunst zu sehen, nach L'Art Nouveau zu gehen, dem einzigen Salon, den man bei dem Wunsche, eine gütige Revolution möchte möglichst bald die Ausstellungen sammt und sonders verschlingen, ausnehmen kann.

Paris. Julius Meier-Graefe.

Sozialreform und politische Parteien.

Die Verhandlungen über den Maximalarbeitstag im Bäckergewerbe und über die Ladenschlußstunde haben im Reichstage und Landtage den politischen Parteien Gelegenheit gegeben, hinsichtlich der Stellung zur Arbeiterschutzfrage ihr Herz zu entdecken; und was sie entdeckt haben, ist so kennzeichnend für unsere heutigen Verhältnisse, daß es wohl der Mühe lohnt, sich einen Augenblick damit zu beschäftigen. Ich will zunächst aus den Verhandlungen das Wesentlichste kurz in die Erinnerung rufen, dabei gelegentlich einige kritische Bemerkungen einflechten und zum Schluß ein Fazit zu ziehen versuchen.

Bekanntlich hat durch das Arbeiterschutzgesetz vom ersten Juni 1891 die viel bestrittene Frage des Maximalarbeitstages die Regelung erfahren, daß ein solcher in verschiedener Höhe für Kinder, jugendliche Personen und weibliche Arbeiter durch das Gesetz selbst festgesetzt, daneben aber dem Bundesrathe die Befugniß ertheilt ist, auch für erwachsene männliche Arbeiter „in Gewerben, wo durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitzeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird, Dauer, Beginn und Ende der zulässigen täglichen Arbeitzeit und die zu gewährenden Pausen vorzuschreiben und die zur Durchführung dieser Vorschriften erforderlichen Anordnungen zu erlassen". Für die Regelung der Arbeitdauer, wie sie hier zugelassen ist, sollen also nicht die sonst zu deren Gunsten angeführten Gründe, insbesondere die Rücksicht auf Einschränkung der Ueberproduktion, Hebung des Lohnes, Beseitigung der Arbeitlosigkeit oder auch auf Schutz gegen übermäßige Ausbeutung der Arbeitkraft im Allgemeinen, wie bei den gesetzlich geschützten Personen, in Betracht kommen, sondern es soll ausschließlich der Gesichtspunkt der Erhaltung der Gesundheit maßgebend sein. Man hat deshalb die hier getroffene Einrichtung, im Gegensatz zu dem allgemeinen „sozialpolitischen" oder dem besonderen „lohnpolitischen", den „sanitären Maximalarbeitstag" genannt. Der Bundesrath hat nun von dieser ihm ertheilten Befugniß durch eine am vierten März 1896 bekannt gegebenen Verfügung insofern Gebrauch gemacht, als er für Bäckereien und solche Konditoreien, in denen auch Bäckerwaaren hergestellt werden, wenn in ihnen in der Zeit von $8^1/_2$ Uhr abends bis $5^1/_2$ Uhr morgens Gehilfen oder Lehrlinge beschäftigt werden, bestimmt hat, daß vorbehaltlich gewisser Ausnahmen die Arbeitschicht der Gehilfen nicht länger als zwölf Stunden oder, bei einer Pause von mindestens einer Stunde, einschließlich dieser Pause nicht länger als dreizehn Stunden dauern, auch die Gesammtzahl der Arbeitschichten in jeder Woche nicht mehr als sieben betragen darf. Obgleich dieser Beschluß des Bundesrathes sich auf den reiflich erwogenen Vorschlag der Kommission für Arbeiterstatistik stützt, hat die Maßregel dennoch in gewissen Kreisen lebhaften Widerspruch gefunden und der Reichstag war auf Grund einer von konservativer Seite eingebrachten Interpellation am zweiundzwanzigsten April dieses Jahres in der Lage, zu der Angelegenheit Stellung zu nehmen.

Im Namen der Antragssteller führte Herr von Buchka aus, daß nicht nur

die Bäcker in lebhafter Erregung seien, sondern daß dieses Gefühl auch die übrigen Kreise des Handwerkes ergriffen habe, da man eine Ausdehnung der Maßregel auf sie befürchte. Die konservative Partei sehe in dem Beschluß eine sehr ernste Gefahr, da hier zum ersten Male der Maximalarbeitstag für erwachsene Arbeiter eingeführt werde, sie bedauere, daß die Vertragsfreiheit eingeschränkt und der Polizei die Befugniß gegeben werde, sich in die innersten Verhältnisse des Betriebes einzumischen. Ein Arbeiter, der das Seinige zusammenhalte, könne heute schon besser leben als ein Meister oder ein Landwirth. Deshalb dürfe man nicht schwere Lasten auf die Gewerbetreibenden legen und sie von dem guten Willen ihrer Arbeiter abhängig machen. Herr von Böttticher, der antwortete, berief sich zur Vertheidigung der Maßregel auf die Ergebnisse der Erhebungen der Kommission, nach denen in 28,6 Prozent der Betriebe die Arbeitdauer 12 bis 14 Stunden, in 13,2 Prozent 14 bis 16, in 30 Prozent 16 bis 18 Stunden betrage, und meinte, daß man Dies doch wohl als „übermäßige Arbeitdauer" betrachten dürfe. Er schilderte auch im Uebrigen die Verhältnisse im Bäckereibetriebe und bezeichnete diese Zustände als „haarsträubend". Es ist charakteristisch, daß die Zeitungberichte nach dieser Rede des Ministers verzeichnen: „Beifall bei den Sozialdemokraten." Das war doch sonst nicht, als man noch meinte, daß jede Maßregel auf die Aufnahme hin geprüft werden müsse, die sie bei den Sozialdemokraten finde, und daß sie um so richtiger sei, je schärfer sie von da aus verurtheilt werde. Es muß schlimm um die Zukunft Deutschlands bestellt sein, wenn die Minister bereits mit den Umstürzlern gemeinsame Sache machen, um den ruhigen Bürger in Angst und Schrecken zu versetzen. Das war denn auch das Leitmotiv, das die Ausführungen der meisten folgenden Redner durchzog. Am Wenigsten kann Das überraschen bei dem Vertreter der Reichspartei, dem Abgeordneten Merbach. Er meinte, wenn in der Debatte der Vorschlag einer Abschaffung der Nachtarbeit im Bäckereigewerbe aufgeworfen worden sei, so könne doch davon erst dann die Rede sein, wenn das Publikum sich daran gewöhnt habe, zum Morgenkaffee altbackene Semmeln zu essen. Schauderhafter Gedanke, der wunderbarer Weise nicht die wildeste Entrüstung, sondern nur allgemeine Heiterkeit erregte. Auch dieser Redner erklärt sich mit Entschiedenheit gegen den Maximalarbeitstag oder, wie er ihn in Folge mangelhafter Kenntniß nannte, den Normalarbeitstag für erwachsene Arbeiter; die wirthschaftlich Schwachen seien nicht die Gehilfen und Lehrlinge, sondern — man staune! — die Meister, die durch die Maßregel auf das Schwerste bedrückt würden, während die großen Betriebe sich einrichten könnten.

Recht traurig berührt es, auch den Abgeordneten Siegle in dem „Chor der Rache" zu finden. Et tu Brute? Gehört er doch zu den Wenigen, die unter den Nationalliberalen sozialpolitisches Verständniß und unbefangenen Blick zeigen. Seine Thätigkeit in der Kommission für Arbeiterstatistik ist um so segensreicher gewesen, als man ihm als Großindustriellen unmöglich die Befähigung zu praktischer Beurtheilung absprechen konnte. Wenn er jetzt als Parteiredner vorgeschickt wurde, so wollte man dadurch offenbar zum Ausdruck bringen, daß selbst die arbeiterfreundlichsten Elemente der Partei den ablehnenden Standpunkt theilen. Allerdings vertrat Siegle ihn recht vorsichtig; er meinte, daß „im Großen und Ganzen der beschrittene Weg wohl kaum der richtige sei".

Noch weniger unfreundlich gegen die Maßregel äußerte sich der Abgeordnete

Pachnicke. Er erklärte, daß seine Partei noch heute auf dem Standpunkt des sanitären Maximalarbeitstages stehe und im vorliegenden Falle nicht aus prinzipiellen, sondern nur aus Gründen der Zweckmäßigkeit die getroffene Verfügung beanstande; doch fürchtet auch er, daß diese Verfügung zur Vernichtung der Kleinbetriebe beitragen werde, — es wäre nach seiner Ansicht deshalb die Festsetzung einer wöchentlichen Arbeitzeit vorzuziehen gewesen.

Zu Gunsten der Maßregel erklärte sich, außer den Sozialdemokraten, die durch Herrn Molkenbuhr dem Bundesrath ihre Zustimmung aussprachen, nur das Centrum durch den Mund des Abgeordneten Hitze. Er wies darauf hin, daß doch der Reichstag selbst schon zu einer Zeit, als noch der Bundesrath widerstrebte, ein solches Vorgehen gefordert und demnächst dem Arbeiterschutzgesetz, auf dem die angefochtene Maßregel beruhe, seine Zustimmung gegeben habe; er sprach deshalb nicht nur dem Bundesrathe seinen Dank aus, sondern bedauerte, daß die Behörde so lange Zeit habe verstreichen lassen, bevor sie von der Befugniß Gebrauch gemacht habe. Allerdings könne man zweifeln, ob nicht die Einführung einer wöchentlichen an Stelle einer täglichen Arbeitdauer richtiger gewesen wäre; aber jedenfalls werde eine Einschränkung nicht in erster Linie die kleinen, sondern die großen Betriebe treffen, da in ihnen die längste Arbeitzeit bestehe. Schließlich forderte er die Bäcker auf, sich zu organisiren, um gemeinsam die Nachtarbeit abzuschaffen.

Erfreulich war es, daß der Minister von Berlepsch das Vorgehen des Bundesrathes nicht nur vertheidigte, sondern auch nachdrücklich betonte, daß die Behörde einfach verpflichtet gewesen sei, zu handeln, wie sie gehandelt habe. Wenn man nicht bei dem Bäckergewerbe habe eingreifen wollen, bei dem allein von allen Handwerken die Nachtarbeit und außerdem die längste Arbeitzeit bestehe, so sei nicht abzusehen, wann denn überhaupt die gesetzliche Vorschrift zur Anwendung habe gelangen sollen. Man könne eher fragen, ob nicht zu wenig geschehen sei, ob insbesondere nicht zu viel Ausnahmen von den Verboten zugelassen seien; die meisten Bäcker hätten vor der Kommission erklärt, daß sie mit zwölf Stunden auskämen. Es sei nicht zulässig, ein Gesetz mit schönen Arbeiterschutzparagraphen zu machen und es dann nicht anzuwenden. Die Regirung würde, wenn sie anders gehandelt hätte, einfach ihre Pflicht verletzt haben und sie werde sich nicht scheuen, die Bestimmungen jetzt auch durchzuführen.

Ganz ähnlich war der Verlauf der durch den Antrag der freikonservativen Abgeordneten Brütt und von Zedlitz angeregten Verhandlung des preußischen Abgeordnetenhauses (am siebenten Mai) über den Vorschlag der Kommission für Arbeiterstatistik, die offenen Verkaufsläden in der Zeit von acht Uhr abends bis fünf Uhr morgens für das Publikum zu schließen. War es im Reichstage die deutschkonservative Partei, die für die Vertragsfreiheit und gegen die polizeilichen Eingriffe in die Schranken trat, so übernahmen hier die Freikonservativen die Vertheidigung des Manchesterthumes. Ein Eingriff in die wirthschaftlichen Verhältnisse — so führte Herr Brütt aus — sollte nur stattfinden, wenn ein unbedingtes Bedürfniß dazu vorliege; bei den Vorschlägen der Kommission bleibe der Handwerksmeister nicht mehr Herr im eigenen Hause; übrigens ergebe sich deren Verwerflichkeit schon daraus, daß die Sozialdemokraten sie mit heller Freude begrüßten. Das war auch der Grundton in den Reden der beiden nationalliberalen Redner von Eynern und Bueck. Die Sozialpolitik hat nach der Ansicht

des Herrn Bueck „eine bedauerliche Wendung genommen", „die Thätigkeit der Kommission für Arbeiterstatistik ist jetzt nicht eine segensreiche für unser Erwerbsleben". Er hat die Sozialpolitik gern unterstützt, aber der Maximalarbeitstag für das Bäckergewerbe hat ihm die Augen geöffnet. „Bei solchem Schutze der Arbeiter muß man auch an einen Schutz der Betriebe denken." Der Ladenschluß wird „unsere Nation von ernster Arbeit abziehen und die Folge werden geringere Leistungen sein". Ja, wenn ein Mensch nur von fünf Uhr morgens bis acht Uhr abends arbeiten darf, so wird die Arbeit zur Spielerei, die ernste Menschen nicht befriedigt und deshalb dem Schlaraffenleben Vorschub leistet. Das meinte auch Herr von Eynern: „Die wirthschaftlich Schwachen wollen arbeiten, um zu erstarken, und die Kommission raubt ihnen die Möglichkeit, ihre geistigen und körperlichen Kräfte zu entfalten." „Jedem wird ein Polizist beigegeben, der ihm vorschreibt, wann er arbeiten darf und wann nicht." Er hat Recht: es ist wirklich unglaublich, daß der Staat Leute, die arbeiten wollen, zum Bummelleben zwingt! Sie finden ja jetzt schon die größte Schwierigkeit bei ihrem Arbeitdrange, dem die Prinzipale den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzen, — und nun stellt sich auch noch der Staat ihnen in den Weg und will ihnen ihr Vergnügen nicht lassen! Schon die Sonntagsruhe war ein solcher unberechtigter Eingriff; jetzt soll das Uebel durch den Ladenschluß noch gesteigert werden!

Nicht ganz so scharf, wie seine Fraktiongenossen, äußerte sich der Abgeordnete Möller. Er erklärte, daß er ein Anhänger der Sozialreform sei, meinte auch, die gesetzliche Sonntagsruhe sei erforderlich gewesen, weil die freiwilligen Vereinbarungen von den Konkurrenten nicht gehalten worden seien. Neun Zehntel aller Leute freuten sich über die gewonnene Sonntagsruhe und der Fehler liege nur darin, daß nicht in ausreichendem Maße Ausnahmen zugelassen seien. Aber auch dieser Redner erklärt doch jede gesetzliche Beschränkung der „Arbeitdauer, selbst wenn sie übermäßig sei, für eine grausame Maßregel"; „die einsichtigen, selbständigen Arbeiter wollen die Freiheit haben, auch übermäßig zu arbeiten, um sich aus dem Sumpfe zu ziehen, in dem sie stecken." Aber wenn sie nun Alle bereit sind, übermäßig zu arbeiten, und der Unternehmer bei dem Ueberangebot von Arbeitkräften keine Veranlassung hat, trotz größerer Arbeitleistung den Lohn zu erhöhen, dann werden nicht allein Diejenigen, die bei der Vertheilung der vorhandenen Arbeit leer ausgehen, wohl kaum Gelegenheit haben, sich aus dem Sumpfe zu ziehen, sondern auch die vom Glück Begünstigten, welche die übermäßige Arbeit erhalten, sind nicht besser gestellt als bei mäßiger Arbeit.

Auch der deutschkonservative Abgeordnete Schall meinte, das „Gesetz richtet Zorn an"; es sei auf sozialdemokratischen Einfluß zurückzuführen. Auf sozialpolitischem Gebiete sei nachgerade „sogar übergenug geschehen"; es müßten nicht nur die Interessen der Gehilfen, sondern auch die der Gewerbetreibenden in Betracht gezogen werden, von denen Mancher beim Achtuhr-Schluß seine Gehilfen werde entlassen müssen, um sich selbst über Wasser zu halten. Herr von Kardorff erklärte ganz offen, die ganze sozialpolitische Gesetzgebung seit dem Jahre 1890 gefalle ihm nicht, er habe deshalb auch gegen das Arbeiterschutzgesetz gestimmt. Nicht ganz so ablehnend verhielten sich die Vertreter der beiden freisinnigen Gruppen. Gegen den Antrag erklärten sich nur der Centrumsmann Stötzel und der Abgeordnete Stoecker. Das Centrum hält an den Februarerlassen fest und will zu ihrer

Durchführung mitwirken; auch gegen die Sonntagsruhe sei geeifert worden und jetzt würde gegen deren Aufhebung Niemand so entschieden sich auflehnen wie die Gewerbetreibenden selbst. Stoecker meinte, man habe auf dem Gebiete der Sozialpolitik nicht zu viel, sondern zu wenig gethan. Der Grund, weshalb die Handlungsgehilfen jetzt von früh fünf Uhr bis spät elf Uhr im Laden stehen müßten, beruhe in einer kleinlichen Konkurrenz. Anträge wie der vorliegende lieferten Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie.

Der Minister von Berlepsch hielt mit vorzüglicher Ironie Herrn Bueck entgegen, daß er bei seiner Befürchtung, die Einschränkung der übermäßigen Arbeitzeit könne zu einer Entnervung der Nation führen und ein schwächeres Geschlecht in Deutschland erziehen, wohl kaum den Anspruch erheben könne, etwas besonders Gescheites gesagt zu haben. Wenn man ferner von überstürzender Thätigkeit der Kommission gesprochen habe, so sei dieser Vorwurf angesichts des Umstandes, daß sie bisher in vierjähriger Thätigkeit nur ein einziges Resultat, nämlich die Verordnung über die Bäckergehilfen, erzielt habe, wohl nicht besonders glücklich und vorsichtig gewählt.

* * *

Ueberblickt man diese Verhandlungen in ihrer Gesammtheit, so weiß man nicht, ob das Gefühl des Aergers oder der Verachtung am Platze ist. Ja, wenn diese Vertreter von „Bildung und Besitz“ wenigstens offen sagten: „Wir sind im Besitze der Macht und wollen sie gründlich für unser Interesse ausnutzen; die Arbeiter sind dazu da, daß sie uns das Leben bequem machen, und wir werden sie dazu zwingen, so lange wir es können und den Staat leiten!“ Das wäre eine Gewalt- und Räuber-Politik, die sich auf Nietzsche und andere Kraftmenschen berufen könnte, doch sie wäre ehrlich: man sagte offen, was man meint. Aber wer nicht den Muth hat, Das zu thun, und sich hinter Phrasen verkriecht, an die er selbst nicht glaubt, Der hat kein Recht auf unsere Achtung.

Man befürchtet die Vernichtung des Kleingewerbes. Nun, ich bin oft genug öffentlich für dessen Interessen eingetreten, um gegen den Verdacht, es schädigen zu wollen, geschützt zu sein; aber Das darf nicht zur Ungerechtigkeit verführen, sonst treibt man eine haltlose Politik. Sehr richtig hielt Hitze den Konservativen vor, gerade sie als Vertreter der Zwangsorganisation des Handwerkes sollten einsehen, daß man die nicht organisirten, also schwächeren Gehilfen nicht weniger schützen müsse als die organisirten Meister. Hitze ist bekanntlich ein warmer Vertreter der Handwerkerinteressen; und es war völlig richtig, daß die Sozialdemokraten ihm bei dieser Bemerkung zuriefen: „Ja, wenn die Konservativen so klug wären wie Sie!“ Wäre die Erhaltung des Kleingewerbes nur möglich durch die heute übliche Ausbeutung der Hilfskräfte, so wäre sie völlig aussichtslos, denn sie würde den Widerspruch zu einer Kulturforderung enthalten. Aber liegt denn die Sache in der That so? Betrachten wir zunächst den Ladenschluß. Ob er in der vorgeschlagenen Form zweckmäßig ist, ob insbesondere eine allgemeine Vorschrift für alle Arten von Ladengeschäften oder besser eine individualisirende Behandlung am Platze ist, Das soll hier nicht untersucht werden;

aber der Grundgedanke ist unzweifelhaft berechtigt. Weshalb darf denn heute kein Inhaber sein Geschäft um acht Uhr schließen? Weshalb muß er sich selbst oder wenigstens seinem Personal die nach zwölfstündiger Tagesarbeit wohl verdiente Ruhe entziehen, Gas und Kohlen verbrennen? Etwa deshalb, weil die zwölf Tagesstunden nicht ausreichen, um die Geschäftsarbeit zu erledigen und das Publikum zu befriedigen? Ach nein, wie viele Stunden des Tages ist fast nichts zu thun! Die Zeit von zwölf Stunden ist für den Bedarf völlig ausreichend. Aber Mancher, dem es am Tage nicht recht gepaßt hat, will nun noch am Abend einkaufen. Viele sind es ja freilich nicht und die jungen Leute beiderlei Geschlechtes, die bis zehn oder elf Uhr im Laden sitzen müssen, werden sich da nicht totarbeiten, sondern häufig an Langeweile leiden. Aber sie müssen dableiben, denn wenn Herr Müller um acht Uhr sein Geschäft schlösse, so würden diese Spätlinge seinem Konkurrenten Schulze zufallen. Aber wie würde es dann wohl kommen, wenn Herr Schulze und die übrigen Konkurrenten ebenfalls schlössen? Ja, — dann müßten sich die Spätlinge einfach früher einfinden und im Uebrigen bliebe Alles beim Alten. Der gesammte Verkehr würde sich einfach konzentriren — von vierzehn und fünfzehn Stunden auf zwölf Stunden — und würde in dieser Zeit sehr gut erledigt werden, ohne irgend eine Schmälerung zu erleiden.

Der Einzige, der eine gewisse Beschränkung zu erfahren hätte, wäre das kaufende Publikum oder wenigstens der Theil der Käufer, der jetzt seine Bedürfnisse nach acht Uhr befriedigt. Daß dieses Opfer unerhört wäre, wird Niemand behaupten. Aber wäre Das wirklich der Fall, so ist es doch jedenfalls durchaus unrichtig, die Interessen der Gewerbetreibenden vorzuschützen; sie sind völlig außer Gefahr, sobald nur Das, was geschieht, von allen Betheiligten gemeinsam vorgenommen wird. Die Buchhändler haben längst einen Ladenschluß um $7\frac{1}{2}$ Uhr auf Grund gegenseitiger Verständigung; besitzen die übrigen Gewerbetreibenden nicht das nöthige Solidaritätgefühl, um das Gleiche ohne Zwang zu thun, so muß eben das Gesetz aushelfen. Staatlicher Zwang ist stets da ohne Bedenken am Platze, wo es sich um eine Maßregel handelt, die das eigene Interesse aller Gezwungenen verlangt und deren freiwillige Durchführung nur an der Kurzsichtigkeit und dem schmutzigen Konkurrenzneide scheitert.

Aber das Publikum! Es ist ein harter Herr, der rücksichtloseste Egoist, den es giebt; Das zeigt sich insbesondere bei dem zweiten Punkte unserer Erörterung, der Regelung des Bäckereigewerbes. Höhnisch meint Herr Merbach, die Abschaffung der Nachtarbeit werde erst dann möglich sein, wenn das Publikum sich zum Essen altbackener Semmeln organisire. Ja, daß dieser Zeitpunkt noch recht fern liegen dürfte, darin bin ich mit dem Herrn Merbach gleicher Meinung; aber wie wäre es denn, wenn der Gesetzgeber diesem lieben Publikum einmal eine kleine Standrede hielte, etwa nach folgendem Muster: „Du bist freilich eine außerordentlich mächtige und einflußreiche Person; Alles beugt sich vor Deinem Throne und die Geschäftswelt in ihrer Gesammtheit liegt demüthig und willenlos vor Dir im Staube. Aber Du bist doch in Wahrheit ein herzloses Ungeheuer; um Dir morgens zum Kaffee frische Semmeln zu bieten, müssen viele Tausende ihr Leben lang, Tag aus, Tag ein, auf ihre Nachtruhe verzichten, müssen sie wachen und arbeiten, während Du auf weichen Kissen schläfst. Damit Du die Tagesnachrichten, sei es Stadtklatsch oder hohe Politik, schon früh am Kaffeetische

lesen kannst, müssen andere Tausende die Nacht am Setzerpult und an der Rotationmaschine zubringen. Da Du nun nicht die sittliche Kraft besitzest, um von diesem Ausbeutungsystem freiwillig abzulassen, so werde ich einmal Deine Erziehung in die Hand nehmen und Dir einfach diese höchst entbehrlichen Genüsse dadurch rauben, daß ich alle Nachtarbeit da verbiete, wo sie nicht aus technischen Gründen unvermeidlich ist." Die Macht des Publikums ist groß, aber die des Staates ist noch größer und es ist nur erforderlich, daß der Wille des Staates bestimmt wird durch Parteien, die nicht selbst aus diesem wohlhäbigen Philisterpublikum hervorgegangen sind und seinen niedrigen Instinkten nachgeben, sondern den Muth besitzen, ihm rücksichtlos entgegenzutreten.

Also die Parteien! Ueber die wollte ich ja auch noch Etwas sagen. Man darf sich kaum noch wundern, wenn die Sozialdemokraten sie als „eine reaktionäre Masse" bezeichnen. Die einzige Partei, die Verständniß für die große soziale Entwickelung zeigt, in der wir uns befinden und die unsere künftigen Geschicke bestimmen wird, ist das Centrum und sie befindet sich dabei in voller Uebereinstimmung mit der katholischen Kirche und ihrer Leitung. Das ist tief traurig für Jeden, der die ultramontane Richtung im Katholizismus vom nationalen Standpunkt aus bekämpfen muß; aber diese grundsätzliche Gegnerschaft darf nicht die Anerkennung trüben, daß in der jetzigen großen sozialen Bewegung das Centrum die Führung übernommen und den Dank Aller verdient hat, die auf eine gesunde Entwickelung unserer Verhältnisse ohne gewaltsame Katastrophen hoffen. Sollte denn die Weltmachtstellung der katholischen Kirche so ganz von ungefähr gekommen sein? Wer die Geschichte mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, wird doch darüber längst im Klaren sein, daß diese Macht ihr nur zugefallen ist, weil sie stets verstanden hat, in praktischen Dingen den Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen und die elementaren Kräfte der Volksseele in ihren Dienst zu stellen. Gewiß hat es auch Perioden des Verfalles gegeben und zu ihnen gehörte die Zeit vor der Reformation, aber auf sie ist stets wieder ein Aufschwung gefolgt. Im Leben der Völker giebt es solche elementare Strömungen wie im Meere; wer sie zu benutzen versteht, ist des Erfolges sicher, wer ihnen widerstrebt, kämpft einen aussichtlosen Kampf. Die unsere nächste Zukunft bestimmende Strömung ist der Sozialismus im Sinne einer wirthschaftlich-sittlichen Hebung der unteren Volksklassen, einer Verminderung der heutigen unerträglichen Ungleichheiten und dadurch einer stärkeren Betheiligung des ganzen Volkes an den Kulturfortschritten auf allen Gebieten. Die leitenden Kreise der katholischen Kirche haben Das richtig erkannt; sie begünstigen diese Bewegung und das Centrum macht sich zu ihrem Organ.

In den nicht katholischen Kreisen sind bisher nur erst schwache Ansätze sozialen Verständnisses zu bemerken. Freilich, in den Klassen der wirklichen Bildung ist der Durchbruch längst erfolgt: auf den Universitäten herrscht der Sozialismus unter Professoren und Studenten; und Herr von Stumm wird schon darauf verzichten müssen, sie Alle totzuschießen, — dazu sind ihrer zu Viele. Auch in den Kreisen der akademisch Gebildeten außerhalb der Universitäten ist es kaum anders und mit jedem Jahre bringt der jüngere Nachwuchs eine Verstärkung der sozialreformerischen Elemente, so daß Adolph Wagner nicht ganz mit Unrecht in Frankfurt sagen konnte: „Die Kreise der Gebildeten haben wir erobert, jetzt bleiben nur noch die Kreise der Besitzenden zu gewinnen." Aber im politischen

Leben vertreten diese wirklich gebildeten Klassen keine große Macht, da ihnen die Fühlung mit den Volksmassen meistens fehlt, und deshalb hat der „christliche Sozialismus“ es im Reichstage bis jetzt nur zu zwei Vertretern gebracht.

Von den vorhandenen politischen Parteien stehen nächst dem Centrum der Sozialreform am Freundlichsten gegenüber die beiden freisinnigen Gruppen; Das erklärt sich daraus, daß ihre Wählerschaft zum großen Theile Arbeiterkreisen und solchen besitzlosen Volksschichten entstammt, die sich noch nicht der Sozialdemokratie angeschlossen haben. Ist aber den Freisinnigen eine gewisse Volksfreundlichkeit und die hieraus sich ergebende sympathische Grundstimmung für sozialreformerische Bestrebungen nicht abzusprechen, so erwächst ihnen doch bei der Bethätigung dieser Gesinnung ein schweres Hemmniß aus ihrer Verranntheit in einen Dogmatismus auf volkswirthschaftlichem Gebiete, wie er ärger in theologischen Dingen der schwärzeste Orthodoxe nicht aufzuweisen vermag. Wie bei diesem das auf Offenbarung gegründete Dogma vor aller Vernunft besteht und dem Verstande nur die Aufgabe bleibt, sich löblich zu unterwerfen, so steht auch das Dogma von der allein seligmachenden Kraft der wirthschaftlichen Freiheit, der Selbstbethätigung des Individuums, vor aller Erfahrung fest, es ist, im philosophischen Sprachgebrauch ausgedrückt, eine angeborene Idee, an deren Richtigkeit Thatsachen aus der Welt des Scheines nicht irre machen können.

Was die Freisinnigen an kräftiger Sozialreform hindert, hat die Konservativen nie beläftigt; mancherfterliche Neigungen kommen ihnen erst jetzt, wenn sie die arbeiterfreundlichen Maßregeln der Regirung angreifen, weil sie mit dem Maximalarbeitstage „in die wirthschaftlichen Verhältnisse eingreife“, „die Vertragsfreiheit beeinträchtige“, „die Bäckerei unter Polizeiaufsicht stelle“, u. s. w. Früher, als man die Preise durch Zölle regeln wollte, Wanderscheine und Arbeitbücher forderte, da wurde man durch solche Bedenken nicht geplagt; und auch jetzt, wenn man für den Befähigungnachweis eintritt, wenn man Margarinegesetze schafft und staatlichen Getreidehandel verlangt, versteht man ebenfalls, seine Scheu vor Eingriffen in die Vertragsfreiheit und die wirthschaftlichen Verhältnisse zu überwinden. Eine Zeit lang fand wirklich die Sozialreform an den Konservativen warme Förderer und Stoecker war durchaus in Uebereinstimmung mit seiner Partei. Aber damals richtete sich die Sozialpolitik ja auch nur gegen die Industrie, gegen die „Schlotbarone“ und die „Juden“, — Das konnte ein deutschagrarisches Herz ja nur mit innerer Freude begrüßen. Jetzt fängt man plötzlich an, auch von Rechten der ländlichen Arbeiter zu reden, man will das Prügelrecht der Gesindeordnung beseitigen, ja man will — horribile dictu — den Arbeitern ein Koalitionrecht geben, damit sie Forderungen gegen ihre Herren geltend machen können, — nein, da hört denn doch die Gemüthlichkeit auf. Und nicht genug hiermit: man bestreitet auf dem evangelisch-sozialen Kongreß, einer Versammlung, die man bis dahin für ganz harmlos gehalten hatte, die Nützlichkeit des Großgrundbesitzes in seinem bisherigen Umfange und selbst der „Verein für Sozialpolitik“ veranstaltet Landarbeitererhebungen und empfiehlt eine „innere Kolonisation“. Das könnte ja schließlich dahin führen, die Vorherrschaft des Großgrundbesitzes und des Adels im preußischen Staate in Frage zu stellen! Nein, meine Herren, das Feuer sieht sich ganz gut an, wenn es bei einem Anderen brennt, aber wenn man selbst bedroht ist, dann — drei Schritte vom Leibe!

Solchen Wankelmuth, wie die Konservativen, haben die Mittelparteien niemals bewiesen; ihre Haltung ist stets einheitlich und konsequent gewesen. Freilich, zur Zeit der Arbeiterversicherungsgesetze, da ergriff ein gewisser sozialer Zug den ganzen Reichstag und ihm konnten sich auch die Mittelparteien um so weniger völlig entziehen, als Bismarck sich mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit dafür einlegte. Die Sozialpolitik war aber für ihn nur von sekundärer Bedeutung, sie war nur ein Theil seiner Staatspolitik. Wie er das allgemeine Wahlrecht verliehen hatte, um dem neuen Reiche die Sympathien des damaligen Liberalismus zu gewinnen, und weil er glaubte, daß eine mächtige Persönlichkeit bei der unmittelbaren Verbindung mit den Volksmassen eine stärkere Wirkung erzielen könne als bei dem früheren System, so glaubte er auch, die Stellung des Staates zu stärken, wenn er die besitzlosen Massen für ihn gewann durch Einrichtungen, die den Stempel der staatlichen Fürsorge möglichst deutlich aufgeprägt trugen und in den Arbeitern stets von Neuem das Bewußtsein anregten, daß ihr Wohl von dem des Staates abhängig und sie selbst deshalb ihm zu Dankbarkeit verpflichtet seien. Dieser Zweck aber erforderte ein Abhängigkeitgefühl der Arbeiter vom Staat und von der Regirung, er gestattete nicht, ihnen zu große Selbständigkeit oder hervorragende Betheiligung an den geschaffenen Einrichtungen einzuräumen, denn dann wäre der Gesichtspunkt der Wohlthat und der Dankespflicht beeinträchtigt worden. Die Anschauungen, welche die Mittelparteien bestimmten, diese Bestrebungen Bismarcks zu unterstützen, waren wohl im Ganzen ähnlicher Art. Freilich mag der staatspolitische Gesichtspunkt ihnen etwas ferner gelegen haben; an seine Stelle trat die Hoffnung, durch gewisse Opfer ein gutes Verhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zu erkaufen. Beide Gedankenreihen gipfelten aber in dem Moment des Dankes der Arbeiter für die ihnen erwiesenen Wohlthaten, — und gerade dieses Moment versagte. Im Gegentheil: die Arbeiter tadelten an den geschaffenen Einrichtungen diesen Wohlthätigkeitcharakter und erklärten, vielmehr organische Reformen des Arbeitverhältnisses zu verlangen, die den Arbeiter in die Lage bringen könnten, selbst für seine Bedürfnisse zu sorgen. Sie forderten deshalb vor Allem eine freiere Stellung ihrer eigenen Organisationen und volle Neutralität der Staatsgewalt in den wirthschaftlichen Kämpfen. Als Zweck dieser Kämpfe bezeichneten sie neben Erhöhung der Löhne und Ermäßigung der Arbeitdauer eine grundsätzliche Veränderung des beiderseitigen Verhältnisses, eine gewisse Betheiligung der Arbeiter an der Gestaltung ihrer Geschicke, kurz, ähnliche Aenderungen, wie sie auf politischem Gebiet früher der Liberalismus von der Autokratie des Monarchen gefordert und ihr abgezwungen hatte, so daß man dem Wesen des Gegensatzes sehr gut gerecht wird, wenn man als Streitgegenstand bezeichnet: die Einführung des konstitutionellen an Stelle des absoluten Systemes der Arbeitverfassung.

Das ist nun Etwas, wogegen die heutigen Industriellen in ihrer großen Mehrheit sich mit der größten Entschiedenheit auflehnen; sie sehen darin nicht minder eine Herabsetzung ihrer sozialen Stellung, als es früher die Fürsten in gleicher Lage thaten. Sie wollen aber diesen Vergleich nicht gelten lassen und berufen sich darauf, daß es sich bei ihnen nicht um staatliche, sondern um private Verhältnisse handle und daß ein Eingriff in ihre Rechte einfach einen Raub bedeute. Als ob die Rechte der Fürsten auf absolute Regirung nicht eben so ver-

brieft gewesen wären! Und wenn man das Verhältniß des Arbeitgebers zu seinen Arbeitern für ein rein privates erklärt, so übersieht man, daß es sich darum handelt, ob die bisherigen Grundlagen der staatlichen Gemeinschaft, auf denen alles Privatrecht beruht, als gesund und gerecht anzuerkennen sind. Die Gestattung des Privateigenthumes an den Arbeitmitteln, durch die man theoretisch den Inhaber der Arbeitkraft zum Sklaven des Besitzers der Arbeitmittel macht, da er ohne diese nicht arbeiten und existiren kann, ist nur so lange erträglich, wie diese theoretische Abhängigkeit praktisch einigermaßen gemildert wird. Hierfür zu sorgen und dem Arbeiter den erforderlichen Schutz zu verschaffen, ist aber die Aufgabe des Staates und bleibt es so lange, wie er die zu Grunde liegende Einrichtung des Privateigenthumes unter seinen Schutz stellt.

Allerdings bedarf es bei allen diesen und ähnlichen Erwägungen einer Grundvoraussetzung, ohne die man den ganzen Gedankengang nicht anerkennen kann. Diese Voraussetzung ist die „gesetzliche Gleichberechtigung", die der Erlaß unseres Kaisers vom vierten Februar 1890 den Arbeitern gewahrt wissen will. Das war für Viele ein hartes Wort, das härteste in dem ganzen Erlaß, und Herr Bueck, der Generalsekretär des „Vereines mit dem langen Namen", erklärte als Vertreter der rheinisch-westfälischen Großindustriellen auf dem frankfurter Kongreß des „Vereins für Sozialpolitik" kurz und bündig: „Wir werden mit den Arbeitern niemals auf dem Boden der Gleichberechtigung verhandeln." Wir sind die Herren, und was wir für unsere Arbeiter thun, ist unser guter Wille! Ja, Herr Bueck hat sich ein ganz unzweifelhaftes Verdienst erworben, als er diesen Standpunkt so bestimmt und klar formulirte; aber man darf wohl auch die Frage aufwerfen, weshalb denn die nationalliberale Partei gerade diesen einseitigsten Vertreter des Klassenhochmuthes und der rückständigsten sozialen Beschränktheit zu ihrem Organe machte. Und wenn neben ihm Herr von Eynern zu Worte kam, dessen Standpunkt kein minder aristokratischer ist, so beweist Das in der That, daß die sozialfreundlichen Elemente in der Partei, wie sie — abgesehen von dem leider jetzt ausgeschiedenen Oechelhäuser — Siegle, Freiherr von Heyl-Herrnsheim, Hammacher u. A. darstellen, nicht im Stande sind, jener Strömung mit Erfolg entgegenzuwirken. Es war ja noch einmal ein Lichtblick, als Herr von Heyl im Namen der Fraktion die unerhörten Zustände in der Konfektion öffentlich an den Pranger stellte und einen einstimmigen Beschluß des Reichstages herbeiführte, dessen Gewicht sich dann schließlich selbst die hartgesottenen Großkonfektionäre beugten. Die nationalliberale Partei als Führerin zu einer ernsthaften Sozialreform, — ja, Das wäre im Stande, ihr frische Kräfte, neues Blut und junge, warme Begeisterung zuzuführen und die Aussicht auf Wiedergewinnung ihrer früheren Stellung zu eröffnen. Aber die Freude hat nicht lange gedauert, — und so müssen die Männer, die die Hoffnung auf eine solche schönere Zukunft einstweilen nicht völlig aufgeben mögen, sich noch länger mit Geduld wappnen.

Braunschweig. W. Kulemann.

Gedanken eines alten Mannes.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn der Lebensweg sich dem Ende zuneigt, die Kräfte allmählich abnehmen und der Mensch sich sagen muß: „Wenn Dir überhaupt noch eine Zukunft beschieden ist, so kann sie nur eine kurze sein; Dir selbst fällt höchstens die Rolle eines Zuschauers zu: manche Dinge siehst Du wohl noch entstehen, aber ihr Abschluß liegt nicht mehr innerhalb der Grenzen Deines eigenen irdischen Daseins.“ Mir ist Das so recht klar geworden, als im Jahre 1888 der alte Kaiser Wilhelm starb und Kaiser Friedrich ihm bald darauf ins Grab folgte. Der erste Kaiser war schon ein „älterer Mann“ gewesen, da er als König den Thron bestieg; und wir jungen Leute wußten, daß wir ihn nach regelgerechter Ordnung der Natur überleben mußten. Nach ihm sollte sein Sohn, der Kronprinz, kommen. Auch er war älter als wir, auch ihn mußten wir überleben; also lag auch hinter ihm noch eine Zukunft, an der wir theilnehmen konnten. Nun regirte er aber nur hundert Tage und an seine Stelle trat sein junger Sohn, — viel jünger als wir, die vor der Mitte des Jahrhunderts geboren waren. Er muß uns überleben, der Abschluß seiner Regirung fällt nicht mehr in unsere Zeit, wir sehen nur ihren Anfang, höchstens ihre Mitte, aber nicht ihr Ende.

Mit jedes Menschen Tode schließt seine Zeit ab; bevor er stirbt, zieht er nicht nur das Fazit seines eigenen Lebens, sondern auch das der Zeit, die er durchlebt hat. Wie schließt meine Zeit ab? Ich bin am Anfange des vierten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts geboren; das Jahr der Revolution fiel in meine Kinderzeit; meine Jugend war Zeuge der politischen Kämpfe vor 1866. In den ersten Mannesjahren durchlebte ich die Wiederherstellung unserer Einheit und den Krieg von 1866, der ihr voranging. Dann folgte das erste Vierteljahrhundert des neuen Reiches. Wenn ich diese Zeit im Ganzen betrachte, so hat sie Das erreicht, was sie sich wünschte, als sie begann, vor Allem ein einiges Deutschland, daneben aber auch auf politischem Gebiete, was man vom Anfang des Jahrhunderts an erstrebt hatte: Freiheit in nie geahnter Fülle, Reichs- und Staatsverfassung, mündliches, öffentliches Gerichtsverfahren, Geschworenengerichte, Vereins- und Versammlungrecht, Aufhebung der Censur, Preßfreiheit, Gewerbefreiheit, Aufhebung des Paßzwanges, Freizügigkeit, allgemeines Wahlrecht u. s. w. Vieles ist anders gekommen, als manche Leute es wünschten; aber im Großen und Ganzen ist das erreichte Maß der Freiheit größer, als man je zu hoffen wagte. Es hat Idealisten gegeben, die eine republikanische Verfassung erstrebten, ihrer waren aber in Deutschland verhältnißmäßig nur Wenige; größer war die Zahl Derer, die das Heil in der vollen Durchführung des parlamentarischen Systemes sahen. Eine noch größere Anzahl schwärmte für die wirthschaftliche Freiheit und erwartete von ihrer

Durchführung den Anbruch der goldenen Zeit. Gewiß, manche Wünsche sind unerfüllt geblieben, aber die Zahl der erfüllten ist doch eine große. Und was ist nun das Fazit? Können wir sagen, daß wir glücklich sind?

Diese Frage wird man wohl allgemein verneinen. Glücklich, zufrieden sind wir nicht, aber, was die Hauptsache ist, was man als das charakteristische Merkmal unserer Gegenwart bezeichnen kann: wir sind uns über uns selbst und über unsere Zeit unklar. Die frühere Zeit hatte Wünsche und Ziele, deren Erfüllung und Erreichung sie erstrebte. Unsere Gegenwart kennt der Zukunft gegenüber nur ein Bangen, ein dunkles Fürchten, kein Hoffen. Wir haben sammt und sonders das Gefühl: so, wie es ist, kann es nicht bleiben, aber wir wissen nicht, wie es werden soll und was wir eigentlich zu erstreben haben. Wir rühmen unsere Zeit und preisen die Fortschritte, die sie im Vergleich zur Vergangenheit gemacht hat, aber die Resultate alles Dessen, was wir erreicht haben, befriedigen uns nicht, und wohin die Fortschritte am letzten Ende uns führen sollen, wissen wir nicht. Wir stehen allen Problemen, die das irdische Dasein uns bietet, zweifelhafter denn je gegenüber.

Das gilt nicht nur für die irdischen Dinge, sondern fast noch mehr für das Gebiet, das zwischen Himmel und Erde liegt. Die gebildete Welt hat sich fast ausnahmelos von dem Gottesbegriff der Väter abgewandt. Wer an einen persönlichen Gott, einen Schöpfer und Erhalter aller Dinge glaubt, gilt als ein Thor, als ein Mann, der sich entweder absichtlich den Fortschritten der Wissenschaft verschließt oder die Fähigkeit nicht besitzt, ihre Resultate in sich aufzunehmen. Aber diese angebliche Thorheit ist doch noch weit verbreitet. Trotz allen Fortschritten der Wissenschaft, trotz der großen Macht der christusfeindlichen Presse ist der Kirchenbesuch in den letzten Jahrzehnten reger geworden, hat die Zahl der Trauungen und Taufen zugenommen, sind die Hoffnungen, die man auf einen Massenaustritt aus der Kirche setzte, zu Schanden geworden. Was aber die Hauptsache ist: Bildung und Wissenschaft sind bisher im Großen und Ganzen nicht über die Negation hinausgekommen. Man negirt den Schöpfer, den persönlichen, den dreieinigen Gott, wie ihn die Kirche lehrt, den Heiland und Erlöser, den Geist Gottes, meist auch die Fortdauer der Seele über den Tod hinaus und die persönliche Ewigkeit, aber man vermag es nicht, sich über eine neue Lehre, ein neues System, in größerer Zahl zu einigen. Man zaudert nicht nur, sich von der Kirche, die Gott und Ewigkeit predigt, loszusagen und eine neue Gemeinschaft zu bilden, sondern man steht Allem, was Religion heißt, wie einem großen Fragezeichen gegenüber. Was wir Leben, Dasein, Gegenwart, Verstand, Geisteskraft nennen, soll aus der Selbstentwickelung der Natur hervorgegangen sein. Menschliches Wissen, Können, Verstehen, Fühlen, Lieben und Hassen ist nach der neuesten Lehre nur körperliche Funktion, wie die Verdauung des Magens; steht die Maschine

still, d. h. tritt der Tod ein, so hört Alles auf, der einzelne Mensch ist gewesen, sein Geist nicht mehr da, die Seele ist vernichtet und ihre Hülle, der Körper, löst sich in seine Atome auf. Einen Ausgleich für die Ungleichheiten des Diesseits in einem Jenseits giebt es nicht, denn man glaubt nicht an ein Jenseits. Daraus folgt doch, daß man den Ausgleich im Diesseits suchen, die Ungleichheiten der irdischen Existenz schon hienieden so viel wie nur irgend möglich beseitigen muß. Giebt es keinen Gott, der über unsere Geschicke bestimmt, so sind wir selbst die Bestimmenden und uns allein fällt die Verantwortung zu. Wir, die Menschheit, vertheilen unter uns die Güter der Erde. Welches Recht haben wir, dem Einen den Ueberfluß zu gewähren und den Anderen zeitlebens unter dem Mangel leiden zu lassen? Wer giebt uns das Recht, die Geschicke des Einzelnen so ungleich zu bestimmen, daß das Kind des Reichen in die Fülle aller Güter hineingeboren wird, daß es sie bis zum Grabe genießt, während das Kind des Armen von der Geburt bis zum Tode mit Entbehrungen zu kämpfen hat? Ein reiches Kind, das seine Eltern im ersten Lebensjahre verliert, bleibt ohne irgend welches eigene Verdienst im Besitz der irdischen Güter, die sie ihm hinterlassen haben. Es wird sorgfältig erzogen, alle Bedürfnisse werden ihm reichlich gewährt; bis es volljährig wird, schneiden die Vormünder die Coupons ab, nachher thut es diese leichte Arbeit selbst, ohne jemals für den eigenen Erwerb sorgen zu müssen. Das arme Kind wird in gleicher Lage an den Mindestfordernden in der Gemeinde ausgethan und kann zufrieden sein, wenn es ihm gelingt, sein Leben lang so viel durch schwere Arbeit zu verdienen, daß es kümmerlich sein Brot hat und im Alter nicht wieder der Armenpflege anheimfällt. Ich frage noch einmal: Wo liegt, wenn es keinen Gott giebt, wenn die Menschheit selbst für die Vertheilung der irdischen Güter verantwortlich ist, die Rechtfertigung für die Ungleichheit dieser Vertheilung? Man sollte meinen, Jeder müßte einräumen, daß der Mensch als Herr der Schöpfung ein gewisses Anrecht auf ein bestimmtes Maß irdischen Wohlbefindens hat, auf eine gesunde Wohnung, sättigende Nahrung, den Bedürfnissen der Witterung entsprechende Kleidung. Mag man es auch im Uebrigen für unmöglich halten, die Güter der Welt gleichmäßig zu vertheilen: eine Gleichartigkeit der Vertheilung bis zu dem Maße, daß diesen ersten, ursprünglichen Bedürfnissen Gerechtigkeit widerfährt, müßte man, wenn man billig dächte, für unumgänglich nothwendig erachten, — und besonders deshalb, weil wir die öffentlichen Mittel zu Zwecken verwenden, die weit über dieses nothwendige Maß hinausgehen. Auf öffentliche Kosten errichten wir Denkmäler für Verstorbene und Prachtgebäude aller Art; wir subventioniren Theater, Museen, Kunst- und Bildungstätten, von denen der Arme und Aermste nichts hat. Dazu haben wir Geld, aber in unserer Mitte leben Tausende und Abertausende, die kein Obdach haben, die hungern und nicht die Mittel besitzen,

um sich auch nur nothdürftig zu kleiden, die sich jede Freude auch nur der bescheidensten Art versagen müssen, ja noch mehr, wir zwingen Viele, die genöthigt sind, von Erwerbsarbeit zu leben, daneben noch ihren Unterhalt durch Preisgebung des Leibes und der Ehre zu fristen, weil wir die Erwerbsarbeit nicht einmal so bezahlen, daß sie zum nothdürftigsten Unterhalt ausreicht. Wir kümmern uns nicht darum, was aus dem Arbeiter wird, der seine Arbeitstelle aus Gründen verliert, an denen er persönlich keinen Antheil hat, z. B. weil der Mann, der ihm Arbeit gab und Lohn zahlte, plötzlich die Arbeitstelle schließen muß. In solchem Falle überlassen wir den Vater, den Ernährer seiner Familie, der nun brotlos dasteht, hartherzig seinem Schicksal.

Auf der anderen Seite geben wir auf Grund unserer politischen Entwickelung diesem selben Menschen im Staatsleben das gleiche Recht wie seinem reichsten Menschheitgenossen und sagen ihm damit: „Benutze in Gemeinschaft mit Denen, die in der gleichen Lage sind wie Du selbst, diese politische Macht, um Dein Loos zu bessern.“ Aber wenn er Das nun thut, wenn er sich mit seinen Genossen vereinigt, um solche Besserung seiner und ihrer Lage zu erstreben, und wenn er dazu kommt, daß er sagt: Diese Besserung läßt sich nur durch eine Reform der bestehenden Zustände erzielen, — so bieten wir nicht die Hand zu solcher Reform, sondern weisen sie weit ab und wundern uns dann, daß er auf Grund dieser Abweisung an der Reform verzweifelt und in der gewaltsamen Umwandlung, d. h. in der Revolution, das Heil sucht.

Wir haben im Anfange dieses Jahrhunderts Freiheit und Gleichheit verlangt, aber Jeder hat darunter nur die Aufhebung der Vorrechte verstanden, die den über ihm thronenden Ständen und Berufsklassen gehörten; dagegen waren wir weit davon entfernt, auch die Vorrechte, die wir den unter uns Stehenden gegenüber besaßen, aufgeben zu wollen. Wir sprachen vom Volk, wenn wir die Freiheit verlangten, wir meinten aber mit dem Volk uns selbst, nicht die Massen, deren Lage eine schlechtere war als die unsere und die doch auch zum Volk gehörten. Der Begriff „Volk“ ist jetzt von der Bildfläche verschwunden; wir haben kein Volk mehr, sondern nur noch Berufsstände, die, jeder für sich, die größtmöglichen Vortheile erstreben. Nun ist der Arbeiter auch zum Berufsstand geworden und er erstrebt ebenfalls seine Vortheile; Das nehmen wir ihm übel, Das wollen wir nicht gelten lassen. Er braucht die Macht, die wir ihm gewährt haben, — und so sind wir dahin gekommen, daß wir die Gewährung solcher Macht lebhaft bedauern. Unter den Vertretern von Bildung und Besitz ist die Zahl Derer, die für Freiheit der unteren Schichten begeistert sind, eine sehr geringe. Die Meisten würden, wenn sie offen sein wollten, zugestehen müssen, daß ihrer Ansicht nach die Freiheit bereits zu groß ist und daß man bei jeder Erweiterung in erster Linie den Mißbrauch fürchten müsse. Der Arbeiterstand will aber größere

Freiheit haben, er will kein vereinsamter, verlassener Stand mehr sein, sondern in das Gemisch, das die anderen einstigen Stände heute darstellen, aufgehen; zwischen ihnen und ihm soll kein Unterschied sein. Gewährt man ihm dieses Verlangen nicht, so droht er mit Gewalt. Setzen wir dieser Drohung die gleiche entgegen, so weist er uns darauf hin, daß zum Instrumente unserer Gewalt, dem Heere, auch seine Genossen gehören, daß sie vielleicht in nicht zu langer Zeit die Mehrzahl bilden werden und daß es dann mit unserer Macht aus ist oder doch zu einem Kampfe der einen Hälfte der Staatsgenossen gegen die andere kommen muß.

Diese Perspektive steht vor uns Alten. Das ist das Ende unserer Zeit, aus der wir bald ohne Murren scheiden müssen. Wer den Sieg behalten wird, — wir wissen es nicht; und wenn wir hoffen, daß er dem Gesetz, der Ordnung verbleibt, so müssen wir dennoch Blut und Trümmer in Mengen voraussehen und als ihre Folgen eine Schwächung und Entkräftung des Vaterlandes nach außen wie nach innen, in politischer wie in wirthschaftlicher Beziehung. Auch Das liegt uns klar vor Augen, daß während eines solchen Kampfes und nach ihm, wenn der Sieg der Ordnung verbleibt, die Freiheit, die das neunzehnte Jahrhundert sich mühsälig errang, wieder verloren gehen muß. Hat der vierte Stand zur Waffe gegriffen und ist sie ihm entwunden, so wird man zu verhüten suchen, daß er sie abermals in die Hand nimmt, und da sich Gesetze für einen Stand allein nur schwer geben und durchführen lassen, so wird man die Freiheit allgemein beschränken müssen. Entweder also die Revolution siegt und die rohe Masse vernichtet die Kultur, Unbildung schlachtet die Bildung ab, oder es kommt eine Reaktion, deren Urheber und Anstifter nicht der Junker und der Priester sind, die vielmehr vom Geldsack ausgeht, — eine Herrschaft des Mammons, die schließlich jede Spur von Geist unterdrückt. Also die Commune nach pariser Muster mit allen ihren Schrecken oder das äußerlich nicht so Schreckliche, aber vor dem geistigen Auge doch furchtbar Schreckhafte: die ganze Welt ein großes Königreich Stumm, das trotz aller Gewalt, die es anwendet, eines Tages doch in dem Gegensatz, an dem es krankt, den Tod finden muß. Denn das Regiment eines Philipp von Spanien und eines Ferdinand von Oesterreich mit seiner Unterdrückung jedweden freien Denkens hatte insofern seine Berechtigung, als es die Macht aus dem — wenn auch fälschlich angewandten — Gottesbegriff herleitete und die Auflehnung nicht für eine gegen den irdischen Machthaber, sondern am letzten Ende gegen den himmlischen König gerichtete ansah und ausgab, während in einer Welt, die vorgiebt, Selbstschöpfung zu sein, der Macht des Unterdrückers über den Unterdrückten jede geheiligte Unterlage fehlt.

Wir Alten können ja glücklich und zufrieden sein, wenn wir hoffen dürfen, den Beginn der Umwälzungen nicht mehr zu erleben; aber abgesehen

davon, daß wir Kinder haben, ist uns doch unser Vaterland lieb. Mit unserem Blut haben wir in heißem Ringen seine Einheit erstritten und das Kaiserthum wieder hergestellt; darum betrübt es uns tief, daß die Zukunft, wenn unser Auge bricht, nicht als eine frohe und herrliche vor uns steht, sondern wie eine dunkle Wolke, die Unglück in sich birgt. Wir haben nicht nur unser Land, sondern auch unser Volk lieb, wir haben Schulter an Schulter mit ihm gekämpft gegen den Erbfeind, Mühsäligkeiten und Entbehrungen mit einander getragen, wir haben es gelernt und erfahren, nicht nur wie furchtlos und tapfer, nicht nur wie stark und fest, sondern auch wie hingebend und treu, wie dankbar für jeden Beweis von Brüderlichkeit und Liebe unser Volk sein kann, wie genügsam, wie unermüdlich in der Pflichterfüllung, wie bis zum Todesopfer begeistert für das Vaterland, — wir können deshalb in ihm nicht unseren Feind sehen. Wir hatten gehofft, daß in Fortsetzung des vom alten Kaiser begonnenen Friedenswerkes es dem vereinten Streben Aller gelingen würde, die Schäden zu bessern, die Wunden zu heilen und damit die Versöhnung zu finden. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. So weit Regirung und Parlament dabei betheiligt sind, steht die soziale Arbeit still und man will nicht, daß der Stillstand unterbrochen werde. Der starre, jedweder mit Opfern auch nur der kleinsten Art verknüpften Reform abholde Kapitalismus hat sich an das Steuer gedängt und bestimmt den Kurs. Acht und Bann schleudert er gegen Alle, die sozial arbeiten wollen, und gleichzeitig herrscht in den Reihen Derer, die solche Arbeit treiben, ein Streit so heftiger Art, daß man des gemeinsamen Zieles und des Kampfes, den man kämpfen wollte, vergißt. So reiht sich Jahr an Jahr, Jahrzehnt an Jahrzehnt, die Gefahr wächst und kein Morgenroth verkündet den Anbruch einer besseren Zeit. Wir Alten machen Platz, wir haben manchen Kampf geführt, viel Schweres getragen und große Siege erstritten. Was wir in den Kinder- und Jugendjahren erträumten, ist herrlich in Erfüllung gegangen, über alles Erwarten, Hoffen, Bitten und Verstehen. Und nun, wo wir haben, was wir wollten, können wir des Gewonnenen uns doch nicht freuen. Wie die Herrlichkeit des alten, so wird vielleicht das neue Reich bald wieder ein Ende finden. Nicht der Streit der Fürsten und der Stämme, nicht der Kampf gegen Rom, nicht der Einbruch des Feindes bereitet ihm den Untergang, nein: er droht ihm, viel schrecklicher, aus einem Bürgerkriege, in dem sich die Söhne des Vaterlandes unter einander verderben und zerfleischen. Noch wäre es Zeit, ihm vorzubeugen, ihm Einhalt zu thun. Es gehört verhältnißmäßig wenig dazu. Gebt unserem Volk gesundes Wohnen, ausreichende Nahrung und Kleidung, eine geringe Rast zu einem menschenwürdigen Dasein, — und es wird zufrieden sein und Euch zufrieden lassen. Weniger Feste und Luxusausgaben aus öffentlichen Mitteln und das Geld ist da, um der äußersten Noth zu steuern. Viel mehr

als die Mittel fehlt uns der Wille, sie anzuwenden. Die Berge und Thäler, die Flüsse und Seen, die Felder und Auen, die Städte und Dörfer, sie sind nicht das Vaterland; das eigentliche Vaterland ist unser Volk; und Vaterlandsliebe heißt Liebe zu dem Volk, das im Vaterlande wohnt. Der nackte, kalte, starre mammonistische Egoismus aber kennt weder Volk noch Vaterland. Bricht das Vaterland in Stücke, verblutet das Volk, so trägt er seinen Geldsack in ein anderes Land und lebt dort eben so vergnügt wie vorher.

Immer größer wird die Zahl Derer von 1870, die sich zum Heerbann des alten Kaisers auf den jenseitigen Gefilden sammeln. Laßt uns, ehe die Letzten scheiden, eine bessere Zukunft für das Vaterland schauen als heute.

Valentin.

Die Deutschen im Auslande.

Sehr geehrter Herr Harden,

Obwohl es wahrscheinlich, aber da es doch nicht sicher ist, daß, bis diese Zeilen Sie erreichen, Sie aus Deutschland näher gelegenen Gebieten eine Anzahl von Zuschriften über den Artikel „Die Deutschen im Auslande“ erhalten haben, den Pluto in der „Zukunft“ veröffentlicht hat, so will ich mit Ihrer Erlaubniß darlegen, wie ich — und mit mir gewiß die Mehrzahl der Deutschen im Auslande — mein Verhältniß zum Mutterlande auffasse. Wir denken, daß die Idee, wir sollten an Deutschland Steuern entrichten für den Schutz, den das Reich uns gewährt, wohl von den klugen Pluto nicht ernst gemeint sein kann. Wäre sie aber wirklich ernst gemeint, — schön: hier ist unsere Gegenrechnung.

Den Schutz, den Deutschland seinen Bürgern in der Fremde bietet, gewährt es hauptsächlich, um sein Prestige und damit seinen Einfluß und seine Macht, seinen Handel und Export zu erhalten und zu erweitern. Dafür also schulden wir dem Deutschen Reich besonderen Dank keineswegs. Die Konkurrenz der Völker zwingt Deutschland, seinen Söhnen die selben Privilegien zu bieten, die andere Nationen ihren Bürgern gewähren. Versagt Deutschland den Schutz, so könnte der Deutsche im Auslande einfach den deutschen Unterthanenverband verlassen und dafür den englischen oder französischen ohne Schwierigkeit annehmen. Die Aufnahme hervorragender Fremder, wie zum Beispiel der Levantiner, ist ein Akt der Gastlichkeit und Höflichkeit, die sich überall gut bezahlt macht. Die Aufgenommenen schließen sich naturgemäß der deutschen Kolonie eng an und befördern dadurch deren sozialen und kommerziellen Einfluß. Sie bilden ein werthvolles, ja oft das unentbehrliche Mittelglied zwischen den Deutschen und der einheimischen Regirung.

Eine „Verminderung des Chauvinismus, der gerade unsere werthen Landsleute im Auslande bei jeder Gelegenheit nach Einmischung des Reiches rufen

läßt", wäre die Folge einer Steuer, wie Pluto sie hier vorschlug? Im Gegentheil! Während wir heute gar oft uns sagen, das Deutsche Reich habe ernstere Aufgaben und dürfe von uns nicht mehr, als unbedingt nöthig ist, behelligt werden, würden wir dann von unserem durch Bezahlung erworbenen berechtigten Anspruch bei jeder Gelegenheit Gebrauch machen und daraus Nutzen ziehen wollen.

Aber wir glauben nicht nur, dem Reich für seinen Schutz nicht zu Dank verpflichtet zu sein; wir behaupten vielmehr: die Deutschen in Deutschland sind den Volksgenossen im Auslande so sehr verpflichtet, daß der vom Reich gewährte Rechtsschutz dieser Verpflichtung gegenüber nur ein unbedeutender Entgelt ist. Ja, wir glauben, es ist hohe Zeit, daß die Deutschen in der Heimath sich dieser Verpflichtung gegen ihre „werthen Landsleute im Auslande" endlich bewußt und deren billigen Ansprüchen gerecht werden. Es gab ja eine Periode — vielleicht ist sie noch nicht ganz vorüber —, wo auf alle nur erdenkliche Weise versucht wurde, den Strom der Auswanderung aus Deutschland zu hemmen. Man sagte sich, Deutschland habe den jungen Mann ernährt und zu einem arbeitfähigen Menschen erzogen und nun wolle er dem Auslande die Früchte seiner Arbeit geben; Deutschland habe ihn mit erheblichen Kosten zu einem tauglichen Soldaten ausgebildet, aber wenn der Ruf zu den Fahnen ergehe, werde der Mann, der das Vaterland vertheidigen soll, unerreichbar in der Ferne weilen. Kurz: Auswanderung, so glaubte man, bedeute Verlust an Nationalkraft und Nationalvermögen. Wäre Das richtig, so wäre eine Einkommensteuer für unter deutschem Schutze stehende Deutsche im Auslande einigermaßen berechtigt. Aber die Verhältnisse sind in Wirklichkeit ganz andere. Der Mann, der auswandert, sich der Mühe der Erlernung einer fremden Sprache, der Anpassung an ungewohnte Verhältnisse, kurz den Fährnissen der Fremde aussetzt, thut Das durchaus nicht zu seinem Vergnügen. In der Mehrzahl der Fälle steht die Noth oder doch die Nothwendigkeit als Gebieterin hinter ihm. Er findet, daß er in der Heimath den Wettbewerb Aller um Alles mit zu geringen Chancen beginnen würde oder begonnen hat; daß mit seiner Arbeitkraft allein, ohne die so wichtige Beihilfe von Kapital, er nicht die Stellung, nach der er strebt und die er als seinem Können angemessen erachtet, in der Heimath erreichen kann. Studien oder die Berichte von Freunden und Verwandten schildern ihm die Aussichten in einem fremden Lande als bessere oder als gute. Und so entschließt er sich, meist nicht leichten Herzens, sein Glück im Auslande zu versuchen. Dort erwartet er für seinen Fleiß besseren Lohn, als die Heimath ihm bietet, und — findet ihn, wenn auch in der Regel erst nach schweren Kämpfen, in denen ihm das Deutsche Reich keineswegs helfend zur Seite gestanden hat und aus denen er durch eigene Kraft und eigenen Unternehmungsgeist siegreich hervorgegangen ist. Wenn dann im Falle der Prosperität das Stammland seinen Steuererheber zu schicken berechtigt wäre, so wäre im Falle des Mißerfolges, im Falle von Krankheit und Elend, auch die Verpflichtung vorhanden, die der Staat in der Heimath nothleidenden Personen gegenüber anerkennt.

Was aber thut das Deutsche Reich für seine im Auslande darbenden Söhne? Es läßt sie darben. Wird der Deutsche im Auslande der Unterstützung bedürftig, so wird sein Gang zum deutschen Konsul ein vergeblicher sein. Die Formel der Abfertigung ist: „Im Etat des Reiches sind Mittel hierfür nicht

vorgesehen.“ Und dann hat der Unglückliche die Mildthätigkeit seiner Landsleute oder (leider zu oft) die seiner „Nichtlandsleute“ anzuflehen. Die neue Heimath übernimmt die Sorge für den armen oder kranken Deutschen; der neuen Heimath gebühren die Gaben des erfolgreichen Deutschen.

Wenn wir annehmen, daß die Mehrzahl der Auswanderer durch Nothwendigkeit getrieben wird, durch die scheinbare oder wirkliche Aussichtlosigkeit ihrer Karriere in Deutschland, so ist auch die Annahme begründet, daß die größere Anzahl der Deutschen im Auslande, wäre sie in der Heimath geblieben, es nicht zu Wohlstand gebracht haben würde. Denn die Chancen im Auslande sind wirklich besser. Persönlicher Werth, Energie, Thatkraft gelten mehr in der neuen Welt; Familie, Abstammung, Titel, Uniform gelten gar nichts. Wer im Auslande im allgemeinen Wettbewerb unterliegt, würde auch in der Heimath unterlegen sein. Das selbe Schicksal hätte aber auch einen erklecklichen Theil der in der Fremde gedeihenden Deutschen betroffen. Nicht nur verliert daher Deutschland nichts an Nationalvermögen durch Auswanderung, sondern es gewinnt dadurch, daß ihm die Sorge für die Armen, die Erfolglosen, abgenommen wird. Weiterhin aber gewinnt es ganz beträchtlich durch den enormen Nutzen, den Deutschland von den erfolgreichen Deutschen im Auslande zieht. Was wäre das deutsche Nationalvermögen ohne die Deutschen im Auslande? Kann der deutsche Export sie entbehren? Als ob der erfahrene Pluto Das nicht wüßte! Wie wenig auch der Deutsche im Auslande dem Deutschen Reiche oder den Deutschen in Deutschland sein Gedeihen verdankt: dennoch liebt er das Land seiner Geburt, hängt er mit inniger Theilnahme an Denen, die die selbe Sprache sprechen und die selben Lieder singen und die selben Vorfahren verehren wie er. Mit Freude und Stolz erfüllen ihn die Siege seiner Nation im Frieden und Kriege; Unglück des alten Vaterlandes ist sein eigenes und treibt ihn instinktiv zu opferwilliger Hilfe. Mit gespanntem Interesse verfolgt er die innere Entwickelung des neugeeinten Deutschen Reiches, sorgt er sich um den Bestand und das Gedeihen der jungen deutschen Kolonien, wacht er auch über die Beziehungen Deutschlands zu den übrigen Nationen. Lobt man im Auslande deutsche Institutionen, Gesetze, Schule, Musik, Wissenschaft, so quittiren wir gern und dankbar darüber; greift man Deutschland an, wie z. B. jüngst in der Transvaalsache, so belehren wir das Ausland, daß seine Presse nicht objektiv berichte, daß in Wahrheit der Sachverhalt ein anderer sei. Wir Deutschen im Auslande sind es, die die Produkte der deutschen Industrie und Wissenschaft und Kunst den fremden Nationen vermitteln, sie ihnen zugänglich, verständlich und lieb und begehrt machen. Uns ist es nicht zum Wenigsten zu verdanken, daß fremde Völker deutsche Fabrikate einzuführen versuchen statt der englischen, die seit Jahrzehnten den Markt beherrschten.

Und so kommen wir, wenn wir unsere Abrechnung überschauen, zu dem Resultat, daß nicht wir Deutschen im Auslande dem Deutschen Reich Dank und Steuer schulden, sondern im Gegentheil das Reich und die Deutschen der Heimath uns, ihren Pionieren im Auslande, Interesse, geistiges und praktisches, bethätigen sollten. Mit Grüßen aus Australien in die Heimath

Ihr ergebenster

Sydney. Dr. E. Lennhoff.

Der deutsche Künstlerverein in Rom.

In welcher Gloriole Das strahlt: „Deutscher Künstlerverein in Rom!“ Man fühlt sich förmlich zur Andacht gestimmt; große Namen tauchen vor uns auf; Erinnerungen an originelle Feste, wie sie nur bei strohumflochtenen Flaschen, unter dem Himmel dieser einzigen Stadt, unter den großen Traditionen dieser Kunst- und Künstlerwelt par excellence gefeiert werden können, werden lebendig. Wie viele Hoffnungen, wie viele Erwartungen sind wach, wenn der deutsche Künstler nach Rom zieht, und nicht die kleinsten knüpfen sich an diesen von unbestimmten Ahnungen geheimniß- und weihevoll umwitterten Verein. Und man kommt und findet —. Nun, Das ist es eben. Das ist in zwei Worten nicht gleich gesagt.

Vor allen Dingen fühlt man sich als Künstler in diesem Verein merkwürdig vereinsamt. Denn entweder giebt es in Rom keine deutschen Künstler mehr oder aber sie gehören dem deutschen Künstlerverein nicht an. Ob sie ihm nicht mehr angehören, weil sie von den Philistern darinnen unterdrückt und erdrückt wurden, oder ob die Philister die Alleinherrschaft gewannen, weil die Künstler dem Verein fern blieben, — diese Doktorfrage entscheide ein Anderer. Daß es aber einen künstlerloseren Verein in der ganzen Welt nicht giebt als den in Rom, darauf kann man schwören. Seit vor etlichen Jahren einmal ein Massenaustritt aller jüngeren Elemente stattfand, hat sich der Verein von seiner Künstlerschwindsucht nie wieder erholt. Aber am Ende: Name ist Schall und Rauch und auch unter Nichtkünstlern läßt sichs wohl sein. Ja! Dies Ja muß in einem besonderen, gedehnten Ton gesprochen werden: ja — ah! Aber —

Die Mitglieder dieses Künstlervereines rekrutiren sich aus lauter ganz ehrenhaften Ständen. Da haben wir vor Allem Kaufleute, selbständige Ladeninhaber wie Commis, die Angestellten der Banken, Speditionsgeschäfte, Buchhandlungen und Apotheken; dann frühere Kaufleute, die jetzt kleine Rentiers und Partikuliers sind und in beschaulichem Müssiggange recht und schlecht dahinleben; Photographen, Gastwirthe, verabschiedete Offiziere, die lange vor der gefährlichen Majorsecke gestrauchelt sind, und schließlich alle jene Existenzen, die man überall in den deutschen Klubs des Auslandes findet: Niemand weiß von ihnen, was sie treiben und ob sie überhaupt je Etwas getrieben haben, aber sie sind von je her dagewesen und gehören immer mit dazu, Jeder ist mit ihnen befreundet und Keiner kennt sie. Gute Menschen und schlechte Musikanten. Bei allen patriotischen Feiern entwickeln sie ungeheure Lungenkraft, sie trinken sehr viel, rauchen entsetzliche Cigarren und fühlen sich als die Repräsentanten des Deutschthumes. Zur Kunst steht Keiner von ihnen auch nur in dem schüchternsten Verhältniß.

Wer diesen also zusammengesetzten Verein ehrlicher Schildbürger, guter Patrioten und fragwürdiger, aber harmloser Existenzen betritt, wird nach der Ueberwindung der anfänglichen Enttäuschungen fast immer sein fassungloses Erstaunen in humoristisches Behagen verwandelt sehen und sich dann gähnend wieder zurückziehen. Dieses Stückchen krähwinkligen deutschen Philisterthumes, das sich unter die gewaltigen Erinnerungen Roms geflüchtet hat und in der Nähe des Pantheons breitspurig und selbstbewußt in einem alten Palazzo unter dem lockenden Glorienschein eines „Deutschen Künstlervereines“ seines Daseins froh wird, — wem, der sich für Humor nur noch den leisesten Sinn bewahrt hat, wird es

nicht mit all seinen Anmaßungen und all seinen Ingredienzien verschollener Väterlustspiele zum Quell der Heiterkeit werden? Und gerade Rom stimmt sonst ja so ernst. Nie konnte einem geradsinnigen deutschen Romfahrer einfallen, anders als mit gutmüthiger Satire von diesem harmlosen Verein braver Landsleute zu sprechen, den Niemand ernst nahm — nicht einmal die eigenen Mitglieder — und dem man sein trügerisches Aushängeschild als ungefährliche Renommisterei gönnen durfte, wie sie ja etwa dem Nationalcharakter in dem neuen Adoptivvaterland entsprach. Sie fochten unter sich ihre Kämpfe aus, hin und wieder sogar mit den Händen, erlebten gar manche Stürme im Wasserglase und waren glücklich.

Allmählich bildete sich sogar ein „Verein im Verein" aus, — Alles, wie es sich für gute Deutsche und waschechte Philister ziemt. Diesen „Ring" machten etliche altangesessene und angejahrte Junggesellen aus, die sich für die Beschäftigunglosigkeit ihres Tages abends bei einem frisch-fromm-fröhlichen Klatsch entschädigten und die Räume des „Künstlervereines" für ihre Stammkneipe erklärten, in der Niemand und nichts sie stören dürfe. Und da sie seßhaft und „schlagfertig" waren und ihre Zungen gefürchtet wurden, erwarben sie durch Verjährung sich wirklich ihr angemaßtes Recht und übten von da an eine tyrannische Herrschaft aus. Wer als Neuling sich dagegen empörte, Der ließ immer doch bald wieder von seinem Unterfangen ab, hier Wandel zu schaffen, denn die römische Hauptgottheit heißt: Schlendrian, — und ihr oberstes Gebot lautet: Laß Alles gehen, wie es will, sonst verbrennst Du Dir die Finger, und ausrichten wirst Du doch nichts. So sprach man denn in vertraulichen Cirkeln wohl in aufrührerischem Schmähton von diesem „Verein der deutschen Minderbegabten", aber die Alleinherrschaft jener kleinen Minderheit währte trotzdem ungestört fort.

Da ließ sichs der „Deutsche Künstlerverein in Rom" einfallen, zwei Dinge zu thun, die er niemals hätte thun dürfen, wenn er weiter in seiner seligen Verschollenheit, unangefochten und unbeachtet, sein behagliches Dasein weiterfristen wollte, unbekümmert um die Kunst und die Künstler, aber angestrahlt von freundlicher Gloriole, in der die wackeren Schildburger lächelnd sich sonnten, und reich begabt durch Fürstenhuld und Gnade: das Eine war ein Witz und das Andere war eine Grobheit. In beiden Fällen band der Verein mit der Presse an . . . und Das war eine Dummheit.

Daß der „Deutsche Künstlerverein in Rom" witzig sein könnte, hat sicherlich nie Jemand vermuthet, der seine „heiteren Abende" besuchte. Und doch wars entschieden witzig, die Wahl Konrads Telmann zum Mitgliede abzulehnen, weil der einen Roman geschrieben hat, der zwar den „Künstlerverein" gar nicht angeht, aber doch eine und die andere „Künstler"-Figur von hier aufs Unverschämteste — idealisirt. Der ganze Verein fühlte sich dadurch beleidigt. Und eine Grobheit wars, als man bei der Jubelfeier des Vereines von den vier noch heute hier lebenden Gründern drei zu Ehrenmitgliedern ernannte, den Musikprofessor Hermann Wichmann, einen bekannten Komponisten, aber ausschloß. Der erste Fall war komisch und erregte allgemeine Heiterkeit, der zweite aber war tragisch, denn er fügte einem kranken Greise grundlos eine brüske Beleidigung zu, die noch dadurch verschärft wurde, daß die drei Anderen, Haus- und Duzfreunde des Uebergangenen, den Ehrenbürgerbrief mit einem tiefen Bückling annahmen, statt ihn unter solchen Verhältnissen entschieden zurückzuweisen. Als Telmann nicht gewählt

wurde, haben Alle, die zur Feder schwören, dem Verein den Rücken gekehrt. Nun sind sie vollends „unter sich", die Herren.

Was Telmanns Buch „Unter römischem Himmel" angeht, so wird der Roman, über dessen literarischen Werth oder Unwerth hier nicht zu urtheilen ist, freilich arge Enttäuschung erregen. Man erwartet einen von Gift und Galle getränkten Skandalroman und reibt sich schon im Stillen kichernd die Hände. Und was findet man? Vom „Künstlerverein" ist in dem ganzen Buch nur ein einziges Mal die Rede, wo es heißt, daß es dem Helden da nicht gefällt, daß er sich aber doch an einem Kostümfest daselbst betheiligt. Ja, zum Teufel: diesem Helden würde es wahrscheinlich in keinem Künstlerverein sonderlich gefallen. Und Das soll ein naturalistischer „römischer Roman" sein, — darum „Räuber und Mörder?" Nein, Herr Telmann, Ihre Kunst in Ehren, aber wenn Sie einen naturalistischen Roman aus der deutsch-römischen Gesellschaft schreiben wollen, finden Sie in geistlichen und weltlichen Kreisen dort doch ganz andere, ungleich pikantere Stoffe, an denen Zola im vorigen Winter — er war gar so pressirt — ganz achtlos vorbeigegangen ist. Das mag meinetwegen ein interessanter Roman oder gar ein lebenswahres und ergreifendes Stück römisches Künstler-Elends sein, — Alles, was Sie wollen, — nur den Skandal, — den Skandal hab' ich umsonst gesucht. Das sind ja lauter ganz anständige, sympathische Leute, die Sie uns da zeigen. Ich hätte mir für meine acht Lire wahrhaftig ein Bischen mehr Schadenfreude gegönnt. Man kommt nicht auf seine Rechnung. Und für dieses Buch lassen Sie durch den „Künstlerverein" so andauernd die Reklametrommel rühren? Wissen Sie auch, daß Das völlig unverdient ist?

Auf Grund des „Falles Wichmann" legte der Direktor des preußisch-historischen Institutes hier, Professor Friedensburg, seine Vicepräsidentschaft im Verein nieder. Gegen solche Dinge ist man dort aber völlig abgehärtet, sie gehen spurlos vorüber. Es wartet da immer hungrigen Blickes schon ein halbes Dutzend Reserveстreber, um in derartige Würden einzurücken, für die Spezies: „Deutscher Feld-, Wald- und Wiesen-Spießer" der höchste Gipfel erreichbarer Seligkeit, mit Aussicht auf Orden bei Fürstenbesuchen und gesandtschaftliche Ansprachen an hohen patriotischen Festtagen. Nur mit der alleroberſten Präsidentschaft stehts schlecht. Die muß nach den Statuten nun einmal durchaus ein Künstler innehaben, — und wo den immer gleich hernehmen? Das ist eine Kalamität. Joseph Kopf, der Bildhauer, und M. Meurer, der berliner Gewerbemuseums-Professor, die beiden langjährigen, immer alternirenden Präsidenten, haben schließlich dafür gedankt, dies otium cum dignitate noch ferner auf sich zu nehmen, weil doch gar so wenig dignitas dabei herauskam. Seither ist guter Rath theuer. Jetzt präsidirt der Bildhauer Schulze. Sein Name soll in weiteren Kreisen schon bekannt sein. Sonst ist nichts über ihn zu sagen. Daß man am Schluß seiner Präsidentschaft seine „gesammelten Reden" herausgeben will, halte ich für Uebertreibung, so weit sollte der Byzantinismus nicht gehen. Da fällt mir gerade ein, wie der deutsche Künstlerverein Herrn Sudermann ehrte, als der vor etlichen Jahren nach Rom kam. Nachdem man ihm seine „Gesammelten Werke" für die Vereinsbibliothek abgebettelt hatte, schickte man ihm eine künstlerisch ausgestattete Einladungskarte zum demnächstigen Kostümball: Entree zehn Lire. Der „internationale Künstlerverein," dem nur ein paar Deutsche unter hundert Italienern,

Spaniern, Russen, Skandinaven angehören, bot dem deutschen Dichter darauf ein Bankett an. Die Literatur wird hier eben zur Kunst gerechnet und deshalb bekümmert sich auch um sie im Künstlerverein kein Mensch. Während der vorigen Sommersaison hatten wir als stellvertretenden ersten Präsidenten des Künstlervereines — der auch Begrüßungtelegramme an den Kaiser zeichnete und den deutschen Turnern zu Ehren gegebenen Künstlerfesten präsidirte — einen Agenten für Stacheldraht. Man merkte keinen Unterschied zwischen diesen Festen und den winterlichen. In Rom fliegt eben einem Jeden gleich das Künstlerische an.

Aber ich glaube es wird endlich einmal Zeit, ernsthaft zu reden. Wenn Das nur so leicht wäre, sobald vom „Deutschen Künstlerverein" in Rom die Rede ist! Und im Grunde hätte ja Niemand Etwas gegen dieser „guten Bürger drolliges Gewimmel" einzuwenden, wenn nicht wirklich ein ernsthaftes Interesse für uns Künstler dabei auf dem Spiele stände. Man muß bedenken, daß ein Lenbach, wenn er hierherkommt und Mitglied des Künstlervereines werden will, sich vom Herrn Delikateßwaarenhändler X., Herrn Zahnarzt Y. und Herrn Uhrmacher Z. dazu erst wählen lassen muß und daß ihm alle seine Verdienste um die Kunst eben so wenig helfen werden wie seine gesellschaftliche Stellung oder seine persönlichen Vorzüge, diese Würde zu erreichen, wenn es den genannten Herren etwa nicht beliebt, ihn unter sich haben zu wollen, — weil ihnen vielleicht seine Nase nicht gefällt. Und man muß bedenken, daß die genannten Herren keineswegs dieses Recht als ein unverdient ihnen zugefallenes Scheinrecht betrachten, von dem sie keinen Gebrauch machen, sondern daß sie im Gegentheil unsäglich gebläht davon sind und mit eifersüchtiger Zähigkeit darüber wachen, daß ihnen kein Jota davon verkümmert werde. Sie fühlen sich und sie lassen Jedermann spüren, daß sie sich fühlen. Sie kennen keinerlei Respekt vor der Kunst, vor der Bildung oder vor sonstigen Qualitäten und Verdiensten, — höchstens vor dem Gelde. Sie, die Herren X., Y. und Z., entscheiden aus eigener Machtvollkommenheit, wer ihnen paßt und wer nicht, und gerade der Künstler hat vor ihren Augen am Wenigsten auf Gnade zu rechnen. Der instinktive Widerwille, die angstvolle Unsicherheit des Banausenthumes gegenüber der Kunst ist auch in diesen Spießbürgern mächtig, und gerade den Künstler diese Macht fühlen zu lassen, reizt sie und hebt ihr Selbstbewußtsein aufs Unglaublichste. Es giebt nun freilich unter all diesen Onorevoli auch gebildete Elemente: Aerzte, Archäologen, — wie denn überhaupt nominell Wissenschaft und Bildung ja ihr bescheidenes Kontingent für den Verein stellen, nur daß man ihre Vertreter, außer bei besonderen Gelegenheiten, wo es de rigueur ist, in den heiligen Hallen des Palazzo Serlupi niemals zu Gesichte bekommt und daß diese Wenigen, die ohnehin in völliger Gleichgiltigkeit dem Vereine gegenüberstehen, von der Masse der Gewerbtreibenden und Partikuliers erdrückt und verscheucht werden. Nur diese sieht man immer, nur sie geben hier den Ton an, nur sie schalten hier nach Wohlgefallen. Die Räume des „Künstlervereins" sind ihre Kneip- und Skat-Lokale, im Lesezimmer liegen ihre Leibjournale, sie „machen" die Wahlen.

So kommt es, daß dieser Künstlerverein nicht blos zu fünf Sechsteln aus kunstfeindlichen oder doch kunstfremden Banausen besteht, sondern daß auch die wenigen wirklich namhaften Künstler in Rom gar nicht daran denken, sich um die Mitgliedschaft zu bewerben. Weder Klinger noch Stauffer haben Das während

mehrjährigen Aufenthaltes hier gethan, noch thun es heute B. Knüpfer oder Ludwig von Hofmann, weder Emil Fuchs, der talentvollste aller jüngeren deutschen Bildhauer hier, noch der Komponist v. Fielitz, noch die Schriftsteller Voß und Otto Girndt, oder etwa der Kunstschriftsteller Kristeller und wie sie sonst noch heißen mögen. Alle diese Männer wollen weder einem Verein angehören, der unter heuchlerischer Flagge längst im Zeichen des Bananenthumes steht, noch halten sie es überhaupt mit ihrer Männes- und Künstlerehre für verträglich, sich einer Wahl auszusetzen, bei der pensionirte Kleinbürger jeden Kalibers, Subalternbeamte der Gesandtschaften, Bankhaus-Commis und problematische kaufmännische Existenzen den Ausschlag geben und darüber entscheiden dürfen, ob sie würdig sind, einem deutschen Künstlerverein in Rom anzugehören oder nicht, — sie würden es selbst dann nicht für verträglich damit halten, wenn sie sicher wüßten, man wolle sie in Gnaden aufnehmen. Der Areopag selbst, nicht die Wahlchance, hält sie zurück. Charakteristisch ist nebenbei, daß der Verein prinzipiell nur Männer aufnimmt, die deutschen Künstlerinnen aber, die doch sozusagen auch die deutsche Kunst hier repräsentiren — und zur Zeit nicht einmal schlecht: ich nenne die Namen: Hermine v. Preuschen, Maria Weber, v. Kügelgen, v. Weech, Charlotte Popert, (bis vor Kurzem Kornelie Wagner) —, dem „Internationalen Künstlerverein" überläßt. Wo steckt da die Logik, wenn der deutsche Verein doch ein die deutschen Kunstinteressen schlechthin förderndes Institut sein soll? Fürchtet man, daß das weibliche Element einen mildernden Einfluß auf die rauhen Sitten des Junggesellenvereines ausüben könnte, daß man ihm zu Liebe dieses Getriebe einer Tabagie niederer Ordnung dort aufgeben müßte?

Aber soll denn der Verein auch ein derartiges kunstförderndes Institut sein? Man darf Das wohl annehmen, weil es nicht nur in den Statuten steht, sondern weil er daraufhin vom Deutschen Kaiser und vom bayerischen Prinzregenten mit namhaften Summen subventionirt wird, ohne die er kaum existiren könnte. Man kann es bedauern, daß fürstliche Munifizenz, die anderenorts oft so schmerzlich vermißt wird, sich gerade der Unterstützung amusischen Spießerthumes in seiner schärfsten Ausprägung zuwendet, aber hineinzumischen hat sich da Niemand. Anders liegt die Sache freilich, wenn diese Subventionen erfolgen in der irrigen Annahme, daß hierdurch die deutsche Kunst in Rom gefördert oder unterstützt werde. Dann muß man verlangen, daß die fürstlichen Geber darüber aufgeklärt werden, daß ein solches Ziel durch ihre Subventionirung des Deutschen Künstlervereines in Rom nicht erreicht wird und — wie die Dinge nun einmal liegen — nicht erreicht werden kann, daß also bei solcher Voraussetzung ein anderer Weg eingeschlagen werden muß, um der deutschen Kunst in Rom nützlich zu sein.

Soll im Deutschen Künstlerverein einmal eine gerade durch patriotische Festtage erzwungene Feier oder Veranstaltung stattfinden, so kostet Das jedesmal einen harten Kampf mit den Mitgliedern der abendlichen Stammtische, die dadurch in ihrer Gemüthlichkeit gestört werden und sich in ihrem Recht beeinträchtigt fühlen, wenn sie in ihrem Verein einmal ihre Flausjoppen ausziehen oder gar ihre Virginia bei Seite legen sollen. Finster grollend ziehen sie sich an solchen Abenden, wo sie ihre Kneipe den fremden Eindringlingen und den Damen überlassen müssen, zurück. Und nun die Kunst-Ausstellungen! Diese Blendungsversuche und alljährlichen Mitleidserreger für alle Gesandten, Mäcene und För-

derer des preislichen Vereines! Dieser Mittelpunkt deutschen Kunst-Lebens und Strebens in Rom, der von Kaisern und Königen als solcher begabt und begnadet wird, hat, während die Banausen in seinen Sälen kneipen und Skat dreschen, nur das Buffetzimmerchen neben der Retirade, wo sonst die Bierfässer abgezapft werden, und die stockfinstere Garderobe, die auch zu Zeiten Billardraum ist, für die Kunst übrig. Was geht diese Leute die Kunst an? Zum Teufel mit der Kunst, wenn sie uns in unserer gewohnten Behaglichkeit stört!

Der frühere bayerische Gesandte hatte ein kleines Faible für unseren Pseudo-Künstlerverein und hat ihm auch die Subvention des Prinzregenten verschafft. Er war ein gar lustiger Urbajuware, und weil es ihm in den diplomatischen und aristokratischen Cirkeln zu steif und hölzern herging und er seine Zötchen dort nicht immer an den Mann bringen konnte, drückte ihn der Ueberschwang manchmal derart, daß er hinlief und den deutschen Kleinbürgern vom Podium herab sein Eigenfabrikat an Schnadahüpfln vorsang, deren Saftigkeit zu Zeiten selbst wetterharten Hagestolzen ohne alle Bildungvorurtheile die Rückenhaut jucken machte. Nun, Diplomaten sind sozusagen eben auch Männer.

Soll einmal ein „Künstlerverein" hier bestehen, so dürfen Nichtkünstler ihm überhaupt nur als außerordentliche Mitglieder ohne Stimmrecht angehören. Es geht nicht an, daß in einem Künstlerverein, der als solcher kaiserliche und sonstige fürstliche Subvention erhält, die Nichtkünstler in mindestens fünffacher Ueberzahl die ordentliche Mitgliedschaft erwerben und damit jede Neuwahl, jeden Generalversammlung-Beschluß, jede Veranstaltung des Vereines in ihren Händen haben, die Kunstinteressen erdrücken und die Künstler bei Seite schieben. Es geht nicht an, daß in einem Künstlerverein ein Agent für Stacheldraht, ein Spediteur und ein Bankcommis als Vorstandsmitglieder fungiren. Und es geht vor Allem nicht an, daß die fürstlichen Remunerationen einzig dazu verwendet werden, ein behagliches Kneiplokal zu gründen, in dem die Nichtkünstler sich als die Alleinherrscher geberden, während Kunst und Künstler nicht nur keinerlei Vortheil daraus ziehen, sondern sogar aufs Schwerste benachtheiligt werden und in Mißkredit gerathen. Wir wünschen, daß die lächerliche Rolle, die wir in diesem Verein spielen, aufhöre, und wir dürfen verlangen, daß der Deutsche Kaiser und der bayerische Prinzregent offiziell darüber aufgeklärt werden, wie und zu welchen Zwecken die Summen verwandt werden, durch die sie deutsche Kunst und deutsche Künstler in Rom unterstützen und fördern wollen. Es ist endlich genug vertuscht, geflickt und geflunkert worden in diesem Verein, die alten Phrasen und die abgedroschenen Mittelchen ziehen hier nicht mehr. Die Fälle Wichmann und Telmann haben Bresche gelegt, die Wahrheit drängt hinter ihnen her ans Licht und die Herren Stammtischler mögen sich noch so lichtscheu und rachedurstig zusammenhaken und von besoldeten Skribenten wohl gar ihre dunkle Sache vertreten lassen: wir deutschen Künstler leben der Zuversicht, daß über kurz oder lang dennoch hier Wandel eintreten muß und man sich an der Stelle, wo wir gehört werden möchten, der Einsicht nicht verschließen wird, daß es so nicht weiter gehen darf, wenn der deutschen Kunst in Rom wirklich genützt werden und der „Deutsche Künstlerverein" nicht blos eine Zielscheibe berechtigter Witze und bösartigster Satire bleiben soll.

Rom.

* * *

Börsensommer.

Der Privatdiskont war in diesem Jahr, nachdem der Winter etwas theureres Geld gebracht hatte, lange bis auf zwei Prozent herunter. Jetzt ist der Satz mit mindestens $2^5/_8$ Prozent zu bemessen, und zwar in einer Jahreszeit, wo sonst Ueberfluß zu herrschen pflegte. Trotz Alledem bleiben unsere dreiprozentigen Fonds fest auf ihrem Kurs (ca. $99^1/_2$) stehen, so hoch, wie sie vorher noch nie gewesen waren. Eine solche Erscheinung kann nicht künstlich sein, denn keine Kapitalsmacht der Welt wird auf die Dauer die Rente eines großen Landes hochhalten können, wenn nicht das wirkliche Anlagebedürfniß dabei mitthut. Dieses Bedürfniß muß also vorhanden sein. Damit ist der jetzigen Tendenz, die unverkennbar aufwärts zeigt, doch ein Nährboden gegeben; und da die Industrie zum Theil sehr gut geht, zum Theil sehr gut zu gehen scheint, so läßt sich die bessere Stimmung an der Börse wohl begreifen. Es sollte mich nicht allzu sehr wundern, wenn die endliche Beschlußfassung über die Börsengesetze mit einer Hausse begrüßt würde. Zu einer fiskalischen Neuordnung, wie sie das Stempelgesetz brachte, bedarf es der Gewöhnung, die jetzigen Verschärfungen dagegen sind ganz unzweideutig und man hat Zeit genug gehabt, die Möglichkeiten der Umgehung auszudenken. Nur keine Ungewißheit! So ist z. B. selbst der Entschluß zur Konvertirung der vierprozentigen Bayern günstig aufgefaßt worden; Rentner und Sparer sagen sich, daß der alte Zinsfuß doch nicht mehr aufrecht zu halten sei, daß aber, nachdem der $3^1/_2$prozentige Typus einmal gewählt ist, doch nicht so bald der dreiprozentige kommen werde: also, denken sie, für einige Jahre wenigstens haben wir Ruhe.

Das Depotgesetz, wie es der Reichstag gestaltet hat, wird von den sehr kräftigen Bankgeschäften natürlich keineswegs allzu tragisch genommen. Man bezeichnet es nicht ganz unrichtig als ein Haarseil, dessen Aufgabe darin besteht, die der Börse beigebrachte Wunde ungeheilt zu lassen. Der Bericht der Kommission enthält im Anhange auch Schreckensbilder über die Verwaltung der Depositen, die ja diesmal noch nicht reformirt werden; es wird sogar ganz im Ernst nur wegen der Depositen „die Gefahr eines jähen Zusammenbruches unseres heutigen Banksystems“ an die Wand gemalt und dabei auf Italien und Australien verwiesen, die doch eine unserem Bankwesen ganz fremde Organisation hatten. Vorläufig verdienen unsere Banken außerordentlich viel Geld; zwar nicht an Provisionen, denn das Effekten-Kommissionsgeschäft bleibt eingeschränkt, wohl aber an den vielen Anleihen, die jetzt zur Zeichnung gelangen und bei denen das Agio im Ganzen doch etwas hoch ist. Es wird hier absichtlich ein maßvoller Ausdruck gewählt, weil die eingefleischten Gegnerschaften alle Gründungen ohne Unterschied verdammen. Die Neigung zu Umwandlungen in Aktienform kehrt eben von Zeit zu Zeit in ausgedehntem Maße wieder und mit ihr erscheinen dann stets Kapitalsvermehrungen bereits bestehender Unternehmungen. Neues bieten also die jetzigen Erscheinungen nicht; nur ist die Zahl der gegründeten Gesellschaften im Verhältniß ungleich größer als ihre einzelnen Kapitalien. Die Gesammt-

summe all dieser Prospekte war bisher nicht übertrieben groß; wohl aber darf man den Kopf über jüngere Banken schütteln, die nahezu täglich mit neuen Emissionen herauskommen. Wie lange müssen diese Geschäfte schon vorbereitet gewesen sein, da sofort beim Eintreten der besseren Konjunktur die Prospekte fertig sein konnten! Dabei tauchen auch die Namen bisher noch wenig genannter Bankfirmen auf, denen man sogleich den großindustriellen Ursprung ansieht; kurz: es kommen andere Elemente in die Hochfinanz hinein. In welcher Weise so ein neues Papier oft seinen Weg macht, läßt sich an der folgenden Thatsache erweisen. Neulich wurde eine Emission zum Kurse von 200 Prozent vorgenommen. Der erste Kurs war 204, der zweite 208, der dritte 214. Dann kamen Konzertzeichner und boten ihre gesperrten Stücke (die sie ein halbes Jahr liegen lassen müssen) unter der selben Bedingung zum Kurse von 207 an, — also sieben Prozent unter dem letzten, in die Höhe getriebenen Kurs.

Das Termingeschäft in den leitenden Bankaktien ist klein und man muß sich hüten, die feste Tendenz mit den Umsätzen irgendwie in Einklang zu bringen. Allein die Banken werden dennoch auch im Börsenverkehr starke Gewinne einstreichen, denn sobald an Stelle des Terminhandels die Lombardirung tritt, wird Geld ein unvergleichlich gesuchterer Artikel als heute sein. Es fragt sich eben, wer Recht behält: die Leute, die das deutsche Volk für so folgsam ansehen, daß es von nun an nicht mehr spekulirt; oder die Anderen, die an eine Fortsetzung des alten Spiels, nur mit anderen Karten, glauben. Trifft das zweite Urtheil zu, so werden die Kunden ihre Ordres per Comptant geben, wie früher per Ultimo, der Bankier oder die Bank kaufen dann, lombardiren die gekauften Papiere und belasten sie Valuta per dato. Was den Zins hierfür betrifft, der unter allen Umständen die Spekulation unsolider macht, so wird er nach und nach jeden Tag zu ermitteln sein, falls der Verkehr wieder sehr ausgedehnt wird; sonst aber wird der Satz laut Vereinbarung von einem Monat zum anderen bestimmt. Solche Vereinbarungen, bei denen man die Stücke ruhig im Dossier läßt und sie kontokorrentmäßig als Faustpfand behandelt, kommen schon lange recht häufig vor. Auf diese Weise wird nämlich der Stempel erspart, der den Reportirungen zur Last fällt. Nun denke man sich diese Manipulation zuerst zwischen den Kunden und dem Provinzbankier und dann wieder zwischen dem Provinzbankier und den großstädtischen Banken, — und das künftige Surrogat für den Terminhandel wird ziemlich klar vor uns liegen. Von jetzt an heißt eben Alles Kontokorrentgeschäft, nur daß alle Bankstellen mehr Geld bereit haben müssen. Interessant wäre es noch, ob ein gewisser Theil der Kundschaft ebenfalls mit umzieht, ich meine die Staatsanwälte und Richter, die, wenigstens einer alten Börsensage nach, einen hübschen Bestandtheil des spekulirenden Publikums bilden sollen. Vielleicht hat aber auch hierbei die Phantasie ein Uebriges gethan und einzelne Jünger der Themis in ganze Schaaren umgewandelt.

Auf dem Rentenmarkt waren Italiener ziemlich gesucht, aber unsere Kapitalisten müssen doch nicht stärker gekauft haben, denn sonst hätten kleine Stücke ihr früheres Agio wohl sicher behauptet. Die Frage des Umtausches der bisherigen fünfprozentigen Rente in vierprozentige steuerfreie stößt bei uns auf sehr schwankende Auslegungen, um so mehr, als wichtige Kommissionbanken hierüber noch kein Cirkular erlassen haben. Es scheint mir nun, daß die kleinen Besitzer Unrecht

thun, wenn sie sich durch die Zurückhaltung der Großen stutzig machen lassen. Ein Kapitalist, der starke Posten Italiener liegen hat, muß natürlich beweglich bleiben und daher die alten Stücke vorziehen, weil diese einen großen Markt haben. Ein Besitzer von wenigen tausend Lire aber, der doch nur seine Zinsen machen will, hat kaum nöthig, auf weite Marktgängigkeit zu sehen, da ohnehin die Kursdifferenz auf kleine Posten doch nicht bedeutend werden kann; er sollte sich also fragen, ob er nicht besser thäte, den Umtausch gleich jetzt vorzunehmen, wo er noch spesenfrei geschieht. Im Uebrigen ist es mit dem Versprechen de Steuerfreiheit ein eigenes Ding, da, streng genommen, und bei allen Hilfsquellen die Italien noch finden mag, doch eigentlich ein um Zahlung verlegener Staat die Versprechungen macht. Das junge Königreich hat circa neun Milliarden Lire fünfprozentiger Rente; und die Thatsache, daß es jetzt nur vier Prozent zahlt, macht mit dem einen Prozent an 80 Millionen Lire aus. Dieser alljährlich wiederkehrende Einnahmeposten resultirt demnach aus dem verkürzten Zinsendienst.

Argentinier steigen in Folge der bezeichnenden Thatsache, daß Buenos-Ayres jetzt an den deutschen Plätzen kauft. Natürlich nicht zu Anlagezwecken, wie harmlose Schäfer etwa glauben könnten, sondern für Rechnung der Regirung selbst, die doch jährlich so und so viel tilgen muß. Daraus geht nun hervor, daß wir so glücklich-unglücklich sind, fast alle Argentinier früher von drüben empfangen zu haben. Auch Mexikaner zeigten einen gewissen Impuls; d. h. die dreiprozentigen inneren. Die weitere Ausgabe dieser Fonds ist jetzt geschlossen und für Staatszwecke muß der Präsident fortan nach anderen Zahlungformeln suchen. Eine Anleihe aber, die endlich einmal ihre Grenze gefunden hat, ist steigerungfähiger, als sie es wäre, wenn man für jede Nachfrage neubedruckte Stücke aus Mexiko beziehen kann. Indessen wird das Papier doch zu optimistisch angesehen, denn es wird nur von Frankfurt und dessen Hinterland gehalten; besser wäre es, wenn auch London ein nachhaltiges Interesse zeigte.

Von Bahnaktien ziehen hauptsächlich die Schweizer an; sie geben gute Dividenden; besonders Jura-Simplon, trotzdem deren Ausgaben auffallend sparsam bemessen sind, erwecken große Hoffnungen. Es ist eine Bahn, die von Bern bis Genf reicht und alle Leute aus der Ostschweiz und Centralschweiz, die als vergnügungsüchtige Eidgenossen die Ausstellung in Genf besuchen wollen — vom Mai bis zum November —, können keine andere Bahn benutzen. Sehr bemerkenswerth ist der Niedergang der Spekulation in Gotthardaktien. Das Publikum denkt nicht daran, daß jetzt mehr als die Hälfte des gesammten Aktienkapitals in Trusts ruht; diese pflegt man zwar nicht an der Börse zu handeln, aber ihre Uebermacht regulirt doch schließlich den Kurs. Hierbei kann natürlich sowohl der Haussier als der Baissier nur zu Schaden kommen.

Wirklich lebhaft sind die Umsätze in Montanwerthen, und zwar höchst unbeirrt per Ultimo. Der flotte Verkehr auf den Kohlen- und Eisenmärkten hält an, die Ordres häufen sich und die Preise werden so oft wie möglich erhöht. Ruhrkohle, die augenblicklich nach Holland und auch unseren Nordseehäfen schwächer ausgeführt wird, vermag sich vollauf durch die Nachfrage im Inlande zu halten; und bei Cokes soll die Steigerung des Bedarfes noch gar nicht abzusehen sein. Daher auch die geplanten Kapitalsvermehrungen bei der harpener und gelsenkirchener Gesellschaft. Auch die preußische Regirung würde sich ohne

Grund nicht beeilt haben, ihren Jahresbedarf von 1 700 000 Tons nachträglich noch bis Juli 1898 zu decken. Inmitten dieses Aufschwunges erklären plötzlich die Swinemünder, daß sie von der Einfuhr englischer Kohle leben und deshalb die herabgesetzten Tarife für das schlesische Produkt nicht vertragen können. Es wird sogar bereits versichert, daß diese Tarifermäßigung wieder aufhöre. Unsere Eisen- und Stahlfabrikation gewinnt übrigens in Rußland immer stärkeren Absatz, wozu wohl auch die theueren, aber guten Vertretungen beitragen, die sich dort unsere Werke allmählich wieder leisten. Einige Beachtung verdient es immerhin, daß der dritte Quartalsbericht der Königs- und Laurahütte zwar die Vergrößerung der Konstruktion- und Verfeinerungarbeiten konstatirt, aber die Lieferungen an Eisenbahnen als ungenügend hinstellen muß. Aus England scheinen einstweilen keine Aufschwungsberichte vorzuliegen. In einzelnen Bezirken nehmen die Roheisenvorräthe zu und ein Schienenwerk, das dort jährlich 80 000 Tons Schienen fabriziren könnte, braucht 55 000 Pfund Sterling, um nur wieder in Betrieb gesetzt werden zu können.

In den lebhaftesten Farben schillern noch immer die Käufe in Industriepapieren. Ich sage: schillern, denn wenn einmal an einer Börse von irgend einem großen Unternehmen vierzig Aktien gehandelt werden, so laufen die Leute zusammen. Gewöhnlich geht es in fünf und zehn Stück; wie es auch würdige Bureaukraten giebt, die Kreditaktien in so kleinen Portionen bald kaufen, bald fixen. Chemische Aktien sind in letzter Zeit etwas zurückgeblieben, weil in manchen Artikeln starke Preisrückgänge eingetreten waren. Dagegen sind die Werthe von technischen Unternehmungen stark im Schwunge; diese Glücklichen machen jetzt große Rechnungen, die man ihnen in den meisten Fällen ohne Anstand bezahlt; und falls ihre Abschlüsse ungewöhnlich glänzend sind, so ist man nicht immer berechtigt, dabei an die vorgewogene Absicht einer baldigen Kapitalserhöhung zu denken, für die dann allerdings Meinung zu machen wäre.

Auch in der Textilbranche ist die Bewegung recht groß, wenn auch im vorigen Jahre eine noch stärkere Lebhaftigkeit zu spüren war. So weit ich mich umsehen konnte, wird der sehr gute Absatz zum Theil auch mit alter Waare gemacht, die wohl ohne Schaden kaum zu begeben sein dürfte. Giebt es doch sogar Baumwollstoffe, die zur Hälfte des Selbstkostenpreises, und zwar von den Fabriken, verkauft werden, nur weil man sich dadurch bei der Kundschaft einzuführen und andere rentable Waare mit Erfolg zu empfehlen hofft. Unser Export nach Rußland wird durch das zum Theil deutsche Lodz aufgewogen, dagegen führen wir viel Textilwaare nach Südamerika aus, das hauptsächlich in Hamburg seine Einkaufshäuser hat, und nach der Union, wohin z. B. Sachsen trotz dem hohen Zoll wohl die Hälfte seiner gesammten Produktion an Strumpfwaaren und Kaschmir sendet. Mit Spannung werden in Fachkreisen die Anstrengungen verfolgt, in Krefeld eine Baumwollspinnerei für feine Nummern zu gründen. Bisher gab es in diesem Centrum unserer Seidenindustrie überhaupt noch keine Baumwollspinnerei.

Pluto.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Juni 1896.

Barbarossa.

Zwischen der Goldenen Aue und dem nordthüringischen Bergland, auf dem von dichtem Sagengebüsch umwaldeten Kyffhäusergebirge, ist in diesen Tagen ein Denkmal enthüllt worden, das deutsche Krieger ihrem toten Heerkönig Wilhelm errichtet haben, dem ersten Deutschen Kaiser im neuen Reich. Als ein zärtlich geweihtes Werk liebender Mannentreue ragt es in reine Lüfte empor, aber zugleich auch als ein weithin sichtbares Zeichen moderner Geschwätzigkeit, die stolz und selig ist, wenn sie in altes Legendengelände ihre allegorisch verschnörkelten Schriftzüge kritzeln darf. Wie der Wanderer, der schwer zugängliche Höhen nur erklettert, um nachher sagen zu können, daß er oben gewesen ist, seinen Namen in Rinden und Krusten kratzt, so liebt auch unser schlaffes Geschlecht, seine Gedenkhäufchen auf hohe Weisthümer zu setzen: sind alle Gedächtnißstätten erst mit Denkmalen geschmückt, dann, meint es wohl, hat es seinen Zusammenhang mit der Vergangenheit einer großen Geschichte deutlich bewiesen. Die Bergfexerei tobt nie hitziger als in Zeiten, denen der wahre, der innerlich ehrfürchtige Natursinn fehlt; und in den Tagen ruhmsüchtig kränkelnder Epigonie wird stets besonders laut auf das Schaugetäfel des historischen Empfindens gepocht. Als ein steinernes Symbol solcher Stimmung wollen wir das Denkmal betrachten, das den alten, geheimnißvoll trauten Sagensitz nun in eine schrecklich moderne Sehenswürdigkeit wandelt. Es schweißt zusammen, was organisch nicht zu einander

gehört: das verwitterte Bergschloß des Rothbartes und das frische Eichenlaub der neuen Kaiserkrone, die Staufenherrlichkeit und den einfachen Hohenzollernschild; und es will uns im Sinnbilde bedeuten, daß der alte Wilhelm, den man mit einem falsch klingenden Ton jetzt gern den Großen nennt, der Erbe und Erfüller des Barbarossatraumes ward. Mußte der unheilvolle Versuch, zwischen dem neuen Deutschen Reich und dem eingeurnten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation die Verbindung zu finden, wirklich auch diesmal wieder unternommen und in einem dauernden Denkmal verewigt werden? Nur der Parvenu sucht sich geschäftig Ahnen; der mächtige Psychagoge aus Korsika pflegte, als er an die fernen Unterlieutenantstage nicht mehr erinnert sein mochte, die angestammten Franzosenkönige gern seine gekrönten Vorgänger zu nennen und sein Neffe bestand eifersüchtig darauf, daß die echtbürtigen Monarchen Europas ihn als Monsieur Mon Frère ansprechen mußten. Rechtmäßig gezeugte Reiche und Herrscher, sollte man meinen, können solche Künste entbehren; ihr historischer Sinn kann sich darin zeigen, daß sie aus ihrer wirklichen, nicht aus einer rechtlos errafften Geschichte zu lernen und die organisch erwachsene Pflicht und Aufgabe der Volkheit zu erkennen suchen, der sie den lebendigen, dem wechselnden Anspruch der Stunde gemäßen Ausdruck geben sollen. Das Deutsche Kaiserthum von heute hat mit der verschollenen Sacra Caesarea Majestas nicht das Allergeringste gemein, nichts mit dem römischen Imperatorenwahn und nichts mit den schwärmenden Universalträumen der Ottonen und Staufer. Die Zeit theokratischer Vorstellungen ist für den Weltwesten unwiederbringlich dahin; und wenn Deutsche jetzt noch in Kyffhäusererinnerungen schwelgen wollen, dann thun sie gut, nicht an den ersten Friedrich zu denken, der im Wasser des Salef ertrank, sondern an seinen Enkel, Friedrich den Zweiten, dessen rastlos bewegter Geist über die deutschen Grenzen hinaus irrlichtelirte, der sich als Herrn der Welt fühlte, Rothrußland an die thüringischen Landgrafen verlieh, auf die Bitte eines französischen Dichters das römische Recht in einer Summa Iuris Romani wieder erstehen lassen wollte und, nach Lamprechts klugem Wort, lieber mit arabischen Philosophen über die Unsterblichkeit der Seele korrespondirte, als daß er sich der Sterblichkeit der deutschen Königsgewalt rechtzeitig erinnert hätte. Der ausschweifende Universalismus dieses begabten Mannes hat zum Zerfall des Reiches nicht wenig beigetragen; er hat ihn und die staufischen Stammesgenossen der Heimath

entfremdet und die deutschen Fürsten, deren freies Entschließungrecht sich widerwillig dem lastenden Joch der Ministerialität beugen mußte, aus dem festen Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Kaisermacht aufgescheucht. Aber von so lästig mahnenden Gedanken mögen die feierlustigen Leute bei uns nichts hören; sie klammern sich an Barbarossas verschlissenen Purpurmantel, an den Plunderkram einer toten Vergangenheit, sie verkünden, daß die Märchenpracht des Kyffhäusers sich dem geblendeten Blick endlich wieder aufgethan hat, und umnebeln die deutschen Hirne geschwind mit dem hohlen Pathos lärmender Rabenprologe.

Die Stunde stimmt nicht recht zu dem Feiergepränge. Wenn der Sagenkaiser das blonde Haupt hebt und nach draußen lauscht, um zu erkunden, ob die Rabenschaar noch den Bergfrieden umflattert oder ob für sein deutsches Land endlich das goldene Zeitalter tagt, wird er ein schrilles Krächzen hören, das vom Morgen zum Abend und vom Norden zum Süden durch die heimischen Lüfte tönt; und wenn auf dem Kaiserberge der alte Wilhelm, der stille, schlichte, bescheidene und gewissenhafte Walter und Wahrer des Reiches, plötzlich zum Leben erwachte, dann würde er in der Tiefe des halbkreisförmigen Postamentes, das sein ruhig schreitendes Roß trägt, erschreckt ein verdächtiges Knacken und Knistern vernehmen. Dem Deutschen Reich, das schon lange in jedem Monat dreißigmal seinen Geburtstag zu feiern scheint, hat das Jubeljahr das Sturmsignal gebracht, das Wetterkundige längst vorausahen. Seit manchem Jahr wurde hier warnend auf das rasche Wachsen der Unzufriedenheit hingewiesen, — der wühlenden Unzufriedenheit bei Völkern und Fürsten; immer wieder wurde mit starker Betonung gesagt, man solle sich nicht durch die feige Streberwillfährigkeit der Parlamente und die nichtswürdige Verlogenheit der sogenannten öffentlichen Meinung über den wahren Sachverhalt täuschen lassen; wie ein lebensvoll wirkendes Bild nicht nur aus Leinwand und Oelfarbe bestehe, so, hieß es, seien auch Presse und Parlament allein nicht der wahre, unverfälschte Ausdruck der im Schoß des Volkheitbewußtseins webenden Kräfte. Die Warnung verhallte ins Leere; sie war gewiß dem frevlen Wunsch entsprungen, Lärm zu machen, den Neunmalweisen zu spielen und im getrübten Wasser fette Bissen zu fischen. Selbst der Größte, Germaniens greiser Erzieher, mahnte vergebens oft genug an die Vergänglichkeit irdischen Glanzes, bis er, ein müder, persönlich verpflichteter Mann, mit dessen stolzem Namen ein kleiner, altmodischer Durchschnittsdiplomat seine kargen

Geschäftchen putzte, allgemach den Kampf aufgab, sich zur verdientesten Rast niederließ und nur selten noch einen die Richtung weisenden Ruf in die veränderte Heimathwelt hinaussandte. Ihn plagte gewiß der Neid, der unbefriedigte Ehrgeiz, die Sehnsucht nach wärmender Sonne. Ging denn im jungen Reich nicht Alles ganz vortrefflich? Fand nicht jedes wichtige Gesetz, mochte es noch so hastig durch heiße Sommertage gepeitscht werden, seine sichere Mehrheit? Schallte nicht ohne Ermatten Jubelgebrüll und Hurrahgeplärr durch das Land? Und waren die Bundesfürsten nicht stets pünktlich und froh zur Stelle, wenn sie irgend ein festlich geschmücktes Gelände als erlauchte Statisten mit buntem Gewimmel bevölkern sollten? So klang die Botschaft während der Zeit der Segnungen des Caprivismus, der wenigstens Ziele hatte und den man deshalb offen bekämpfen konnte; so klang sie weiter, in dem viel schlimmeren, tötlich trägen Altweibersommer der Chlodwigei, — und der Oberflächenbetrachter konnte glauben, daß in der deutschen Welt Alles jetzt viel besser bestellt sei als einst, da der Gewaltige mit dem Pelidenschritt noch um die Mauern der Dummheit und Gemeinheit tobte. Daß Deutschland auf allen Gebieten schwere Verluste erlitt, Verluste an Macht und Ansehen, daß von dem unstet geleiteten Reich die Freunde scheu seitab wichen und ringsum nach neuen Stützpunkten suchten, daß mählich das Vormachtgewicht nach Osten hinüberglitt und der Slaventraum von der Weltherrschaft ohne Schwertstreich die Erfüllung fand: davon ward nie gesprochen. Allen üblen Instinkten, die ein Volk und ein Herrscher als Menschenerbtheil bewahren könnten, wurde so hündisch wedelnd geschmeichelt, daß man bang fragen mußte, ob die Sitten der sinkenden Prunkherrlichkeit von Rom und Byzanz im deutschen Lande nicht schon überholt worden seien; und wer nach ernster Gewissensprüfung die Feierchöre mit warnendem Ruf unterbrach, Der wurde als Störenfried und Skandalmacher von bezahlten Lümmeln mit tintiger Jauche bespritzt. Nur lauter noch ertönte nach solcher Unterbrechung der Jubelchor, nur noch toller wurde der Taumelrausch, als gälte es, die Warner zu überheulen und den nagenden Wurm geschwind zu ertränken. Jetzt hat jäh ein gellender Ton die Tafelnden aufgeschreckt; ein Feuerzeichen ist aufgestiegen, das heller ist als alle Wunder der illuminirten Politik, — und jetzt müssen Alle, denen die Zukunft des Reiches am Herzen liegt, dafür sorgen, daß es feiger Niedertracht und bequemer Erbärmlichkeit nicht wieder gelingt, den Weckruf unwirksam zu machen. Die Stunde ist furchtbar ernst und heischt von jedem Deutschen

gebieterisch rückhaltloseste Offenheit. Heinrich von Treitschke, der diese Stunde heraufziehen sah, schrieb in den Maientagen des Ministeriums Hohenlohe dem Herausgeber dieser Zeitschrift: „Eine Regirung wie die jetzige macht die ernsthafte Publizistik fast unmöglich." Der deutsche Prophet hatte Recht; aber was der Regirung zu sagen nicht lohnt, kann man dem Volk, seinem Kaiser und seinen Fürsten zu sagen versuchen.

Bei einem Festmahl — es ist charakteristisch, daß fast alle wichtigen Wendungen der neudeutschen Politik sich zuerst an festlichen Tafeln verkünden — bei einem Festmahl, das die deutsche Kolonie in Moskau den zur Zarenkrönung versammelten deutschen Fürsten anbot, hat Herr Camesa-Sasca, der aus Hessen gebürtige Präsident des Hilfevereins, die Bundesfürsten das „Gefolge" des Prinzen Heinrich von Preußen genannt, dem sein Trinkspruch galt. Es ist sonst Sitte, daß der Text der Reden, die an Fürsten gerichtet werden, vorher dem höchsten Vertreter der Regirung, im Auslande also dem Botschafter oder Gesandten, vorgelegt werden; nur so sind Irrthümer, Taktlosigkeiten und Aergernisse zu vermeiden. Fürst Radolin, dessen diplomatische Erfahrungen nicht allzu beträchtlich sind, scheint diesen Brauch nicht als bindend zu achten; er hat dem seemännisch ungezwungenen Prinzen Heinrich nicht gesagt, welchen Eindruck es in einem von theokratischen Vorstellungen beherrschten Reiche, wo der Monarch in unnahbarer Hoheit thront, machen müsse, wenn der Vertreter des Deutschen Kaisers mit Sängern und Sängerinnen bis vier Uhr früh beim Bierkonzert sitzt, und er hat es nicht für nöthig gehalten, den ungeschickten und ungebührlichen Ausdruck des Tafelredners zu korrigiren. Er hatte Zeit genug dazu; Herr Camesa-Sasca sprach zweimal; und erst als sich von den Berufensten Keiner zu einem höflichen, aber entschiedenen Protest gegen das schlimme Wort bereit gefunden hatte, erhob sich der Vertreter des zweitgrößten deutschen Bundesstaates, Prinz Ludwig von Bayern, und wies die entwürdigende Bezeichnung fest und nachdrücklich zurück. Prinz Ludwig ist kein hitziger Jüngling; er ist ein gesetzter, schon alternder Mann und wird nach menschlicher Voraussicht in ein paar Jahren die Wittelsbacherkrone tragen. Es ist nicht anzunehmen, daß ihn, mochte auch der Streit um die Rangordnung ihn verstimmt haben, der vor der Reise nach Moskau ausbrach und durch einen Machtspruch entschieden wurde, ein unbedachtes Wort zu einer so auffälligen Kundgebung veranlaßt hätte; er fühlte wohl — und fühlte ganz richtig —, daß dieses Wort einer allmählich ein-

gewurzelten Anschauung entsprach, und er hätte seine Pflicht als Vertreter eines souverainen Fürsten verletzt, wenn er den Ausdruck dieser Anschauung schweigend hingenommen hätte. Man hat gewispert, der Prinz hätte sich in einem fremden Lande mäßigen müssen; aber — ganz abgesehen davon, daß ein Land, für dessen Volksfest man vom Reichstage eine ungeheure Summe verlangt, doch wohl nicht als feindliches Gebiet zu betrachten ist — wirkt eine Verkürzung der Ehrenrechte etwa weniger empfindlich, wenn sie uns in der Fremde trifft? Und sind deutsche Fürsten, sind reife, im Frieden und Krieg als Führer bewährte Männer gezwungen, sich im Auslande als das Gefolge eines liebenswürdigen jungen Preußenprinzen begrüßen zu lassen, dem das Schicksal die Gelegenheit zu bedeutenden Thaten noch nicht gegönnt hat? Sollen sie jede Ungebühr, der die Nächsten nicht wehren, schweigend tragen, nur um nicht irgendwo anzustoßen? Der traurige Zwischenfall wäre bei größerer Geschicklichkeit des Botschafters vielleicht vermieden worden; aber es ist kein Unglück, daß er nun ins hellste Licht gerückt worden ist. Wir haben genug Leisetreter und Tuschler im Lande und können uns freuen, daß endlich einmal ein Mann, den keine ungnädige Regung zerschmettern kann, inmitten der ehrsamen Wedlerzunft mit starker Hand auf den Tisch geschlagen hat, daß ringsum die zierlichen Kelchgläser klirrten. Flink sprangen gleich die Schranzen herbei, wischten und zischten geschäftig und wollten die Zuschauer überreden, eigentlich sei gar nichts geschehen: ein Mißverständniß, eine üble Laune, ein hastig hervorgesprudeltes Wort; sonst sei Alles in schönster Ordnung. Aber nun kam der Eifer des Gesindes zu spät, denn nun hatte man schon gemerkt, was so lange ängstlich verborgen gehalten ward; nicht die Fremden nur hatten es gemerkt — sie erfahren, seit die Hofwände nicht mehr dicht sind, sofort jeden Klatsch und glauben gern der abenteuerlichsten Erzählung —, nein: auch die eigenen Volksgenossen, die von beschränkter Nachrichtenkost leben müssen, sahen jetzt die Gefahr. Der Eindruck ist nicht mehr zu überpflastern; mag man seine Spur noch so behend verkleben, mag der leise Zwist, der zwischen den drei Generationen des Hauses Wittelsbach das Erdreich zerwühlt, da oder dort ein paar Sandschollen aufwerfen, die den Riß im Boden verbergen: die Erinnerung an das Sturmsignal ist nicht wieder aus dem Gedächtniß zu reißen. Auch die schönen Worte, die um die Kyffhäusertage erklangen, können sie nicht übertönen; sie wecken ihr in Sage und Geschichte nur alte Gefährten und

mahnen laut an den ewig währenden Wechsel der Zeit. Als der Rothbart am achtzehnten Juni 1155 von dem Papst Hadrian die Kaiserkrone empfangen hatte und hoch über der brausenden Etsch auf gefährlicher Heerstraße ins deutsche Heimathland zurückkehrte, da rettete ihm und seinem Mannengefolge, denen die Veroneser tückisch den Weg abschneiden wollten, der Wagemuth Ottos von Wittelsbach Leben und Macht. Jetzt, kurz vor dem Barbarossatage, hat ein Sproß des Wittelsbacherstammes sich mit stolzem, weithin sichtbarem Ruck in die eigene Krone gereckt. Die Staufer sind längst bestattet; der späte Enkel Ottos aber fürchtet, und mit ihm fürchtets im deutschen Süden die überwiegende Menge des Volkes, der Hohenzollernkaiser, der vor einem Vierteljahrhundert freiwillig gekürte, könne mit herrischem Griff das Staufererbe umklammern.

Darin liegt die Bedeutung des moskauer Vorganges, der nur ein Symptom einer mählich entstandenen Stimmung ist. Es ist gleichgiltig, wann der Zufall dieses Symptom an die Oberfläche trieb, und es ziemt uns im Norden Wohnenden, aus deren Land manches rasche Wort über den Main drang, nicht, den bayerischen Prinzen mit Vorwurf und Schimpf bellend anzufallen, wie es leider schon geschehen ist. Er hat als ein guter deutscher Mann von erprobter Reichstreue gesprochen, — nicht als ein selbstsüchtiger Partikularist von blauweißer Färbung, sondern als ein selbstbewußter, aber dem Reichsgedanken ergebener Fürst, der gewöhnt ist, Rechte und Pflichten gewissenhaft abzuwägen; und in seiner Rede kann auch der Argwohn kein Wort entdecken, das fremden Lauschern um jeden Preis verborgen bleiben müßte. Er mag an den alten Ludwig den Bayern gedacht haben, der einst auf dem Stuhle der Deutschen Kaiser saß und mit offenem Wort zunächst den Frieden und, als der ihm geweigert wurde, den Kampf mit dem Papstthum suchte und dessen Charakterbild erst später durch häßliche Heuchlerzüge beeinträchtigt wurde. Schätzt man im Lande Siegfrieds, Luthers und Bismarcks etwa nur zum Schein die Germanengeradheit, da man doch an jeder kraftvollen Männerregung ein Aergerniß nimmt? Und hofft man, nach schlechter Pfuschärzte Art, mit der Beseitigung des sichtbaren Symptoms auch die erkrankte Wurzel des Organismus geheilt zu haben? Wenn Prinz Ludwig in zager Rücksicht geschwiegen hätte, wäre dennoch Alles genau so, wie es jetzt ist; es wäre sogar noch schlimmer, denn das gefährliche Uebel bliebe dem flüchtig nur die Außenseite der Dinge betrachtenden Blick verborgen. Nicht eine Laune, nicht die Ungeschicklichkeit eines tüchtigen,

aber in seinem Urtheil verwirrten Mannes hat dem Prinzen den Mund geöffnet: eine lange angesammelte Stimmung brach bei der rauhen Berührung einer plumpen Hand gewaltsam hervor und weckte auch da, wo man es offen nicht eingestehen mag, froh jubelnden Widerhall. Das nur ist wichtig; wir brauchen uns bei den Beschwichtigungversuchen, die sicher mit verstärktem Eifer noch eine Weile fortgesetzt werden, nicht lange aufzuhalten und können der Hauptfrage die Antwort suchen: Ist die Stimmung, die im ganzen Süden und auch in manchem nördlicher gelegenen Bundesstaate jetzt die Herzen und Hirne gewonnen hat und der Ludwig der Bayer die Zunge löste, berechtigt oder entspringt sie, wie beflissene Dienstboten versichern, einem täuschenden Wahn?

Insgeheim zaudert Niemand vor der Wahl der Antwort; in der Oeffentlichkeit aber herrscht tyrannisch die Heuchelei und lähmt das Bewußtsein, daß uns alberne Lügen nicht vorwärts helfen. Als Bismarck noch mächtig war, trat er überall auf morastigen Boden und es war nicht seine Schuld, daß er auf seinem schweren Wege mitunter bis an die Knöchel in schlimme Sumpflöcher sank. Jetzt hat der Kaiser mit dem selben Eunuchenunfug zu kämpfen, der den Erfahreneren allzu oft in die Irre lockte. Wenn Wilhelm der Zweite, dem, wie vor ihm keinem modernen Monarchen, winselnd geschmeichelt wird, die Menschen verachten lernt, dürfen wir uns nicht wundern, nicht den Kaiser anklagen; er braucht Männer, die ihm wunschlos Wahrheit geben, Männer mit selbstgedachten Gedanken und eigenem inneren Werth, den keine höfische Würde erhöhen kann, — und er findet Lakaien, die ihm gezuckerte Schlummertränke kredenzen und deren lechzender Blick seine Herrschergröße brünstig anzubeten scheint. Er wird auch jetzt an allen Ecken und Enden hören, daß sein bayerischer Vetter sich um ein Nichts aufgeregt und muthwillig im Auslande das Ansehen des Reiches geschädigt hat. Aber wir dürfen sicher sein, daß ers Dem danken wird, der gelassen vor ihn hintritt und ehrerbietig, wie sichs im Verkehr mit dem obersten Volksrepräsentanten gebührt, doch auch furchtlos und offen ihm sagt, was seit Jahren ringsum geflüstert wird: Dem Reich droht da gerade, wo es ganz besonders empfindlich ist, droht in dem festen Vertrauen seiner Fürsten ernste Gefahr; und die Stimmung, der Prinz Ludwig den Ausdruck gab, ist subjektiv wenigstens begreiflich und auch berechtigt.

Die Geburt des Reiches war ohne den Kaiserschnitt nicht möglich, der dem Kind ans belebende Licht half. Aber die Operation war nur mit

äußerster Vorsicht zu wagen; sie forderte eine leichte Hand, geduldig wägende Ruhe und ein sicheres Augenmaß. Der hitzige Wunsch des Kronprinzen, der die Geburt mit Zangen erzwingen wollte, hätte die Wundöffnung vielleicht unheilbar geweitet und einen unreifen Foetus hervorgebracht. Daß die gefahrvolle Sectio Caesarea so glücklich gelang, war das Verdienst Bismarcks und seines alten Herrn. Die beiden Männer hatten noch Preußens schwarze Tage gesehen, sie kannten die Gegensätze der Stämme, die in den Landsmannschaften der Hochschulen fortlebten, und wußten, welches Opfer dem Selbstgefühl der Fürsten zugemuthet wurde, die wichtige Theile ihrer ererbten Rechte dem Vertreter eines aus unscheinbaren Anfängen erwachsenen Geschlechtes ausliefern sollten. Bismarck, dem selbst sein Gegner Prokesch das Zeugniß giebt, daß er „für den Umguß Deutschlands in die neue Form" der providentielle Mann war, vermochte, als es nöthig ward, den Preußen in sich zurückzudrängen und verstand es, ohne in der Sache auch nur um Haaresbreite von seinem Anspruch zu weichen, doch jede gerechte Empfindlichkeit sorgsam und scheu zu schonen; der Recke, der mit den Hünenschultern den alten Bund gesprengt und erbarmunglos Throne umgestürzt hatte, streichelte jetzt mit feinen Diplomatenfingern beinahe zärtlich die Falten und Furchen hinweg, die sein von der historischen Nothwendigkeit geforderter Plan auf Monarchenstirnen gezogen hatte. Und der alte König nahm in seiner tiefen und schlichten Bescheidenheit die neue Würde als ein wider Wunsch und Willen ihm anvertrautes Pfand hin, das er ängstlich bis zu dem Tage bewahren müsse, wo es ihm wieder abverlangt werden könnte; so peinlich hütete er sich selbst vor dem Schein einer Ueberhebung, daß er bei der Krönung im versailler Spiegelsaale nicht um eine einzige Stufe höher als die anderen Bundesfürsten stehen wollte. Beide Männer wußten sich weislich mit dem im Augenblick Erreichbaren zu bescheiden; und wenn das Werk, das ihnen gelang, auch, wie alle menschlichen Dinge, unvollkommen war und manche Anfechtung erfuhr, so sieht man doch gerade heute, daß Umfang und Grenzen der Macht, die zwischen Kaiser und Fürsten gerecht vertheilt werden sollte, aus sicherer Erkenntniß der wirklichen Verhältnisse richtig berechnet waren. Die Verfassung des Deutschen Reiches, die Lagarde allzu republikanisch fand und die den rothen Radikalen allzu aristokratisch schien, kann die schwerste Belastungprobe bestehen: sie würde dann sogar die Ruhe und das Gleichgewicht des Reiches verbürgen, wenn das Verhängniß je einem schlechten Kaiser die Zollernkrone aufs Haupt setzen sollte.

Deutschen Lesern braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Verfassung in keinem Punkte verletzt worden ist. Dennoch muß Jeder, wenn er nicht absichtlich die Augen schließt, klar erkennen, daß in den Machtverhältnissen sich Manches verändert hat, — nicht zu Gunsten der Fürsten, die mit dem König von Preußen unter dem von der Sage geheiligten Kaiserzeichen nach freier Wahl einen ewigen Bund begründeten. Der Kaisergedanke war damals mehr als ein die Wölbung krönendes Ornament gedacht worden, als ein legendären Wünschen gewährtes Zugeständniß. Nur der gekürte Kaiser könne Deutschland, die verlassene Braut, heimführen, hatte man schon während der Korsenkriege gesungen und Welcker, Görres und ihre hoch gestimmten Genossen hatten von einem Kaiser die Heilung aller Gebresten des Vaterlandes erhofft. Diese nie ganz erloschene Sehnsucht leistete bei der Geburt des Reiches wichtige Hebammendienste; aber es war doch eine schweigend getroffene Vereinbarung, daß der Kaisergedanke nur für besonders festliche Gelegenheiten aufgespart werden sollte. An diese Vorstellung waren die Bundesfürsten gewöhnt — man darf vielleicht sagen: sie waren durch die freiwillige Zurückhaltung des alten Kaisers verwöhnt — und ein unbehagliches Gefühl mußte sich einstellen, sobald es anders wurde. Es wurde anders. Der Enkel des ersten Kaisers bestieg als ein reicher Erbe den fest gegründeten Thron; er hatte in den Tagen strahlenden Glanzes, in der hellen Jugendzeit des Reiches, die Prägung empfangen und kein Erinnerungschatten verdüsterte seine in Kraftgefühlen schwärmende Seele. Er nahm nicht nur seine Pflichten, sondern namentlich auch seine Rechte ernst; und daß er ausnahmelos Alles ernst nahm, was mehr ornamental gedacht war und nicht für den täglichen Gebrauch: Das gerade hat die Schwierigkeit der Lage geschaffen. Wenn wir umherhorchen: nur von dem Kaiser wird überall gesprochen; nur den kaiserlichen Vogel erblicken wir, wie in Dantes Traum von der Universalmonarchie, an jeder Lichtung des Weges hoch in den Lüften; und alle politischen Erörterungen, auch die nüchternsten, müssen bald stets in die enge Gasse einmünden, deren Ausgang das ragende Kaiserschloß krönt. Das hat das Interesse und die Arbeit an der Politik erschwert, weil es auf Schritt und Tritt zu Prüfungen und Urtheilen zwang, die manchem monarchischen Gemüth lästig und unheimlich sind. Das hat auch bei den Fürsten eine trübsinnige Stimmung bewirkt, die sich schon früher nicht selten recht bitter aussprach. Diese Männer, deren Geschlechter manchmal tiefer in der Geschichte wurzeln als die Hohenzollern und die seit

Jahrzehnten sich still um das Wohl ihrer Völker mühen, sehen sich nun von der leuchtenden Kaisergloriole völlig verdunkelt. Niemand spricht von ihnen, Niemand traut ihnen auf die Geschicke des Landes, dem sie doch gemeinsam die Einheit schufen, entscheidenden oder auch nur mitbestimmenden Einfluß zu; sie scheinen nur noch vorhanden zu sein, um bei festlichen Anlässen sich um den Thron des Einen zu schaaren, der mit seinen Worten und Willensregungen die Welt erfüllt, und sie merken, wie das Ausland mehr und mehr dahin kommt, das Deutsche Reich für einen selbstherrisch und höchst persönlich regirten Centralstaat zu halten. Mit den Aeußerlichkeiten würden sie sich allenfalls abfinden und es gern tragen, daß sie an nationalen Feiertagen stumm den Hintergrund füllen und bei Kanalfahrten der stolzen Bahn des Kaiserschiffes folgen müssen. Aber sie müssen auch sehen, wie unermüdlich der pietätvolle Sinn des Erben Alles daran setzt, seinem Hause, dem Hause der Hohenzollern, mit rascher Hand die Schätze des geschichtlichen Ruhmes zu häufen, und die bange Frage kann ihnen entstehen, was in einem Lande, wo fast alle Fürstengeschlechter mit einander einmal in Fehde lagen, wohl werden solle, wenn Jeder von ihnen mit ähnlichem Eifer auf die Verherrlichung seines Hauses bedacht sein wollte. Sie müssen erleben, wie ihre Erwägungen oft durch jähe, die Entscheidung vorwegnehmende Entschlüsse gehemmt und unwirksam gemacht werden, und sie bedenken dann wohl, wie sie vor dem fragenden Auge ihrer Völker bestehen sollen, wenn ein solcher Entschluß eines Tages zu unheilvollen Verwickelungen führt. Nicht eigentlich die Stellung der Fürsten hat sich verändert, sondern der Kaiserfaktor ist stärker geworden, er lenkt in der Runde Aller Augen auf sich und läßt die sehr beträchtlichen Ziffern, die ihn umgeben, aus der Ferne wie leere Nullen erscheinen. Im Innersten hat sich das Machtverhältniß gewandelt und die im äußeren Ansehen Geminderten spüren die Gefahr dieses Wechsels. Der Kaiser, der in bester Absicht sein Amt versieht, ahnt von diesen Stimmungen gewiß nichts und sein Gesinde verschweigt sie ihm; die Fürsten aber empfinden sehr deutlich, daß sie in der — irrenden — Anschauung der Masse nur noch das Gefolge eines Allmächtigen sind, und sie zittern vielleicht vor der Stunde, wo man von ihnen, den angestammten Herrschern, Rechenschaft für Thaten verlangt, an deren Planen sie gar nicht mitgewirkt haben. Eine offene Aussprache hätte schnell die Nebel verscheucht; da sie, wie es scheint, nicht gesucht worden ist, muß man sich freuen, daß ein Zufall das Bild der Lage erhellt hat. Mancher deutsche

Fürst, auch von Denen, die öffentlich den moskauer Vorgang für ein harmloses Mißverständniß erklären, wird dem Prinzen Ludwig von Bayern verstohlen die Hand drücken und ihm dankbar verpflichtet bleiben, weil er mannhaft und muthig dem Gefühl Worte geliehen hat, das Allen lastend längst auf der Seele lag. Auch das deutsche Volk und sein Kaiser, die rechtzeitig nun noch den furchtbaren Ernst der Stunde begreifen können, sollten dem Bayernprinzen aufrichtig dankbar sein; der Enkel Ottos von Wittelsbach hat für den Hohenzollernkaiser kaum weniger gethan als einst der ferne Ahn für den blonden Staufer: er hat ihn auf gefährlicher Straße vor wilden Wassern und tückischen Feinden bewahrt.

* * *

Wenn der Sagenkaiser am Unterharz jetzt den Rothbart schüttelt und nach draußen lauscht, um zu erkunden, ob die Rabenschaar noch den Bergfrieden umflattert oder ob für sein deutsches Land endlich das goldene Zeitalter tagt, wird er ein schrilles Krächzen hören, das vom Morgen zum Abend und vom Norden zum Süden durch die heimischen Lüfte tönt. Der spukfreie Deutsche aber, der sich von dem hohlen Pathos lärmender Rabenprologe das Hirn nicht umnebeln läßt, wird von Barbarossas verschlissenem Purpurmantel den Blick abwenden, von dem Plunderkram einer toten Vergangenheit sich herzhaft lösen und des alten Kaisers im neuen Reich gedenken, der nicht, wie weiland der Staufer Friedrich, die Fürsten beugen und benutzen, sondern, mit den Fürsten vereint, als Erster unter Gleichen in stiller Arbeit für die Wohlfahrt des Volkes schaffen und wirken wollte. Und dieser Deutsche, der mit allen mystischen Mächten der Weltkaiserei für immer gebrochen hat, mag, ob ringsum auch schwere Gewitter den geliebten Heimathhimmel verdüstern, getrost in die Goldene Aue pilgern und auf dem von dichtem Sagengebüsch umwaldeten Kyffhäusergebirge dem alten Weißbart Wilhelm beim Frührothschein fröhlich vertrauenden Gruß in die steinerne Einsamkeit winken.

Malerei.

Alljährlich, wenn ich die Kunst-Ausstellung verlasse, höre ich die selben Sätze: „Na, wie ist denn der Salon?“ „Ach Gott, immer das Selbe!“ „Also, wie voriges Jahr?“ „Mein Gott, ja! Wie voriges Jahr und wie alle vorhergehenden Jahre!“ Das dauert nun schon länger als ein Vierteljahrhundert und es scheint wirklich, daß die Salons in ihrer Mittelmäßigkeit unveränderlich sind, daß sie sich in endloser Gleichmäßigkeit wiederholen und daß man gar nicht mehr nöthig hat, hinzugehen, um sie kennen zu lernen. Wer Das glaubte, wäre aber in einem argen Irrthum befangen. Die Veränderungen, die von Jahr zu Jahr eintreten, entgehen Einem, weil die Uebergänge so natürlich und unmerklich erscheinen. Es geht wie mit den Menschen, die man täglich sieht: die Hauptzüge scheinen immer die selben zu bleiben und man bemerkt nicht die allmählichen Veränderungen, die das Gesammtbild nach und nach völlig umgestalten; im täglichen Verkehr würde man schwören, daß man immer das selbe Gesicht vor sich sieht. Und doch, — Du großer Gott, welches Staunen gäbe es, wenn man mit einem Zauberschlage den Salon von vor dreißig Jahren heraufbeschwören und mit den beiden Salons von heute vergleichen könnte! Dann würde man den Unterschied merken und erkennen, daß sie einander folgen, aber nicht gleichen und daß auf keinem Gebiete die Evolution dieses Jahrhundertendes bedeutsamer, nirgends das fieberhafte Streben nach neuer Anschauung stärker, nirgends auch, wie man zugeben muß, die Leidenschaft der Mode hitziger war als gerade in der Malerei.

Dieser Salon von vor dreißig Jahren nun ist in den letzten Tagen vor mir aufgetaucht, während ich die beiden diesjährigen Salons besuchte. Welche Erinnerung! Ich war sechsundzwanzig Jahre alt und war eben in die Redaktion des Figaro eingetreten — damals hieß er noch L'Evénement —, wohin mich Villemessant, unter Zusicherung vollster Freiheit, berufen hatte, — mit der so weitherzigen Gastlichkeit, die er übte, wenn eine Idee oder ein Mensch seine Theilnahme erregten. Ich war damals trunken von Jugend, trunken von Sehnsucht nach Wahrheit, Können und Kraft in der Kunst, trunken von dem Drange, meinen Glauben mit Keulenschlägen zu bekräftigen. Und ich schrieb meine Berichte über den Salon von 1866 — „Meinen Salon“, nannte ich sie in herausforderndem Stolz —, jene Berichte, in denen ich laut die Meisterschaft Eduards Manet verkündete und deren erster Theil sofort den Sturm entfesselte, der mich seitdem täglich umheult . . .

Wirklich, dreißig Jahre sind seitdem vergangen und ich stehe eigentlich der Malerei jetzt weniger nahe als damals. Ich war fast im selben Neste mit meinem lieben Paul Cézanne aufgewachsen, der mir Freund und Bruder war und dessen Namen man heute nur noch nennt, wenn man geniale Einzeln-

heiten im Werk eines gescheiterten großen Malers enthüllen will. Ich gehörte einer ganzen Gruppe von jungen Künstlern an, wie Fantin, Degas, Renoir, Guillemet und manchen Anderen, die das Leben seitdem auseinander gebracht und zu verschiedenen Stufen des Erfolges geführt hat. Auch ich bin meinen Weg weitergegangen, bin in den Ateliers der Freunde ein Fremdling geworden und habe meine leidenschaftlichen Neigungen auf andere Gebiete verpflanzt. Ich habe, glaube ich, seit dreißig Jahren nichts über Malerei geschrieben, außer vielleicht in meinen Berichten für eine russische Revue, von denen aber der französische Text nicht einmal gedruckt ist. Da ists wohl kein Wunder, daß mich's arg packte, als diese längst vergangene Zeit in mir wieder auflebte.

Wir wollen einmal annehmen, ich hätte während ganzer dreißig Jahre geschlafen. Gestern bin ich noch mit Paul Cézanne auf dem harten pariser Pflaster herumgelaufen, von dem fiebernden Drange gejagt, es zu erobern. Gestern war ich im Salon von 1866 mit Manet, mit Monet und mit Pissarro, deren Bilder man verächtlich abgewiesen hatte. Und heute, nach einer langen Nacht, bin ich aufgewacht und bin in die Salons auf dem Marsfelde und im Industriepalast gegangen. Welches Staunen in mir! Du wunderliches Leben, wie wirkst Du immer wider alles Erwarten und wie seltsam verkehrst Du Alles! Tag der Ernte, deren Samen ich ausstreuen sah und die mich nun doch überrascht, so daß ich vor ihr wie vor der Erfüllung der tollsten Laune stehe!

Was mich zuerst packt, ist das unbedingte Vorherrschen des hellen Tones. Lauter Manets also, lauter Monets, lauter Pissarros! Früher, wenn man solch ein Bild wie diese hier in einem Saale aufhing, da erschien es förmlich wie eine Lichtquelle unter den anderen Bildern, die alle in den aufgewärmten Farbentönen der Akademie zurechtgeschmort waren. Solches Bild war dann das Fenster, durch das man in die Natur hinausblickte, durch das nun das berüchtigte plein air in den dunklen Raum drang. Und heute sieht man nichts als plein air: Alle haben sich meinen alten Freunden an die Rockschöße gehängt, nachdem sie früher sie und mich nicht laut genug schimpfen konnten. Meinetwegen! Bekehrungen machen immer Vergnügen.

Was mein Erstaunen noch steigert, Das ist die leidenschaftliche Wuth der Bekehrten, der Mißbrauch, der jetzt mit den hellen Farben getrieben wird und der bewirkt hat, daß einzelne Bilder ausgebleichter Wäsche gleichen, die zu lange in der Lauge lag. Ein neuer Glaube, der plötzlich modern wird, erschreckt uns oft dadurch, daß er über die Schranken der gesunden Vernunft hinausrast. Wenn ich diesen verwaschenen Salon sehe, der in Kalkmilch getaucht scheint, mit seiner unangenehm kreidigen Bläße, dann möchte ich beinahe den früheren, dunklen Salon herbeiwünschen mit seiner alten Pechfinsterniß. Der war wohl zu schwarz, aber der heutige ist doch wirklich gar zu weiß! Das Leben ist viel mannichfacher, hat weit wärmere Töne und ist viel schmiegsamer. Ich habe

mich ja wild genug für das Freilicht und für die hellen Töne herumgebalgt, aber diese fortgesetzte Reihe von blutlosen Bildern mit ihrer Traumesblässe und erkünstelten Blutarmuth, die unter der Zwangsvorstellung der Modethorheit noch gesteigert wird, bringt mich nun doch allmählich zur Verzweiflung und flößt mir beinahe Sehnsucht nach einem kraftvollen Dunkelmaler ein!

Mit den Flecken gehts mir eben so. Herrgott im Himmel, wie viele Lanzen habe ich für den Sieg der Flecke gebrochen! Manet habe ich gepriesen und preise ihn noch, weil er die Technik vereinfacht hat, da er Dinge und Wesen in Luft gebadet malt, gerade so, wie mans in der Natur sieht; oft als einfache Flecke, die das Licht aufzehrt. Konnte ich aber den gräßlichen Unfug vorhersehen? Jetzt, seit die so wahre Theorie des großen Malers triumphirt, hat man sich darauf verlegt, nur noch Flecke zu malen. Im Salon erblickt man nur noch Flecke; ein Portrait ist ein Fleck, ein Gesicht ein Fleck; Bäume, Häuser, Meere, Welten, — nichts als Flecke. Und hier erscheint auch das Schwarz wieder, der Fleck ist schwarz, — wenn er nicht weiß ist. Ohne Uebergang kommt man von fünf oder sechs Bildern des einen Malers, die nichts als eine Nebeneinanderstellung von weißen Flecken sind, zu denen des nächsten Malers, die eine Nebeneinanderstellung von schwarzen Flecken sind. Schwarz auf Schwarz, Weiß auf Weiß: Das nennt sich dann: Originalität! Es giebt gar nichts Bequemeres. Und mein Staunen steigt.

Doch es wird fast zur Wuth, wenn ich den Aberwitz sehe, zu dem man in dreißig Jahren die Theorie vom Reflex hat verkehren können. Auch so einer von den Siegen, die wir, die Vorläufer, erfochten haben! Ganz mit Recht vertraten wir den Satz, daß die Beleuchtung der Dinge und Gesichter nicht eine unveränderlich einfache ist, daß unter Bäumen z. B. das nackte Fleisch einen Stich ins Grüne bekommt, daß eine fortgesetzte Wechselwirkung von Reflexen besteht, der man Rechnung tragen muß, wenn ein Bild wahres Leben im rechten Lichte haben soll. Das Licht löst sich auf, bricht sich und vertheilt sich beständig anders. Schwört Einer nicht auf die akademischen Machwerke, die im künstlichen Atelierlichte gepinselt sind, kommt er zur unendlichen und wechselreichen Natur, so wird ihm das Licht die Seele seines Bildes, die ewig gewandelte. Schade nur, daß nichts so schwer zu packen und wiederzugeben ist wie gerade diese Auflösung und diese Reflexe, diese spielenden Lichter der Sonne, in deren Glanz Wesen und Dinge sich baden, ohne dabei doch in ihren Formen entstellt zu werden. Wenn ein Maler eigensinnig und mit raffinirter Berechnung immer nur die überraschendste Lichtwirkung sucht, gelangt er leicht zur Karikatur; und dann sehen wir diese gräßlichen Schinken, diese vielfarbigen Frauen, Landschaften in Violett und Pferde in Orange, die man uns vorsetzt, — noch dazu mit der wissenschaftlichen Erklärung, daß die Dinge wegen dieses oder jenes Reflexes und der und

der Auflösung des Sonnenlichtes so aussehen müssen. Ach! diese Damen, deren eine Backe vom Mondlicht blau und deren andere vom Lampenschirm zinnoberroth gefärbt ist! Ach, und die Horizonte mit blauen Bäumen, rothem Wasser und grünem Himmel! Das ist scheußlich, scheußlich, dreimal scheußlich!

Monet und Pissarro haben zuerst, wenn ich mich recht erinnere, aufs Feinste diese Lichtreflexe und Lichtauflösungen studirt; aber wie unendlich viel Feinheit und Kunst verwandten sie auch darauf! Jetzt ist die Sache zur fixen Idee geworden und nun würgt mich der Schreck! Wo bin ich denn? In einem jener alten Salons der Zurückgewiesenen, die das mitleidige Herz Napoleons des Dritten den Revolutionären und Verirrten der Malerei eröffnete? So viel ist sicher: nicht die Hälfte all dieser Bilder wäre in den offiziellen Salon aufgenommen worden.

Gleich darauf umfängt mich die klägliche Sintfluth des Mystizismus. Daran, glaube ich, ist nun Puvis de Chavannes schuld, ein wahrhaft großer und echter Künstler; aber seine Gefolgschaft ist fürchterlich, vielleicht noch fürchterlicher als die Manets, Monets und Pissarros. Er selbst weiß, was er thut und will: es giebt nichts Klareres an Kraft des Ausdruckes und der Gesundheit als diese ragenden, schlichten Gestalten. Wohl können sie nicht unser Alltagsleben leben, aber sie haben dennoch ein besonderes, logisches und vollständiges Leben, dessen Gesetze der schaffende Künstler bestimmt. In dieser Welt, meine ich, können sich unsterbliche Schöpfungen einer Kunst fortschreitend entwickeln, die aus Geist, Leidenschaft und Wollen zusammengesetzt ist.

Aber der Troß seiner Nachbeter, — Du grundgütiger Gott im Himmel! Welch kaum formulirtes Stammeln, welch Chaos der widerwärtigsten Anmaßungen! Von England ist der Aesthetizismus zu uns herübergekommen und hat den klaren und gesunden französischen Genius allmählich zersetzt. Alle möglichen Einflüsse, die ich hier nicht weitschweifig erörtern kann, haben sich vereint, um unsere junge Schule in einen Gegensatz zur gesunden Natur zu treiben, in diesen Haß gegen Fleisch und Sonne, in diese Umkehr zur Verzückung der Primitiven; und diese Primitiven waren doch wenigstens noch naive Menschen, gewissenhafte Kopisten, während wir es jetzt nur mit einer Modesache zu thun haben, mit einer ganzen Bande von verschmitzten Schwindlern und skandalsüchtigen Heuchlern. Der Glaube fehlt; und nichts bleibt übrig als eine Herde von Nichtskönnern und schlauen Machern.

Ich weiß recht gut, was man dagegen sagen kann: diese Bewegung — ich will sie der Einfachheit wegen die idealistische nennen — hat als ein natürlicher Protest gegen den vorher zum Siege gelangten Realismus ihr gutes Daseinsrecht gehabt. Genau so ists in der Literatur gegangen; es ist ein Gesetz der Evolution, daß jede zu lebhafte Aktion eine Reaktion hervorrufen muß. Auch ist als nothwendig zuzugeben, daß die jungen Künstler,

um nicht in hergebrachten Formeln zu erstarren, Neues suchen müssen, meinetwegen sogar extravagant sein dürfen; und ich bestreite gewiß nicht, daß mitunter ganz reizvolle Versuche und interessante Entdeckungen bei solcher Umkehr zum Traumhaften und zur Legende herausgekommen sind, Werke, die an die schönste Blüthe unserer Missalien und Kirchenfenster erinnern. Ja, sehe ichs besonders vom dekorativen Standpunkte aus an, dann bin ich von diesem Erwachen entzückt und freue mich an Stoffen, Möbeln, Schmucksachen; einen modernen Stil hat man ja leider noch nicht gefunden; aber man ist doch auf dem guten Wege, den erlesenen Geschmack von früher wiederzufinden und ihn für die Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens nutzbar zu machen.

Nur: malt mir um Gotteswillen keine Seelen! Nichts ist mir so widerwärtig wie Ideenmalerei. Wenn ein Maler einen Gedanken in einen Schädel hineindichten will: vortrefflich, — aber der Schädel muß da sein, anständig gemalt und so fest gefügt, daß er Jahrhunderten trotzen kann. Nur Leben spricht von Leben; Schönheit und Wahrheit vermittelt uns nur die lebendige Natur. In einer materiellen Kunst, wie die Malerei eine ist, läßt jede Figur kalt, wenn sie nicht menschlich gezeichnet und gemalt ist; noch so einfach meinetwegen, aber mit vollster Wahrung der Gesetze der Anatomie und der reinsten Formenverhältnisse. Was für einen schauerlichen Vorbeimarsch aber müssen wir seit einiger Zeit mit ansehen: geschlechtslose Jungfrauen, die weder Busen noch Hüften haben, Mädel, die halbe Buben, und Buben, die halbe Mädel sind, Larvengeschöpfe, die aus der Vorhölle stammen, durch leichenblasse Räume fliegen und in wirren Gegenden voll grauer Schatten und rußfarbiger Dämmerniß sich herumtreiben! Brr, eine widerliche Welt, wo Ekel und Brechreiz sich einstellen . . .

Zum Glück scheint mir, daß diese Art von Maskerade schon Jedermann anwidert, und es sieht fast so aus, als ob die beiden Salons von diesem Jahre nicht mehr so viele kranke und übel duftende Lilien enthielten, die im Sumpfe des falschen Mystizismus unserer Zeit aufgeschossen sind.

So steht es also um die Bilanz der letzten dreißig Jahre. Puvis de Chavannes ist im einsamen Streben des echten Künstlers gewachsen. Neben ihm kann man etwa zwanzig bedeutendere Maler nennen: Alfred Stevens, der sich durch seine so feine und echte Ehrlichkeit die Meisterschaft erwarb; Detaille, mit seiner bewundernswerthen Genauigkeit und Sauberkeit; Roll, mit dem mächtigen Streben ins Weite, der sonnige Maler der Massen und Riesenräume. Ich nenne gerade sie, ich sollte auch wohl noch Andere nennen, denn nie noch vielleicht sind verdienstvollere Versuche nach allen Richtungen gemacht worden. Aber, auch Das muß gesagt werden, kein großer neuer Künstler ist erstanden, kein Ingres, kein Delacroix, kein Courbet.

Diese hellen Bilder, diese dem Impressionismus weitgeöffneten Fenster,

die kenne ich ja, die sind von Manet; für die hätte ich mich damals, als ich noch jung war, beinahe totschlagen lassen. Diese Reflexstudien, dieses Fleisch, das der grüne Ton der Blätter färbt, dieses Wasser, auf dem alle Farben des Regenbogens tanzen, die kenne ich doch auch, — die sind von Monet, für die bin ich eingetreten und mußte mich deshalb als verrückt behandeln lassen. Diese Lichtzerstäubungen, diese fernen Horizonte, wo die Bäume blau scheinen, während der Himmel grünlich wird, ja, die kenne ich doch erst recht, — die sind von Pissarro, und ihretwegen blieben mir damals die Spalten der Zeitungen verschlossen, denn ich war so frech, zu behaupten, solche Lichteffekte fände man wirklich in der Natur! Und diese Bilder, die man einst wüthend von jeder Ausstellung wies, sieht man heute überall, nur noch übertrieben und verhäßlicht, in unzählbaren Mengen! Ich sah, wie die Saat auf den Acker ausgestreut wurde; nun ist sie aufgeschossen und hat fürchterliche Frucht getragen, — und nun faßt mich das Entsetzen. Niemals habe ich mehr die Gefahr des Formelwesens gefühlt, das elende Ende aller Schulen ... wenn die Bahnbrecher ihre Arbeit gethan haben und die Meister nicht mehr sind. Jede Bewegung geht über die ihr gewiesenen Grenzen hinaus und führt zur Schablone und zur Verlogenheit, sobald die Mode sich ihrer bemächtigt. Jede Wahrheit, sei sie im Entstehen auch die beste und wahrste, für die man gern sein Blut verspritzte, wird in den Händen der Nachahmer der schlimmste aller Irrthümer, ein wucherndes Unkraut, daß man unbarmherzig ausjäten muß.

Ich erwache und mich überläuft ein Schauer, — was? wirklich? dafür habe ich mich geschlagen? Für diese helle, kreidige Malerei, für solche Flecke, für solche Reflexe, für diese Lichtzersetzung? Herr im Himmel, war ich denn toll? Das ist ja häßlich und erregt mir Grauen. Ach, wie eitel der Streit, wie nutzlos Schule und Formel! So habe ich die beiden diesjährigen Salons verlassen und habe in banger Beklemmung mich gefragt, ob mein Eifer von früher nicht am Ende gar einer schlechten Sache gewidmet war.

Nein, doch nicht! Ich habe meine Arbeit gethan und einen guten Kampf gekämpft. Sechsundzwanzig Jahre war ich damals alt und stand auf der Seite der Jungen und Tapferen; was ich da vertheidigt habe, Das würde ich noch vertheidigen, denn es war der Muth des Augenblickes, die Fahne, die auf feindliches Land gepflanzt werden sollte. Und ist der offene Weg alltäglich geworden, — wir haben ihn geebnet, damit die Kunst einer bestimmten Stunde ihn betreten könne. Und schließlich: die Meister bleiben! Andere werden auf neuen Wegen kommen; aber Alle, die der Evolution einer Epoche zum Siege verholfen haben, bleiben, mag ihre Schule auch in Asche sinken. Nur den Schöpfern gehört der Sieg, den Menschenbildnern, dem Genius, der kraftvoll zeugt und Leben und Wahrheit wirkt.

Paris. Emile Zola.

Der Kampf gegen den Zwischenhandel.

Das neuerdings ausgegebene Schlagwort, den Zwischenhandel in eine Art von sozialistischer Organisation einzuspannen, geht von der Voraussetzung aus, daß die Kaufleute einen mehr oder weniger unproduktiven und gemeinschädlichen Stand bilden. Damit knüpft es an Ansichten an, die bis in die ältesten historischen Zeiten des klassischen Alterthumes hinaufreichen. Im neunten und achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung herrschte in Hellas die Aristokratie, beruhend auf dem Großgrundbesitz als wirthschaftlicher Basis, und diese Aristokratie, die ritterliches Wesen liebte und ausbildete, die homerische „Gesellschaft", konnte naturgemäß den Handelsmann, „der sich um seine Ladung sorgt und nach den Waaren und raschem Gewinn ausschaut" (wie es in der Odyssee heißt), nicht als ebenbürtig anerkennen. Von da stammt das antik-hellenische Vorurtheil gegen das Handelsgewerbe. Nachdem aber die großartige kolonisatorische Thätigkeit der Hellenen zur Ansiedlung an den Küsten des Mittelmeeres geführt hatte, nahmen Gewerbe und Handel, besonders der überseeische Handel, einen mächtigen Aufschwung, in den Hafenstädten entwickelte sich eine kaufmännische Plutokratie, während gleichzeitig der alte Geburtadel durch Verminderung des Werthes der Ländereien an Bedeutung verlor. Seitdem fangen die alten Familien an, sich der merkantilen Thätigkeit zu widmen — wofür Solon, der attische Königssproß, ein Beispiel ist — und verschmelzen schließlich durch Heirath völlig mit der Geldaristokratie. Von da an hört das Vorurtheil gegen den Handel auf, wenigstens das gegen den Großhandel, der — mit zugehörigem Reichthum verbunden — den Eintritt in die tonangebende Gesellschaft eröffnet: χρήματα χρήματ' ἀνήρ (Geld macht den Mann) wird das Motto der zahlungfähigen Moral im gewerblich aufblühenden Hellas. Da und dort kommt es sogar zur Bildung einer kommerziellen Feudalität, die den Staat beherrscht, so z. B. in der Handelsrepublik Korinth. Hier bestand offenbar eine ähnliche politische Verfassung wie in der semitischen Handelsrepublik Karthago, wo — nach des Aristoteles Bericht — für die Wahl der Beamten nicht blos die Tüchtigkeit, sondern auch der Reichthum entscheidend war und ein Armer überhaupt nicht gewählt werden konnte. Aber selbstverständlich wurde nur der Großhändler (ἔμπορος) von der Gesellschaft rezipirt, der Krämer (κάπηλος), auf den Jener herabblickte, wie etwa heute ein „Esquire" der londoner City auf einen shopkeeper, war davon ausgeschlossen, ja überdies noch besonders verdächtig, da der Kleinhandel im alten Griechenland übel beleumdet, auch höchst charakteristisch Hermes der Gott des Handels und zugleich der Diebe war.

Mit der Entwickelung von Handel und Gewerbe waren in Athen und anderen Städten zunächst die wohlhabenden Klassen privilegirt worden, aber seit dem fünften Jahrhundert kommt die Demokratie ans Ruder, um nach einer kurzen Periode des Glanzes rasch abzuwirthschaften und die Decadence des Landes einzuleiten. Dagegen machte sich eine starke Reaktion geltend, deren Träger die alten Familien waren, die aber bald den größten Theil der gebildeten Kreise zu sich herüberzogen. Als Alkibiades — der Abkömmling der seit hundert Jahren mit der Demokratie eng verbundenen Uradelsfamilie der Alkmäoniden — sich in Sparta einführt, hebt er, nach Thukydides, mit der Erklärung an, über die Demokratie vermöge er nichts Neues zu sagen, weil Alle darüber einig seien, daß sie ein Unsinn sei. Und diese Reaktion bringt eine in Platons wunderbaren Schöpfungen gipfelnde Reformliteratur hervor, die ausgesprochen aristokratische Ideale predigt. Und hier erwacht dann auch das alte, längst vergilbte Vorurtheil der früheren Ritteraristokratie zu neuem Leben und der Handel wird jetzt wieder als etwas eines καλοςκαγαθός, also des antiken Gentleman, Unwürdiges ausgegeben, — was z. B. in ganz besonders markanter Form bei Aristoteles zum Ausdruck gelangt.

In der römischen Literatur findet man natürlich ein Echo wie von anderen Ideen so auch von dieser gegen den Handelsgewinn gerichteten Bewegung. Im praktischen Leben hat man sich allerdings in Rom um solche Bedenken nicht gekümmert und dem Handelsprofit wie jedem anderen Gewinn nachgejagt, wo sich nur irgend eine Gelegenheit dazu bot.

Weit einschneidender als die antike Opposition gegen den Handel war jene des Mittelalters; denn hier wurde damit Ernst gemacht. Die städtische Wirthschaftpolitik suchte damals auf jede Weise den direkten Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten zu fördern. Das geschah in erster Linie dadurch, daß die Produkte des Handwerks nur von Dem verkauft werden durften, der sie selbst gefertigt hatte. Bei anderen Gebrauchsobjekten wiederum, wie Getreide und Vieh, war der „Vorkauf" verboten oder eingeschränkt, und eben so der Engroskauf zum Zweck des Wiederverkaufes. Und selbst die Verkaufsberechtigten waren beim Handelsgeschäft in eine Lage versetzt, daß der Käufer gleich das Angebot überschauen konnte, da alle Läden einer Branche möglichst auf einen Platz oder eine Straße konzentrirt und ein Zurückhalten der Waare mit Strafe belegt war. Und war es selbst, trotz allen diesen Vorsichtmaßregeln, dem Verkäufer gelungen, den Preis zu steigern, so drohte ihm die Appellation der Kunden an den hochmögenden Rath der Stadt wegen Ueberschreitung des „justum pretium". Das ökonomische Glaubensbekenntniß jener Zeit will nämlich auch Handel und Wandel von christlich-ethischem Geiste durchdrungen wissen und bestellt daher die weltliche Gewalt zur Hüterin für

die „christliche" Bewerthung der Waaren und für den „gerechten" Handelsgewinn. Danach ist stets darauf zu achten, daß bei allem Kauf und Verkauf Leistung und Gegenleistung einander die Wage halten. Einen Gewinn der Verkäufer soll Das natürlich nicht ausschließen, sondern nur dessen Höhe eine gewisse Grenze setzen; und so wird das Maß dieses „erlaubten" Gewinnes von Thomas von Aquino dahin festgestellt: es dürfe der Verkäufer nach einem Gewinn streben, der ihm und seiner Familie als Aequivalent für seine Arbeitleistung die Erhaltung verbürge, während die Ausnutzung günstiger Konjunkturen oder gar Manipulationen, die auf Vertheuerung abzielten, als „Monopolmacherei" streng verboten waren. Natürlich waren diese Grundsätze sehr dehnbar, da sie keine festen und unzweifelhaft bestimmten Größen darstellten; aber sie gaben doch der Obrigkeit, als der unparteiischen Richterin und von Gott eingesetzten Hüterin der sittlichen Ordnung, das Recht zur Intervention und zur Bestrafung Derer, die des justum pretium nicht geachtet hatten. Und so wird uns aus Städten der verschiedensten Himmelsstriche von staatlichen Maßnahmen wider derartige Uebergriffe der Verkäufer berichtet. Aus Alledem geht klar hervor, daß das Mittelalter dem Handel nicht blos in thesi, sondern auch faktisch und praktisch zu Leibe ging. „Das wirthschaftpolitische Prinzip des Mittelalters — sagt ein namhafter Forscher, Georg von Below, mit Recht — sucht den Handel gegenüber den unmittelbar produktiven Berufsarten direkt einzuschränken." Und wie sehr diese Gesetzgebung von Erfolg begleitet war, zeigt sich darin, daß z. B. im mittelalterlichen Frankfurt a. M. der Handel im Verhältniß vier bis fünfmal so schwach vertreten war wie heute.

Obwohl noch Luther das tiefe Mißtrauen der früheren Zeit gegen den Handel theilt — meinte er doch, daß es „viel göttlicher wäre, Ackerwerk mehren, diese feine und ehrliche Nahrung, und Kaufmannschaft mindern" —, so mußten doch nach und nach alle der Handelsthätigkeit auferlegten Beschränkungen fallen, da von der alten Zunftverfassung ein Stück nach dem anderen abgetragen wurde und der siegreiche Individualismus vom Handel eine gleich günstige Meinung hegte wie von Urproduktion, Handwerk und Fabrikation. So brach für den Kaufmann ein goldenes Zeitalter an, wo er ungehindert auf dem ganzen Erdball dem Erwerbe nachgehen konnte und noch dazu als bedeutender Kulturträger von Wissenschaft und Dichtung gefeiert wurde.

Aber die sozialistische Fluthwelle des neunzehnten Jahrhunderts mußte auch gegen den Handel Schaum und Gischt spritzen; denn es ist ohne Weiteres klar, daß der Sozialismus wie der kapitalistisch betriebenen Produktion so auch dem kapitalistisch betriebenen Handel feindsälig gegenübertreten mußte. Doch tritt schon früh darüber hinaus bei einigen sozialistischen Autoren eine gerade wider den privaten Handelsbetrieb gerichtete Tendenz ganz besonders deutlich hervor, so vor Allem bei Charles Fourier. Er macht prinzipiell

einen Unterschied zwischen Produktion und Handel. Jene gilt ihm als nützlich, während dieser als überflüssig und betrügerisch gebrandmarkt wird. Fourier wirft dem Handel im Einzelnen folgende Hauptsünden vor: er führe zu übermäßig hohen Profiten der Zwischenhändler; zur Entstehung von Wirthschaftkrisen durch die Spekulation der Kaufleute; zum sozialen Parasitismus durch eine unglaubliche Ueberfüllung des Berufes; und endlich zur Fälschung aller Lebensmittel. „In Paris," sagt Fourier, „findet man kein Zuckerbrot, das nicht mit Runkelrüben gefälscht ist, keine Tasse reiner Milch oder ein Glas reinen Branntweines. Kurz, Unordnung und Aergerniß sind auf die Spitze getrieben, und gehen die Dinge so weiter, so bleibt nichts übrig als das Monopol. Eine Staatsregie würde sich viel weniger auf Zweideutigkeiten einlassen können, sie würde zu einem bestimmten Preise wenigstens natürliche Produkte geben, während es heute fast unmöglich ist, im Handel Etwas in natürlichem Zustande zu erhalten." Doch führt Fourier diese Idee der Verstaatlichung des Handels eben so wenig wie andere von ihm entdeckte Reformideen, z. B. die des Rechtes auf Arbeit, weiter aus, da er glaubt, daß sie durch die unausbleibliche Einführung seiner „sozietären Harmonie" überflüssig würden. Aber es ist erklärlich, weshalb die spätere fourieristische Schule mehr als andere sozialistische Sekten gerade gegen den Handel ihre Angriffe richtete und die Verstaatlichung verschiedener Handelsthätigkeiten, z. B. des gesammten Verkehrs-, Versicherung- und Bankwesens, in Vorschlag brachte.

Andere Schulen suchten mehr auf indirekte, aber desto wirksamere Weise den privaten Handel zu beseitigen. In erster Linie ist da der große englische Sozialist Robert Owen zu nennen, der die Begründung von genossenschaftlichen Gemeinden (communities) von drei- bis viertausend Seelen vorschlug, wo die Mitglieder selber die agrikolen und gewerblichen Produkte für den eigenen Gebrauch herstellen sollten, während der Austausch des Ueberflusses durch die Leitung der Gemeinden bewerkstelligt werden sollte. Hier war also für den privaten Handel gar kein Platz, so wenig wie in dem Versuche, in London eine „Arbeittauschbank" (Labour exchange bank, 1832 bis 1834) ins Leben zu rufen. Diese Bank sollte den Betheiligten durch freiwilliges Uebereinkommen alle Waaren zu einem „gerechten Preise" vermitteln. Wer Produkte einlieferte, erhielt dafür von der Bank den „gerechten Preis", berechnet nach Auslagen und Arbeitaufwand, bezahlt, aber nicht in Landesmünze, sondern in einem von der Bank ausgegebenen Papiergeld. Der Inhaber konnte dann damit in der Bank die entsprechend taxirten Produkte einkaufen. Wäre dieses Projekt gelungen, so wäre aller Handel durch einen Ausschuß der Produzenten centralisirt und der gerechte Preis — das Ideal christlich-mittelalterlicher Sozialpolitik — endlich verwirklicht worden. Aber die Bank mußte liquidiren, weil die Theilnehmer nur wenig begehrte Pro-

dukte — Bilderrahmen, Ofenschirme, Feuerzangen u. s. w. — einlieferten, von der Bank aber mit dem erhaltenen Gelde Brot, Fleisch und Kleider zu kaufen wünschten, die eben nicht vorräthig waren. Aber der große Gedanke, der hier zu Grunde lag, Produktion und Konsumtion in direkte Verbindung mit einander zu setzen, ging nicht verloren, er sickerte in die Massen ein, hielt sie mit der Gewalt einer durch Hypnose vermittelten Vorstellung Jahrzehnte hindurch gefesselt und sollte schließlich eine große Bewegung, wenn auch in theoretisch engerem Rahmen, zu Stande bringen. Bevor es jedoch so weit kam, war der Gedanke in Frankreich wieder aufgenommen worden. Das geschah durch Proudhon, der von dem Grundsatze ausging, daß jeder Produzent zugleich Konsument sei und daß daher die Produzenten einander den Konsum ihrer Produkte garantiren könnten, ohne die theuer zu erkaufenden Dienste von Zwischenhändlern in Anspruch nehmen zu müssen. Zu diesem Zwecke schlug Proudhon die Bildung einer freiwilligen Gesellschaft vor, die in einem großen Magazin die Produkte der Mitglieder annahm und verkaufte. Auch hier sollte — wie bei dem owenschen Versuch — jede eingelieferte Waare einen „gerechten Preis" durch die Taxatoren der Gesellschaft erhalten und der Produzent sollte mit den empfangenen Bons im Magazin der Gesellschaft einkaufen dürfen, was er wünschte. Außerdem aber wollte hier Proudhon zugleich seine Lieblingsidee, die Unentgeltlichkeit des Kredites, dadurch verwirklichen, daß Jeder, der genügende Garantien bot, Bons geliehen erhielt, um mit ihrer Hilfe Rohstoffe u. s. w. anzukaufen und die Produktion zu eröffnen. Seine Verpflichtung bestand dann blos darin, die Bons der Gesellschaft auch wieder wie baares Geld für seine Waaren anzunehmen, außerdem natürlich das geliehene Kapital nebst einem kleinen Zuschlage zur Deckung der Verwaltungskosten der Gesellschaft zurückzuzahlen. Wenn die Gesellschaft genügenden Anklang fand, so mußte sie schließlich allen Verkauf centralisiren und an die Stelle aller kaufmännischen Gewinne einfach die Deckung der Kosten für die Magazine und ihre Verwaltung setzen. Und der brillanten Dialektik Proudhons ist es wirklich gelungen, diese Idee — Produzenten und Konsumenten in eine fruchtbringende Verbindung mit einander zu setzen — in die französische Arbeiterwelt zu werfen. „Les grands artistes — sagt Maupassant — sont ceux qui imposent à l'humanité leur illusion particulière."

In Deutschland dagegen, wo ähnliche Gedanken jetzt weit verbreitet sind, fanden sie damals nur ein leises Echo: und zwar, merkwürdig genug, im konservativen Lager, wo der edle Viktor Aimé Huber (1854) in dem von christlichem Geiste durchdrungenen Assoziationwesen die Lösung der sozialen Frage zu erblicken erklärte. Aber alle seine wohlgemeinten Anstrengungen, Aristokraten und konservative Politiker für Begründung produktiver und distributiver Assoziationen zu erwärmen, scheiterten, — und melancholisch gab er nach

Jahren das fruchtlose Ringen gegen die Gleichgiltigkeit der Parteifreunde auf. Und die Sozialisten, die eigentlich die Nächsten zur Aufnahme solcher wirthschaftlichen Gedanken gewesen wären, wollten erst recht nichts davon wissen, da ihre Grundsätze zu fest mit der Lehre von der Erzeugung des Mehrwerthes in der Produktion verankert waren. Deshalb wollte ja Lassalle durch Produktivassoziationen, welche die Arbeiter jeder Fabrik zu deren Herren machten, die Emanzipation des Proletariates ins Werk setzen; und Marx wiederum dachte nur an die Eroberung aller Produktionmittel durch die produzirenden Arbeitermassen und nahm als vorläufige Abschlagszahlung höchstens den Schutz eben dieser Produzenten durch den gesetzlichen Normalarbeitstag in Aussicht. So kam es, daß hier erst ganz neuerdings (1890) durch einen außerhalb der sozialistischen Bewegung stehenden Mann eine Wendung speziell gegen den privaten Handel geschah: der Das that, war ein schwindsüchtiger (inzwischen verstorbener) Handelsangestellter, Ernst Busch, der so eine neue Bestätigung des alten Satzes: „On n'est trahi que par les siens“ lieferte.

Busch geht davon aus, daß die Kapital besitzenden Personen, für deren Rechnung die Produktion von Verbrauchswerthen erfolgt, nur einen Theil der Leute darstellen, die für eigene Rechnung den Waarenaustausch besorgen; dieses Moment sei aber in der modernen Volkswirthschaft das entscheidende, da jedesmal, wenn Waare getauscht würde, auch Mehrwerth erzielt und der Arbeiter daher in seinem Lohne gekürzt würde. Der Kern der sozialen Frage besteht somit darin, diesen Mehrwerth zu beseitigen und in seiner ganzen Größe dem Produzenten, dem Arbeiter, ungeschmälert zuzuführen. Also nicht der Besitz von Kapital, sondern der Austausch der erzeugten Verbrauchswerthe für eigene Rechnung verschafft danach dem einen Theil der Bevölkerung auf Kosten des anderen große, ungerechtfertigte Vortheile. Sobald nämlich der Güteraustausch individuell, d. h. von beliebig vielen Personen lediglich zum Zwecke des Verdienens betrieben wird, gelangt auch der ganze Ertrag der Volksarbeit als Eigenthum in den Besitz der Vermittler zwischen Produktion und Konsum; und diese finden dafür die Produzenten, die Arbeiter, mit so viel oder so wenig Lebensunterhalt ab, wie zu ihrem bescheidensten Dasein unbedingt erforderlich ist, während aller übrige Ertrag von den Geschäftsleuten „verdient“ wird, wie Busch mit Hohn erklärt. Da Das die Konsequenz des individuellen Güteraustausches ist, so muß man, um jenen Mehrwerth den Geschäftsleuten zu entreißen, an die Stelle des individuellen Austausches den „unifizirten“ setzen, wobei aller Handel durch angestellte und besoldete Leute für Rechnung der Gesammtheit besorgt wird: eine Neuorganisation, die sich angeblich spielend leicht und positiv sicher auf dem Boden der freien Konkurrenz unter Wahrung der vollsten Vertragsfreiheit erreichen läßt. Der Arbeiterstand braucht nämlich blos den Geschäftsleuten

seine Kundschaft zu entziehen, um den Kapitalisten und den Geschäftsmann zugleich für immer unschädlich zu machen. Die Arbeiter haben sich hierzu nur in Konsumvereinen zu organisiren, die sämmtlich eine einzige kompakte Masse mit einer Centralleitung bilden. Ein Ladenlokal — meint Busch — ist überall rasch gefunden, und ist sichere Kundschaft vorhanden, dann ist auch sofort ein lebensfähiges, einträgliches Geschäft fertig. Die einzige, freilich unerläßliche Bedingung ist, daß der ganze Arbeiterstand seinen ganzen Bedarf in diesen Ladengeschäften deckt, die wiederum alle ihre Waaren aus der nämlichen Quelle beziehen. Alle Ladengeschäfte sind also in gleicher Weise sichere und zuverlässige Kunden von Engrosgeschäften und diese wieder von Fabriken, die für alleinige Rechnung des Arbeiterstandes betrieben werden. So ergiebt sich aus dem eigenen Laden die Produktivgenossenschaft, die eigene Fabrik, der soziale Zukunftstaat von selbst.

Merkwürdig ist, daß Busch diese Pläne veröffentlichte, ohne zu wissen, daß in England bereits eine starke Bewegung im Gange war, die durch ihre praktische Thätigkeit sich diesen Zielen annäherte: die Konsumgenossenschaft-Bewegung. Sie war das positive Ergebniß der owenschen Lehre und Agitation, nachdem der Wolkenschleier der Illusion davon genommen war. Owen hatte die Arbeiter aufgefordert, Gemeinschaften zu gründen, um durch gemeinsame Produktion ihre Konsumtion zu decken. Nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen stellte sich heraus, daß der Konsumverein die einzige Gemeinschaft darstellte, deren die Arbeiter vor der Hand fähig waren. Und als Das einmal erkannt war, wuchsen bald solche Vereine und ihre Läden wie Pilze nach warmem Sommerregen aus dem Erdboden. So entstand im Jahre 1826 eine Bewegung, die — nach den Worten ihrer Geschichtschreiberin Frau Sidney Webb — „den ersten wirklichen Versuch der britischen Arbeiterklasse darstellt, Owens Ansichten in praktischer Form zu verkörpern". Der Geist, der diese wahrhaften Pioniere der Sozialreform beseelte, wird treffend durch den Wahlspruch gekennzeichnet, mit dem die Statuten der Genossenschaft zu Warrington eingeleitet wurden und der also lautete: „Sie halfen einander, ein Jeglicher seinem Bruder, und ein Jeglicher sprach zu seinem Bruder: Sei guten Muthes!" Aber die junge Pflanze, die so schnell und kräftig emporgeblüht war — zählte man doch 1832 schon gegen 500 Konsumvereine —, welkte auch rasch wieder dahin, und nur wenige Jahre später war von der ganzen Bewegung fast nichts mehr übrig, während die Arbeiterwelt durch die politischen Stürme des Chartismus bis ins Herz erregt war. Der Niedergang dieser, der heutigen Sozialdemokratie ähnelnden Bewegung fällt zeitlich mit dem neuen Aufschwunge der Genossenschaftbewegung zusammen, der seitdem fast ununterbrochen bis zum heutigen Tage angedauert hat. Die Männer, die damals an die Spitze traten, waren die „redlichen Pioniere von Rochdale",

wie sich 28 arme Flanellweber nannten, welche am Tage nach der Weihnacht 1844 in einer Hintergasse zu Rochdale den „Auld Wayvers Shop“ („Alten Weberladen“) mit einem Kapital von ganzen 28 Pfund Sterling eröffneten. Die Statuten beweisen, daß die „Pioniere“ wieder die Fahne der owenschen „communities“ aufpflanzten und so praktische Klugheit, wie sie sich in der Errichtung eines Ladengeschäftes darstellte, mit einem erhabenen moralischen Ideal verbanden. Als ihren Zweck gaben nämlich die Statuten an: „Errichtung eines Ladens zum Verkauf von Lebensmitteln, Kleidungsstücken u. s. w.; — Bauen, Ankauf oder Einrichtung einer Anzahl Häuser, in denen jene Mitglieder wohnen können, die einander in der Verbesserung ihrer häuslichen und sozialen Lage beizustehen wünschen; — Produktion solcher Waaren, deren Herstellung die Genossenschaft beschließen wird, um arbeitlosen oder besonders schlecht gelohnten Mitgliedern Arbeit zu verschaffen; — Ankauf oder Pachtung von Grundstücken zum selben Zweck; — endlich das Ziel, daß diese Genossenschaft so bald wie thunlich dazu schreiten soll, eine sich selbst erhaltende Kolonie im Inlande mit gemeinschaftlicher Produktion und Vertheilung ins Leben zu rufen oder anderen Genossenschaften bei der Einrichtung derartiger Kolonien Hilfe zu leisten“.

Hier zeigt sich klar, daß Illusionen gerade zum Erfolge einer Sache mächtig beitragen können: denn sie gaben jenen armen Webern und den vielen Tausenden, die ihrem Beispiele folgten, das stolze Bewußtsein, sich als Jünger einer erhabenen Idee und als Pioniere der gesammten Menschheit zu fühlen, und das strotzende Kraftgefühl, das sie zu wagemuthiger That und ausdauerndem Schaffen befähigte. Diese soziale Optik vermochte aber doch wieder nicht den Blick für das praktische Leben zu trüben, wie aus der vorbildlichen und tausendfach nachgeahmten Verfassung hervorgeht, die sich die Pioniere von Rochdale gaben: danach legt ihr Laden im Verkauf die üblichen Detailpreise zu Grunde und vertheilt dann den erzielten Geschäftsgewinn unter die Mitglieder im Verhältniß zur Größe der gemachten Einkäufe. Der Käufer erhält eine Quittung (gewöhnlich eine Blechmarke) über den Betrag seiner Einkäufe. Am Ende jedes Vierteljahres werden die Marken zurückgegeben, damit der Vierteljahrsgewinn danach vertheilt werden kann: er beträgt bei den englischen Konsumvereinen in der Regel 5 bis 15 Prozent im Vierteljahr. Mitglied kann Jeder gegen Zahlung von einem Shilling Eintrittsgeld werden. Die Mitgliedschaft bedeutet also im Wesentlichen nur Kundschaft. Natürlich hat bei dieser Verfassung jedes Mitglied ein Interesse an der Erweiterung des Mitgliederbestandes, weil dann der Umsatz vergrößert, mithin die Geschäftsunkosten verringert werden, also die Dividende wächst.

Die Konsumvereine wurden bald durch Kongresse zu einer gewissen Einheit zusammengefaßt und zwei Großhandelsgenossenschaften (für England und

Schottland) wurden begründet, die den einzelnen Vereinen ihre Waaren zum Marktpreise liefern, den Gewinn aber ebenfalls im Verhältniß zu den Einkäufen an sie abgeben. Seit 1872 macht man endlich damit den Anfang, den Bedarf der Großhandelsgenossenschaften in ihnen gehörigen Fabriken herzustellen. So hat man „den moralischen Triumph, einen weiteren Schritt in der genossenschaftlichen Entwickelung zu thun, indem man mit genossenschaftlicher Produktion für den Bedarf der föderirten Konsumvereine beginnt“ (Worte der „Cooperative News“). Jene Fabriken sind also keine Produktivgenossenschaften — solche haben sich in England nicht als lebensfähig erwiesen — sondern es sind Fabriken, die den Konsumgenossenschaften gehören und von einer von diesen eingesetzten Direktion geleitet werden, ihren Arbeitern aber „fair wages“, d. h. die von den Gewerkvereinen geforderten Löhne zahlen. Der Umfang des britischen Genossenschaftwesens wird durch folgende Zahlen sofort ersichtlich: Die Konsumvereine haben heute über 1 100 000 Mitglieder, einen jährlichen Umsatz von mehr als 36 Millionen Pfund Sterling, einen jährlichen Reingewinn von über 3 Millionen, ein angehäuftes Kapital von über 12 Millionen, und sie beschäftigten insgesammt gegen 10 000 Arbeiter auf eigene Rechnung.

Diese Erfolge waren im Wesentlichen schon seit einer Reihe von Jahren vorhanden, ohne daß sie den Anstoß zu einer lebhaften sozialpolitischen Ideenbewegung gegeben hätten. Da erschien um das Jahr 1890 eine von warmer Begeisterung getragene und darum auch selbst begeisternde Darstellung der geschilderten Entwickelung aus der Feder von Frau Sidney Webb, — und dieses Buch hat auf Viele einen eigenartigen Zauber ausgeübt und ihnen die Idee der friedlichen sozialen Umwälzung durch Konsumvereine mitgetheilt. Man wird Das verstehen, wenn man sich vom Reiz dieser Darstellung einen Begriff macht, wie er in den folgenden Worten Schmollers festgehalten ist, die übrigens niedergeschrieben wurden, bevor jene Wirkung eingetreten war: „Bei aller Diskretion, mit der der sozialistische Standpunkt vertreten ist, versetzt er den Leser in eine einheitliche, narkotisirende oder begeisternde Atmosphäre und wirkt ästhetisch auf einheitliche Wirkung, giebt allen Ausführungen eine scheinbare Sicherheit und logische Geschlossenheit. Daneben erhebt die stets anklingende Einsicht, daß aller Fortschritt der sozialen Organisation auf moralischer Veredelung und Verbesserung beruhe und diese weiterhin wieder fördere, die Betrachtung eben so über den vulgären Sozialismus wie die Verknüpfung volkswirthschaftlicher Probleme mit den allgemeinen Fragen der Soziologie und der Politik.“ Wenn so schon die Wirkung auf den kühlen Gelehrten war, — wie mußte die Schrift erst temperamentvolle Personen fortreißen, die vom Blick in die schwindelnde Tiefe der sozialistischen Strudel bereits die Besinnung verloren hatte? Da waren Arthur Mülberger, der

geistreiche deutsche Proudhonist, Gustav Landauer, der Führer der berliner Anarchisten, und andere radikale Sozialreformer, die mit einem Male im Anschluß an die von Frau Webb selbst genährten chiliastischen Hoffnungen von einer verjüngten Erde zu träumen anfingen: Alles, was mühsälig und beladen ist, bildet Konsumgenossenschaften und betreibt durch sie den gesammten Handel und die gesammte Produktion und Fabrikation. So einen sich Groß und Klein, Reich und Arm, Weise und Thoren zu Einem Bruderbund: und aus der Asche der alten Gesellschaft des Privilegs, der Willkür und der Noth erhebt sich das Reich der Freiheit, der Gleichheit und des Glückes. Und Das hat mit ihrem Singen Frau Sidney Webb gethan!

Basel. Professor Georg Adler.

Parerga.

Man könnte vielleicht mit einem Schlagworte, das, ein Bischen paradox, wie alle Schlagworte, dennoch zugleich das Wesen der Sache streift, germanische Literatur im Gegensatze zur romanischen so charakterisiren: die romanischen Literaturen sind die Literaturen der ganzen und geschlossenen Werke, die germanischen aber die der ganzen und großen Menschen. In den klassischen französischen, italienischen und spanischen Werken ist so ziemlich Alles enthalten, was die Autoren zu geben hatten, und zuweilen sogar noch etwas mehr. Sie sind Kunstwerke im eminenten Sinne des Wortes, Kunst bis in jede Zeile hinein; die vollendete Form läßt den Stoff, aus dem er geprägt ist, vergessen; der Guß ist bis in die kleinsten Kanäle und Ritzen eingedrungen und es bleibt von dem Dichter wenig zurück, was zu studiren lohnt; denn der Dichter hat eben fast gänzlich sein Inneres in die Kunstform hinein ausgeleert. Der Germane hingegen, und speziell der Deutsche, erschöpft sich so wenig in seinen Werken, daß das Köstlichste seines Inhaltes stets zurückbleibt. Er empfindet mit Hebbel: „Der wahre Schmerz ist schamhaft". Hinter jedem Werke, es sei so reich und groß wie nur denkbar, suchen wir, was da reicher ist und größer, den Schöpfer. Die germanischen Literaturen haben noch immer am Meisten durch die Persönlichkeit ihrer Dichter gewirkt. Bei uns ist Künstlerisch und Groß fast zum Gegensatze geworden, der Jahrhunderte den Literaturstreit bildete. Die germanische Literatur ist überdies die Literatur der großen Torso und die große Literatur der Torso. Alles, was groß und gewaltig war, ist bei uns Torso geblieben:

das Nibelungenlied wie der Dom zu Köln, Faust und Wilhelm Meister; Kleists größter Plan, mit dem er den Pelion auf den Ossa thürmen, die Moderne auf die Antike wälzen wollte, der Robert Guiscard, mit dem er Goethe den Kranz vom Scheitel reißen wollte, er steht da, ein dürftiger, nackter Torso; und was Hebbel am Größten geahnt, der Moloch, er kam nicht über die ersten Szenen hinaus; Otto Ludwigs Werke sind, wie die Grabbes, alle fragmentarisch; und selbst die reinste Tragoedie von Schiller, der doch noch, mindestens dramatisch, der einzige große Techniker war, den die deutsche Literatur besitzt, der Demetrius, er konnte, wie durch ein geheimes Schicksal bestimmt, nicht fertig werden. Alles, was Lessing angriff — und er griff doch wahrlich nicht schwächlich zu —, trug von vorn herein den Stempel des Fragmentarischen an der Stirn.

Doch nicht die Werke allein, auch die Dichter selbst sind für gewöhnlich Torso-Gestalten. Keine Literatur hat entfernt so viele abgebrochene Existenzen, so viele jammervolle Jünglingsleichen wie die deutsche und englische. Fast die ganze neuere deutsche Literatur ist ein Sturm und Drang, in dem sich die besten Kräfte verzehrten und dem dann jedesmal eine Zeit der Unfruchtbarkeit folgte. Denn die deutsche Literatur ist eine Literatur der Individualitäten, die jedesmal mit den Individualitäten — wenn nicht aufhört, so doch — jäh abbricht, so daß hier, wie nirgends sonst, die Literaturperioden mit biographischen Daten zusammenhängen und den Zeitgenossen zuweilen bei dem Tode eines Künstlers, wenn er zufällig Goethe oder Richard Wagner heißt zu Muthe ist, als sei eine ganze Welt untergegangen. Nichts war daher undeutscher als der unpersönliche Realismus, in dem jeder Staubfaden zu seinem Rechte, aber die Persönlichkeit des Dichters zum Schweigen gebracht werden sollte.

Die deutsche Literatur besitzt eine ganz eigene Gattung von Werken, die eben so klein an Zahl wie gewichtig an Inhalt ist und in der sich die Schriftsteller ein eigenes Instrument geschaffen haben, unbewußt freilich oft und ohne jede Absicht, durch das ihre Persönlichkeit noch einmal energisch und glänzend zum Ausdruck kommen sollte; Werke, die, wie in einem Strahlenbüschel, die reichen Ausströmungen der Persönlichkeiten zusammenfassen, noch einmal die Welt reflektirend und in diesem Strahlenbüschel die Sonne selbst ankündigend, welche die Strahlen entsendet. Das ist die Literatur der Parerga, der Nebenwerke, — nicht kleinerer Werke, nicht der Abfälle aus der Werkstatt ihres Geistes, sondern jener seltenen Nebenwerke, die rein subjektiv das Werk noch einmal geben und beleuchten, der Werke, in denen der Autor als reine Persönlichkeit noch einmal auftritt und in denen wir sozusagen das Genie im Schlafrock, aber bei der Arbeit, oder über der Arbeit sinnend, wiederfinden.

Diese Literatur ist ganz einzig. Es ist eine Gattung für sich, die aber noch Niemand als Gattung zusammengefaßt hat; sie ist den Deutschen eigenthümlich, die das Volk der eigensinnigsten und eigenartigsten Männer sind. Diese Literatur beginnt mit dem Manne, der die neuere Epoche einleitet, und endigt mit dem Manne, der unserer Zeit den stärksten Ausdruck gegeben hat. Gleichwohl zählt sie im Ganzen erst sechs große Werke; und sie wird auch immer klein bleiben, weil sie zur Voraussetzung hat, daß der Fluch des deutschen Geistes, das Abbrechen jeder großen Natur vor der Vollendung, durch äußere Umstände oder den Selbstzwang zur Reife, in Segen sich verwandelt. Die sechs Werke

sind: Die Tischgespräche Luthers, Goethes Gespräche mit Eckermann, Schopenhauers Parerga und Paralipomena, Heines Journalistik, Hebbels Tagebücher, und das freilich noch nicht abgeschlossene politische Weisbuch vom Sachsenwalde.

Wir haben sie alle größer, machtvoller, bedeutender gesehen, aber nirgends reizvoller, persönlicher, geistreicher und liebenswürdiger, in wie schrullenhaftem Gewande auch ihr Charakter sich geben mag. Denn diese Werke handeln von ihrer eigensten Lebenstendenz, ihrer innerlichsten Leidenschaft; hier finden wir ihre tiefsten Worte, ihre schroffsten Widersprüche, ihre hartnäckigsten Wünsche. Bei aller Mannichfaltigkeit resumiren sie doch nur das eine Wort, das ihres Wesens Kern ausdrückt, das Wort ihres Strebens und Umfassens, das mit jedem Schritte in die Modernität immer persönlicher wird. Es heißt Gott bei Luther, d. h. sein Gott, der lutherische Gott, Welt bei Goethe, Wille bei Schopenhauer, (d. h. sein Wille, sein Werk), Freiheit bei Heine, (seine, die schrankenlose Freiheit einer heimathlosen Natur), Ich bei Hebbel, Deutsch bei Bismarck.

Worin besteht nun der Genuß, den wir an diesen Werken haben? Was macht sie zu selbständigen Erscheinungen, das sie etwa von Briefen, Memoiren, in denen bekanntlich am Meisten gelogen wird, oder salopp hingeworfenen Entwürfen unterscheidet? Es ist die Geschlossenheit des Ganzen, das seinen Helden jedesmal in dem Autor selber hat. Es sind also diejenigen sechs Werke in der deutschen Literatur, in denen wir die sechs hervorragendsten und reichsten Naturen der Deutschen agiren sehen; und wirklich agiren, nicht blos reden, agiren und agitiren für ihres Lebens Werk und Inhalt. Denn Das merkt man ja bald: sie reden über die Köpfe Derer hinweg, mit denen sie reden, zu ihrer eigentlichen Gemeinde, zu den Menschen der Zukunft. In diesen Parergis haben sie sich gleichsam ein geistiges Telephon erfunden, durch das sie sich mit ihren Freunden und Jüngern unterhalten. Was waren Bismarck zum Beispiel die Hurrahschreier und Reporter? Ein Sprachrohr, um in sein Haus, das Reich, hineinzusprechen. Der Meister will sein Werk nicht verlassen, ohne Denen, die es von ihm übernommen haben, seine Weisheit als Mitgift zu übergeben; ein vergebliches Bemühen freilich, denn Erfahrung und Genie kann man Niemandem vermachen. Heinrich Heine sehen wir wie ein Parteihaupt Signale und Befehle durch Zeichen geben. Alle aber sprechen sie wie Sektirer zu ihrer Gemeinde: Luther wie ein Geächteter zu den Mitverfolgten, vom Rechte der Natur, streitbar und trotzig, wie nach Trost suchend in der Verbannung; Goethe wie ein Patriarch zu seinen Söhnen und Söhnessöhnen, ruhig, friedfertig und belehrend; Heine wie ein revolutionärer Häuptling zu seinen Genossen, aufstachelnd und anfeuernd; Schopenhauer wie ein einsamer Messias ohne Jünger zu den kaum gehofften Jüngern der Zukunft, für die die Parerga ein Buch der Belehrung sind, wie sein Hauptwerk zu lesen sei; Hebbel zu sich selbst als seiner eigenen Gemeinde, sich vor sich selbst rechtfertigend, und Bismarck, durch das Medium seiner Besucher, an die Adresse seiner Feinde und Verkleinerer und zu den Muthigen im Lande, denen noch Trotz in der Seele wohnt.

Die Tendenz der Schriften erklärt zugleich ihre Widersprüche, denn hier muß man bei jedem Worte nicht das Wort, sondern die Person und die Sache ansehen, auf die es gemünzt, den Zweck, dem es entsprungen ist, das Wofür? und Wogegen? Hier sprechen sie ja nicht objektiv zur Welt, sondern zu

den Ihren und wissen sich verstanden. Deshalb sind sie hier auch kühn und frei, wie nirgend sonst, und oft so glücklich, daß einzelne dieser Reden, Tagebuchblätter, Gespräche und Essais an Glanz und Tiefe alle ihre Werke überstrahlen und sie nicht immer mit Unrecht durch ihre Popularität verdrängen. Der gehobene und doch freie Ton macht den Reiz dieser Schriften, es ist persönlich gewordene Gott- und Weltweisheit, der Lyrismus der Lebensklugheit, die endlich, und wieder in einem Deutschen, in Nietzsche, Philosophie geworden ist. Nietzsche war von Hause aus Musiker und als musische Werke muß man seine Schriften, wie alle Parerga, bezeichnen. Für ihn speziell sind seine gesammelten Werke ein einziges Parergon, vielleicht das Parergon des entgleisten Musikers. Auch er ist, sein Schicksal beweist es, ein Torso, alle seine Werke sind Fragmente und die „Umwerthung aller Werthe" steht da als der typische Lebenstorso dieser wunderbaren vergeistigten Mannesnatur.

Diese Werke hat die Liebe geboren, die männlichste Liebe, die väterliche Zärtlichkeit gegen das eigene Werk, gegen geistig Leib und Blut. Ihre Grobheit und Steifheit ist nichts als ein Ausdruck dieser Zärtlichkeit, z. B. bei Schopenhauer, der sich mit seinem ganzen Leibe vor sein Lebenswerk stellt, immer bereit, Jedem die Augen auszukratzen, der nur so aussieht, als könnte oder wollte er ihm Etwas anthun, also vor Allem den Philosophie-Professoren und besonders Hegel, der sich nicht im Geringsten um Schopenhauer gekümmert hat. Doch der schimpft immer, als ob er einem erwarteten Angriff zuvorkommen müßte. Die Sorge um sein Werk konnte ihn um alle klare Besinnung bringen und seine Befürchtungen bis zum Wahnsinn steigern. Er bildete sich z. B. eine Zeit lang ein, die Professoren hätten sich verabredet, ihn totzuschweigen. Sein Werk zu schützen, wird er, wie eine Mutter, bald kleinlich gehässig und bald heroisch groß; und in der Besorgniß um sein Werk kommt er noch einmal nieder mit jenen herrlichen Essais, die sein Hauptwerk fast in den Schatten stellen. Es sind die Schutzmauern, die er um die Insel seiner Philosophie aufgeführt hat.

Nicht geringer ist die Zärtlichkeit, mit der sich Hebbel in seinen Tagebuchblättern, diesem monumentalen Werke, das ohne Zweifel an die Spitze seiner Schriften gehört, sich selbst, sein eigenes Ich, mit reiner, knabenhaft keuscher, aber fester Liebe umspannt, sich erst selbst vor sich beweist und so ein Seelen- und Geistestagebuch führt, das einzig ist und das wunderlichste Schauspiel bietet. Ein Schriftsteller, dessen Hauptgebiet die objektivste aller Dichtungarten, das Drama, ist, legt sich schon am Beginne seiner literarischen Laufbahn ein Tagebuch an, das ihm gleichsam ein Sammelbecken seiner Anschauungen, Erfahrungen und Ideen wird, in dem er seine eigene innere Geschichte schreibt und sie vielleicht interessanter schreibt, als er sie lebt. Er weiß, daß „Niemand schreibt, der nicht seine Selbstbiographie schriebe"; und nun stelle man sich vor, was ihm, dem zu Muthe war, „als ob die Menschheit ausgestorben wäre", dieses Tagebuch sein mußte, und man wird begreifen, wie nöthig er diese Zwiesprache mit sich selbst hatte, wie diese Tagebuchform für ihn eine literarische Ausdrucksform wurde und wie er nothgedrungen sich eine solche suchen oder erfinden mußte, wenn er sich selbst zu seinem Rechte verhelfen, wenn er sich selbst vor sich los werden wollte. Was ist Poesie im großen Stile? fragt einmal der psychologische Torpedowerfer Ibsen und seine Antwort lautet: Gerichtstag halten über

sich selbst. Das Protokoll über diese Gerichtstage wird bei Hebbel in seinen Tagebüchern geführt, in denen sich auch seine eigentlichen Tragoedien abspielen und in denen man ihn allein kennen lernen kann. Das Nebenwerk seines Lebens wird subjektiv zum Hauptwerk. Sein poetisches Leitmotiv, Ich, wird nirgends reiner und stärker angeschlagen als hier. Wie wenig man ohne die Tagebücher Hebbel begreifen konnte, sieht man schon daran, daß bisher das Werk, das ihm am Weitesten ablag, die Nibelungen, als seine wichtigste und bedeutendste Leistung betrachtet wurde. Diese Dichtung nicht als eine Untreue Hebbels gegen sich selbst erkennen, heißt den Dichter heillos mißverstehen.

Am Meisten hat sich mit seinen Parergis Heinrich Heine geschadet, der für seine Subjektivität sich gerade die Literaturgattung aussuchte, in der die Leser, einem naiven Vorurtheile zu Liebe, die objektivste Haltung erwarten: die Journalistik, die denn auch am Meisten dazu beigetragen hat, aus Heine ein Zerrbild zu machen, oder vielmehr, die dazu dienen mußte, weil man aus ihm ein Zerrbild gemacht sehen wollte. Die ursprüngliche und liebste Form des Humoristen ist das Reisebuch, das denn auch zu allen Zeiten, von Swift bis auf Gogol, mit Vorliebe gewählt wurde; denn in ihm reflektirt sich am Leichtesten sein Geist, in der Reisebuchform kann er am Bequemsten den Dingen beikommen. Sie ergriff denn auch Heine mit gutem Glück; aber er mochte bald erkennen, daß sie seinem Geiste, der vorwiegend aufs Aktuelle gerichtet war, nicht für die Dauer genügen konnte; er mußte eine Form haben, in der sich die Zeitereignisse selbst wiederspiegeln könnten. Was sollte seinem feurigen Freiheitsdrange, der mit dem Blitz reisen wollte, die alte Postkutsche sentimentaler Reisebeschreibungen? Die Thränen, die er hier geweint hatte, waren doch nicht echt, Das mußte auch mit der Zeit sein Publikum merken. Seine starke Seele konnte durch Mondscheinträumereien nicht eingelullt werden. Weiß man denn, was er, zurückgelehnt in die alte Postkutsche, für Gedanken hatte? War sein Geist nicht weit mehr mit den Tagesereignissen beschäftigt und denen der nächsten Zeiten? Sollte er hier gemüthlich sitzen und die Blaublümelein ansingen und sich mit dem Gespenst der alten Liebe beschäftigen? Und als der gallische Hahn zum zweiten Male krähte, entsprang unser Reisender sofort dem langweiligen Gefährt und stellte sich mit seinem blitzenden, stahlharten und geschmeidigen Florett zum Kampfe. Als humoristisch-tendenziöser Journalist ist Heine vielleicht, wo ihn nicht äußere Rücksichten binden, am Meisten er selbst, weil hier die eigentliche Tendenz seines Lebens, die Liebe zur Freiheit, am Deutlichsten spricht. Sein Herz wird wach und liebenswürdig, es wird groß und rein, wenn die Freiheit sein Thema ist, ihr Name klingt ihm in den Ohren wie Trompetengeschmetter einem Schlachtroß. Heine, der in diesen Parergis (denn zu seinen Hauptwerken pflegt man seine Journalistik nicht zu zählen) ein Nietzsche als Journalist und in mehr als einem Stücke eine Antizipation des philosophischen Aphoristen ist, nur daß er ehrlicher, stilehrlicher war, Heine faßt den Freiheitbegriff allerdings vorwiegend negativ, nicht als ein frei wozu? sondern als ein frei wovon? Und er konnte auch an der Schwelle zweier Zeitalter den Zweckbegriff des neuen Menschen nicht kennen; genug, daß er diesen selbst ahnte, daß er sein Zeitkriterium hatte, sein Zeit-, Menschen- und Selbstkriterium. Er kannte den Freiheitbegriff zunächst als subjektive Schrankenlosigkeit, als die romantische Souverainetät, die Fichte, Byron

und Hugo fordern, die aber nur erträglich ist, wenn sie ohne Aufdringlichkeit als natürliche Ueberlegenheit des Geistes, wie bei Stendhal und Nietzsche, besonders wenn sie als obsiegender Witz erscheint, wie eben bei Heine. Als der helle Geist einer dumpf reaktionären Epoche, als ein Grandseigneur des Geistes in einer spießbürgerlichen Gesellschaft, wird er das schwefelige Wetterleuchten der Zeit: aufhellend, erschreckend und zuweilen übelriechend, unheimlich, wie die ersten, noch matten Feuerzeichen immer. Denn es ist mit dem Gewitter wie mit jedem Drama: je näher es über unserem Haupte ist und je fürchterlicher es sich entladet, desto erhebender wirkt das Schauspiel. Das Naturspiel wirkt berauschend, wir vergessen uns und unsere Gefahr, wir wachsen mit dem Gewitter, wir sehen den hellsten Blitzen muthig entgegen, wir genießen das Schauspiel reiner und freudiger, je souverainer es sich entfaltet. Deshalb wirkt Nietzsche befreiend, wo man sich vor Heine ängstlich duckt und bekreuzt. Und dabei begriff ihn Jener so sehr als sein Vorspiel, daß er jeden Angriff auf Heine wie auf sich selbst, jedes Mißverstehen Heines wie ein Mißverstehen des eigenen Selbst empfand. Heine selbst aber konnte kein besseres Mittel finden, um den modernen Geist in sich vom Romantiker zu befreien und er selbst zu werden, als die Journalistik, die kleinen Begleitungen der politischen und gesellschaftlichen Zeitereignisse; und so werden auch hier, wie bei Hebbel und Schopenhauer, die Parerga zum Verräther der Haupttendenzen im Autor; es sind seine Gespräche mit den Zeitgenossen, — seine Verständigungen mit allen freien Geistern Europas. Es ist die Dichtung, deren dramatischer Held er selber ist.

Deutlicher noch, jedenfalls reiner, zeigt sich das Alles bei Goethe, dessen Gespräche mit Eckermann uns zugleich den besten Goethe geben, den wir kennen. Es ist ein Streit für Jungdeutsche und Akademiker, ob der Jüngling oder der Mann Goethe, ob der Stürmer oder der Klassiker, ob Werther oder Tasso den Vorrang verdient. Diese beiden Goethe aber verschwinden vor dem dritten Goethe, der herrlichsten Gestalt der ganzen modernen Literatur, dem ganz alten, dem Greis Goethe. Denn woran hat Goethe so viel, so ernst und so gewissenhaft gearbeitet wie an sich selbst? Er selbst war sein eigentliches, sein bestes Kunstwerk. Es ist so wenig wahr, was die Literaturhistoriker uns einreden, daß Goethe als ein fertiges Genie vom Himmel fiel, daß er vielmehr Alles erst wurde, Alles erst aus sich machte. Der Greis Goethe ist das fertige Kunstwerk, er ist der ganze Goethe, die volle Persönlichkeit, die zur Entfaltung kam. Er wird schließlich die naturgewordene Poesie und Lebensweisheit. In seinen alten Tagen hat Goethe kaum noch ein Wort gesprochen, das nicht Poesie und Weisheit selber wäre. Der alte Goethe ist das herrliche Beispiel, wie man aus sich Poesie, Weisheit, ja Genie machen und wie man dann schließlich das Greisenthum in sich überwinden kann. Denn Goethe wird mit achtzig Jahren geistig nicht impotent, sondern tritt erst recht in die Blüthe seiner Weisheit.

Er wußte das Geheimnis, wie man Menschen bildet, und ihm war der Mensch so sehr Alles und das Werk so wenig, daß man seine Lebenstendenz nennen könnte: die Menschbildung. Er schrieb so recht eigentlich zu Bildungszwecken (dabei darf man natürlich nicht an Gymnasien und Töchterschulen und auch nicht an die ethische Kultur oder Herrn von Egidy denken), er schrieb sogar Erziehungromane: der Wilhelm Meister ist ein Erziehungroman und seine Selbst-

biographie will nicht anders verstanden sein. „Bildung“ ist in den Gesprächen sein zweites Wort, sein Ziel ist die „höhere Natur,“ sein ewiges Sinnen gilt der großen Aufgabe, wie man „vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung“ bringen könne, daß „sie die Seligkeit ihrer Natur auf Andere auszugießen im Stande sind.“ Es giebt bei ihm kein schöneres Lob für einen jungen Menschen als das Wort: „Er hat ein gutes Streben.“ Und Das bleibt auch sein letztes Wort: Denn

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.“

In diesen Versen, sagt er im Sommer 1831, ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: „In Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe.“ Die Tendenz Goethes lag im Humanismus, im Humanismus aber steckt immer ein Stück Pädagogik, die Lehre von der Kunst, Menschen zu bilden. Und Goethe als der reinste Humanist ist auch unser vornehmster Erzieher, wenn auch nicht jede Natur sich von ihm erziehen lassen mag und darf und wenn ihm auch so Etwas wie Volkserziehung bis auf den Begriff fremd war. Er wußte daher auch, daß er immer unpopulär bleiben würde, und aus diesem Bewußtsein entstanden seine antidemokratischen Aeußerungen. Er war nur individuell für Individuen zu gebrauchen, aber in Bezug auf diese lag in ihm geradezu etwas Schöpferisches. Seine Hand legte sich bildend und formend auf Alles, was in seine Nähe kam: er hat z. B. Schiller gebildet, hier freilich nicht zu des Geschöpfes Vortheil, denn er hat in ihm das Tragische abgestumpft; ferner die Humboldts, später die Romantiker und schließlich die Riemer und Eckermann.

In den Gesprächen mit Eckermann sehen wir den Meister an der Arbeit; der Held ist er selbst, und da er an Werth und Reiz nicht hinter seinen Helden zurückstand, vielmehr reicher, voller und menschlicher war, so ist dieses Parergon fast sein vornehmstes Werk. Es ist ein Buch der Pietät und mithin so echt goethisch. Denn Goethe war die pietätvollste Natur der neuen Zeit. Selbst seine Revolution war ein Akt der Pietät (z. B. gegen Shakespeare, gegen Hans Sachs, gegen Götz von Berlichingen, gegen Erwin von Steinbach); die Pietät ließ ihn sogar Dinge verstehen, die außerhalb seiner Natur lagen (z. B. das Nibelungenlied, Byron und Napoleon). Denn er hat nicht nur die Pietät der Dankbarkeit gegen Alte und Altes, sondern auch gegen das Werdende und jede eigene Natur. Dadurch vielleicht gerade wurde Goethe der große Erzieher, daß es ihm an zwei Dingen fehlte, ohne die, wie man heute glaubt, es keinen Erzieher geben könne: die Philistrosität und der Drill. Für ihn gab es weder politische Zwecke noch das abgeschmackte Vorurtheil, daß die erziehungfähigen Naturen allein die gesunden wären. Er wußte, daß die bedeutende Natur, die bedeutende besonders, von Haus aus unselig und krank ist; er nannte es: unter dem Einfluß des Dämonischen stehen. Sein Problem war: Wie wird man gesund, ohne das Gut der Gesundheit mit seiner Größe zu bezahlen? Es war auch zugleich sein poetisches Problem, denn seine Helden sind Kranke und Unselige, die gesund werden (Tasso, Orest, Faust und er selbst in vielen lyrischen Dichtungen, am Wunderbarsten noch in der Karlsbader Elegie). Deshalb legt er dem Werther noch im Alter das Wort in den Mund, das weder philiströs noch selbstparodistisch ist: Sei ein Mann und folge mir nicht nach, — das nach

seinen eigenen Intentionen noch richtiger hieße: Werde ein Mann! Eben weil er das Werden im Menschen begriff, glaubte er auch an ein Gesundwerden, und Das eben machte ihn zum großen, zum einzigen Erzieher, zum Erzieher ohne alle Phraseologie. Freilich hatte er das warnende Exempel an allen seinen Jugendfreunden; ihr Genie ließ sie unselig werden. Auch er war ein Unseliger, aber er überwand sein Genie und machte es wieder in sich frei. Er war der typische Ueberwinder, der sich immer wieder selbst überwand. So entstand das freie Genie im freieren Menschen, der starke Geist in einer Natur, die stärker war als aller Geist; kurz: der alte Goethe.

Wie Goethe, wie Hebbel, wie Heine, kam auch Bismarck durch einen Antagonismus zu seinen Parergis und zu sich selbst. Die Stärke der sechs großen Menschen besteht in ihrem tief innerlichen Realitätbewußtsein, das sie in den Gegensatz zu ihrer Zeit stellte, die entweder einer alten, schon realitätlosen oder einer jungen, noch nicht Realität gewordenen Kultur anhängt. Auch darin ist das Eckermannbuch so lehrreich, daß es uns zeigt, wie bewußt und entschlossen sich Goethe aus allem unklaren Idealismus der Zeit herauszuretten, wie er alles Feste, Starke, Ganze, jedes volle Weltbewußtsein, ob es bildend oder zerstörend auftritt, in sich aufzunehmen sich bestrebte, um sein eigenes Welt- und Menschenbewußtsein weiter, größer und tiefer zu machen. Das war sein Realismus, die große Kunst, sich in der Welt zu ergänzen; z. B. sein Deutschthum im Hellenismus, genau wie später Heine und Nietzsche im Romanismus. Man ergänzte sein Deutschthum, man flüchtete sich vor Dem, was problematisch in seiner heimathlichen Natur geworden war, in das geistige Hellas, Frankreich oder Italien. So wurden sie alle Drei eines Tages undeutsch, die alle Drei mit romantischer Vaterlandsschwärmerei begonnen hatten; sie wurden zu Verräthern des Deutschthumes, weil sie im Grunde nur zu sehr deutsch waren, so daß in ihnen gerade ihr Deutschthum zum Problem, zur Krankheit und zum Fieber wurde. Sie suchten nach „kühlenden Eisumschlägen", — und Das sollte man ihnen danken. Leute, die mit ihrem Deutschthum sich brüsten oder Geschäfte machen, ahnen nicht einmal, daß gerade die Geschmähten vielleicht in mehr als einem Stücke die Deutschesten aller Deutschen waren.

In Luther war so das Christenthum Realität geworden gegen die zerstörte Kirche, und deshalb empfand er ihren Verfall am Deutlichsten, zugleich aber ergänzte er sie mit seinem deutschen Volksbewußtsein; in Schopenhauer wurde die philosophische Spekulation lebendig gegen die einseitige Begriffsspinnerei der hegelschen Schule, in Heine der bon sens und der moderne Mensch auf modernder Romantik u. s. w. Bismarck war die Mensch gewordene Gegenwart und Kraft des neuen Deutschthumes in einer Zeit, in der die deutsche Ideologie bereits chronisch war. Bismarck ist die stärkste politische Realität des Jahrhunderts, wie vor ihm Napoleon, dieses „Kompendium der Welt" (Goethe). Er mußte sich durchsetzen gegen diese Ideologie, er mußte sie sich dienstbar machen; und daraus resultiren zwei Hauptvorwürfe gegen ihn: erstens der der Charakterlosigkeit und zweitens der der politischen Widersprüche. Er vertheidigt z. B. heute das geeinte Reich, wie er es einst trotzig abgelehnt hatte. Aber sein Trotz gilt in beiden Fällen der Nichtrealität. Was frommte ihn das Nebelreich deutscher ideologischer Professoren? Alles ist ihm die politische Realität des Reiches. Sein

Realitätbewußtsein zeigte sich am Stärksten, ehe er allmächtig und als er es nicht mehr war. Er behauptet sich trotzig gegen eine Welt und tritt in seiner ganzen Schroffheit und Größe hervor. Das Bild ändert sich naturgemäß, während er im Amte ist. Jetzt hatte er mit Phrasen, mit Konvenienzen zu rechnen, er mußte mit der Maschinerie von Aemtern und Titeln arbeiten; ja, er mußte sogar, wie der Politiker Reinhart in der Fabel, auf die herrschenden Vorstellungen eingehen und mit der Geheimrätherei selber sich befassen, deren Nichtigkeiten er freilich immer verachtet hat, aber die er doch scheinbar ernst nehmen mußte. Die Zeit färbt übrigens ab und man triumphirt nicht ungestraft. Bismarck wird auch nicht immer die Verächtlichkeit Dessen empfunden haben, was er heute als von ihm stets verachtet kennzeichnet. Jedenfalls aber hatten wir das seltsame, künstlerisch wie menschlich bedauerliche Schauspiel, daß im Namen Dessen, der, wie jede starke Natur, einen tiefen Widerwillen gegen alle Phrasen hat, gerade einige der grausamsten Phrasen nationaler Prägung ausgingen. Man kann eben im „moralinsauren" Deutschland nicht ohne moralpatriotische Phrasen regiren. Da er sogar darin Realist war, daß er selbst hiermit rechnete und kein Mittel verschmähte, das zum Ziele führte, mußte er sich selbst hinter Phrasen verschanzen: der starke Mann hinter lauter Spinnweben, — eine Situation, die nothgedrungen aus ihm für solche Leute, die ihn am Besten begriffen, aber am Wenigsten verstanden, eine Karikatur machte. Unter seinen Freunden giebt es eine große Zahl, vermuthlich die erdrückende Majorität, die nur den Bismarck der Phrase und der Geschichtfabel kennt. Sie verstehen nichts von ihm. Die Anderen aber fanden sich bald nicht mehr zurecht. Sie verstanden die Widersprüche seines Charakters nicht; und es verblüffte sie, daß er später so Vieles geflissentlich wieder von sich abwälzte. Und Das thut er allmählich mit jeder Phrase. Was ihn am Besten erkenntlich macht, hat das Urtheil über ihn am Meisten verwirrt. Die Entwickelung, die mit Bismarck nach seiner Amtsentsetzung vorgegangen war, wurde ein großes Drama der Rechtfertigung und Reinigung des Realisten vor sich selbst. Er wusch sich eines Tages die Augen und blies das Gewebe mit einem Hauche von sich. Dieses Schauspiel sehen wir in seinen Reden, die freilich noch ein drittes Ohr verlangen. Offener ist in Deutschland von einem Großen nie über Politik geredet worden. Bismarck mußte seinem Werke noch ein Nebenwerk beigesellen, in dem er sich, dem Kern seiner Natur, zu seinem Rechte verhalf, er mußte, gleich Schopenhauer, noch einen Kommentar geben, wie sein Hauptwerk gelesen werden soll. Denn er hat sich, wie Goethe und Schopenhauer, wie Hebbel und Heine, mit seinem Werke noch nicht ausgegeben, er ist größer als sein Werk. Auch er sollte noch eine Abendsonne haben, die sein Werk bestrahlt und die eine reichere Welt ahnen läßt; auch er hat sein Peripheriewerk, das, reizvoll an sich, ein neues Verständniß dem ganzen Tage giebt.

* * *

Die sechs Werke verdanken ihre Entstehung dem deutschen Personenkult. Zugleich aber sind sie durchaus realistische Schöpfungen. Denn die Germanen haben den Naturalismus der Personen, gleichsam einen subjektiven Naturalismus,

und wir finden hier große Menschen in ihrer unmittelbarsten Ausdrucksform. Bei den Romanen, die den Realismus der Phänomene, der äußeren Welt, haben und die daher die feinsten Gesellschaftdarsteller sind (deshalb ist der Roman auch — sein Name sagt es — die spezifische Dichtungform der Romanen, die einzige, in der sie von uns nie übertroffen werden), bei den Romanen wird die Tragoedie hervorgerufen durch die Logik der Thatsachen und Verhältnisse: bei Zola, der sogar die Tragoedie der Materie kennt, wie bei Dante (die Hölle ist die Höllengeschichte der christlich Deklassirten), wie bei Calderon, der selbst eine Tragoedie des Ehrenkodex hat und bei dem allein die gesellschaftliche Tendenz Dichtung wird. Bei den Germanen hingegen entsteht die Tragoedie durch die Logik der Individualität, durch die Starrheit und durch das Sich-zu-Ende-Trotzen und Zu-Ende-Leben der Individualität: schon im alten Epos (Hagen), wie bei Shakespeare (Gloster, Makbeth, Koriolan), bei Kleist (Familie Schroffenstein, Michael Kohlhaas), bei Otto Ludwig (der Erbförster), bei Hebbel (der alte Anton), wie bei Ibsen (Brand, Stockmann und Anderen). Bei den Slaven endlich, den Spätlingen der indogermanischen Kultur, vereinigen sich beide Realismen; sie sind in ihren besten Dichtern Hellseher nach innen wie nach außen; sie sind also bestimmt, die Kultur-Syntheſe der indogermanischen Völker zu werden, die die zweitausendjährige Antitheſe Germanismus und Romanismus aufhebt, — im poetischen Wettgesange also rach Parodos und Stasimon der Apodos. Nicht zufällig trifft es sich, daß die beiden größten Poeten, welche die Slaven bis jetzt gehabt haben, daß auch Gogol und Dostojewski zum Schluß ihrem Werke ein Parergon entgegenstellten, wirklich entgegen und nicht nur zur Ergänzung aufstellten (die Tagebücher Gogols und das Tagebuch eines Schriftstellers von Dostojewski). Sie werden keine Gesundheit- und Realität-Proteste, sondern Protokolle einer kranken und gebrochenen Seele. Die Russen kommen erst zur Ruhe, nachdem sie sich selbst aufgegeben und verloren haben. Bei ihnen war also der Weg anders als bei den Deutschen. Wo sich jene verrathen und erniedrigen, setzen sich diese erst durch in ihren Parergis und bieten zum Theil ihren Werken und allen gemachten Konzessionen noch nachträglich Trotz.

Man kann vielleicht sagen, der tragische Groll aller großen Charaktere Deutschlands war, daß sie durch die Verhältnisse vor der Zeit abgestumpft wurden. Und eben deshalb hat ihr Werk leicht ein Nachspiel, das zuweilen so interessant werden kann, daß es uns mehr lehrt als alle ihre übrigen Werke. Daß es glückt, beruht freilich auf seltenen Zufällen; aber in den sechs Werken, wo es geglückt ist, haben wir eine eigene herrliche Literatur erhalten, in der wir einzig sind. Die sechs Parerga sind der stolze Ausdruck der Selbstbehauptung, vornehme Werke, zu denen nur die besten Kenner der Autoren vordringen und denen auf der Stirn die Worte innerster Wahrheit flammen. Sie sind der stärkste Vorsprung in der Subjektivität historischer Persönlichkeiten, ein Wegweiser für Psychologen (denn in diesen sechs Werken muß die Psychologie ihrer Urheber wurzeln), eine Literatur, die auch darin einzig ist, daß sie, trotz der Unmittelbarkeit des Ausdruckes, doch mit der Kraft von Kunstwerken wirkt. Die sie verfaßten, waren so ziemlich auch die sechs größten Künstler der Rede.

Leo Berg.

Verschickung.

In der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft vom zwanzigsten Mai hatte die Abtheilung Homburg den Antrag gestellt, der Frage der Verschickung von Strafgefangenen nach Südwestafrika näherzutreten. Auf meine Anregung wurde dieser Antrag von den homburger Herren dahin erweitert, daß an Stelle von Südwestafrika die deutschen Kolonien überhaupt gesetzt wurden. In dieser Fassung hat die Hauptversammlung der Kolonialgesellschaft den Antrag angenommen. Damit ist diese Frage wieder in den Vordergrund der Erörterung gerückt. Viel Neues wird dabei schwerlich zu Tage kommen; und es ist auch nicht meine Absicht, hier die Leitartikel zu wiederholen, die ich vor zehn Jahren über die politische und wirthschaftliche Bedeutung der Verschickung geschrieben habe. Die Kriminalisten sind sich über den bessernden und erziehlichen Einfluß dieser Strafart klar. Die Zustände unserer Landstraßen zeigen, daß es mit der Behandlung der Landstreicher nicht länger so fortgehen kann, deren das Reich jetzt hunderttausend Mann sich hält: einhundert kriegsstarke Bataillone, die von einer Verpflegungstation zur anderen hin- und hergeschubst und zur Abwechselung dann wieder in den Gefängnissen gefüttert werden. Professor Bruck in Breslau hat kürzlich in einer die Verschickung behandelnden Schrift nachgewiesen, daß zehn deutsche Strafanstalten die Summe von einundzwanzig Millionen an Baukosten verschlungen haben und daß Preußen allein jährlich die gleiche Summe für seine Gefängnisse verausgabt.

Es gehört wenig Erfahrung in den Nachterscheinungen des Lebens dazu, um zu erkennen, daß unser jetziges System auf eine Prämiirung des Verbrecherthumes hinausläuft. Diese Prämie würde allerdings noch größer werden, wenn man die Bummler und Zuchthäusler nach einer Gegend verschicken wollte, die, wie Südwestafrika, sich des herrlichsten Klimas der Erde erfreut. Hier ist der zur Zeit kritische Punkt der Frage, der mich veranlaßte, in der Hauptversammlung der Kolonialgesellschaft die Erweiterung der Erörterung auch auf tropische Gebiete zu erwirken, und der nun aufgeklärt werden muß. Daß Südwestafrika sich wegen seiner politisch bedrohten Grenzen nicht zum Verschickungsgebiet eignet, bedarf gar keines Beweises mehr. Bei ihrem paradiesischen Klima ist diese Kolonie auch gar nicht auf die Verschickung angewiesen. Wir haben in Deutschland Hunderttausende von ehrlichen Arbeitern, die glücklich sein würden, wenn sie von der Kolonialgesellschaft nach Südwestafrika befördert und dort angesiedelt würden. Beiläufig bemerkt, würde ich es deshalb für gescheiter halten, wenn die Deutsche Kolonialgesellschaft die paar Groschen, die bei ihrem theuren Beamtenapparate für praktische Zwecke übrig bleiben, dazu verwenden würde, Ansiedler nach Südwestafrika zu befördern, anstatt ihr Geld für die Erforschung der Wasserfrage zu verplempern, die doch wahrhaftig nur Pflicht und Schuldigkeit der „Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" als Herrin des Landes wäre. Es ist geradezu rührend, wie sich jetzt auf allen Seiten die Mildthätigkeit für die armen Teufel Bleichröder, Hansemann und Genossen regt!

Die Frage der Verschickung ist so ernst, daß ich gar nicht zu wagen hoffe, mit ihrer Klarstellung den Beifall der Mehrheiten zu ernten, die über das Geschick unserer Art heute entscheiden. Um dies Geschick handelt es sich; und wie sehr

es durch die nonselektorische Verjauchung moralischer, politischer und hygienischer Einflüsse bedroht ist, darüber sind wiederum die Kriminalisten, Rassehygieniker, Anthropologen, Künstler und Geschichtphilosophen einig, sofern sie gewohnt sind, die Menschheitgeschichte unter dem Gesichtspunkte des Rechtes der Starken, der Hebung der Gattung, zu betrachten. Von Darwin über Nietzsche zu Uffelmanns „Hygiene des Kindes", Karl Hauptmanns „Metaphysik in der modernen Physiologie" und Alfred Ploetz in seinem vortrefflichen Werke „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen" herrscht nur eine Stimme des Bedauerns über die für unsere Rasse geradezu giftigen Wirkungen der sozialen Humanitätkloake.

Seien wir doch endlich einmal ehrlich in der Behandlung dieser Fragen! Wenn wir von der Liebe zur Menschheit sprechen, so meinen wir doch wirklich nicht die Liebe zu den Hottentoten, sondern die Liebe zum arischen Theile der Menschheit! Alles, was wir Politik nennen, läuft doch nicht darauf hinaus, die Erde mit einem vermisquemten Gesindel zu bevölkern, sondern sie dem besten Blute und der tüchtigsten Kraft zu erobern, die herrschende Rasse aber immer höher zu vervollkommnen.

Mit anderen Worten: in dem Staatsgedanken der Herrenvölker tritt die Fürsorge für den Einzelnen gänzlich zurück hinter jene für die Zukunft der Rasse; sie leben, wie Nietzsche sagt, mehr fürs Kinderland als fürs Vaterland. Sonderbar genug, daß die Folgerichtigkeit in der Behandlung dieser Frage gerade in Deutschland so sehr vermißt wird. Nirgends in der Welt ist der anständige Mensch so sehr wie in Deutschland zu Manneszucht und Opfermuth erzogen. Und nirgends wird weniger als gerade in Deutschland die Nothwendigkeit verstanden, daß den Rasseinteressen alle anderen geopfert werden müssen. Ist diese unverkennbare Erscheinung ein Beweis unseres nationalen Verfalles? Sind wir wirklich, wie Zweifler an der Zukunft unseres Volksthumes uns glauben machen wollen, ein greisenhaftes Volk entschlußunfähiger Kritikaster? Oder handelt es sich um eine Uebergangsform unseres politischen Lebens? Als die Germanen in die Weltgeschichte eintraten, kannten sie den Begriff der Nation nicht. Heute, nach zweitausendjährigem Ringen um die nationale Einheit, kennt man innerhalb der reichsdeutschen Grenzpfähle den Begriff des deutschen Volksthumes kaum in seinem vollen Werthe. Denen aber, die jenseits unserer Grenzpfähle im Kampfe für dieses Volksthum ihre Kraft stählen, ist die Frage der Rasseinteressen klar in ihrer vollen menschheitgeschichtlichen Bedeutung. „Das Vaterland muß größer sein!" Gewiß, aber dann müssen wir auch selbst gefestigter und entschlossener sein.

Unsere Strafrechtspflege kann ihren gänzlichen Zusammenbruch nicht länger verleugnen. Sie, deren Aufgabe war, die moralisch Schwachen zu bessern, abzuhärten und zu stärken, muß zugeben, daß sie uns eine Armee von verkommenen Lumpen herangepflegt hat, die nun die Zukunft unseres Volkslebens ernstlich in Frage stellt. Warum mußte Das so kommen? Weil unsere Strafrechtspflege den Verbrecher nur zu backpfeifen verstanden hat, anstatt ihn bei der Ehre zu packen, indem sie ihn vor neue Aufgaben in neuen Verhältnissen stellte. Die Verschickung in Tropenkolonien giebt die Möglichkeit solcher Besserung, und zwar gerade wegen der klimatischen und sonstigen Gefahren, die das Tropenleben bietet. Strafkolonien dürfen doch kein Capua sein, sondern sollen an die persönliche Tüchtigkeit des Verschickten hohe Anforderungen stellen. Wer Das außer Acht läßt, verkennt

aus bedauerlicher Schwäche das Wesen der Sache. Gerade der Umstand, daß in den Tropen alles heruntergekommene, für die Zukunft der Art schädliche Gesindel ausgemerzt wird, während die Tüchtigen sich zu einem neuen gebesserten Lebenswandel durchringen: gerade diese selektorische Wirkung der Tropen in hygienischer und moralischer Hinsicht spricht für die Verschickung nach Tropenkolonien. Der Gesetzgeber soll den zu bessernden Sträfling vor die selben Aufgaben und in ähnliche Verhältnisse stellen, wie der aus anderen Gründen das gleiche Ziel verfolgende Cistercienserorden einst seine Angehörigen gestellt hat. Aus freier Entschließung nahmen diese tapferen Mönche das schwere Loos auf sich, in die ungesundesten Sümpfe der deutschen Heimath mit Arbeit und Fleiß Kultur zu tragen. Der Orden verstand, daß Dies das sicherste Mittel sei, sich vor dem rings ihn bedrohenden Verfall zu bewahren. Den Sozialdemokraten und sonstigen Befürwortern des Schutzes der Schwachen könnte das Studium der Geschichte dieses Ordens sagen, auf welchem Holzwege sie sind, wenn sie mit ihrer Gleichmacherei die Menschheit zu heben meinen.

Und jene Unglücklichen selbst, die man heute von der Landstraße in das Gefängniß und von dort in die Besserunghäuser schickt, — man frage sie doch nur einmal, was sie vorziehen würden: den Tod bei lebendigem Leibe in dem Paradies von Brauweiler oder ein neues Leben in einem fremden Lande, wo es keine Vergangenheit und keinen Vorwurf der Schande mehr giebt, sondern nur Arbeit, Manneszucht und Ehre. Thatsächlich hat man ja oft diese Wahl zwischen dem bleiernen Leben voll Schande und dem gefahrvollen, aber auch ehrenvollen Kampfe den Ausgestoßenen der Gesellschaft gestellt und noch immer hat die Antwort bewiesen, daß Der die Verbrechernatur schlecht kennt, der ihr den letzten Ehrgeiz abspricht. In Chile haben sich die Zuchthäusler wie die Teufel geschlagen; natürlich: sie hatten ja einen ganz anderen Einsatz von Ehre aus dem Feinde herauszuholen als der biedere Staatsbürger. Ganz ähnlich würde unter richtiger Leitung der Ansporn des Ehrgeizes wirken, wenn wir am Viktoria Nyanza oder in Udschidschi eine fruchtbare Gegend einem der hundert Vagabundenbataillone zur Bearbeitung überwiesen. Und wenn dabei ein starker Theilsatz von Faulen, Trunkenbolden, Verrotteten sein Ende fände, — welchen Verlust bedeutete Das denn für die Zukunft unserer Rasse im Vergleich zu dem Gewinne, den die Besserung des edlereren Bruchtheiles und das Aufblühen der Kolonie uns gewähren würde?

Freilich dürfte dabei das edelste Erziehungmittel der Menschheit, die Liebe, nicht außer Betracht gelassen werden. Die Verschickten beiderlei Geschlechtes würden durch ein etwa dreijähriges gutes Betragen — ich rechne dabei wieder stark auf die heilsame Auslese durch das Klima! — die Erlaubniß zum Heirathen erwirken. Den Weibern wäre bis dahin der Verkehr mit Männern eben so wie heute in den Strafanstalten zu verwehren. Auf dem Verkehr mit Negerweibern müßte grausam strenge Strafe stehen, um Panmixie zu verhüten.

Die Enkel dieser Verschickten würden dann Männer und Frauen von Ehre sein, die muthig in den weltgeschichtlichen Kampf für die deutsche Art eintreten. Was aber werden die Enkel der hunderttausend Bummler sein, die heute auf unseren Landstraßen durch Noth- und Unzucht unsere Landbevölkerung verjauchen?

Fritz Bley.

Selbstanzeigen.

Sexuale Neuropathie. Genitale Neurosen und Neuropsychosen der Männer und Frauen. Vom Professor Dr. Albert Eulenburg in Berlin. (Leipzig, F. C. W. Vogel 1896.)

Von der immer gewaltiger anschwellenden Fülle körperlich und seelisch-krankhafter Zustände, die man gemeinhin mit den Ausdrücken „Nervosität" und „reizbare Nervenschwäche" (Neurasthenie) abfertigt, ist ein großer, allzu großer Theil nur auf dem Untergrunde sexualer Anomalien und Störungen in seiner Entwickelung verständlich, oder es machen sich andererseits die Rückwirkungen des körperlich-seelischen Allgemeinleidens gerade in dieser Sphäre vorzugsweise, selbst mit einer gewissen Ausschließlichkeit, geltend. So erwachsen die so häufigen, mannichfach abgestuften und wenigstens in der Mehrzahl ihrer Formen der Behandlung und Heilung nicht unzugänglichen Krankheitbilder „sexualer Neurasthenie". Ganz anderer und wesentlich schwererer Natur sind jene zumeist auf der Basis angeborener und ererbter krankhafter Veranlagung wurzelnden, als psychische Entartungzeichen sich darstellenden Formen krankhafter Verkehrung und „Umkehrung" des Geschlechtsgefühles und des Geschlechtssinnes, die, wenn auch der Sache nach keineswegs neu, es dafür desto mehr ihrer noch fast in den Anfängen befindlichen wissenschaftlichen Erkenntniß nach sind und denen nachzugehen, trotz so manchen abstoßenden und schreckhaften, selbst grauenhaften Seiten des Stoffes, nicht ohne geheimnißvollen, grüblerischen Reiz ist. Handelt es sich doch hier um Betrachtungen und Probleme, die, aus den engen Schranken fachwissenschaftlicher Erkenntniß weit herausragend, auf vielverschlungenen Seiten- und Nebenwegen in weit abgelegene Denk- und Wissensgebiete der Kulturgeschichte und Anthropologie, der Psychologie und der Gesellschaftwissenschaften, vor Allem jener gerade in diesen Blättern so oft erfolgreich betretenen modernsten Forschungsgebiete der kriminalen Psychologie und Soziologie einmünden. Für diese in den Gesichtskreis aller wahrhaft Gebildeten fallenden Studien das Interesse weiterer Kreise zu erwecken, sie zur Theilnahme, zum Verständniß und, wenn es sein kann, zur Mitarbeit an den hier noch ihrer Lösung harrenden (auch gesetzgeberischen) Aufgaben heranzuziehen, scheint mir eine — trotz manchen dem Stoff inhärirenden Bedenken — nicht unwürdige Arbeit, deren volle Ausführung freilich die Kräfte eines Einzelnen weit übersteigt, zu deren Vorbereitungen aber mitgewirkt zu haben, vielleicht nicht ganz ohne Verdienst ist.

Albert Eulenburg.

Die Lehre des Sokrates als soziales Reformsystem. Neuer Versuch zur Lösung des Problems der sokratischen Philosophie. München 1895. C. H. Beck. X und 614 S.

Sokrates ist eine Gestalt von universalgeschichtlicher Popularität. Aber wir besitzen von seiner Gedankenwelt nur eine verschwommene Vorstellung. Das kommt hauptsächlich daher, daß man durchaus die bei Plato und bei Xenophon gegebenen Bilder zur Deckung bringen will. Aber Plato bezweckt nirgends objektiv-historische Berichterstattung; er ist stets produktiver Selbstdenker. Das geschicht-

liche Bild der sokratischen Gedankenwelt liegt, wenn auch in dürftiger Auffassung und apologetischer Gruppirung, in Xenophons „Denkwürdigkeiten“ vor. Ich gebe in einem ersten Haupttheile eine sehr eingehende Analyse dieser Schrift. Ihr Inhalt und Gedankengang wird hier bis ins Einzelne dargelegt. Es ergiebt sich, daß wir eine zum Theil etwas unbehilflich angeordnete, aber einheitlich gedachte Apologie des Sokrates vor uns haben. Aus diesem Material nun läßt sich das Lebenswerk des Sokrates als ein Versuch erweisen, das athenische Staatswesen von seinen Mängeln zu befreien, — nicht durch Veränderung der Verfassungformen, sondern durch Umbildung der leitenden Persönlichkeiten. Athen wurde thatsächlich von Berufspolitikern regirt. Die Aemter sind Ehrenämter, deren Inhaber sich aus der Bürgerschaft rekrutiren. Natürliche Minderwerthigkeit, unzulängliche Fachvorbildung und ethische Untüchtigkeit dieser leitenden Männer, dieser dilettirenden Beamtenschaft, sind die Mängel, an denen das Staatswesen krankt. Die Heilung besteht in der Auswahl wirklich befähigter Kräfte und in deren fachmäßiger Vorschulung und ethischer Charakterbildung. Diese Heilung hat Sokrates in Angriff genommen und diesem Versuche ein Menschenalter hindurch seine ganze Kraft und seine geniale Erziehergabe gewidmet. Er ist mit seinem Versuche im Wesentlichen gescheitert. Seine Ethik, die als dauernder Niederschlag seines Wirkens auf die Nachwelt übergegangen ist, war ursprünglich nur eine Ethik für Staatsmänner, ein Nebenprodukt seiner sozialen Reformarbeit. In einem dritten Haupttheile wurden die weiteren, noch aufzutreibenden Bestätigungen dieser aus Xenophon gewonnenen neuen Auffassung zusammengestellt.

Groß-Lichterfelde. Professor Dr. A. Döring.

Biographische Blätter. Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Unter ständiger Mitwirkung von M. Bernays, F. v. Bezold, Alois Brandl, Aug. Fournier, L. Geiger, Karl Glossy, Eug. Guglia, Siegm. Günther, O. Lorenz, K. v. Lützow, Jak. Minor, Fr. Ratzel, Erich Schmidt, Ant. E. Schönbach, herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Verlag von Ernst Hofmann & Co.

In der deutschen Literatur fehlt ein zuverlässiger, erschöpfender, mit Jahr und Tag gehender Nekrolog: Das sprachen wiederholt Männer der Naturforschung wie der Geisteswissenschaften aus. Das Riesenwerk der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ schließt sich grundsätzlich ab, so daß praktisch das Vorhaben der „Biographischen Blätter“, durch Berufene eingehende Charakteristiken der eben Geschiedenen zu veröffentlichen (auch von Ausländern, so weit sie von internationaler Bedeutung sind), nicht nur der Gelehrtenwelt willkommen sein dürfte.

Der unterzeichnete Verleger war sich, als er in Gemeinschaft mit dem durch manche literarische Arbeit bekannten Herausgeber die biographische Zeitschrift begründete, klar darüber, daß bei der Lage unserer literarischen Verhältnisse nie eine Mark an Gewinn zu verzeichnen sein werde. Und dennoch muß er gestehen, daß er für eine Zeitschrift, die den Beifall der maßgebenden Kreise der Gelehrtenwelt gefunden hat, mehr Theilnahme auch im weiteren Publikum vorausgesetzt

hätte. Doch dessen Bildungbedürfniß wird durch Premieren, Ausstellungen, Zeitungfeuilletons so reichlich gefüttert, daß ihm zum großen Theil für eine ernsthafte Lecture keine Zeit und noch weniger die Aufnahmefähigkeit bliebt.

Ernst Hofmann.

Die höheren Schulen und die Gegenwart. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe, 1896.

Die besondere Struktur, die eine dauernde Beschäftigung mit Mathematik und Naturwissenschaft dem Geiste des Menschen giebt, beeinträchtigt die Befähigung zur Behandlung politischer Fragen. Die Naturwissenschaften können daher nicht in den Mittelpunkt des Unterrichtes an den höheren Schulen treten, so lange wir auf die staatsbürgerliche Erziehung der Jugend Werth legen müssen. Hierzu bleiben einzig geeignet die historischen und — namentlich — die philologischen Disziplinen. Die Klasseninteressen traten im Alterthum nackter hervor, die Seelen waren nicht mehr verhüllt als die Körper, wegen der Kleinheit der Verhältnisse lag zwischen Ursache und Wirkung eine kurze Zeit, — und so erscheinen da die politischen Vorgänge gleichsam in größerer, deutlicherer Schrift. Nur ist eine zweckmäßige Anleitung zu ihrer Betrachtung nicht blos Sache der pädagogischen Technik: um das Alterthum zu verstehen, muß man die Gegenwart noch sehr viel besser kennen. Die europäische Menschheit hat aber gewiß Ursache, sich häufig auf ihren Ursprung zu besinnen und den Zusammenhang mit der alten Kultur, deren Schuldnerin sie ist, lebendig zu erhalten: nur so wird sie den übrigen Erdtheilen gegenüber ihre Einheit und Ueberlegenheit wahren und nur so es verhüten können, daß die Menschheit über den Amerikanismus einem dem Chinesenthum ähnlichen Zustande greisenhafter Verständigkeit zugleitet.

Schweidnitz. Gustav Friedrich.

Die neue Aera.

Der erste Juli naht und mit ihm erscheinen die neuen Vorschriften über die Emissionen. Das giebt kein kleines Kopfzerbrechen, denn Niemand kann sagen, wie die Einschränkungen in jedem einzelnen Falle ausgelegt werden könnten. Bei Staatsanleihen sind allerdings die geplanten Verschärfungen wieder gefallen, da der Einwand als glaubwürdig hingenommen wurde, daß unsere Bankfirmen doch eben nur die ziffernmäßigen Angaben der geldsuchenden Regirungen unverkürzt veröffentlichen können. Während also auf diesem Gebiete keine Unsicherheit — ich meine in der Hochfinanz — aufkommt, wird jede andere Anleihethätigkeit desto ärger ins Schwanken gerathen. Die Interessenten rechnen etwa so: die „Nichtbörsenleute“, die künftig mitzubeschließen haben, können wir von vorn herein als unsere Gegner betrachten; falls nun unter unseren eigenen Genossen auch nur ein einziger Streber ist, dann steht es um unsere Prospekte schlimm!

Diese Angst hat bewirkt, daß in letzter Zeit alle möglichen Prospekte rasch noch herausgebracht wurden, ehe am Juniende die Zugbrücke aufgezogen wird.

Es ist daher ganz erklärlich, das viele Börsenleute annehmen: die selben Banken, die jetzt ein brennendes Interesse bekunden, ihre Subskriptionen mit Erfolg verlaufen zu sehen, müßten es auch für nützlich halten, ihren zeichnenden Kunden das Geld vorzulegen. Das scheint aber bisher nicht in größerem Maße nöthig gewesen zu sein, denn den Schwachen hat man notorisch Vieles abgelehnt und die Starken haben baar gekauft, aber — und nun kommt der böse Nachsatz — meistens mit Summen, die sie gelegentlich brauchen. Zahlreiche vorübergehende Anlagen, die sonst in Konsols gemacht zu werden pflegen, wurden bei deren niedriger Verzinsung und andererseits der günstigen Tendenz in Kassa-Bergwerken oder Industriewerthen festgelegt, um so lieber, als auch unsere großen Firmen selbst für die verschiedensten Industriepapiere mit umfassenden Käufen auftreten. Das Privatpublikum aber wird sein so verwendetes Geld gelegentlich gebrauchen; wenn nun der Diskont weiter anzieht, so dürfte man etwas schwieriger verkaufen. Anfänglich greifen dann noch größere Käufer ein: zunächst die emittirenden Firmen selbst, die ihre Sachen zu halten versuchen, und ferner die Bankhäuser, die der ermäßigte Kurs heranlockt. Nun setzen sich die Verkäufe fort oder an einer zufällig flauen Börse ist für einen solchen Nebenwerth keine Zeit übrig. Sofort tritt ein entscheidender Kursdruck ein und dieser bewirkt unwillkürlich, daß am nächsten Tage zahlreiche Verkaufsordres für das selbe Papier eintreffen. Das sind die Besitzer, die nicht aus Zwang, sondern aus Furcht verkaufen und so dem ganzen Markt eine verhängnißvolle Wendung geben können. Denn eine Panik in einer Industrieaktie genügt, um auch fast allen anderen einen Stoß zu versetzen, und je mehr hierbei noch die Abgaben aus den lombardirten und nun nicht genügend gedeckten Stücken mitspielen, desto rascher vollzieht sich die Abwärtsbewegung. Es ist keinerlei Aussicht vorhanden, daß unser Publikum in der neuen Aera des Börsenverkehres glimpflicher davonkommen werde. Im Gegentheil: Vieles spricht dafür, daß über kurz oder lang der Zusammenbruch noch schlimmer werden kann. Es wird nämlich im Effektenverkehr ungleich mehr Scherben geben als früher. Der Strand wird gesegneter sein für die kapitalkräftigen Aufkäufer, da die Reihen der Börsenleute sich lichten und ein kleiner Nutzen die Steuer nicht verträgt. Es geht da ähnlich wie in der heißen Zone des Spekulationtreibens. Früher waren hundert kleine Händler zur Hand, um 25 Kreditaktien mit $^1/_2$ Gulden Risiko zu übernehmen. So konnten schon 2500 Kreditaktien an den Markt geworfen werden, ohne daß der Kurs um mehr als $^1/_2$ Gulden gedrückt wurde. Zwischen Verkäufer und Käufer waren sehr wichtige Puffer vorhanden, die heute fehlen.

Ueberhaupt war das Spekuliren früher durchaus nicht immer ein düster geplantes Beginnen. Man denke sich im Börsengetriebe etwa Harpener zufällig ausgeboten. Der Makler oder der Coulissier, der im Markte direkt handelt, wird hierdurch erst auf den Gedanken des Kaufens gebracht. Nach einer Viertelstunde aber tritt Reue bei ihm ein; jetzt sucht er die Hälfte wieder abzugeben, er wird also nun zum Ausbieter und wieder Andere werden durch ihn auf ein Geschäft aufmerksam. Nach einer weiteren Viertelstunde findet er die Tendenz für Kohlenpapiere auffallend fest und er nimmt den abgegebenen Posten wieder. Auf solche Weise wurde oft von dem selben Mann eine einzige Transaktion vervierfacht; künftig fehlen solche Zwischenhändler.

So rasch hat sich allerdings in der Getreidespekulation die Meinung niemals geändert. In den kritischen Erntemonaten kaufte der Spekulant Tausende von Centnern auf Grund von Informationen, daß etwa Paris sehr verfixt sei; vor Ablauf einiger Tage war dann doch kaum eine Aenderung dieser Ansicht möglich und so wurde wohl das Doppelte verkauft oder das Engagement überhaupt gelöst. Wie sich jetzt das Getreidegeschäft gestalten wird, wissen selbst die geriebensten Kaufleute noch nicht. Ich habe übrigens keinen Augenblick, wie Herr Klapper hier neulich meinte, Blankoterminhandel und Lieferungsgeschäft mit einander verwechselt; das Wort Blanko ist von mir gar nicht gebraucht worden. Ich habe nur die Art von Transaktion erwähnt, die zahlreiche Gutsbesitzer jahraus, jahrein gemacht haben, ohne sich deshalb für weniger solid zu halten, und erst das Wiederholen des Kaufes oder Verkaufes wurde von mir Spekulation genannt. Was Herr Klapper als Lieferungsgeschäft bezeichnet, war bisher kaum vorhanden; vielmehr könnten ihn alle berliner Kommissionhäuser aus ihren Büchern überzeugen, daß der solide Landmann, der nicht spielen, sondern sich nur versichern wollte, gerade in den ungewissen Reifemonaten von Ende Mai bis Mitte Juni zu verkaufen pflegt. Warum soll nun die folgende — notabene einmalige — Operation ein Spiel sein? Der Bauer hat Anlaß, an eine große Ernte zu glauben; er verkauft daher in Berlin, um sich einen festen Preis zu sichern, schon gegen Ende Juni; hat er doch den Gegenwerth auf seinem Felde stehen. Giebt es nun später viel Getreide, so daß der Marktpreis wirklich fällt, dann hat er eben einen Ersatz durch die größere Quantität und kann den Börsenschaden beim Rückkauf tragen. Oder er muß später seine Ernte zu niedrigen Preisen abgeben; in diesem Fall kann er wenigstens sein Termingeschäft günstig abwickeln. Neuere Theoretiker sind es, die hier zwei Dinge mit einander verwechseln: Versicherung — das Objekt ist doch da — und Spiel, das eben ganz in der Luft schwebt. Wie scharf man in dieser Beziehung bereits vor der Börsenreform war, beweist die Thatsache, daß es als unsolid galt, wenn man auf seine geringen Erntechancen hin per Lieferung kaufte.

Am Wichtigsten ist übrigens keineswegs die Aufgabe, das Wiederhereinkommen des Blankogeschäftes zu hindern, sondern die Fürsorge für ein wirkliches Gedeihen des jetzt so beschränkten Lieferungsgeschäftes, dessen der Landmann selbst dann bedarf, wenn er es nicht mehr anders als auf Grund der vorliegenden Proben machen kann. Wo soll denn die Contrepartie gefunden werden? In Berlin, dem Centrum auch des gereinigten Lieferunghandels, kann doch nur die Waare abgeliefert werden, die den billigen Wasserweg nach dort hat. Die Frachtenfrage, ein jedem Kaufmann bekannter einschneidender Faktor, scheint neuerdings übersehen zu werden. Der Gutsbesitzer in Ostpreußen hat also künftig einen viel engeren Markt als z. B. sein Genosse aus dem Oderbruch, der in Stettin abliefern oder per Kanal nach Berlin versenden kann. Allein auch der zweite Fall liegt nicht mehr so günstig wie früher, denn die Zahl der Käufer, die dem Angebot gegenüberzutreten haben, wurde bisher durch die Spekulation der Großstadt entweder ergänzt oder verstärkt und diese Hilfskräfte, die ja gewiß schreiende Mißstände mit sich umherschleppten, werden in der neuen Aera empfindlich fehlen.

Pluto.

Notizbuch.

Im Punch, dem englischen Kladderadatsch, war neulich ein für Deutsche recht lehrreiches Bild zu sehen. Ein Matrose erklärte da, scheinbar stolz und hochmüthig, einem drallen Schiffermädchen, er werde es diesmal nicht zum Tanze führen, und er mußte die Antwort hinnehmen, die Schöne denke auch gar nicht daran, sich von dem ungebetenen, fremden Gast zu festlicher Freude geleiten zu lassen. Das Mädchen sollte die Weltdame Britannia sein, der Matrose trug die Züge des Deutschen Kaisers. So malt sich in englischen Köpfen das Verhältniß der beiden Völker, von deren Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft jetzt wieder einmal allzu reichlich geredet wird. Kann man es den Kanalvettern verdenken, wenn sie wirklich glauben, der deutsche Michel sei für sie immer zu haben und bilde sich gar noch was darauf ein, von Zeit zu Zeit mit Großmama flirten zu dürfen? Die Antwort ist nicht ganz leicht zu finden. Eben hat man noch die unanständigsten Beschimpfungen englischer Minister bei uns gehört; Feiglinge, die gegen heimische Machthaber nicht einmal leise zu murren wagen, haben den kühlen Marquis von Salisbury eben erst einen Flibustier und den kecken Joe Chamberlain ein lügnerisches Großmaul genannt — wenn die ausländische Presse je so von unseren Ministern spräche, würden sofort ein paar Korrespondenten ausgewiesen — und plötzlich ist nun das Bild wieder völlig verwandelt. Zwar: der Krügerkultus, der den Stambulowkultus abgelöst hat, dauert fort und Cecil Rhodes gilt als Auswurf der Menschheit; aber für Wellington, der auf der berüchtigten Räuberfahrt nach Kopenhagen sich doch gewiß nicht sänftiglicher zeigte als der Kapnapoleon im Transvaal, fallen schon wieder einige freundliche Worte vom Klebetisch tüchtiger Meinungmacher und dem britischen Löwen wird zierlam, wie sonst, von weichen Fingern die Mähne gekraut. Die Institution of Naval Architects, irgend ein Technikerverein ohne welterschütternde Verdienste, macht mit Kind und Kegel einen Ausflug nach Deutschland und wird hier aufgenommen wie vorher nie ein zu ernstester Arbeit versammeltes Gelehrtenparlament. Wenn der Kaiser die munteren Herren bei sich zu sehen und zu bewirthen wünschte, so hat Niemand ihm dreinzureden; wenn aber auch Persönlichkeiten, die der Regirung und der Stadtverwaltung angehören, sich an der Verhimmelung der fidelen Gesellschaft betheiligten, wenn die Vorstände der treptower Hundertdreißigkneipenausstellung ihr einen Festschmaus anrichteten und sie von urkomischen Kommerzienräthen anfeiern ließen, dann mußte man doch verblüfft fragen, welchen Sinn eigentlich solche merkwürdigen Vorgänge haben sollen. Was gehen uns die Vergnügungreisenden an, mit deren Thun und Reden wir acht Tage hindurch gelangweilt wurden? Wer bekümmert sich um unsere Techniker, unsere Gelehrten und Künstler, die mitunter doch auch Sommerfahrten machen? Die biederen Briten, deren Besuch ja nur ein Theil eines schlau ersonnenen Planes ist, bilden sich am Ende wirklich noch ein, daß sie bei uns mit Begeisterung aufgenommen worden sind, und lachen uns hinterdrein wegen unverbesserlich deutscher Harmlosigkeit aus. Kaum hatten sie Berlin den Rücken gekehrt, als ein neuer Bauchtanz vor englischem Scheinruhm begann. Der Kaiser hat seinem britischen Dragonerregiment einen aus goldenen Lorbeerblättern gewundenen Kranz übersandt, der an die gemeinsamen Kämpfe der Deutschen und Engländer bei Belle Alliance erinnern soll und auf der kostbaren Schleife die Inschrift trägt: Waterloo June 18th 1815.

Der Kaiser ist Herr seiner Handlungen und Entschlüsse, die einer öffentlichen Kritik nicht unterliegen; was er gethan hat, ist sicher sein gutes, unanfechtbares Recht. Warum aber wurde die auffällige Gunst, die er zu erweisen für richtig hielt, sofort wieder ein Zeichen zu zärtlichen Notizchen, die mit der geschichtlichen Wahrheit nicht die geringste Gemeinschaft haben? Wir wissen, wie der Britengeist sich bei dem Hofe La Belle Alliance und auf dem Wiener Kongreß gegen Deutsche benahm. Wir wissen, daß Wellington, nachdem er Blücher und Gneisenau im Stich gelassen hatte, am sechzehnten Juni 1815 beständig wiederholte: „Wir haben geschlagen, die Preußen sind geschlagen;“ daß er nach dem achtzehnten Juni darauf bestand, die Schlacht auf den Namen des Dorfes Waterloo zu taufen — wo gar nicht gekämpft worden war —, nur um den gemeinsam erfochtenen Erfolg als seinen persönlichen Sieg erscheinen zu lassen, und daß er auch in seinem Bericht Alles that, um sich die Hauptehren der heißen Tage zu sichern. Wir erinnern uns, wie Lothar Bucher die Deutschen warnte, die Schlacht bei La Belle Alliance jemals die Schlacht bei Waterloo zu nennen, und der Schwindelname Waterloo ruft uns nur die Schmach ins Gedächtniß, die britischer Hochmuth seit Friedrichs Tagen immer wieder dem armen Verwandten auf dem Kontinent angethan hat. Heute geht es dem stolzen Albion schlecht, deshalb ziehen seine Geigenspieler nach kurzen Kriegstanzversuchen andere Saiten auf. Schon vor Monaten wurde von einem feinen Plan geraunt, der bestimmt sein sollte, die widerspenstigen Vettern wieder ins Garn zu locken. Jetzt ist das flinke Gewebe enthüllt: die gehäuften Scheinsiege der Kaiseryacht, die Feierartikel für die Sportkünste des deutschen Herrschers, das schottische Keithtelegramm, die ganz unenglisch überschwänglichen Lobhudeleien, die der Präsident des Technikervereins dem Gehege der Zähne entfahren ließ, — es sind die sorgfältig incinandergewirkten Fäden des Seiles, mit dem man den dummen Michel zu kirren hofft. Wird die Hoffnung erfüllt werden, trotzdem die Beleidigung des deutschen Namens in England noch ungesühnt ist? Dem Deutschen Kaiser hat ernstlich noch Niemand Mangel an stolzem Selbstbewußtsein vorwerfen können; er wird sich nicht darüber täuschen, daß, wie die Dinge jetzt liegen, seine Fahrt nach Cowes nicht anders aufgefaßt werden würde als Heinrichs Gang nach Canossa, und er wird, Das ist unsere Hoffnung, ehe es zu spät ist, dem britischen Schiffermädchen sehr deutlich zeigen, daß es den Tänzer und Schützer vom Festlande vergebens erwartet.

* * *

Die Posse, die sich Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuches nennt, scheint nun wirklich zu Ende zu gehen. Unter dem Vorsitz des Umsturzspahnes, den das Centrum zu viel hat, war die Reichstagskommission versammelt und hat in zwei Lesungen, die in 52 kurzen Sitzungen fix abgethan waren, an den paar tausend Paragraphen des Säkularwerkes ein Bischen herumgeschnüffelt, ohne auch nur eine Sekunde ängstlich nach den Grundlagen des Ganzen zu spähen. Und nun soll bei etlichen dreißig Hitzegraden die Sache geschwind durch das — ach, Du lieber Gott! — Plenum gepeitscht werden. So will es Onkel Chlodwig nebst seinem Busenfreund Boetticher, so will es der berühmte Vaterlandsretter und Scharfmacher vom Halberg, und so scheint es auch die preußische Regirung einstimmig zu wollen, denn sie hat, ohne sonst erkennbaren Sinn und Zweck, den Landtag ein paar Wochen länger versammelt gelassen, nur weil sie hoffte, mit dem Diätenköder auch die Besitzer der Doppelmandate in Berlin festzuhalten und so den Reichstag beschlußfähig

zu sehen. Dieses Experiment, das täglich ungefähr 6500 Mark kostet, ist bei der Lage unseres Preßrechtes und beim Fehlen eines Gesetzes, das die Minister für etwa zwecklos vergeudete Gelder verantwortlich macht, leider nicht gebührend zu bezeichnen. Ein Parlament, das auf Würde und Achtung Anspruch erhebt, hätte das Ansinnen, jetzt noch das wichtigste legislative Werk der Reichsgeschichte zur Strecke zu bringen, mit flammender Entrüstung zurückgewiesen und der Regirung, die solche Zumuthung wagt, vor dem Lande die Schelle angehängt. Im Deutschen Reichstag aber ist die Schaar der Verschnittenen so groß, daß man noch immer, obwohl inzwischen auch Otto Bismarck gegen das unanständige Treiben seine weithin hallende Stimme erhoben hat, fürchten muß, das Schauspiel der nationalen Schmach zu erleben. Die Bürger des Reiches sehen wehrlos der wilden Streberhatz zu; sie können Denen nur Dankbarkeit geloben, die täglich die Auszählung des Hohen Hauses beantragen werden, und fest versprechen, Alles daran zu setzen, daß von den Hetzpossenspielern, deren Namen ihnen fest im Gedächtniß haften, nach neuen Wahlen kein Einziger ins Wallotserail zurückkehren darf.

* * *

Männer ohne Bosheit und Falsch, die gezwungen waren, mit dem Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst politische Geschäfte zu besprechen, kamen seufzend stets aus der Wilhelmstraße zurück und berichteten unter Gestöhn, wie namenlos schwer es sei, auch nur die einfachste wirthschaftliche oder finanzielle Frage dem diplomatisch geschulten Kanzler verständlich zu machen. Und pünktlich tauchte am Schluß ihrer Erzählungen dann immer der Satz auf: „Aber nun sollten Sie erst mal den Sohn hören!“ Jetzt haben wir ihn gehört und können, ohne in die Intimität der durchlauchtigen Familie zu dringen, uns einen Begriff von den Gedankengängen machen, die sie bewohnt. Alexander Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und Corvey, hat im Reichstage über eine wirthschaftliche Frage gesprochen, — mit der ganzen dreisten Siegessicherheit eines auf diesem Gebiet völlig unwissenden jungen Herrn, der zu seinem Heil nie in die Lage kommen kann, selbst für sich sorgen zu müssen. Er wurde grausam von den Kollegen verhöhnt; Das war nicht hübsch: die Elukubration des prinzlichen Redners, der die verschimmelten Reste der Manchesterlehre für selbst gefundene, neue Leitsätze hält, hat das nicht unbeträchtliche Verdienst, daß sie an einem leuchtenden Beispiel zeigt, was in einem modernen Parlament möglich ist und welchen Männern das Wohl und Weh ganzer Wahlkreise anvertraut sein kann.

* * *

Li-Hung-Tschang, dem chinesischen Vicekönig, dessen Wesen am ersten Juni 1895 hier ausführlich geschildert wurde, werden in Berlin Monarchenehren erwiesen, obwohl er für den Kampf gegen die gelbe Rasse doch kaum zu alarmiren sein wird und an dem Knackfußbilde keine allzu innige Freude erleben dürfte. In ganz besonders zärtlicher Liebe ist für den bezopften Würdenträger ein alter ehrlicher Hammerschmied entbrannt, der mit ihm die Arraslüfte des Kaiserhofes athmet. Sehnend folgt der Blick des ragenden Mannes in jeglicher Stunde den Schritten Lis; und die Oberkellner haben in langen Kolloquien noch nicht zu ergründen vermocht, ob das Auge ihres alten Stammgastes in hypnotisirter Verzückung an dem geflochtenen Haarschmuck oder an der gelben Jacke und der Pfauenfeder des nach kurzer Ungnade wieder warm in Kaisergunst gebetteten Chinesen hängt.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Juni 1896.

Mandschu-Briefe.

Seiner Hoheit Li-Hang-Tschang, Vicekönig in Kuang-Tung am Pekiang.

Lieber Bruder Li,

Erinnerst Du Dich noch der traurigen Zeit, wo unsere gute Mutter starb? Sie war weit über neunzig Jahre alt; und wenn in unserer Tschunghwa, der still blühenden Blume der Erdmitte, die Menschen auch länger leben als in dem geräuschvollen, wüsten Treiben der sogenannten Kulturländer mit ihren künstlichen Reizungen, so waren wir doch Beide auf das schmerzliche Ereigniß längst vorbereitet. Trotzdem traf uns die Trauerkunde damals wie ein Donnerschlag, — Dich, als den Aeltesten, fast noch schlimmer als mich. Ich sehe Dich noch, wie Du aus Deiner früheren Provinz Wu-Tschang herbeieiltest, ganz verstört und zerbrochen, und ich will Dir, weil ich zu meiner Freude eben eine freie Stunde habe, erzählen, warum ich jetzt gerade so oft dieser Zeit denken muß. Wir beiden alten Knaben waren damals seit manchem Jahre zum ersten und, wie es leider scheint, auch zum letzten Male lange beisammen und tauschten, wie Geschwister zu thun pflegen, die nach vieljähriger Trennung an der Leiche der Mutter einander begegnen, Kindheiterinnerungen aus. Wir sprachen viel vom Vater, dem armen, scheuen Gelehrten, der sich plagen mußte, um uns durchzubringen, von den friedlichen Abenden am Jang-tse-kjang, der unsere Heimath befruchtet, und von den schönen Jahren, die wir auf

der Hanlin-Hochschule in Peking durchlebten. Du, lieber Li, hattest immer mit einem leisen Neid, den aber viel Liebe versüßte und der nie gehässig war, auf den jüngeren Bruder gesehen, weil ich leicht lernte, meinen Mencius gründlich kannte, die Worte des Höheren Menschen auswendig wußte und die vierzigtausend Verse, deren Besitz erst die wahre Vollkommenheit verbürgt, beinahe ohne Stocken hersagen konnte. Ich war ja immer schon ein Bischen Dichter und Philosoph, durfte mich stolz zu den Gebildeten rechnen, die von den rothborstigen Barbaren des Westens verächtlich Literaten genannt werden, und konnte deshalb bei uns, wo der Literatus hoch geschätzt wird, rasch vorwärts kommen. Wir haben Beide keine Anlage zur Eitelkeit; aber es überrieselte uns, mitten in tiefster Trauer, damals doch wonnig, wenn wir auf unseren Lebensweg zurücksahen. Höher hinauf konnte er mich wenigstens nicht mehr führen: darüber waren wir einig, als wir nach alter Sitte beim Tode der Mutter aus allen Ehren und Aemtern schieden und uns in das Erbbegräbniß unserer Familie zurückzogen, um dort in Sack und Asche nur der Trauer zu leben. Ich hielt meine Laufbahn für beendet und lächelte im Stillen manchmal über die lärmende Freude der Opposition, die den Verhaßten, den ihre Wahnvorstellung allmächtig glaubte, nun beseitigt sah. Und als dann blitzplötzlich der Erlaß erschien, in dem der Kaiser mit dem Scharlachstift verfügte, ich solle schon nach drei Monaten die Trauer ablegen und in meine Aemter zurückkehren, als ich von Dir Abschied nehmen mußte und wieder in Tientsin, in meinem Gouvernement Pe-Tschili, war, da mußte ich erst recht sicher annehmen, den Gipfelpunkt der Ehren erreicht zu haben. Noch niemals, seit Fuhi und Jao das schwarzhaarige Volk beherrschten, war einem Unterthanen solche Auszeichnung widerfahren, noch nie waren auf kaiserlichen Befehl Trauergebräuche unterbrochen worden. Wie ein siegreicher Feldherr zog ich in meine treue Provinz ein und die Feinde mußten knirschend erkennen, daß die Macht Lis, des Schrecklichen, noch nicht gebrochen sei. Ich bin auch seitdem oft von der Huld unseres Allerhöchsten Herrn begnadet, bin nach Peking berufen und zum Kanzler ernannt worden, aber eine noch höhere Auszeichnung, als ich sie nach dem Tode der Mutter empfangen hatte, schien mir nicht mehr erreichbar. Deshalb erinnere ich mich jetzt so oft der fernen Zeit, die wir gemeinsam verlebten. Denn seit ich meine große Reise angetreten habe, sehe ich Dinge, die ich vorher nicht für möglich gehalten hätte. Kaisergnade ist ein köstliches Geschenk

des Himmels; doch man lernt, je höher man auf der Mandarinenleiter klimmt, wie solche Gnade erworben, verdient und bewahrt werden will. Was aber soll ich nun sagen, da in dem kultivirten Westen, der sonst so verächtlich auf uns herabsieht, große, vom Ruhm gekrönte Völker mir, von dem sie nichts zu erwarten haben und der ihnen ein gleichgiltiger fremder Mann sein sollte, jauchzend zu Füßen liegen?

Schon in Rußland war ich von den Ehren, die man mir erwies, überrascht. Ich war nicht allzu gern hingegangen. Wenn man bedenkt, daß unsere Stämme vor sechshundert Jahren dieses weite Reich unterjochten und daß noch der Peter, den unkluge Leute den Großen nennen, froh sein mußte, als der Sohn des Himmels ihm gnädig erlaubte, in jedem Jahr mit einer Karawane den Tribut nach Peking zu schicken, dann wird man als Vertreter Chinas nicht heiteren Auges auf den moskowitischen Glanz schauen können. Mir war zu Sinn wie etwa einem König, der abgedankt hat, nur noch den Schein der Herrschaft bewahrt und nun trauernd in pomphaftem Zuge aufbrechen muß, um dem Thronfolger zu huldigen, der längst schon, ohne sich um den Königsnamen zu kümmern, fest im eroberten Besitzrecht wohnt. Ich war auf hochmüthige Herablassung gefaßt gewesen — denn unter uns täuschen wir uns ja nicht darüber, daß Chinas Herren von morgen in Moskau wohnen und daß die Dynastie Tsing nur noch die Statthalter der Romanows stellt —, und ich hatte für alle Fälle das Bild des Heiligen Nikolaus mitgenommen, den unsere Burjaten neben dem Bären und dem Blauen Löwen verehren. Es ist mir nun wirklich schwer, Dir zu schildern, mit welcher ausgesuchten Artigkeit ich empfangen und behandelt wurde. Der junge Kaiser, blaß und schmächtig, immer ein Bischen verschüchtert, als fühlte er sich bei den Prunkfesten nicht wohl und säße viel lieber im stillen Zimmer; Fürst Lobanow, ungemein schlau und gerissen, dem ich erst zuzwinkern mußte, um ihn zu erinnern, daß ich auch von der Zunft sei; ein Herr Witte, der früher ein kleiner Eisenbahnbeamter war und jetzt Finanzminister und Hauptmacher ist, mit gutmüthigen, Vertrauen erweckenden Augen, hinter denen der Kenner aber eine kühle, klare und rücksichtlose Energie spürt: Alle erwiesen mir eine so ungesuchte, erwärmende Achtung und Höflichkeit, daß ich mich bald wirklich wohl fühlte. Und dann dieses Land! Man muß es lieben, wenn man es nicht haßt; und man kennt es nicht, wenn man es nicht gesehen, empfunden hat. Neulich ließ ich mir eine Studie übersetzen, die ein großer weißer Forscher, Reclus,

über Mongolen, Chinesen und Russen veröffentlicht hat. Der Mann ist Anarchist und hat für das selbstherrisch regirte Zarenreich also gewiß keine Vorliebe; aber er hat Recht, wenn er sagt, Rußland sei als Weltmacht unüberwindlich, weil der Russe zugleich Asiat und Europäer ist. Die russische Fähigkeit, die verschiedensten Stämme zu einer Einheit zu assimiliren, fehlt uns Ostasiaten völlig; und die Westeuropäer werden nie das feine Verständniß erreichen, das die Russen den Völkern des Orients entgegenbringen. So, mit zwei Seelen in einer Brust, kann Rußland zum Vermittler zwischen zwei Welten werden, die heute noch schroff von einander geschieden sind. Die Russen verstehen uns, denn sie sind uns nach Abstammung, Instinkten und Anschauung nahe verwandt und trachten nicht nur, wie die gierigen Briten, danach, uns mit Opium langsam zu vergiften. Und wir verstehen auch sie. Du wirst von dem Unglück, das sich in Moskau bei der Krönung ereignete, im Shon-Pan gelesen haben; aber kein Bericht kann Dir einen Begriff von der Stimmung geben, die über den Massen lag. Als die Hunderttausende, Menschen aus allen Kasten, zwischen Blutlachen und Fleischfetzen auf die Knie sanken und die feierlich getragene Weise der Zarenhymne anstimmten, als der erste und letzte Gedanke der vom Uebermaß eigenen Jammers Entsetzten war, nun könnte dem jungen, vergötterten Kaiser die festliche Freude verdorben sein, — da ergriff es mich selbst, ich fühlte mich in der Heimath und hätte am Liebsten meinen Klageruf in das irre Geheul der frommen Menge gemischt. Ach, liebster Bruder, was sollen wir, mit unserer mönchisch schwächlichen Bevölkerung, in der keine Spur des alten Eroberergeistes mehr lebt, beginnen, wenn dieses zum Todesopfer begeisterte Volk einst gegen die chinesische Mauer marschirt? Unsere Lamas werden den Zaren segnen, wie sie den Mandschukaiser gesegnet haben, und die kleine Schaar der tapferen Schamanen wird vergebens die Erinnerung an den Ruhm der Ahnen heraufbeschwören. Es geht zu Ende mit unserer Macht, lieber Li, und wenn erst der Dampfwagen bis nach Wladiwostok, der Königin des Ostens, rollt, wenn das große Thor am Altai geöffnet ist und die Menschheitstraße, die das Gesicht der Erde verwandeln wird, von Petersburg rasch Wanderer und Waaren nach Peking führt, dann wird kein Feldherr und kein Kaiser die Mongolei und die Mandschurei vor der russischen Umklammerung retten können und wir werden seufzend die Sünden büßen müssen, die Dschengis-Khan einst beging. Das wurde mir während meines Aufenthaltes in Rußland

schmerzhaft klar; und je deutlicher es mir zum Bewußtsein kam, desto größer wurde mein Staunen über die ausgeklügelte Artigkeit des Empfanges. O, diese Russen sind schlau! Sie verstehen die Kunst, den Ueberwundenen mit Rosenketten so eng und so fest zu umwickeln, daß er die Schmach der Erniedrigung gar nicht fühlt und selig den süßen Blüthenduft schlürft. Aber der Eindruck dieser ersten Auszeichnungen schwand bald, denn ich kam nach Deutschland und . . . Doch verzeih, ich werde gestört, es ist Zeit zur Truppenbesichtigung und ich kann Dich für heute nur noch herzlich grüßen als Dein treuer Bruder

Berlin W., Hotel Kaiserhof. Li-Hung-Tschang.

II.

Lieber Li,

neulich wurde ich im Schreiben unterbrochen, als ich Dir gerade von der Aufnahme erzählen wollte, die ich hier gefunden habe. Ich mußte zu einer Truppenbesichtigung. Ach, lieber Bruder, hier werden unaufhörlich Truppen besichtigt. Ich habe doch, von den Tagen des Taiping-Aufstandes, der mich fünfundzwanzigjährigen Hanlin-Studenten plötzlich zum Befehlshaber einer Schaar der Acht Fahnen machte und mich so in Berührung mit unserem guten General Gordon brachte, bis in die letzte, traurige Zeit, wo die winzigen japanischen Wasserratten uns überfielen, auch mit militärischen Pflichten viel zu thun gehabt und immer neugierig auf die Kunde von dem berühmten europäischen Heerwesen gelauscht; aber was mir hier an Waffenspielen geboten wird, ist beinahe schon zu viel. Das ganze Land, und besonders die Hauptstadt, gleicht einem Kriegslager. Früh, wenn Du noch in festem Schlummer liegst, schrecken Trommeln und Pfeifen Dich auf und Du hörst, daß die Regimenter der Garde zur Uebung ziehen; mittags, wenn Du unerkannt durch die Straßen fahren möchtest, findest Du ganze Stadtviertel abgesperrt und Dein Wagen muß kleine Ewigkeiten im Gedränge warten, bis die bestaubt rückkehrenden Regimenter vorbeimarschirt sind. Jeder dritte Mann trägt eine Uniform mit goldenen Litzen und Knöpfen; und den Kaiser, einen stattlichen, unendlich liebenswürdigen Herrn, habe ich in ein paar Tagen schon in fünf verschiedenen Uniformen gesehen. Dabei scheint das ganze Volk für das Heer und Alles, was mit ihm zusammenhängt, zu schwärmen. Es sind aber auch prachtvolle Truppen, die schönsten, die ich je gesehen habe; nur die

Offiziere sehen fast sämmtlich ein Bischen abgearbeitet und nervös aus und man sagt mir, diese ungesund gespannte Stimmung sei eingetreten, seit im Militärkabinet eine Guillotine aufgestellt worden ist und die Aermsten täglich vor dem tötlichen Streich zittern müssen. Sonst kann ich die Ruhe und Geduld der Bevölkerung gar nicht genug bewundern; die Leute warten hier Stunden lang, wenn die Straßen gesperrt sind, und sind immer zum Jubel bereit, wenn endlich die Hofkutsche kommt, deren Nahen die Absperrung nöthig machte. Die Disziplin und der Sinn für höfische und militärische Schauspiele ist außerordentlich entwickelt; ich frage mich manchmal, woher dieses nach unseren Begriffen zwerghaft kleine Land — nach kurzer Fahrt erreicht man auf allen Seiten die Grenze — noch Zeit und Kraft zu Leistungen auf anderen Gebieten findet. Und man sagt doch, daß hier Dichter und Denker wohnen.

Mir gehen überhaupt allerlei Fragen durch den Kopf und ich bedauere, daß ich zu sehr in Anspruch genommen bin, um Dir Alles ausführlich beschreiben zu können. Du ahnst nämlich nicht, welcher Kultus hier mit mir getrieben wird. Ich kann es nicht anders nennen. Wenn ich vor sechzehn Jahren Gordons Rath gefolgt und nach Peking marschirt wäre, wenn ich die Dynastie gestürzt und mich selbst zum Kaiser gemacht hätte, wie mirs der kühne Brite rieth — der Erfolg war so gut wie sicher —, ich könnte auch dann hier nicht anders aufgenommen werden als jetzt, wo ich doch nur als einfacher Botschafter unseres erhabenen Herrn anwesend bin. Man behandelt mich wie einen souverainen Fürsten, liefert mir Galawagen, führt mir Truppen vor, giebt mir ein militärisches Gefolge und veranstaltet nur für mich großartige Marineschauspiele. Das überrascht mich um so mehr, als ich früher gehört hatte, der Deutsche Kaiser sei ein Feind der gelben Rasse und wolle sie, an der Spitze der vereinigten europäischen Heere, für immer von der Erdoberfläche wegfegen. Aber nicht nur der Hof und die Minister bemühen sich um mich, — nein: das ganze Volk scheint für mich begeistert zu sein und kann sich in Huldigungen und Auszeichnungen gar nicht genug thun. Ueberall hängt mein Bild und wird von der Menge umdrängt; Techniker und Kaufleute, Menschen, für die ich nie das Geringste gethan habe, nie das Geringste thun kann und thun will, geben mir glänzende Feste; die Zeitungen verherrlichen meine Thaten, berichten weitschweifig über jeden meiner Schritte und neulich, als ich in Stettin die Anlagen besuchte, wo die großen Panzerschiffe gebaut werden, gab mir eine

Zeitung, die so verbreitet ist wie unser Shon-Pan, einen besonderen Berichterstatter mit, der gleich Alles telegraphiren mußte, was vorging. Ich hätte den kleinen rothborstigen Barbaren, der flink wie ein Teufelchen umherschwirrte, ganz gern kennen gelernt, aber es scheint hier nicht Sitte zu sein, daß vornehme Leute sich mit den Literati einlassen, und so konnte ich den fixen Irrwisch nur aus der Ferne beobachten und mich nachher an seinen munteren Erfindungen freuen, die unser Hanneken mir übersetzte. Aber ich muß Dir offen sagen, daß dieses Uebermaß der Huldigungen mir nachgerade unheimlich wird. Sollte irgend Etwas dahinter stecken? Man darf in diesen Barbarenländern dem Schein niemals trauen. Da hatte ich zum Beispiel auch immer gehört, das Deutsche Reich habe eine Verfassung, die zwischen dem Kaiser, den übrigen Fürsten, dem Bundesrath und der Volksvertretung Rechte und Pflichten genau regle, und mein lieber Freund und Altersgenosse Grant hatte mir oft wiederholt, ein Deutscher Kaiser habe nicht mehr Rechte als er selbst in den Tagen seiner amerikanischen Präsidentschaft. Und nun, seit ich hier bin, höre ich nichts weiter als: „Der Kaiser will" und „Der Kaiser will nicht",— und damit scheint dann Alles erledigt zu sein. Sonderbare Zustände! Sollte die ganze, von unserer Opposition so laut gerühmte Verfassung mit allem Drum und Dran am Ende nur Sch....

Verzeih, ich muß eine Deputation empfangen, die mir eine Einladung zum Diner der berliner Industriellen bringt. Was die Leute nur an mir haben? Ich grüße Dich brüderlich und bin

Dein alter

Li.

III.

Jetzt, lieber alter Li, bin ich dahinter gekommen. Die Leute halten mich für einen steinreichen Käufer; und die Ehren, die ich erlebe, gelten gar nicht mir, nicht meiner Person und meinen Verdiensten, sondern unserem Gelde, unseren guten Taels. Ach, wären wir damals am Grabe der Mutter, in unserer schönen Heimath, geblieben, dann hätte ich wenigstens Das nicht erlebt! Es hat mich hart getroffen. Du weißt ja, daß mir die übertriebenen Huldigungen gleich unheimlich waren; aber solche Heuchelei hätte ich den gottlosen Barbaren doch nicht zugetraut. Soll ich Dir sagen, was Detring mir erzählt hat? Diese Leute verachten uns, halten uns, die adeligen Söhne der alten Taitsingkwa, für eine niedere Rasse,

machen sich mit frechem Spott über mich lustig und lachen mich hinter meinem Rücken aus. Ich wollte es nicht glauben, aber ich sah mit eigenen Augen, daß sie mir nachahmten, wie ich esse, und Detring übersetzte mir, was ein paar unvorsichtige Leute dicht neben mir sagten. Weißt Du, was es war? „Der alte gelbe Gauner schlingt wie ein Schwein!“ Und mit diesen Gesinnungen machen sie mir den Hof, scharwenzeln um mich herum, dienern und knixen, als ob ich ein König wäre! Sie hatten sehnsüchtig gewünscht, daß die Japaner uns vernichteten, und kümmern sich jetzt gar nicht um den Marschall Yamagata, der auch gerade hier ist. Es ekelt sie vor meiner Berührung und dennoch drängen sie sich winselnd und wedelnd an mein Gewand. Und warum diese jammervolle Erniedrigung? Weil sie hoffen, an mir ein paar Millionen verdienen zu können. Man hat mich versichert, dem großen weißen Manne, der so viel für dieses Land gethan hat, daß man ihn bei uns den deutschen Li-Hung-Tschang nennt, seien nie solche Ehren erwiesen worden wie mir; natürlich: an ihm war nichts zu verdienen! O, lieber Li, welch ein vornehmer Mensch ist neben diesen Westländern doch der Orientale! Nur von den Juden, die man bei uns ja nur dem Namen nach kennt, habe ich Beispiele solcher Schacherwuth gehört; bei Ariern, und besonders bei den stolzen Germanen, hätte ich sie niemals gesucht. Wir erschweren in unserem Lande den Weißen, so viel wir können, das Leben, lassen sie, ohne mit den Wimpern zu zucken, niedermetzeln und sehen nur in den Russen annähernd gleichberechtigte Menschenbrüder, — und diese Weißen, diese Deutschen, die wir für die starken Herren und Gebieter der westlichen Welt hielten, wälzen sich vor uns, die sie insgeheim doch wie schmutziges Gewürm verachten, freiwillig im Staub! Daß der einzelne Kaufmann seinen Kunden ehrt, ist begreiflich und ich war nicht übermäßig erstaunt, als ich hörte, unser Handelsfreund Krupp habe mir in Essen ein Standbild errichtet; der Mann weiß, warum ers thut; er hat genug an uns verdient und wird noch genug an uns verdienen. Daß aber eine ganze Bevölkerung sich zur kläglichsten Heuchelei vor einem verhaßten Feind erniedrigt, nur weil sie hofft, ihm sein Geld abnehmen zu können, — nein, nie hätte ich Das für möglich gehalten. Und weißt Du auch, was sie zu solcher Schmach treibt? Nein, Du kannst es Dir nicht denken, — es ist zu närrisch und zu traurig zugleich. Sie sind hier nämlich auf den Einfall gekommen, für die ganze weite Welt Waaren herzustellen, so billig wie möglich und, man darf es als ehrlicher Mann nicht leugnen, auch so gut, wie es unter diesen Um-

ständen möglich ist. Die Konkurrenz ist nun aber groß, Einer unterbietet den Anderen, und wer die billigste Arbeit auf den Markt bringen kann, Der wird von neidisch grünen Blicken als der Sieger im Wettkampf begrüßt. Anstatt zu versuchen, im eigenen Lande Abnehmer zu finden und das eigene Volk allmählich so wohlhabend zu machen, daß es gute Waare kaufen, zahlen, verzehren kann, arbeiten sie für das Ausland und bedenken nicht, was an dem Tage aus ihnen werden soll, wo man draußen, in den Ländern, die ihr Hochmuth jetzt wilde nennt, all die schönen und meistens überflüssigen Sachen selbst fabriziren wird, von deren Anfertigung sie sich vorläufig ernähren. Du verstehst mich noch immer nicht? Erinnere Dich einmal, wie England unserem armen Volk das Opium, den Fluch Chinas, förmlich gewaltsam aufdrängte, weil es hoffte, die Opiumsteuer werde die hohen Kosten der indischen Regirung decken. Denke Dir England nun einmal ohne seine Kolonien und ohne den dort gehäuften Nationalreichthum; denke Dir ein Land, das auf der ganzen bewohnten Erde Handel treiben will und dem doch die ausreichenden Stützpunkte fehlen, von denen aus es die fremden Völker in seine Botmäßigkeit zwingen, sie füttern, an entnervende Luxussitten gewöhnen und langsam vergiften kann, — und Du hast Deutschland, wie es heute geworden ist. Selbst England, unser Sir Robert Hart sagt es oft seufzend, ist das Geschäft schlecht bekommen; es ist überflügelt worden, der russische Bär bedroht den entkräfteten britischen Löwen und die stolze Wogenbeherrscherin wird früher oder später aus der Weltmachtstellung weichen müssen. Und nun überlege, wie hier erst die Folgen aussehen werden! Die ausgebotenen Waaren müssen billig sein, — also dürfen die Löhne der Arbeiter nicht allzu sehr in die Höhe gehen; die fremden Länder können nicht Alles baar bezahlen und verlangen deshalb, daß man im Austausch ihre Rohprodukte aufnimmt und namentlich ihrem Brotkorn nicht den Eingang sperrt, — also sinken hier, wo der Boden schlechter und die Landarbeit theurer ist, die Getreidepreise und der Bauer steht verzweifelnd vor dem Untergange. Daß dabei die Massen, die im Westen immerhin wichtige Rechte und Freiheiten haben, von Jahr zu Jahr unzufriedener werden, brauche ich kaum zu erwähnen. Dir, mein guter, vernünftiger Li, klingt das Alles wohl wie ein albernes Kindermärchen; und doch ist es reine Wahrheit. Wohin Dein Auge hier blicken mag: überall wird für das Ausland gearbeitet, für Asien, Amerika, Afrika und Australien; und wenn die Bauern jammern, denen das russische, amerikanische und indische Ge-

treide die Preise verdirbt, wenn die Schneider stöhnen und die Schneiderinnen in den Theehäusern und an den Straßenecken den jungen Leib anbieten müssen, dann wird ihnen gesagt: Schicket Euch in die Zeit, sonst verlieren unsere Waaren den Weltmarkt, — und wir leben nun einmal im Zeichen des modernen Verkehrs. Der Verkehr ist nämlich der große Götze, der hier Alles beherrscht, das angebetete Schin, vor dem Jeder sich beugt. Wenn die Rücksicht auf den Verkehr es verlangt, watet man durch die Gosse und leckt die Stiefel des ärgsten Feindes, denn man muß um jeden Preis einen fetten Kunden fangen und fragt nicht erst lange, wie er heißt und woher er kommt. Die Konjunktur und der Kunde: Das sind die letzten Ideale dieses Herrenvolkes, das einst den Caesar und den gewaltigen Bonaparte bezwang und der welkenden Welt neue Kraft zuführte. Eine Konjunktur schafft man durch allerlei schlaue Manipulationen, für die ein besonderes Haus, die Börse, erbaut worden ist, oder auch durch Riesenjahrmärkte, die sie hier Ausstellungen nennen und mit Schnapsbuden und Weiberwirthschaften besäen; und der Kunde wird mit allen verfügbaren Ködersorten herbeigelockt. Ach, mein alter Li, ich hätte nicht unklug auf die Fülle der Uniformen, die ich hier sah, schelten sollen; welches Glück für dieses Land, daß es noch eine starke Kriegerkaste hat und noch nicht völlig verhandelt und verschandelt ist!

Nur als Kunde bin ich hier zu Ehren gekommen. Diese Weißen halten sich die verwöhnten Nasen zu, sobald sie vom Chinesengeruch auch nur hören, sie schätzen uns nicht viel höher als eine Affenheerde und höhnen uns, weil wir so kläglich geschlagen worden sind, wir, die Erben des ältesten Kriegerruhmes, — aber sie sind gleich bereit, unseren Jackensaum demüthig zu küssen, wenn sie glauben, ein gutes Geschäft mit uns machen zu können. Deutsche Elektrotechniker, Maschinenbauer und Kaufleute geben mir glänzende Feste, halten Tischreden auf mich und feiern mich wie einen Halbgott, nur weil sie hoffen, ich werde ihnen von ihrem Kram recht viel abkaufen. Um den großen weißen Mann, der ihnen das Reich geschaffen hat, kümmern sie sich nicht oder beschimpfen ihn wohl gar, denn er wollte von ihrer Händlerpolitik nichts wissen und mahnte mit harter Rede zu rascher Umkehr auf falschem Wege; ich aber bin ihr Held, denn sie wittern die blanken Taels, über die ich verfügen kann. Dabei nehmen sie mich offenbar für einen kindischen Dummkopf und haben keine Ahnung von der ruhigen Nüchternheit eines vornehmen, gebildeten Orientalen. Ihre Purzelbäume kamen mir vom Anfang an

nur possirlich vor; jetzt, seit ich die bewegenden Gründe kenne, sehe ich auf dieses Schauspiel menschlicher Entwürdigung mit einem Gefühl, das aus Spott und Trauer seltsam gemischt ist. Ich mustere Alles, lasse mich amusiren, lächle artig und danke in begeisterten Worten; aber ich bleibe, wie unser Freund Young aus Washington gern zu sagen pflegte, stets der kühle Mann hinter dem Ladentisch und bin unter den Händlern der pfiffigste Händler, der nur da kauft, wo er die günstigsten Bedingungen herausschlagen kann. Die guten Leute werden sich wundern; sie vergessen, daß Lobanow und Robert Hart früher als sie aufgestanden sind, und während sie wähnen, sie hätten mich hier von den englischen Konkurrenten abgesperrt und hielten mich fest in den Fängen, habe ich Detring, Harts Vertrauensmann, immer als kundigen Rathgeber bei der Hand. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht gar so traurig wäre; aber daß gerade dieses Land, das meine Seele so oft sehnend suchte, daß mir das Land der Dichter und Denker mit seinen Kommerzienräthen und Schacherwütherichen eine solche Enttäuschung bietet, — Das thut selbst einem siebenzigjährigen Philosophen des Ostens noch weh.

Und mit dieser Kultur, so verlangen hitzige Schwärmer, sollen wir unser still dahindämmerndes Volk beglücken! Du verziehst spöttisch die Mundwinkel; und ich grüße Dich zärtlich.

Dein trauriger Bruder

Li.

IV.

Mein guter alter Junge, ich mache hier immer seltsamere Erfahrungen. Als ich herausgebracht hatte, weshalb diese weißen Barbaren, die unsere heiligsten Güter bedrohen, mich gar so eifrig umschmeicheln, quälten mich gleich wieder andere Fragen. Warum, dachte ich bei mir, betheiligt sich aber auch die Regirung an dem festlichen Gelärm? Sie macht doch keine Geschäfte, hat nichts zu kaufen und zu verkaufen und kann nicht nach unserem Gelde schielen. Besorgt sie etwa die Geschäfte der Fabrikanten und ist sie der Ausschuß der Kapitalisten? Ich fand keine Antwort. Das war auch nicht ganz leicht, denn, offen gesagt, man wird, selbst wenn man, wie ich, mit Eifer internationales Recht studirt und die Verfassungen aller großen Staaten gründlich durchgearbeit hat, nicht recht klug daraus, wer hier eigentlich die Regirung ist. Zuerst erschien ein ganz alter, gebückter Mann, der mir als Kanzler des

Reiches vorgestellt wurde. Bei unserer Flammenkugel, lieber Li, der Mann sah so alt und gebrechlich aus, daß ich mir neben ihm wie ein Jüngling vorkam; ganz klein und morsch, mit einem blassen, verwitterten Kopf, der ihm, wie ein überreifer, vom Hängen müder Kürbis, auf den gekrümmten Leib hinabsank. Er war ungemein freundlich und sein feines Stimmchen zirpte so sanft, daß ich beinahe Mitleid mit ihm hatte und ihm beim Abschied nach meiner Gewohnheit zärtlich den Arm streichelte. Er hatte gewiß auch den Text der schönen Rede verfaßt, mit der mich der liebenswürdige Kaiser begrüßte und in der zu meinem Erstaunen gesagt wurde, das Deutsche Reich sei durch gemeinsame Interessen des Friedens und der Kultur mit unserem China verbunden. Der Kultur? Die Europäer sagen doch immer, wir hätten keine und nennen uns schmähend den gelben Schrecken, den das Christenkreuz bannen müsse. Ich hatte gehofft, der alte Herr würde mir Aufklärungen geben, aber er scheint lange Gespräche nicht zu lieben, beschränkte sich auf ein paar Artigkeiten und sagte schließlich, er werde einen Anderen schicken, mit dem ich die Geschäfte besprechen könne. Der Andere kam; lang und dünn wie ein Bambusrohr, mit wippendem Gang und flackerndem Blick; sehr geschmeidig; eine flinke Zunge. Aber von unseren Verhältnissen schien er auch nicht allzu viel zu wissen, ihm war es hauptsächlich um eine Kohlenstation und allenfalls noch um den Erwerb eines winzigen Landstückchens zu thun und ich merkte bald, daß er sich unsicher fühlte und jeder irgendwie bindenden Abmachung ängstlich auswich. Spaßhaft war mirs, daß er, der sich bis vor ein paar Jahren noch mit dem deutschen Tatsing-Lüli, dem Buch der Strafen, beschäftigt haben soll, mich alten Fuchs ausholen wollte, der die schlauesten Diplomaten aus aller Herren Ländern auf falsche Fährten gelockt hat. Als er spürte, daß mit mir nicht so im Handumdrehen fertig zu werden sei, gab er den Kampf denn auch auf, verabschiedete sich mit den zierlichsten Komplimenten und ließ mich nicht viel klüger zurück, als ich vorher gewesen war. Da kam mir denn die Einladung recht gelegen, den Reichstag anzusehen; vielleicht würde ich dort die eigentliche Regirung finden.

Du weißt, wie ich über Parlamente denke — wir haben oft über die Japanerposse Itos und Ennomottos gelacht —, aber ich muß sagen: ein schönes Haus und ein würdiges Schauspiel. Schade, daß an diesem Tage gerade der prächtige Saal so leer war; daher kam es wohl auch, daß man so wenige intelligente Gesichter sah. Von dem

Gerede verstand ich natürlich kein Wort und mein Führer, der selbst Abgeordneter ist, meinte, daran verlöre ich auch nichts; aber die Feierlichkeit der Gebräuche machte mir doch einen starken Eindruck. Besonders wichtig scheint die Sitte zu sein, daß vor großen Entscheidungen die Hüte gezählt werden, — wahrscheinlich, weil man hier noch annimmt, zu jedem Hut müsse auch ein Kopf gehören. Ich wurde von dem Präsidenten mit einem unbeschreiblichen Aufgebot von Höflichkeit begrüßt; es sei eine unerhoffte Ehre, den großen Staatsmann . . . na, Du kannst Dirs schon denken. Von meinem Begleiter erfuhr ich dann, der höfliche Herr sei nur Reichstagspräsident geworden, weil er zu Denen gehörte, die den großen deutschen Staatsmann, gegen den ich alter Kerl doch nur ein Stümper bin, zu seinem achtzigsten Geburtstag nicht begrüßen wollten. Ein merkwürdiges Land, nicht wahr? Aber eine Regirung fand ich auch in dem schönen Saal nicht. Da und dort sah ich ein Grüppchen, in dem, wie man mir erzählte, die Politik gemacht werde, und außerordentlich dicht war das Gedränge um einen großen Herrn mit starkem, gräulichem Bart; er wohnt auch hier im Kaiserhof und hat mir gleich am ersten Tage einen Besuch gemacht, aber ich habe ihn damals nicht sehr aufmerksam betrachtet. Jetzt, seit ich sah, wie ihn die Minister umringen und wie entschieden seine Bewegungen sind, scheint er mir eine wichtige Person. Ich kann nicht genau erfahren, wer und was er ist; meine Begleiter lächeln und meinen, er sei der mächtige König von Saarabien und beherrsche das Reich, wo man die berühmtesten Schleifsteine finde. Ein merkwürdiges Land. Doch will ich jedenfalls heute noch den Besuch des wichtigen Mannes erwidern. Vielleicht ist er die Regirung.

Etwas Anderes aber habe ich inzwischen erfahren. Denke Dir: man weiß hier gar nichts von uns, so gut wie gar nichts von unseren Sitten, Zuständen und Bedürfnissen! Man kennt nicht den Unterschied zwischen Mandschus und Chinesen, man ahnt nicht, wie wir mit den Russen stehen und stehen wollen, und hat von unserem heiligen Glauben nicht die dunkelste Vorstellung. Wirst Du es für möglich halten, daß man den Buddhismus für die Staatsreligion Chinas hält? Es ist so, mein lieber Li. Sogar dem guten Kaiser hat man dieses Märchen aufgetischt. Unser Botschafter hat mir ein Bild gezeigt, auf dem die europäischen Großmächte durch sechs hübsche Damen und wir gelben Männer durch den Buddha vertreten sind. Den milden, mitleidigen Sakyasohn scheint man hier für einen wüsten Mordbrenner

zu halten. Das könnte uns gleichgiltig sein; aber man weiß auch nicht, daß wir mit dem Buddha offiziell gar nichts zu schaffen haben und daß die Religion, zu der sich bei uns die amtliche und gebildete Gesellschaft bekennt, aus der weltlichen und weltmännischen Lehre des Khung-fu-tse geschöpft ist, — des großen Weisen, der das Glück der Menschheit schon hier unten auf der Erde begründen will und deshalb den Mächtigen Gerechtigkeit und milde Barmherzigkeit und allen Sterblichen Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit mahnend empfiehlt. Von Alledem weiß man nichts im Centrum der Denker und Dichter; und die argen Menschen, denen ein Kursus in streng konfuzianischer Wahrheitliebe sehr nothwendig wäre, haben den guten Kaiser so angelogen, daß er dem häßlichen Bilde eine für uns nicht gerade freundliche Unterschrift gegeben hat. Wie aber, so frage ich, will man mit uns, deren Grundfarbe der Glaube bestimmt, politische Geschäfte machen, wenn man diesen Glauben nicht kennt? Wie will man sich mit uns verständigen, wenn man nicht weiß, daß wir weltlich denkende, nüchterne Menschen sind und eines Tages, sobald der Opiumrausch ausgeschlafen ist, nur danach trachten werden, mit eigenen, billig hergestellten Waaren auf den Weltmärkten als Konkurrenten zu erscheinen, nicht aber danach, mit Feuer und Schwert die sogenannte Kultur der Westbarbaren zu vernichten? Ach, mein guter Li, ich bin nur ein einfältiger Mandschumann, hänge an manchem alten, verlachten Aberglauben, möchte mich niemals in Occidentaltracht stecken und den Affen des Westens spielen und habe es unter meiner Würde gefunden, eine europäische Sprache zu lernen, weil ich der Ansicht bin: die Leute, die mit mir zu thun haben wollen — ich brauche sie nicht —, müssen sich in meine Sprache und Sitte schicken; aber in dem Wesen der großen Völker weiß ich, wie mir scheint, doch besser Bescheid als diese hochmüthigen Europäer, die mich, wie einen Halbwilden, jetzt mit buntem Tand ihren Zwecken günstig zu stimmen suchen.

Und dabei ist mir eingefallen: ob am Ende die unauffindbare Regirung gar nicht weiß, wer ich bin? Man nennt mich hier Vicekönig und übersetzt damit unser Tsung-tu. Wer nun nie erfahren hat, daß es bei uns acht Vicekönige giebt, die im Grunde doch nur Generalgouverneure sind und in den einzelnen Provinzen die Thätigkeit ausüben, die hier von dem Kommandirenden General und dem Oberpräsidenten gemeinsam geleistet wird, Der kann leicht zu dem Glauben gelangen, ich sei der einzige Vertreter des Himmelssohnes, sei ein ge-

kröntes Haupt und müsse mit Kaiserehren empfangen werden. Deshalb vielleicht der Galawagen, die Truppenvorführung, das Militärgefolge und die Marineschauspiele? Deshalb das feierliche Ceremoniell bei jeder Begrüßung, die Auffahrten und Ehrenposten? Ich fürchte, mein altes Brüderchen, ich bin hier von den Kaufleuten als fetter Kunde und von der Regirung als souverainer Fürst gefeiert worden, während ich doch nur ein reisender Beobachter und ein einfacher Minister bin, — der vom Glück begünstigte Sohn des armen Gelehrten vom Jang-tse-kjang. Schade um die schönen Speisen und Tischreden! Aber ich hätte dann wieder einmal gelernt, daß man nicht eitel sein und sich etwa einbilden soll, irgend eine Huldigung könne dem eigenen Werth gelten, den man selbst, als Staatsmann, Dichter und Philosoph, sich erworben hat.

Das sind trübe Gedanken und es ist gut, daß ich unterbrochen werde. Wieder zwei Einladungen. Zur Feschen Böhmin und in die Amor-Säle. Wohl gemeinnützige Anstalten, wie man sie hier in erfreulicher Fülle findet. Ich will hin, um mich zu zerstreuen; vielleicht finde ich da endlich die Denker und Dichter, die ich bisher vergebens suchte, obgleich man mir vorher gesagt hatte, der Kaiserhof sei ihr Hauptquartier. Einstweilen drücke ich Deine treue Hand und bin immer Dein

Li.

V.

Eben, lieber Sohn meines Vaters, komme ich von dem wichtigen Herrn, den sie den König von Saarabien nennen. In seinem Empfangszimmer hängt das Buddhabild und ich glaube, ich hatte Recht, als ich Dir neulich schrieb, er sei wohl die Regirung; ist ers nicht, dann steigt mein Staunen über dieses merkwürdige Land, wo kein Mensch an der richtigen Stelle steht. Er ist der Einzige, der hier mit ungenirter Entschiedenheit Ansichten ausspricht, und er scheint, nach den Andeutungen, die er mir machte, auch ganz genau zu wissen, wie des Kaisers Majestät über jeden einzelnen Gegenstand denkt. Wir wurden rasch vertraut, da er mir erzählte, daß er mit unbotmäßigen Pastoren kämpfen müsse, und ich ihm darauf mein Leid mit den Lamas klagen konnte. Er interessirt sich sehr für unsere Zustände, die er für gesünder als die hiesigen hält, und sagte mir, Einiges davon habe er in sein eigenes engeres Reich schon längst eingeführt und er hoffe, bald auch die Gesetzgebung in diese be-

währten Bahnen lenken zu können. Nur von unserem alten Strafrecht wollte er nicht viel wissen, weil es Diebstahl und Raub nicht so streng trifft wie ein Verbrechen gegen die reine, wahrhaftige Sittenlehre, und sein Gesichtsausdruck wurde sehr ernst und bedenklich, als ich ihm berichtete, nach unserem Gesetz sei ein Recht des Aufstandes gegen grausame Tyrannen anerkannt. Dann aber lachte er wieder herzlich, als ich ihm ganz harmlos von meiner Gewohnheit sprach, alle über Tientsin nach Peking gehenden Telegramme vor der Weiterbeförderung an den Empfänger zu lesen, und meinte, von uns könne der faule, pastoral und professoral verrottete Westen noch Mancherlei lernen. Li! Wenn es mir gelungen wäre, hier eine Menschenseele zu wecken, die unserer hohen Kultur würdig ist, wenn ich vermocht hätte, den Keim asiatischer Sitte in das Herz eines edlen Europäers zu senken, — dann wäre diese Reise, die mir bisher so manche bittere Enttäuschung gebracht hat, am Ende doch nicht ganz unnützlich gewesen und ich könnte mich mit dem stolzen Bewußtsein trösten, daß ich der Menschheitzukunft den Boden bereiten durfte. Fast hoffe ich so Etwas; denn der Saarabier sagte mir, nicht nur der Kaiser theile seine Ansichten, sondern auch der große weiße Mann, der fern von Berlin in der Verbannung lebt und der mir gütig gestattet hat, ihm huldigend morgen zu nahen. Mein Nachbar, der Einzige, der ihm in allen Fährlichkeiten nach eigenem Geständniß stets die Treue hielt, pries seine Weisheit und meinte, ich würde auch in ihm, der in allen Stücken seine Anschauungen theile, einen Bundesgenossen finden. In dieser frohen Hoffnung umarmt Dich innig Dein weithin verschlagener Bruder

Li-Hung-Tschang.

Von den gemeinnützigen Anstalten brauchst Du übrigens nichts zu erzählen; der Besuch war sehr lehrreich, aber die hier gestellten Anforderungen sind dem Durchschnittschinesen noch nicht erreichbar.

Priester und Frauen.

Bei den im Naturzustande lebenden Völkern wird, wie bei uns in der Urzeit, mit wenigen Ausnahmen, die ich später erklären werde, das weibliche Geschlecht mit äußerster Verachtung, oft sogar mit Abscheu behandelt. Dafür giebt es zahlreiche Beweise. Bei den Barca*) z. B. schlafen Mann und Frau nicht auf dem selben Lager, denn der Athem des Weibes, sagen sie, schwächt den Mann. Im westlichen Australien dürfen Frauen während der Menstruation kein Gefäß mit Speisen oder Getränken anrühren und kein Mann würde Etwas genießen, das sie zubereitet haben, aus Furcht, dadurch einen Theil seiner Kraft einzubüßen. Bei den Dagalen von Borneo ist es den jungen Männern verboten, Wildpret zu essen, weil Das die Nahrung der Weiber und Greise ist, die Männer kraftlos und furchtsam machen könnte. Ein jungverheiratheter Zulu wagt es nicht, sich am Kampfe zu betheiligen, denn wenn er in der Schlacht fiele, würde es heißen, die Brust seiner Frau sei unrein. Bei dem Stamm der Wiragures dürfen Knaben nicht mit kleinen Mädchen spielen und bei den Smaha, wo das selbe Verbot gilt, betrachtet man Kinder, die sich nicht danach richten, als Hermaphroditen. Bei den Samojeden, den Ostjaken und anderen mongolischen Völkerschaften gelten die Frauen als unrein und die Männer vermeiden es so viel wie möglich, Gegenstände zu berühren, die Frauen gehören. Die Frauen haben hier auch ihre ganz besonderen Geräthschaften und dürfen sich aus dem Eckchen im Zelt, das ihnen angewiesen ist, nicht herausrühren; sie dürfen nicht auf den selben Wegen gehen wie die Männer und dem Feuer nicht nahe kommen, denn selbst dieses wird durch die Nähe eines Weibes unrein**). Wenn ein Mann sich der Weibergeräthschaften bedienen will, so muß er sie vorher dadurch säubern, daß er sie langen Räucherungen unterzieht, eben so wie die Frauen ihr Zelt zum Zweck der Reinigung mit Pech bestreichen müssen, ehe ein Mann es betritt.

Auf einigen Südsee-Inseln ist es den Frauen streng verboten, die für die Männer bestimmten Nahrungmittel zu berühren oder sie den Göttern zu opfern, denn ihre Berührung macht die Speisen unrein.

Als ein Australier seine Frau in seinem Bette schlafen fand, tötete er sie sofort, und starb selbst nach vierzehn Tagen aus Furcht. Bei den Indianern von Costa Rica bildet eine Frau während ihrer ersten Schwangerschaft eine Gefahr für das ganze Dorf; alle in dieser Zeit vorkommenden Todesfälle werden ihr zugeschrieben und der Mann muß Schadensersatz dafür zahlen. Bei einigen brasilianischen Stämmen glaubt man, daß die Gegenwart eines

*) S. L. Grawby, Sexual Taboo (Journal of the Anthropological Institute. Vol. XXIV Nr. 2, November 1894 und 3, Februar 1895).

**) S. L. Grawby, Sexual Taboo l. c.

Weibes die Gährung des Weines verhindert. Wenn die Frauen in Nukahiva einen Gegenstand berühren, der vorher durch die Berührung eines Mannes „tabu“, d. h. geheiligt worden ist, so kann dieses Geräth nicht mehr benutzt werden und die schuldigen Weiber werden mit dem Tode bestraft. In Tahiti müssen die Frauen alle von den Männern besuchten Orte vermeiden und dürfen deren Jagd- und Kriegsgeräthschaften nicht berühren. Der Kopf des Mannes und des Vaters gilt für unrein, wenn er von einem Weibe berührt worden ist, und nichts, was mit diesen Köpfen zusammenhängt, darf von einer Gattin oder Schwester angerührt werden; sie sind „tabu“. Bei den Bürmah gilt es als eine Schande, unter der Wohnung einer Frau zu leben; deshalb baut man die Häuser nur ein Stockwerk hoch. Bei den Maori sind die Wände der Häuser „tabu“ und kein Mann würde es wagen, sich an sie anzulehnen, da die Frauen in den Mauerspalten die Kleidungstücke zu verstecken pflegen, die sie während der Menstruation tragen. Bei den Kassas in Westafrika darf der Ehemann seine Frau nur nachts sehen; sie darf sich nur in einer besonderen inneren Abtheilung des Hauses aufhalten, während der Mann den übrigen Theil bewohnt; jede Verletzung dieses Gebotes wird mit dreijährigem Gefängniß bestraft. Eine Bakaïri-Frau, die man nach ihrem Namen fragte, sagte nur: „Ich bin ein Weib“. Auch bei den Samojeden hat die Frau keinen Namen und ähnlich war es im alten Rom. Die Inder glauben, daß ein Götterbild, wenn es von weiblichen Händen berührt wird, seine göttliche Kraft verliert und nichts mehr taugt. Die Fidschi-Insulaner schließen ihre Hunde von einzelnen, ihre Weiber aber von allen Tempeln aus. Auf den Marquesas-Inseln werden Frauen, die während des Gottesdienstes einen Tempel betreten, getötet; auch kostet es dort einer Frau das Leben, wenn sie in den Schatten eines Baumes tritt. Auch von Tänzen, Festlichkeiten und Gelagen werden die Frauen meistens ausgeschlossen; bei manchen Stämmen giebt es für jedes Geschlecht bestimmte Tänze und Betheiligung des anderen Geschlechtes wird mit dem Tode bestraft, so bei den Grönländern, wo sich die Trennung der Geschlechter sogar bis auf die Begräbnißfeierlichkeiten erstreckt.

Bei dieser tiefen Verachtung gegenüber dem weiblichen Geschlecht ist es sehr auffallend, daß gerade bei diesen Völkern die Priester fast durchgehends weibliche Kleidung, weiblichen Schmuck, ja sogar weibliche Körperhaltung angenommen haben. So behaupten die Priester der Teadyaken, Weiber zu sein, kleiden sich weiblich und wollen als Frauen behandelt sein. Bei den Kodgiaken giebt es Männer, die immer in Weiberkleidern gehen, als Magier betrachtet werden und in hoher Achtung stehen. Es ist bekannt, daß fast im ganzen Orient bei Phrygiern und Lydiern die Frauen Schleier vor dem Gesicht trugen; eben so trugen die Assyrerinnen die Tiara und auch die Jüdinnen trugen eine der Tiara oder Mitra ähnliche Kopfbedeckung mit massiv goldenem

Schmuck und darüber einen das Gesicht verhüllenden Schleier; außerdem trugen sie weite, doppelte Beinkleider.

Die Phrygier beteten die Göttin Kybele an, die, wie es scheint, eine Verkörperung der Erde vorstellte und deren Symbol ein Schlüssel war. Die Priester dieser Göttin nannten sich Kureten, Korybanten oder Galli, nach dem Flusse, der Phrygien durchschneidet. Bei den Festen der Kybele wurde das Bild der Göttin in großer Prozession umhergetragen und die Priester, die zu Ehren der Göttin Tänze aufführten, ritzten sich mit ihren Schwertern die Haut, geißelten sich und schnitten sich die Genitalien ab, die sie an heiliger Stelle niederlegten; nach diesen Orgien legten sie Weiberkleider an.*) Die egyptischen Priester trugen Perlenhalsbänder und Fußringe, wie die Weiber, und zeigten stets ein glattrasirtes Gesicht. Nach Lucian gingen die Priester von Meropolis, Dreihundert an der Zahl und mehr, wie die syrischen und phönizischen Priester, in bunten Gewändern; sie trugen weiße, purpurn gesäumte Tuniken, die durch seidene oder leinene Schärpen zusammengehalten wurden: Das war die Tracht der Weiber; ferner trugen sie phrygische Mützen, gelbe Schuhe und färbten sich Gesicht und Augenbrauen.

Bei einigen Stämmen Nordamerikas, so bei den Illinois und Nadowessiern, giebt es Männer, die wie Frauen gekleidet gehen und als „Manitus" oder Heilige gelten; das Selbe findet man auch bei den nordwestlichen Indianern, aber hier hängen diese Individuen mit dem Gottesdienst und Götterglauben zusammen. In Virginien tragen die Priester der Naturvölker eine Art von Faltenrock, der auf der linken Achsel befestigt wird und bis zum halben Schenkel hinabreicht; sie tragen den Kopf rasirt, bis auf einen Haarschopf auf der Mitte des Schädels, und bemalen sich den Körper mit verschiedenen Farben. Bei den Patagoniern giebt es Priester-Propheten für jedes Geschlecht. Die männlichen Propheten müssen Weiberkleider anlegen und dürfen nicht heirathen; für die weiblichen Priester besteht diese Vorschrift nicht; sie üben ihren Beruf unter Konvulsionen und epileptischen Paroxysmen aus. Bei den ersten Christen trugen die Priester keine besondere Tracht. Der Heilige Hieronymus (im vierten Jahrhundert) ist der Erste, der von einer bestimmten Kleidung der Diener der Kirche spricht; diese war aus dem Orient übernommen und bestand in einer weißen Tunika. Die Mosaiken des Heiligen Ambrosius zeigen die Priester in der That in weißen Gewändern.

Die hohen Diener der Kirche trugen und tragen noch: Tiara, Stola, Chorhemd, Meßgewand, Achseltuch und das weiße Halstuch, daß die heiligen Gewänder vor der Befleckung durch den Schweiß des Menschen schützen soll. Das Meßgewand war eine Art von Hemd, das bis auf die Füße reichte;

*) Bertrand, Diction. des religions.

es wurde in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera auch von Laien außerhalb der Kirche getragen, schließlich aber wurde es zu dem eigentlichen Gewand des Priesters vor dem Altar. Ursprünglich trugen die Geistlichen dann noch mit goldig oder seiden gestickten Ornamenten versehene Tücher auf Brust, Schultern und Armen, wie sie heute noch die Frauen tragen. In der Kathedrale von Viterbo wird noch eine Alba des Erzbischofs Firentino und ein brokatenes Meßgewand aufbewahrt, auf dem aus gestickten kleinen Gänseblümchen zusammengesetzte gothische Buchstaben die Ornamente bilden; diese Trachten*) erhielten sich bis gegen das Jahr 855. Noch heute sind die Meßgewänder der Priester mit seidenen Borten und, je nach dem Rang, mit mehr oder weniger breiten Spitzen besetzt, wie die Frauenkleider.

* * *

Was kann nun wohl die Ursache eines solchen Widerspruches sein? Wie ist es möglich, daß das verachtete, unterdrückte Weib, das kaum den Thieren gleichgestellt wurde, zur selben Zeit einen Gegenstand der Verehrung bildete und den Priestern, die in barbarischen Gesellschaften immer die höchsten Stellungen einnahmen, zum Vorbild diente? Diese Thatsachen lassen sich leicht erklären. Daß die Priester Weiberkleider tragen, hat seinen Grund zunächst darin, daß sie auch in ihrer Tracht uralte Sitten bewahren, — und in der That ist die Kleidung der Frauen, die in ihrer einfachsten Form aus einem großen, den Körper umhüllenden Tuch besteht, primitiver als die des Mannes, die nach Haeckel nichts Anderes ist als eine Modernisirung der Rüstung.

Als die Männer die Tracht der Krieger annahmen, machte der Priester diese Mode nicht mit, sondern legte Weiberkleider an, mit Schleier, Schmuck und allem Zubehör, und nahm sogar die Gewohnheit an, sich das Haar zu verschneiden und den Bart zu rasiren. Das ist ganz erklärlich: die Frauen mit ihrer Veranlagung zur Hysterie und ihrer Fähigkeit, leicht in hypnotische Zustände zu gerathen, mit all den begleitenden magischen Erscheinungen der Telepathie und der Prophetie, mußten ganz natürlich den Priestern als Vorbild dienen, die von je her Alles, was mit ihrem Amte zusammenhängt, monopolisiren möchten und gerade nach den hier erwähnten spezifisch weiblichen Eigenthümlichkeiten mehr als nach irgend etwas Anderem streben. Daß Hysterie bei Frauen häufiger vorkommt als bei Männern, ist bekannt; aber nur Wenige wissen, wie viel leichter das weibliche Geschlecht den hypnotischen Erscheinungen unterworfen ist als das männliche. Nach Pitres läßt sich ein

*) Wer die Kopfbedeckungen der Piemontesinnen und der Norwegerinnen ansieht, wird sich leicht überzeugen, daß Tiara und Mitra ursprünglich zum weiblichen Kopfputz gehörten.

Drittel aller hysterischen Frauen und nur ein Fünftel der hysterischen Männer in Hypnose versetzen. Auf 350 von Bertillon hypnotisirte Personen kamen 265 Frauen, 50 Männer und 45 Kinder. Aus einer an 1700 Personen angestellten Untersuchung ergiebt sich, daß bei 12 Prozent Frauen und nur 7 Prozent Männern wirkliche Halluzinationen vorkommen. Nach Jatrow haben von den Männern 15 Prozent, von den Frauen 26 Prozent häufige Träume, während 7 Prozent Männer und 8,3 Prozent Frauen die ganze Nacht hindurch träumen. Daß Weiber sich leichter hypnotisiren lassen als Männer, unterliegt nach neueren Forschungen keinem Zweifel; und die Ethnologie hat gelehrt, daß bei Naturvölkern Hysterie und Hypnotismus häufig in der Form von Magie, Zauberei und Prophetie auftreten.

Bei den Kaffern im Oranje-Freistaat gilt der Fluch eines Mannes gar nichts, der einer Frau dagegen wird als stets wirksam gefürchtet. „Die Frauen", so heißt es bei Peschawer, „sind sämmtlich Zauberinnen, die sich nur manchmal aus besonderen Gründen der ihnen innewohnenden Zaubermacht enthalten." Eben so gelten in Panagur, bei den Tao u. s. w. alle Weiber für Zauberinnen. Wenn in Panagur mehrere Todesfälle hintereinander vorkommen, so müssen es die Frauen des Dorfes gethan haben und durch besondere Mittel wird dann die Schuldige ausfindig gemacht. An der Sklavenküste glaubt man die Hysterischen von Dämonen besessen; sie werden deshalb zum Dienst der Götter verwendet und ihre Männer, die vollständig von ihnen beherrscht werden, müssen sie bedienen. Bei den Feuerländern wird ein Fest gefeiert zur Erinnerung an die Befreiung der Männer von den Frauen, die einst die Geheimnisse der Zauberei besaßen. Nach der Berechnung von Bodinus verhält sich die Zahl der Zauberinnen zu der der Zauberer wie 50 zu 1.

Die Orakel zu Delphi waren, wie man weiß, fast ganz in den Händen von hysterischen oder an Konvulsionen leidenden Frauen, die von Priestern dirigirt wurden. Das Amt der Priesterin, das ursprünglich von jungen, dem Dienste der Schwester Apollos geweihten Mädchen ausgeübt wurde, ging später, in Folge von Unzuträglichkeiten, auf ältere Frauen über, die immer den Namen Pythia führten. Diese Pythia saß auf einem Dreifuß mitten in dem dichten Rauch eines Feuers von wohlriechenden Pflanzen, das unter ihr brannte; sie konnte nicht nach Belieben prophezeien, sondern nur ein- oder zweimal im Jahr. Vorher mußte sie sich erst den Gott günstig stimmen, und war ihr Das nicht gelungen, dann gab sie ausweichende Antworten. Zu dem feierlichen Tage mußte sie sich durch dreitägiges Fasten, durch ein Bad im kastalischen Quell und durch das Kauen von Lorbeerblättern vorbereiten. An dem festgesetzten Tage kündigte Apollo seine Ankunft durch ein leises Säuseln in den vor dem Thor stehenden Lorbeerbäumen an; dann wurde die Pythia auf ihren Dreifuß getragen. Sobald sie an ihrer heftigen

inneren Erregung die Nähe des Gottes fühlte, begann ihr Haar sich aufzurichten; ihre Augen blickten wild umher, Schaum trat vor ihren Mund und ihr ganzer Körper zog sich konvulsivisch zusammen. Sie sträubte und wand sich unter den Händen der Priester, warf mit stark duftenden Kräutern um sich und stieß gellende Schreie aus. Die Priester sammelten dann sorgfältig die abgerissenen Wörter, die sie zwischen ihren Schreien hervorbrachte, und setzten aus ihnen den Orakelspruch zusammen. Die Pythia selbst verfiel nach solchen aufregenden Szenen häufig in eine langwierige Krankheit; nicht selten starb sie an den Folgen der Erregung.

Gallier und Germanen hielten die Frauen für mehr zur Prophetie geeignet als die Männer. Bei den Mohamedanern, Persern und Buddhisten nahmen die Frauen an priesterlichen Handlungen nicht Theil. Anders war es bei Griechen und Römern, wo die Frauen nicht nur vielfach gottesdienstlichen Handlungen präsidirten, sondern viele Riten einzig und allein von Frauen ausgeübt wurden. (Vestalinnen und Prophetinnen.) Auch bei den Juden, die im Uebrigen eine so tiefe Verachtung gegen das weibliche Geschlecht hegten, gab es prophetische Frauen, so Maria, die Schwester des Moses, Debora, Hulda und im Neuen Testament Anna, Maria und die vier Töchter des Evangelisten Philippus. Bei den Etruskern gab es mehr Priesterinnen als Priester.

Die Frauen nahmen auch, wie Bertrand ganz richtig bemerkt (Dict. Universel de toutes les religions), an der Enträthselung der Zukunft sehr lebhaften Antheil, überall gab es weibliche Propheten neben den männlichen, neben den Zauberern die Zauberinnen, neben den Wahrsagern und Propheten Pythia und die Sybillen, neben den Druiden die Druidinnen. Der Gott Fannas, der Zukunftprophet der Männer, hatte neben sich Fanna, die den Weibern den selben Dienst leistete. Viele Druidinnen hatten größere Zauberkraft als die männlichen Priester; sie konnten, nach einigen Autoren, nur solchen Männern die Zukunft enthüllen, die ihnen Gewalt angethan hatten; nach anderen Quellen mußten sie ein strenges, fast an Coelibat grenzendes Leben führen und durften nur ein- oder zweimal im Jahre mit ihrem Manne verkehren. Die priesterlichen Funktionen waren, wie es scheint, zwischen ihnen und ihren Männern getheilt und sie hatten das Recht, in Abwesenheit der Männer den Göttern Opferthiere zu schlachten. Es gab heilige Stätten, wo nur Frauen Orakel verkünden konnten, so z. B. in Namnetum auf der Seine-Insel, wo die sieben furchtbaren Jungfrauen hausten. Sie heilten tötliche Krankheiten und deuteten die Zukunft, aber nur den Seeleuten.*) Sie wohnten manchmal den nächtlichen Opferfesten bei, nackt, mit schwarz bemaltem Körper, wobei sie sich wie rasend hin- und herwarfen; ihre Aufgabe

*) Es ist übrigens eine interessante Thatsache, daß die Hysterie auf der Seine-Insel schon lange vor Charcot ganz besonders häufig auftrat.

bestand darin, die Sterne zu deuten, Horoskope zu stellen und aus den Eingeweiden der Opferthiere und der Art, wie das Blut abfloß, die Zukunft vorherzusagen. Es gab auch Druidinnen von niederem Range, die an den Ufern der Seen ihre Orakelsprüche verkündeten. Die Germanen unternahmen nichts, ohne vorher die Druidinnen zu Rathe gezogen zu haben, und wenn die Prophetin von dem Unternehmen abrieth, gaben die Männer manchmal noch in letzter Stunde den Schlachtplan auf.

Als unter den römischen Kaisern der Einfluß der männlichen Propheten bereits aufgehört hatte, besaßen die Druidinnen noch große Macht über die Gallier; sie führten in späterer Zeit den Namen Fada, woraus dann unser Wort „Fee" entstanden ist. Sie hausten in tiefen Berghöhlen, ausgetrockneten Brunnen und alten Flußbetten. Diese „Faden" oder Feen waren ursprünglich eine Vereinigung prophetischer Frauen und Nachfolger der Druidinnen; man hielt sie für unsterblich und schrieb ihnen übernatürliche Kräfte zu; sie übten in den Wäldern priesterliche Funktionen aus und waren noch unter der französischen Dynastie von großem Einfluß; ja, noch in dem Prozeß gegen Jeanne d'Arc wurde der Angeklagten von den Richtern die Frage gestellt, ob sie Zauberin oder „Fada" wäre.

Was thaten nun die Priester, als sie sahen, daß das verachtete Weib sich auf ihr Gebiet drängte und ihre wesentlichsten Funktionen für sich zu beanspruchen anfing? Sie suchten das Prestige des Weibes an sich zu reißen.

Es ist bekannt, wie die alten Priester stets Alles, was mit ihrem Amt und ihren Privilegien zusammenhing, zu monopolisiren trachteten. Wir wissen: die Anfänge der Kochkunst bestanden darin, daß der Oberpriester als Koch fungirte und seinen kanibalischen Gläubigen gekochtes und gepökeltes Menschenfleisch verabreichte, Athenaeus berichtet Das noch von dem Deipnosophisten, der später diese Liebesmahle aufgab, seine Funktionen nur noch bei Thieropfern ausübte und sich im Uebrigen mit Heilkunde beschäftigte. In Amerika und Afrika giebt es Individuen, die zugleich Aerzte, Priester und Propheten sind; Aehnliches finden wir auch noch in katholischen Ländern, wo diese Medizinmänner gewöhnlich Heilmittel verordnen, die den Namen von Heiligen oder berühmten Mönchen tragen.*)

*) Eine Menge von Kräutern tragen den Namen der Heiligen Jungfrau: Herbe de la Vierge, Rose de la Vierge, Mariendistel, Marienmantel, Marienminze. Bei den Griechen entspricht die Artemisia dem Dianakraut; eben so heißt Mandragora deutsch Abrahamswurzel. Die Atropa Mandragora hieß Circaea und wurde der Zauberin Circe zugeschrieben. Der Herpes (ein Hautausschlag) wird Sankt Antonsfeuer genannt. Chorea ist bekannt unter dem Namen Sankt Veits Tanz, Metrorrhagie unter dem Namen Krankheit der Heiligen Martha. Gewisse bösartige Geschwüre wurden als Ignis sacer bezeichnet, die

Auch in Tahiti und Brasilien üben kluge, „erleuchtete“ Männer das Amt eines Priesters und Arztes zu gleicher Zeit aus. In Guarany giebt es nur ein Wort, Piayes oder Payes, für Arzt und Priester. In der Weisheit Salomonis heißt es, daß die Kraft der Heilmittel von Gott kommt und daß die Könige Etwas von der Heilkunde verstehen müssen.

Im Mittelalter wurde die ärztliche Kunst lange Zeit hindurch von Geistlichen ausgeübt, und zwar hauptsächlich von den Parabotanen. Berühmte Aerzte des zehnten Jahrhunderts waren Konstantin von Karthagena, Alphonse Mange, Bischof von Manchester, und der Priester Lombard Bruen. Auf dem Konzil zu Rheims (1131) wurde den Mönchen verboten, Heilkunde zu treiben, später wurde von Bonifazius dem Achten dieses Verbot wieder zurückgenommen.*) Fast alle Religionen lehren, daß sowohl Uebel wie Heilmittel von Gott kommen, und geben den Krankheiten dieser Auffassung entsprechende Namen.

Von der ärztlichen Kunst gingen die Priester dann über zur Astrologie (Chaldäer und Assyrer), zur Poesie und Geschichte (David, Salomo und Moses), zur politischen Diktatur, ja selbst zur Agrikultur und den exakten Wissenschaften, wie uns das Mittelalter lehrt. Die Meteorologie war ihr ganz besonderes Gebiet; und noch vor gar nicht langer Zeit wurde es als Sakrileg betrachtet, wenn sich ein Laie damit beschäftigte.

Um so mehr Werth mußten nun die Priester darauf legen, die bei den Frauen so häufigen ekstatischen und prophetischen Künste zu ihrem Monopol zu machen; zu diesem Zweck nahmen sie — wie bei den Griechen — Frauen in die Zahl der Diener der Götter auf und suchten dann ihren Einfluß auf jede Weise zu schwächen, — entweder dadurch, daß sie sie vergewaltigten, wie es bei den Druiden geschah, oder daß sie, wie bei den Römern und Etruskern, sie allmählich in Nebenrollen zu drängen suchten. In manchen Fällen gelang es ihnen, die Frauen vollkommen zu überwinden und zu beherrschen, wie bei den Feuerländern, die noch heute zur Erinnerung an die Befreiung der Männer von der Zauberei der Weiber ein Fest feiern.

In den meisten Fällen blieb aber die Oberherrschaft der Frauen in allen diesen Fragen doch, allen Anstrengungen der Männer zum Trotz, bestehen, denn sie gründete sich auf organische Verhältnisse und auf ihre größere hypnotische Suggestibilität. Die Druidinnen auf den Seine-Inseln, die

---

Pest wurde den Pfeilen Apollos zugeschrieben. Das jüdische Gesetz betrachtete es als ein Vergehen, Aussatz zu haben. — Terafui (im alten Gallien Ipaal) hießen die gegen die Krankheit angewendeten Amulette, daher das Wort Therapie und therapeutisch; eben so hängen im Deutschen „Wunde“ und „Wunder“ zusammen.

*) Molani, Medicorum Ecclesiasticorum Diarium. Löwen 1505.

Pythia in Delphi, die Prophetinnen an der Sklavenküste und die Frau im mittelalterlichen Gallien, — Alle behaupteten sich gegenüber den Unterdrückungversuchen der Männer. Es blieb also den Priestern nur ein Mittel übrig: sie verfuhren nach dem Grundsatze: die Kutte macht den Mönch, legten Weiberkleidung an und überließen die eigentliche Männer- oder Kriegerkleidung mit allem Zubehör den Laien. Dieser Vorgang hat sich zum Theil schon im alten Rom abgespielt. In die Mysterien der guten Göttin wurden nur Frauen eingeweiht, ihre Priesterinnen waren die Vestalinnen; und Männer waren von diesen Festen ausgeschlossen. Nach Juvenal legten die Männer, um diese Mysterien mit ihren alten Riten nachzuahmen, Frauenkleider an und schmückten sich mit Kränzen und Halsbändern.

In einzelnen Fällen, wie bei den Phrygiern (Korybanten), Patagoniern und vielen Indianerstämmen, schmücken sich die Priester mit Edelsteinen aller Art, tragen eine Tonsur, zeigen ein glattrasirtes Gesicht und scheuen sogar die Kastration nicht. Da sie die Weiber nicht anders besiegen und unterdrücken konnten, nahmen sie selbst Frauenkleider an und der Erfolg gab ihnen Recht, denn von nun an ging die Suprematie in Allem, was zur Magie und Prophetie gehörte, dauernd auf sie über.

Wenn heutzutage einzelne Geistliche Spiritismus und Hypnotismus, die sie früher unter dem Namen der Prophetie selbst ausübten und für die sie so große Opfer brachten, in Acht und Bann thun, so geschieht es nur, weil sie bisher noch kein Mittel gefunden haben, diese Erscheinungen zu monopolisiren und sie in ihre eigenen Funktionen einzufügen. Ganz genau so haben sie gegen die Meteorologie als ein Eingreifen in die Rechte Gottes geeifert und gegen die moderne Astronomie und ihre Begründer, Kopernikus und Galilei. Als sie aber sahen, daß ihr Bannstrahl ohne Beachtung blieb, trotzdem sie bei der Staatsgewalt Unterstützung fanden, wurden sie selbst Astronomen und Meteorologen und beschworen hoch und theuer, daß sie diese Wissenschaften, die doch durch ihren positivistischen Charakter so weitab von aller Theologie liegen, immer beschützt hätten. So giebt es heute Astronomen wie Pater Secchi, Pater Piazza, Francobolt, Drumon und Giovannazzi, der allein fünfzehn Observatorien gegründet hat.

Deshalb würde ich mich auch nicht wundern, wenn die Priester sich des wieder auftauchenden Occultismus bemächtigten und ihn zu einer neuen Religion stempelten, bei der sie, wie bisher stets, abermals ihren Vortheil fänden.

Turin, im Mai 1896. Professor Cesare Lombroso.

Konsumvereine.

Die Konsumvereine haben die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren. Das negative Extrem wird von Lassalle vertreten, nach dessen Meinung sie gänzlich unfähig sind, eine Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes zu bewirken. Denn dieser steht angeblich unter dem ehernen ökonomischen Gesetz, das den durchschnittlichen Arbeitlohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reduzirt, wie er in einem Volke gewohnheitmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. So lange nun einzelne Kreise von Arbeitern zu Konsumvereinen zusammentreten, wird der allgemeine Arbeitlohn dadurch nicht berührt und so lange werden auch die Konsumvereine den Arbeitern, die zu ihnen gehören, durch die billigere Konsumtion eine untergeordnete Erleichterung ihrer gedrückten Lage gewähren. Sobald aber die Konsumvereine mehr und mehr den gesammten Arbeiterstand zu umfassen beginnen, tritt jetzt, vermöge jenes Lohngesetzes, die nothwendige Konsequenz ein, daß der Arbeitlohn in Folge des durch die Konsumvereine billiger gewordenen Lebensunterhaltes um eben so viel fallen muß. Der Arbeiterstand darf mithin — nach dieser Auffassung — nicht ernsthaft sein Auge auf ein Mittel richten, das ihm als Stand gar nicht hilft und seinen einzelnen Gliedern auch jene geringfügige Erleichterung nur gewährt, bis der Stand als solcher ganz oder zum großen Theile es ergriffen hat. „Die Benachtheiligung, die den Arbeiterstand trifft, trifft ihn als Produzenten, nicht als Konsumenten. Es ist daher eine ganz falsche Hilfe, dem Arbeiter als Konsumenten helfen zu wollen, statt ihm auf der Seite zu helfen, wo wirklich der Schuh ihn drückt, als Produzenten" (Lassalle). Es ist heute festgestellt, daß dieses Urtheil theoretisch unzutreffend — da seine Voraussetzung, das eherne Lohngesetz, hinfällig ist — und nicht minder praktisch durch die mit den englischen Konsumvereinen gemachten Erfahrungen widerlegt worden ist.

Das andere Extrem bildet jene ausschweifende Ansicht, die in den Konsumvereinen den archimedischen Punkt gefunden zu haben glaubt, von dem aus sie die kapitalistische Gesellschaft aus den Angeln zu heben vermag. An diese Idee knüpften sich schon bei den Anhängern Owens überschwängliche Hoffnungen, — aber sie hatten das Gute nützlicher Illusionen, die das Herz schwellen zu frisch-fröhlicher That, ohne blind gegen alles Andere zu machen; und so waren gerade jene mit owenschen Ideen erfüllten Genossenschafter die eifrigsten Agitatoren auch der Gewerkvereine und die tapfersten Vorkämpfer des staatlichen Arbeiterschutzes. Die deutschen Epigonen dagegen, voran Mülberger, Landauer und Genossen, erblicken in den fabrizirenden Konsumvereinen ein Universalheilmittel gegen alle sozialen Gebresten und schließen sich wie mit Scheuklappen von aller anderen sozialen Reformthätigkeit ab, die sie als un-

nütz oder gar als schädlich ansehen. Dadurch kennzeichnet sich diese Idee als eine konträrsoziale Illusion, die das mühsam begonnene Werk der sozialen Reform zu gefährden droht, — und um ihrer Gefährlichkeit willen halte ich es für die Pflicht eines Bekenners der Sozialreform, die sich ins Traum- und Schaumhafte verlierenden Projekte auf ihre reale Bedeutung zurückzuführen. Was also ist an der Hoffnung, durch die Konsumvereine zur sozialistischen Produktion und damit zu einer höheren Gesellschaftform zu gelangen, begründet?

Während man in allen Ländern mit den selbständigen, von Arbeitern begründeten und geleiteten Produktivassoziationen in der Regel schlechte Erfahrungen machte, hat sich in England herausgestellt, daß die in Konsumvereinen organisirten Arbeiter recht wohl in der Lage sind, Fabriken und Werkstätten ins Leben zu rufen; solche Etablissements gehören also den einzelnen Konsumvereinen oder den von den föderirten Konsumvereinen begründeten Großhandelsgenossenschaften, erhalten ein von diesen gewähltes Direktorium und produziren ausschließlich für den genau bekannten Bedarf der Vereinsmitglieder. Man darf indessen die hier errungenen Erfolge nicht überschätzen: im Dienste der britischen Arbeitergenossenschaften arbeiten heute noch nicht zehntausend Produzenten, — also weniger als im Dienste der Heilsarmee, die, nach ihrem neuesten Berichte, 10 800 Arbeiter als Produzenten beschäftigt. Wollte man aus jenen Erfolgen auf die umfassende Einführung des Genossenschaftprinzips schließen, so wäre diese Konsequenz bei der Heilsarmee noch berechtigter. Jedenfalls kann die Produktion für die Bedürfnisse der Konsumvereine nicht beliebig ausgedehnt werden. Die Mitglieder werden in den Läden der Vereine immer nur einen Theil ihres Bedarfes decken und davon wird immer wieder nur ein Bruchtheil durch die produktiven Etablissements der Vereine hergestellt werden können, z. B. werden die Kolonialprodukte nur in fertigem Zustande bezogen werden können, das Getreide immer von Privatleuten gebaut werden müssen u. s. w. Ueberdies dürfen aus Rücksichten geschäftlicher Vorsicht nur die regelmäßig in bestimmter Höhe wiederkehrenden Bedürfnisse durch Eigenproduktion gedeckt werden. Wie weit Erwägungen dieser Art nöthig sind, zeigt die vorsichtige Produktionpolitik gerade der englischen Konsumvereine, die auf je hundert Konsumenten noch nicht einen Produzenten angestellt haben. Aber auch die Konsumvereine selbst sind nicht in infinitum ausdehnungfähig. Nicht blos — wie Frau Webb meint —, weil die ungeheuren Massen der flottanten und unwirthschaftlichen Elemente der Bevölkerung und andererseits die reicheren Klassen nicht zum Anschluß zu bewegen sind, sondern auch, weil die Natur aller auf Selbsthilfe basirten Bestrebungen durch Unfertigkeit charakterisirt ist: viele Menschen sind eben bequem, nachlässig, disziplinlos oder querköpfig angelegt. Thatsächlich repräsentiren auch jene 1 200 000 Genossenschafter die Elite der britischen Arbeiterklasse, was

schon daraus hervorgeht, daß die Genossenschafter zugleich das Gros der Gewerkvereine darstellen. Will man irgendwie verständig argumentiren, so kann man mit einigem Grunde hoffen, daß die englische Genossenschaftbewegung nach Verlauf eines Menschenalters etwa doppelt so viele Leute wie bisher in ihren Kreis gezogen und daß das Verhältniß von Produzenten und Konsumenten darin sich dann vielleicht wie 1 zu 50 gestaltet haben wird: was also in dreißig Jahren etwa 2 bis $2^1/_2$ Millionen Genossenschafter und 40 bis 50 000 Arbeiter in ihren produktiven Unternehmungen ergeben würde.

Aber jenes Ideal des sozialistischen Genossenschaftstaates, wie es Frau Webb, Busch, Mülberger und Genossen vorschwebt, ist nicht nur nicht erreichbar, sondern auch nicht einmal schön; denn, wenn die Konsumvereine die gesammte Produktion beherrschen, ist die Konkurrenz aufgehoben und das Monopol mit allen seinen Nachtheilen — Schlendrian, Cliquenwesen, Umschmeichelung der Massen und Unterdrückung der Persönlichkeit — begründet, so daß die freie Individualität zum verschwindenden Schatten verblaßt. Müssen wir somit ausschweifende Ideen zurückweisen, so dürfen doch die großen Vortheile nicht verkannt werden, die man den Konsumvereinen verdankt. Sie bedeuten für ihre Mitglieder vor Allem ein wesentliches Ersparniß, da ihnen ein Theil der sonst vom Zwischenhandel gemachten Gewinne — je nachdem einige Prozent oder aber auch zwanzig, dreißig, vierzig Prozent — zufließt: und Das ist Etwas, das jene „kleinen" Leute, die das Gros der Theilnehmer ausmachen, sehr nöthig brauchen können. Dann werden die geradezu unglaublichen Fälschungen von Waaren, wie sie im Detailhandel, zumal in England, vorkommen, theils direkt durch die Konsumvereine selbst, theils indirekt durch ihre Konkurrenz, beseitigt. Mit Recht konnte daher Viktor Aimé Huber, der wackere Vorkämpfer der sozialen Reform, vor mehr denn vierzig Jahren schreiben: „Der in der Assoziation verwendete Groschen oder Thaler reicht viel weiter als der in der atomistischen Oekonomie verwendete Groschen oder Thaler. Sie befreit auch die kleinste Oekonomie in ihrer Konsumtion von der in höheren Preisen und schlechterer Qualität fühlbaren Last der zwischen ihr und den Produzenten stattfindenden Vermittelungen, von der Abhängigkeit vom kleinsten, theuersten und schlechtesten Verkäufer, dem Krämer, Kellerwirth u. s. w." Ferner übt die Gewöhnung an Baarzahlung eine segensreiche pädagogische Wirkung auf die Arbeiterklasse aus und beugt zugleich der weit verbreiteten wucherischen Ausbeutung bei dem Kreditiren von Waaren vor. Weiterhin ist die Verwaltung der Konsumvereine eine treffliche Schule für qualifizirte Mitglieder des Arbeiterstandes, die nach Bewährung in den Aemtern des Konsumvereines vorzüglich befähigt erscheinen, den Arbeiterstand auch in der kommumalen Verwaltung zu vertreten. Endlich steuern die Konsumvereine der zu großen Vermehrung der distributiven Ver-

kehrsorgane. Und Das ist ein Punkt, der näher betrachtet werden muß, da er im Mittelpunkte der Diskussionen über unser Thema steht. Schon Fourier hatte 1808 behauptet, daß sich bei freier Konkurrenz zwischen Produzenten und Konsumenten zu viele Vermittler einschöben. Diese Behauptung mußte dann natürlich während des Aufschwunges der konsumgenossenschaftlichen Bewegung erst recht wiederholt werden. So heißt es z. B. in einem Bericht über einen Kongreß der englischen Kooperativgenossenschaften, der 1854 zu Leeds unter dem Präsidium des christlich-sozialen Führers Vansittart-Neale tagte: „Es wurde erwähnt, daß in London über 9000 distributiver Verkehrsorgane die Versorgung einer Bevölkerung von $3\frac{1}{2}$ Millionen mit den nöthigsten Lebensmitteln zu versehen haben, wobei etwa 4000 Bier- und Schnapsschänken noch nicht einmal mitgerechnet sind. Wenn man nun für jedes Geschäft der Art durchschnittlich etwa fünf Personen rechnet, so kommt auf je etwa 55 Konsumenten ein dienstbarer Geist für dieses eine Bedürfniß der täglichen Nahrung, während bei angemessener Vertheilung und Einrichtung des Dienstes Einer auf 200 völlig genügen müßte. Sehr treffend wurde dieses Verhältniß mit einem großen, reichen, aber schlecht geordneten Haushalt verglichen, wo der Hausherr durch eine ganz unnöthige Anzahl von Dienstboten schlecht bedient und außer dem übermäßigen Lohn auch an allen Ecken und Enden betrogen und bestohlen werde . . . Weiter wird hervorgehoben. Paris (wo die Zahl der Bäcker durch den Staat fixirt ist) hat bei einer Million Einwohner 600 Bäcker, London bei $3\frac{1}{2}$ Millionen 2800 Bäcker. Getreide ist in London nur 5 Prozent theurer als in Paris, Brot dagegen 35 bis 40 Prozent theurer, blos weil eine so viel größere, ganz überflüssige Anzahl von unnützen Dienern sich auf diesem Zweig der Wirthschaft des großen Herrn ‚Public' gelagert hat." Der Hinweis auf die pariser Verhältnisse ist in der That sehr lehrreich, so daß es angezeigt erscheint, sie besonders zu betrachten. Dort waren seit Anfang des Jahrhunderts — wie Lexis in seinem bekannten Werke über „Gewerkvereine und Unternehmerverbände in Frankreich" berichtet — das Bäcker- und das Fleischergewerbe als geschlossene Korporationen konstituirt. Um die Mitte des Jahrhunderts zählte man dadurch innerhalb der Stadt Paris nur 601 Bäckereien; als dann 1859 die Bannmeile mit der Stadt selber vereinigt wurde, stieg ihre Zahl auf 920; bald darauf (1863) wurde die Beschränkung der Zahl der Bäcker aufgehoben und eben so die (natürlich preisvertheuernd wirkende) Verpflichtung zum Halten großer Mehlvorräthe sowie die polizeiliche Brottaxe abgeschafft, — und das Resultat der Einführung der freien Konkurrenz anstatt des numerus clausus war: die große Vermehrung der Zahl der Bäcker und die starke Erhöhung des Brotpreises und des Gewinnaufschlages am einzelnen Stück Brot. Und so ergab sich, daß nicht der Konsument von der Reform

einen Vortheil hatte, sondern daß nur eine größere Anzahl von Bäckereien begründet und existenzfähig gemacht wurde. Und ähnlich war die Wirkung der Freigabe des Fleischergewerbes, die 1858 ebenfalls den numerus clausus ersetzte. „Auch hier" — schreibt ein so objektiver Beobachter wie Lexis — „läßt sich ein direkter Gewinn für die Konsumenten nicht nachweisen. Der Preis von Ochsenfleisch erster Qualität betrug im Detailhandel 1854: 1,75 Francs, 1866: 1,90 und 1873: 2,30 Francs das Kilogramm. Wohl aber nahm die Zahl der Unternehmer (bis 1858 : 501) rasch zu. Die Enquete der Handelskammer von 1860 ergab die Zahl der Unternehmer mit Einschluß von etwa 300 Fleischern der Bannmeile bereits zu 1132; und bei der Aufnahme von 1872 fanden sich 1622 Meister. Und zwar zeigt sich die Zunahme ganz überwiegend in der Zahl der Detaillisten, d. h. der bloßen Fleischhändler, die das Fleisch geschlachtet von den Großfleischern kaufen."

In anderen Fällen läßt sich natürlich die Ueberfüllung des Standes der Zwischenhändler nicht so exakt beweisen, wie es hier durch Lexis geschehen ist; aber so viel lehrt jeder Blick auf die Menge der Läden in allen Städten und auf die Größe der Geschäftsunkosten, daß es zu viele Vermittler zwischen Produktion und Konsumtion giebt und zu viele Auslagen, die Ersatz heischen. Nun bin ich freilich durchaus nicht der Ansicht, daß der Handel als solcher als unproduktiv bezeichnet werden darf, wie man Das heute so oft von Vertretern des Handwerkes und der Landwirthschaft hört. Denn als „produktiv" muß, auch vom Standpunkt der Gesammtheit und der nationalen Volkswirthschaft, jeder Erwerbszweig gelten, der einen vorhandenen Komplex von Bedürfnissen befriedigt; und in diesem Sinne ist der Handel, der die Aufgabe hat, die hergestellten Güter von den Orten ihrer Erzeugung an die Stätten der Konsumtion zu bringen, genau so produktiv wie Landwirthschaft, Fabrikation und Handwerk. Und wenn in der populären Literatur der Handel so häufig als unproduktiv gebrandmarkt wird, weil er nicht mit der Schaffung von Produkten sich befasse, so ist darauf zu erwidern, daß auch Landwirthschaft und Fabrikation keine Stoffe „schaffen" — denn seit Anbeginn der Welt haben sich die Stoffmengen weder vermehrt noch vermindert —, sondern nur umformen: und es ist kein Grund abzusehen, weshalb man diese Thätigkeit der Umformung von Stoffen vor der nicht minder wichtigen Thätigkeit der Vertheilung an die Konsumenten durch das Ehrenprädikat der Produktivität besonders auszeichnen will. Wenn aber auch Handel und Kaufmannsstand ebenfalls als produktiv bezeichnet werden müssen, so ist damit doch nicht gesagt, daß jede beliebige Anzahl von Händlern als produktive Mitglieder der wirthschaftenden Gesellschaft gelten können. Vielmehr wird die Frage sein: wie viele Personen sind bei normaler Arbeitleistung nöthig, um die dieser Branche eigenthümliche Aufgabe zu lösen, und wie viele Personen

sind in Wirklichkeit damit beschäftigt; der Ueberschuß dieser Zahl über jene giebt im Groben an, wie viele Elemente im Handel unproduktiv sind, d. h. ohne Bedarf ihrer Arbeitleistung auf Kosten der Gesammtheit ernährt werden. Und das Mittel, wodurch Das ermöglicht wird, ist eben — wie in den erwähnten pariser Beispielen — die Erhöhung der Detailpreise oder, was vermuthlich öfter vorkommt, die Aufrechterhaltung der alten Preise trotz Verringerung der Kosten. Es besteht eben unter den Detailisten eine Art stillschweigender Koalition zur Behauptung hoher Preise, die dann aber nicht jedem einzelnen Geschäftsmann einen hohen Jahresgewinn abwerfen, sondern nur die Existenz einer größeren Zahl von Konkurrenten ermöglichen, deren Jeder einen kleinen Umsatz hat. Diesen Zuständen kommt der Umstand zu Gute, „daß die Konsumenten im Allgemeinen dem Kleinhandel nicht in eigentlich geschäftsmäßiger Weise gegenübertreten; im kaufmännischen Verkehr sind die Käufer stets mit gespannter Aufmerksamkeit darauf bedacht, jede Gelegenheit zur Erzielung auch des kleinsten Vortheiles zu entdecken und zu benutzen, und, so weit ihre Interessen zusammenfallen, gehen sie auch gemeinschaftlich unter stillschweigendem Einverständniß gegen die Verkäufer vor; dieselben Personen aber, die in ihrer Erwerbsthätigkeit die genauesten Rechner sind, geben bei der Verausgabung des gewonnenen Einkommens, also als Konsumenten, die geschäftliche Haltung oft gänzlich auf" (Lexis).

Um nun solchen Mißständen, die sich als Folge der freien Konkurrenz der Privatwirthschaften ergeben, vorzubeugen, giebt es auf dem Boden der modernen Ordnung kein anderes Mittel als die Konsumvereine. Sie vermögen einmal das Monopol der Kleinhändler zu brechen und die unnatürlich hohen Detailpreise herabzudrücken, wie zahlreiche Erfahrungen gerade auch in deutschen Städten beweisen; und sie sind ferner das wirksamste Mittel, um die zu große Vermehrung der distributiven Verkehrsorgane zu verhindern. Auf der anderen Seite ist die Befürchtung unbegründet, daß dadurch der solide Mittelstand ruinirt wird. Schon Professor Conrad hat vor Jahren im Verein für Sozialpolitik erklärt, „daß die Verallgemeinerung der Konsumvereine in hohem Grade wünschenswerth sei, da sie im Ganzen segensreich gewirkt haben, daß es aber Illusion ist, zu meinen, damit den Zwischenhandel intensiver beschränken zu können, sondern daß dieser neben den Konsumvereinen seine volle Berechtigung behält und ein allgemeinerer Ersatz dadurch nicht zu erwarten steht". Diese Ansicht wird durch alle Thatsachen bestätigt. Denn selbst in England, wo die Konsumvereine eine beispiellose Ausbreitung gewonnen haben, hat sich trotzdem gleichzeitig die Zahl der Läden und der Mitglieder der distributiven Gewerbe sehr gehoben. So hat sich nach Mulhalls Untersuchungen die Zahl der Läden und Magazine von 295 000 im Jahre 1875 bis auf 366 000 im Jahre 1886 vermehrt; und Charles Booth hat

festgestellt, daß die rein distributiven Verkehrsorgane (Material-, Manufaktur-, Eisenwaarenhändler u. s. w.) eben so wie die im höheren Sinne kommerziellen Klassen (die mit Engrosverkauf, Geld- und Versicherungwesen beschäftigt sind) von 1881 bis 1891 an Zahl weit schneller gewachsen sind als die englische Bevölkerung, nämlich um 27 bezw. 33 Prozent, während die Bevölkerung im gleichen Zeitraum nur um $11^1/_2$ Prozent wuchs. Wo die Konsumvereine Detailgeschäfte zu Grunde richteten, handelte es sich um schlecht fundirte Unternehmungen, die bei kleinem Absatz nur durch hohe Gewinnaufschläge und entsprechende Preise der einzelnen Waaren ihre Existenz zu behaupten vermochten.

Man wird hiernach ermessen können, was von dem Vorwurfe, die Konsumvereine ruinirten den Mittelstand, zu halten ist. Und doch hat diese irrige Meinung den Anstoß zur neuesten gesetzgeberischen Aktion des Deutschen Reiches auf dem Gebiete des Genossenschaftwesens gegeben. Schon seit geraumer Zeit entfalten nämlich die Handwerker und Kleinhändler eine lebhafte Agitation gegen die Konsumvereine und neuerdings hat sich sogar ein Verband der „vereinigten Kaufleute" zu der Forderung verstiegen: es möchten Konsumvereine nur mit obrigkeitlicher Konzession errichtet werden dürfen und diese sei nur im äußersten Bedürfnißfalle zu ertheilen. Die Regirung verhielt sich solchen Kundgebungen gegenüber zunächst sehr zurückhaltend. Als die Detailhändler forderten, daß den Konsumvereinen der Verkauf von Waaren an Nichtmitglieder verboten würde, wies die Regirung gelegentlich der Vorlegung des Genossenschaftgesetzes (1889) dieses Ansinnen mit der Begründung zurück: „Es ist nicht abzusehen, weshalb beispielsweise ein Konsumverein mit offenem Laden nicht auch an Personen sollte verkaufen dürfen, die nicht zur Genossenschaft gehören . . . Die möglichste Fruktifizirung der vorhandenen Einrichtungen und Vorräthe entspricht dem eigenen Interesse solcher Genossenschaften, ohne daß ein nachtheiliger Einfluß auf die Solidität der Geschäftsführung aus einer derartigen Ausdehnung zu besorgen wäre." Trotzdem wurde vom Reichstag in das neue Genossenschaftgesetz eine Bestimmung aufgenommen, die den Konsumvereinen den Verkauf an Nichtmitglieder verbot; aber der Antrag, vorkommende Uebertretungen unter Strafe zu stellen, gelangte wegen des Einspruchs des Regirungkommissars nicht zur Annahme. In letzter Zeit jedoch hat sich die Stellung der Regirung zu dieser Frage geändert, da sie, erneutem Drängen der Reichstagsmajorität nachgebend, einen Gesetzentwurf vorlegte, der mit der Durchführung des Verbotes Ernst macht, eine scharfe Kontrole — vor Allem der Legitimation des Käufers — anordnet und Strafen für unerlaubten Verkauf oder Kauf von Waaren des Konsumvereines festsetzt. Wie sehr dieses Gesetz auf die industrielle Bevölkerung gemünzt ist, geht daraus hervor, daß landwirthschaftliche Konsumvereine von den Vorschriften des Gesetzes ausdrücklich ausgenommen sind. Für das Vorgehen der Regirung sind,

nach ihrer Angabe, die Gesichtspunkte der Mittelstandspolitik maßgebend; die Motive sagen, es sei „die Ausdehnung des Geschäftsbetriebes vieler solcher Vereine vom sozialpolitischen Standpunkte aus deshalb bedenklich, weil sie die wirthschaftliche Existenz zahlreicher Einzelbetriebe im Handel und im Handwerk gefährde: ein Einschreiten der Gesetzgebung erscheine daher geboten". Und ähnlich äußerte sich im Reichstage, in eifriger Befürwortung des Entwurfes, der Freiherr von Stumm, in vielen Dingen bekanntlich die sozialpolitische Egeria der Regirung: „Der Großbetrieb schädigt das Handwerk dann, wenn er die Konsumvereine begünstigt, und Das thut zu meinem Bedauern ein großer Theil meiner Kollegen. Ich aber thue Das nicht, sondern habe die Konsumvereine, so weit mein Wirkungsgebiet reicht, verhindert, und zwar lediglich im Interesse des Mittelstandes. Ich bin fest überzeugt: wenn alle Großindustriellen meinem Beispiele folgten, so würde der Mittelstand in einer viel besseren Lage sein, als er es ist. Sind Konsumvereine zu vermeiden, so ist es besser, wenn man sie vermeidet und sie nur da errichtet, wo ein wirkliches Bedürfniß dafür besteht."

Was wird nun die Folge dieser neuen Bestimmung sein, die vermuthlich bald Gesetz werden wird? Einmal werden neubegründete Konsumvereine einen schwereren Stand als früher haben. Gewöhnlich ist es nämlich ohnehin Grundsatz der Genossenschaften, nur an Mitglieder zu verkaufen; wird aber eine Genossenschaft begründet, so begegnet sie, wie jedes private Geschäft, einem gewissen Mißtrauen; viele Leute werden daher nicht gleich Mitglieder, sondern versuchen erst, durch Probeeinkäufe festzustellen, ob die Waaren nach Qualität und Preis ihren Ansprüchen genügen. Der sozialistische Abgeordnete Wurm wies Das bei dem von ihm geleiteten Konsumverein „Vorwärts" ziffernmäßig nach. Als der Verein 1888 mit 336 Mitgliedern ins Leben trat, verkaufte er in der ersten Zeit 15 bis 20 Prozent seines Umsatzes an Nichtmitglieder. Als dann der Verein größer und größer wurde, sank auch dieser Prozentsatz immer mehr, so daß der Verein, der jetzt 9000 Mitglieder hat, bei einem Umsatz von $2^1/_8$ Millionen Mark davon nur drei Prozent an Nichtmitglieder absetzte, — einfach, weil nun allgemein bekannt ist, daß der Konsumverein gute Waaren verkauft und jedem Mitglied $6^1/_2$ Prozent Dividende (im Verhältniß zur Summe seiner Einkäufe) bietet. So wird durch das geplante Verbot die Ausbreitung der Genossenschaftbewegung gehemmt. Ferner aber werden die Konsumvereine durch die vorgeschriebene Legitimationprüfung der Käufer aufs Aeußerste belästigt. „Da die Vereine — konnte der Anwalt des Deutschen Genossenschaftverbandes, Schneider, mit Recht im Reichstage erklären — bekanntlich das Prinzip der Baarzahlung haben, so ist es selbstverständlich, daß zu der Zeit, wo die Arbeiter, die Mitglieder sind, ihren Lohn bekommen, deren Frauen und Kinder massenhaft die Vereinsläden be-

stürmen, um von dort für den Bedarf der kommenden Woche oder wenigstens der halben Woche ihre Waaren zu beziehen. Da sind diese Läden so vollgepfropft und es muß so schnell die Abfertigung jedes Einzelnen erfolgen, daß, eine Legitimationprüfung vorzunehmen, in der That ein Ding der Unmöglichkeit ist." So würden aus dieser Bestimmung „Unzuträglichkeiten und Unzufriedenheiten entstehen, die sehr unerquicklich für die Vereine wären und auch in weiterer Beziehung viel dazu beitragen würden, den Leuten die Freude an der genossenschaftlichen Thätigkeit im Rahmen des Gesetzes gründlich zu verleiden."

Danach läßt sich der wahre Inhalt des neuen Gesetzes klar erkennen: es soll der Erhaltung des Mittelstandes dienen, und zwar auf Kosten des Arbeiterstandes, dem über zwei Drittel der Mitglieder der Konsumvereine angehören. Man hilft kleinen Leuten auf Kosten noch kleinerer, noch ärmerer, noch hilfebedürftigerer Leute. Ich bin der „Mittelstandspolitik" durchaus nicht abhold; aber sie muß sich an die Erkenntniß der Thatsache anschließen, daß die Bedeutung des breiten gewerblichen Mittelstandes, wie ihn die Städte des Mittelalters kannten, unwiederbringlich verloren ist, daß vielmehr ein neuer Mittelstand in der Bildung begriffen ist — halb Handwerk und Zwischenhandel, halb unteres Privat- und Staatsbeamtenthum —, dem man nun seinen richtigen Platz anzuweisen hat. Die Hauptkonkurrenz wird diesem Mittelstande, so weit er gewerblicher und merkantiler Thätigkeit sich widmet, durch die Entwickelung der Großindustrie und der kaufmännischen Großmagazine gemacht; und die Aufgabe einer richtigen modernen Mittelstandspolitik würde nun dahin gehen, den Mittelstand zu kräftigen, so weit Das angeht, ohne den Fortschritt der Produktiontechnik und der handelsgewerblichen Vertheilungarten zu hindern; und die Kosten einer solchen Intervention müßten je nachdem von der Allgemeinheit oder der großen Bourgeoisie getragen werden. Jetzt aber entscheidet man sich für einen Modus, bei dem der letzte und ärmste Stand der Gesellschaft die Zeche zahlen muß.

Aber noch Schlimmeres läßt sich dem Gesetzentwurfe nachsagen: er bedeutet nämlich eine direkte Verletzung einer Grundbedingung der modernen Wirthschaftordnung zu Ungunsten der Arbeiterklasse, also ein Ausnahmegesetz gegen sie. Denn es ist ein Grundrecht der modernen, auf individueller Freiheit beruhenden Gesellschaft, daß die verschiedenen Individuen allein oder in Gemeinschaft ihre Interessen wahrnehmen können, so weit sie nicht Freiheit oder Eigenthum Anderer gewaltsam angreifen. In diesem Grundprinzip besteht das Wesen der freien Konkurrenz, wie sie die Signatur unseres Zeitalters ist. Von diesem mit der ganzen modernen Wirthschaftordnung unlöslich zusammenhängenden Grundrecht der Konsumenten soll nun eine Ausnahme gemacht werden, von der vornehmlich der Arbeiterstand betroffen werden wird. Denn die Waaren-Einkaufsgesellschaften der höheren Stände,

zumal der Beamten und Offiziere, sind als Aktiengesellschaften begründet und fallen daher gar nicht unter die Bestimmungen des Genossenschaftgesetzes. Regirung und Reichstag mögen aber einmal versuchen, an solche Organisationen anderer Stände Hand anzulegen, wie sie es eben beim Arbeiterstande zu thun sich anschicken: ein Sturm der Entrüstung würde sich erheben, vor dem die Gesetzgeber erschreckt zurückweichen würden. Daß aber die mächtige sozialdemokratische Partei nicht die zu ihrer Disposition stehenden Arbeiterbataillone zum Sturmlauf gegen eine Bestimmung mobil gemacht hat, die, nach der Erklärung ihrer Vertreter im Reichstage, „die Aufgabe hat, den Arbeiterorganisationen, auch wo sie rein wirthschaftlich sind und sich ganz und gar nicht mit Politik beschäftigen, den Lebensweg recht schwer zu machen," — Das hat seinen Grund in der marxistischen Parteidoktrin, die den Zusammenbruch der bestehenden Gesellschaft von der fortschreitenden Proletarisirung der Massen und ihrer politischen Schulung erwartet und daher von der allzu starken Betonung unmittelbar praktischer Ziele eine Schwächung des revolutionären Charakters der Partei befürchtet. Um so mehr Veranlassung besteht für uns Bekenner der Sozialreform, vor die Genossenschaftbewegung den schützenden Schild zu halten. Denn heute kommt es in erster Linie darauf an, daß das mit der ökonomischen Lage des Arbeiterstandes gegebene Klasseninteresse sich nicht in das gährende Drachengift des Klassenhasses wandle und auch nicht in der Jagd nach falschen Idealen sich verliere, sondern einfach unter nüchternen, praktischen Gesichtspunkten verfolgt werde. Diese Frage ist von welthistorischer Bedeutung, denn sie entscheidet über die Zukunft der Arbeiterklasse. Und die Genossenschaften, in denen, nach David Schloß, dem Führer der britischen cooperative movement, „die Dividende die Muttermilch der Bewegung ist," sind ein ganz vorzügliches Mittel, um dieses neue Zeitalter der Arbeiterbewegung heraufzuführen. Großartige Illusionen und Massensuggestionen sind, wie früher gezeigt wurde, nothwendige Phänomene gewesen und haben ihre Rolle gespielt, um die Massen zu organisiren, eine machtvolle Arbeiterbewegung in Fluß zu bringen und allen Ländern der westlichen Kultur den Ernst der sozialen Frage begreiflich zu machen: aber sie haben ihre Rolle auch — ausgespielt. Jetzt sind sie nicht mehr nöthig noch nützlich, vielmehr geradezu schädlich. Der soziale Kampf der Gegenwart erfordert, daß wir mit aller Entschiedenheit den Kampf gegen verwirrende Hoffnungen und Träume führen, um die Massen von dem bösen Feinde des Utopismus zu befreien, der sie mit dämonischen Klammern gefesselt hält. Er erfordert aber eben so volle Bewegungfreiheit für die Arbeiter und ihre Assoziationen, damit sie das Gefühl des Rückhaltes an kraftvollen Standesorganisationen und die Aussicht auf Hebung des Standesniveaus haben.

Basel. Professor Georg Adler.

Bei der Amme.

Herr und Frau Loisel führten eine jener fast ärmlichen, aber auch fast eleganten Ehen, wie man sie besonders in Paris findet; er war Professor an einer städtischen Schule, ein arbeitsamer, sehr sanfter Mann, der seine Frau anbetete; sie war die Tochter kleiner Kaufleute, lebhaft, klug und von Natur vornehm. Der Mann bezog ein Gehalt von 3500 Francs. Das Ehepaar hatte eine bescheidene Wohnung im sechsten Stock, in frischer Luft, ganz in der Nähe der Place du Trône. Mit Fleiß und Geschmack verfertigte sich Madame, die ihre Kleider selbst zuschnitt, mit Hilfe von Gelegenheitkäufen und Inventuren der großen Magazine hübsche, frische Toiletten, die sie mit Geschick zu tragen verstand. Der winzige Salon bekam durch die vielen Handarbeiten ein behagliches Aussehen und vom Monat April an fand man Blumen darin. Vier- bis fünfmal im Jahr ging man ins Theater und jeden Montag ins Konzert. Man besuchte die Ausstellungen und machte in Paris und in der Umgegend hübsche Spazirgänge. Man war geduldig, schickte sich leicht ins Leben und amusirte sich über eine Kleinigkeit; auch wartete man ohne Murren auf die Pferdebahn und den Omnibus. In kindlicher Neugier und Sympathie erfreute man sich des ganzen Reichthumes und der üppigen Eleganz von Paris. Man nahm Alles mit, was die Großstadt an nicht zu theuren Vergnügungen bietet, und machte sogar noch Ersparnisse.

Eines Tages fühlte sich Madame Loisel Mutter. Das war eine große Freude; man konnte sich ein Kind gestatten. Sie wollte es selbst nähren; man würde ein kleines Mädchen als Wärterin nehmen. Sie fing an, die Kinderwäsche zu nähen, und die Stunden vergingen wie schöne Träume.

Endlich kam die schwere Stunde und einen ganzen Tag hindurch schwebte die junge Frau zwischen Tod und Leben. Doch als man ihr den kleinen Jungen hinhielt, zeigte sie das blasse und selige Lächeln unendlicher Zärtlichkeit, das alle Mütter in diesem Augenblick haben.

„Er ist schön", sagte sie, „er soll Georges heißen und glücklich werden."

Am nächsten Tage verschlimmerte sich ihr Zustand. Der Arzt erklärte, er würde sie vielleicht retten, aber sie dürfe ihr Kind nicht nähren. Der Neugeborene war schwächlich; der Versuch, ihn mit der Flasche aufzuziehen, wäre sein Tod gewesen. Man mußte eine Amme ins Haus nehmen oder ihn einer solchen Pflegemutter auf dem Lande anvertrauen. Eine Amme ins Haus zu nehmen, war unmöglich; unter siebenzig Francs für den Monat fand man keine. Außerdem war die Wohnung zu klein, man hätte umziehen müssen. Und wenn die Krankheit der Frau Loisel sich noch länger hinzog, mußte man auch noch ein Dienstmädchen nehmen. Das war der sichere Ruin. Uebrigens brauchte das Kind auch frische Landluft.

Herr Loisel ging also nach dem Ammen-Vermiethungbureau. Er wählte eine dicke, rothbäckige Frau, die auf ihn einen recht guten Eindruck machte. Rosalie Boulard wohnte in einem kleinen Dorf in der Beauce, zwanzig Meilen von Paris, hatte einen Fuhrmann zum Gatten, einen kleinen Jungen von acht Jahren und einen anderen kleinen Jungen, den sie vor vierzehn Tagen zur Welt gebracht hatte. Sie wies ausgezeichnete Zeugnisse vor, die vom Maire und vom

Pfarrer beglaubigt waren. Die Kranke wollte Rosalie durchaus sehen und sagte zu ihr: „Sie werden auf meinen Kleinen doch gut Acht geben?“

Die Amme erging sich in Versicherungen: „Oh, Madame können ganz ruhig sein .... man kennt mich in der ganzen Gegend, Madame können sich erkundigen .... lieber würde ich mein eigenes Kind vernachlässigen; ich bin einmal so .... wenn man Etwas thut, muß man es doch ordentlich thun, nicht wahr, Madame? .... Der arme Kleine, ich habe ihn schon jetzt lieb!“

Die Mutter war entzückt. Man übergab Rosalie die Kinderwäsche, schenkte ihr ein neues Merinokleid und Madame fügte obendrein ein eigenes Kleid hinzu, das sie noch ganz gut hätte tragen können.

„Es ist noch fast gar nicht gebraucht“, meinte sie, „Sie können es für sich zurecht machen, Amme; Sie sind zwar stärker als ich, aber es sind Einschläge darin .... “

Rosalie erschöpfte sich in Danksagungen: „Ach, wie gut Sie sind! Na, haben Sie nur keine Furcht .... “

Im Augenblick der Trennung drückte die Kranke auf das gelbe und runzelige Gesicht des kleinen Georges einen jener langen, langen Küsse, in die man seine Seele hineinlegt. Und zwei Thränen flossen langsam aus ihren Augen.

Der Herr begleitete Rosalie nach dem Bahnhof und meinte, als er wieder zu Hause war: „Die Frau macht wirklich einen netten Eindruck und ich glaube, unser Kleiner wird es recht gut bei ihr haben!“

Madame Loisel, die von der Unterhaltung mit der Amme angegriffen war, fühlte sich in den nächsten Tagen sehr schlecht. Das Fieber wurde stärker, sie hatte Delirien; man fürchtete eine Rippenfellentzündung. Endlich genas sie; doch lange blieb sie so schwach, daß sie das Zimmer hüten mußte. Und sie hätte doch so gern einmal ihren Kleinen besucht! Inzwischen machte sie ihm ein sehr hübsches Kleid mit feiner Stickerei, rosa Schleifen und Pompons und schickte das Kleid der Amme.

Rosaliens Mann schrieb jede Woche. Es war immer der selbe Brief: „Ich ergreife die Feder, um Ihnen mitzutheilen, daß das Kind sich wohl befindet. Er ist sehr stark geworden; Madame würde ihn nicht wiedererkennen“. Und jedesmal verlangte er eine Zulage, um Zucker und Seife zu kaufen: „Es ist Alles so theuer! Madame weiß gar nicht, was man Alles braucht, um ein Kind zu erziehen.“

Herr und Frau Loisel legten Rosalie fünf Francs zu und bedankten sich noch obendrein. Indessen fingen sie doch schon an, in Verlegenheit zu kommen. Die Krankheit der jungen Frau hatte viel Geld gekostet; und dann hatte man auch ein Dienstmädchen nehmen müssen. Ihre Ersparnisse waren aufgezehrt. Das und die langwierige Rekonvaleszenz von Madame zwang sie, ihre Reise aufzuschieben.

* * *

Ach, wie viele Thränen hätte die kleine Frau geweint, hätte sie gewußt, wie man ihren Georges behandelte!

Rosalie war im Grunde kein böses Weib, aber sie hatte ihr eigenes Kind und das ging ihr vor. Der kleine Pariser bekam Kuhmilch, die manchmal — im warmen

Juli — schon übergegangen war, und noch häufiger stopfte man ihn, da die Milch theuer war, mit groben, viel zu schweren Brotsuppen voll.

Das war aber noch nicht Alles; da Rosalie eine gute Mutter war und als armes, unwissendes Landweib kein besonders fein entwickeltes Gewissen besaß, fand sie es ganz natürlich, ihr Kind die Wäsche und all die hübschen Sachen des kleinen Georges tragen zu lassen. Als das schöne Kleid ankam, zog sie es ihrem Fred gleich an und rief:

„Oh, wie schön mein kleiner Junge darin aussieht!"

Und da Georges, der wohl gegen diese Ungerechtigkeit protestiren wollte, verzweifelt heulte, schrie Rosalie:

„Willst Du wohl schweigen, Pariser? Totor, trage ihn mal aufs Feld!"

Dann schrie Georges jedesmal, und da er außerdem noch schlecht ernährt wurde, schrie er fast immer.

„Nein, ist das Kind boshaft," sagte Rosalie dann und vertraute den Säugling ihrem anderen Jungen Totor an. Doch Totor, der keinen Grund hatte, sich für diesen kleinen Unglücklichen zu opfern, legte ihn ruhig in einem Heuschober nieder und ging seines Weges, um im Graben mit den anderen Jungen des Dorfes zu spielen. Georges hatte ganz und gar das Aussehen der armen kleinen Affen, die man im Jardin des Plantes langsam dahinsiechen sieht. Und doch hielt er sich wacker; er wollte eben nicht sterben, der Pariser . . .

* * *

Endlich, eines Tages, als die junge Frau sich besser befand, bestiegen Herr und Frau Loisel die Eisenbahn, um Georges zu besuchen. Da sie sich ganz plötzlich entschlossen, hatten sie die Amme von ihrer Ankunft nicht benachrichtigt.

Das Dorf, wo Rosalie wohnte, lag eine halbe Meile von der Station, die sie bei trübem Wetter verließen. Ein altes Weib, das vor der Thür saß, zeigte ihnen das Haus der Boulards. Das Herz der Mutter krampfte sich zusammen, als sie diese unsaubere und kahle Bauernstube betrat, in der es nach verschimmeltem Käse roch, und sie empfand fast Gewissensbisse, wenn sie an ihre nette Wohnung in Paris dachte, und an die im Voraus gekaufte Wiege, die man gar nicht in Gebrauch genommen hatte. Und doch hatte sie sich so viel Freude von dieser Reise versprochen!

Fred saß am Kamin auf seinem kleinen Stühlchen und prangte in Georges' schönem Kleide. Der Pariser war auf dem Felde unter der Obhut Totors und schrie zufällig nicht.

Madame Loisel stürzte auf Fred zu und rief:

„Oh, mein Herzchen, mein kleiner Georges . . . . wie schön er ist, wie stark er ist! Ohne das Kleid hätte ich nie geglaubt, daß Das mein Kleiner sein könne . . . . aber Amme, warum ziehen Sie ihm denn sein schönes Kleid alle Tage an?"

Rosalie übersah die Situation mit einem Blick und antwortete ohne Zögern:

„Ach, Madame, er sieht so hübsch darin aus . . . . na, lach' die Dame 'mal an . . . . . Das ist Deine Mama . . . . es ist merkwürdig, wie er dem Herrn ähnlich ist; finden Sie nicht, Madame?"

Wenn der rothbäckige und in Fett schwimmende Alfred Boulard nun

überhaupt irgend einem Ding ähnlich sah, so konnte Das höchstens eine Wurst sein; nur war er größer. Herr Loisel neigte sich über das Kind und sagte zu seiner Frau:

„Mein Gott, ich bin kein schlechter Vater, aber, weißt Du, hübsch . . . hübsch ist er nicht, Dein Junge!"

„Nicht hübsch? Der Herr ist schwer zufriedenzustellen," meinte Rosalie trocken, mit dem Brustton der Ueberzeugung, der ihr das Herz der Madame Loisel sofort gewann.

„Und Ihr eigenes Kind, Amme?" fragte die junge Frau, „könnte man es nicht sehen?"

„Das ist mit seinem Bruder Totor bei seiner Großmutter . . . . die gute Frau wollte es durchaus sehen . . . ich werde es Ihnen nachher zeigen . . , der Herr und Madame bleiben doch gewiß für ein paar Tage hier?"

„Nein, Amme, wir müssen mit dem Sechsuhrzuge wieder fort."

„Dann werden der Herr und Madame doch einen Happen essen . . . . einen Eierkuchen mit Speck . . . wir haben auch Wein, guten Wein . . . . der Herr und Madame dürfen mir Das nicht abschlagen."

Unter dem Vorwande, die Eier zu holen, ging Rosalie hinaus; sie suchte Totor auf dem Felde auf und sagte zu ihm:

„Höre, Totor, bringe den Pariser zu Deiner Großmutter oder wohin Du willst . . . . da hast Du auch den Lutschbeutel. Komm nicht vor Dunkelwerden heim; wenn Du früher kommst, schlage ich Dir die Knochen im Leibe entzwei."

Dann ging sie, ein freundliches Lächeln auf ihren dicken Lippen, wieder ins Haus und sah, wie Madame Loisel vor Fred verzückt auf den Knien lag und murmelte: „Wie er mir zulächelt! Er hat gar keine Furcht vor mir! Man könnte glauben, er weiß, daß ich seine Mama bin."

* * *

Einen Monat später empfingen Herr und Frau Loisel einen Brief von Boulard, der ihnen den Tod des kleinen Georges mittheilte: „Das ist ganz plötzlich gekommen . . . man hatte ihn doch so gut gepflegt . . . Rosalie wird vor Gram gewiß krank werden . . ."

Dem kleinen Pariser war also das räthselhaft schreckliche Schicksal der kleinen Kinder zu Theil geworden, die einige Monate hindurch schreien und leiden und schließlich sterben, ohne irgend Etwas von der Welt begriffen zu haben. In einer Nacht hatte er nicht einschlafen wollen und die Brotsuppe und den Lutschbeutel hartnäckig zurückgewiesen. Seine Augen verdrehten sich krampfhaft und zeigten das Weiße. Sein Gesicht wurde erdfarbig, — er lag im Sterben. Dann hatte er gegen Morgen, anstatt zu schreien, leises Gestöhn, beinahe wie Klagelaute eines Erwachsenen, ausgestoßen. Endlich war er still geworden und hatte sich nicht mehr gerührt. Seine Mutter konnte recht glücklich sein, daß sie den Jammer nicht mit anzusehen brauchte.

Es regnete in Strömen, als Herr und Frau Loisel im Dorf anlangten. Die junge Frau, die seit der Abfahrt von Paris weinte, konnte nicht mehr; sie schwankte in ihrem durchnäßten Kleide hin und her und hatte rothe Augen unter dem Trauerschleier.

Rosalie hatte Totor und Fred schon am Morgen zu ihrer Großmutter geschickt. Sie weinte auch — aufrichtig —, und zwar so heftig, daß Madame Loisel sie gerührt umarmte. Dann betrachtete die Mutter den in einer Wiege aus Weidenruthen liegenden kleinen Leichnam. Georges trug zum ersten Male sein schönes, von Fred vollständig beschmutztes Kleid. Er war von erschreckender Magerkeit; wachsfarbige Bäckchen, spitze Nase, bläuliche Augenringe. Sein kleiner, halb geöffneter Mund hatte sich an den Winkeln violett gefärbt.

„Armer Kleiner! Wie er verändert aussieht", sagte die Mutter schluchzend.

Herr Loisel betrachtete aufmerksam, aber ohne Etwas zu sagen, das tote Kind. Ein schrecklicher Zweifel stieg in ihm auf . . . .

„Na", sagte Rosalie, „sehen Sie sich ihn nicht länger an; Das thut Ihnen zu weh."

Plötzlich trat Totor unvermuthet, Fred wie ein Packet in seinen beiden Armen haltend, ins Zimmer.

Rosalie wurde blaß. Der Nichtsnutz von Totor erklärte, seine Großmutter wäre krank und hätte sie nicht haben wollen. Und Fred, eins von den Mützchen des Pariser's auf dem Kopfe, in eins von seinen Gewändern gekleidet und seine weißen Schuhe an den Füßen, begann, von Gesundheit strotzend, vergnügt in Totors Armen zappelnd, dem Herrn und der Dame zuzulächeln.

Plötzlich begriffen sie Alles. Frau Loisel sah der Amme fest in die Augen. Herr Loisel schritt auf sie zu, die erschreckt in einen Winkel des Zimmers zurückwich, und erhob seine beiden Fäuste. Doch er dachte: „Wozu? Es ist ja nichts zu machen. Sie würde leugnen . . . und es hätte ja keinen Zweck, sie niederzuschlagen." Und er setzte sich wieder, mit schlaff herniederhängenden Armen, den Kopf auf die Brust gesenkt, an der Wiege nieder, während sich Rosalie jetzt, von Schluchzen geschüttelt, mit der Verzweiflung eines Thieres auf der Erde wälzte.

Der Tischler kam; dann der Pfarrer mit einem sommersprossigen Chorknaben, der ein altes Kreuz trug, von dem das Silber abgesprungen war. Solches Begräbniß eines pariser Säuglings ist auf der öden Dorfstraße schrecklich anzusehen; hinter dem Sarge, der so groß wie ein Geigenkasten ist, gehen mit schleppenden Schritten ein Herr und eine Dame in Trauer, die sich die Augen reiben und ein Stück ihres Herzens in dem Winkel eines verlorenen Kirchhofes zurücklassen, während ihnen die Drescher von der Schwelle der Scheunen zusehen . . .

Als die erste Erdscholle niederfiel, stieß Madame Loisel, die in Folge ihrer Krankheit den ersten und einzigen Kuß, den sie Georges geben konnte, vergessen hatte, den Schmerzensschrei aus: „Mein armer Kleiner! ich habe Dich ja nicht einmal geküßt, als Du noch lebtest!" . . .

* * *

Als sie vom Kirchhof zurückkamen, sagte Rosalie harmlos zu Madame Loisel:

„Wenn Madame ein anderes Kind haben sollten, werden Madame doch so freundlich sein, mich zu berücksichtigen."

Paris. Jules Lemaître.

Selbstanzeigen.

Die Muther-Hetze. Ein Beitrag zur Psychologie des Neides und der Verleumdung. Von Richard Muther. München und Leipzig. G. Hirths Verlag. 1896.

Im August vorigen Jahres schickte mir Herr Volbehr aus Magdeburg seine Schrift über „Goethe und die bildende Kunst" und bat mich um eine Besprechung. Ein zweiter Brief, mit dem er mich Ende November beglückte, veranlaßte mich, sein Opus zu lesen, und die erbetene Anzeige erschien am einundzwanzigsten Februar in der Täglichen Rundschau. Selbstverständlich in der Form eines Essays. Sollte in einer Tageszeitung wirksam auf das Werk hingewiesen werden, so konnte es nur durch einen Aufsatz über „Goethe und die Kunst" geschehen, der in allgemein anregender Form die Aufmerksamkeit eines größeren Leserkreises auf diesen Theil der Goetheforschung und speziell auf Volbehrs Buch als auf die letzte und beste Bearbeitung des Themas lenkte. Hinsichtlich der Grundanschauungen brauchte ich — da Volbehr auf dem von mir geschaffenen Boden steht — nur auf Das zurückzugreifen, was ich bereits in meiner Geschichte der Malerei, drei Jahre vor Volbehr, gesagt hatte. In den eigentlich biographischen Dingen folgte ich referirend seinem Texte, zum Theil wörtlich, wie es in unzähligen Bücherbesprechungen geschieht. Der Hinweis auf das Buch erfolgte in den Eingangsworten: „Ein hübsches Buch Theodor Volbehrs (Leipzig, E. A. Seemann) ermöglicht endlich, ein Thema, an dem sich schon Viele die Finger verbrannt, nicht mehr vom Standpunkte des Goethephilologen, sonden von dem des Kunsthistorikers zu behandeln." Das heißt: der Name des Autors stand — nicht etwa im Text verborgen, sondern — gesperrt gedruckt an erster, hervorragendster Stelle. Sein Name war überhaupt das einzige gesperrt gedruckte Wort des ganzen Artikels. Und indem ich sagte, daß sein Buch endlich ermögliche, einem Thema, an dem schon Viele gescheitert seien, vom Standpunkte des Kunsthistorikers näher zu treten, betonte ich zugleich seine Verdienste gegenüber früheren Bearbeitern und hob hervor, daß es ihm, Theodor Volbehr, gelungen sei, ein Problem aufzuklären, das keiner seiner Vorgänger in überzeugender Weise löste. Ihn öfter zu nennen, hätte nur einen Sinn gehabt, wenn ich ihn kritisirt hätte; und dadurch wäre nicht allein die Form des Essays, an der ich im Interesse seines Buches festhalten wollte, zerstört, sondern auch die in den Eingangsworten gegebene Empfehlung nicht gesteigert, vielmehr abgeschwächt worden. Der Name des Verlegers, E. A. Seemann, wurde in einer besonderen Fußnote angegeben. Der Titel des besprochenen Buches „Goethe und die bildende Kunst" war in der Ueberschrift des Aufsatzes „Goethe und die Kunst" enthalten. Denn das Beiwort „bildende" sagt nichts; ich würde es auch weglassen, wenn ich selbständig über das Thema schreiben wollte. Nach Alledem wird kein Leser der Täglichen Rundschau den Artikel für etwas Anderes als für eine Bücherbesprechung gehalten haben. Ja, ich bin überzeugt, daß sich Mancher auf meine Empfehlung das Werk angeschafft hat, — und damit wäre der Zweck, den derartige Bücheranzeigen haben, erreicht. Sie nützen nicht dem Rezensenten, sondern dem Verleger und Autor. Herrn Volbehrs Dankbarkeit aber war seltsamer Art.

Als ich um die Mitte des Aprils von einer längeren Reise aus Italien zurückkehrte, hing in den Schaufenstern aller Buchhandlungen eine Flugschrift: „Ein Originalaufsatz Dr. Richard Muthers, besprochen vom Dr. Theodor Volbehr.“ Links waren die Worte aus Volbehrs Buch, rechts die Sätze meines Artikels abgedruckt, in denen ich referirend ihm folgte. In der Seemannschen Kunstchronik wurde die Broschüre neben Volbehrs Goethebuch mit den Worten angezeigt: „Dr. Volbehr weist in dieser Broschüre die fast wörtliche Uebereinstimmung von mehr als zwei Dritteln eines Aufsatzes vom Professor Dr. Muther mit Sätzen seines Buches ‚Goethe und die bildende Kunst‘ nach.“ Selbst ernste Zeitungen, dem Wortlaut der ihnen zugeschickten Waschzettel vertrauend, reproduzirten gewissenhaft, daß ich als „Originalaufsatz“ ohne Angabe der Provenienz Forschungen über Goethe veröffentlicht hätte, die, wie in einer Broschüre „ganz frappant“ nachgewiesen werde, nur ein Auszug aus dem epochemachenden Werk des magdeburger Autors seien. Ein berliner Kunstblättchen brachte einen Artikel „Herr Richard Muther als Goetheforscher“ und im Kladderadatsch stand eine Briefkastennotiz, daß mein Rundschau-Aufsatz ein „mit unerhörter Dreistigkeit begangenes Plagiat“ bedeute. Von der Hauptsache, daß ich auf wiederholte Bitten eines jungen Autors eine Bücherbesprechung geschrieben hatte, die mit einer Empfehlung seines Buches, mit vollständiger Nennung seines Namens und seines Verlegers begann, war nirgends mehr die Rede. Sogar meine Geschichte der Malerei wurde in die Debatte hereingezogen. Nachdem sie drei Jahre lang gute Dienste geleistet hatte und angestaunt worden war wegen der Fülle neuen Materiales, das sie erstmals erschloß, sollte auch sie plötzlich nur ein Sammelsurium längst bekannter Thatsachen sein.

Ich habe in meiner kleinen Schrift zu Nutz und Frommen solcher schriftstellerischen Kollegen, die um Bücherbesprechungen gebeten werden, aufgezeichnet, welche Motive wohl Herrn Volbehr veranlaßt haben können, die seltsame Komoedie in Szene zu setzen, die seinen bisher recht unbekannten Namen mit einem Schlage zu einem der „aktuellsten“ Mitteleuropas machte. Ferner spreche ich über meine Geschichte der Malerei, d. h. über die Arbeitmethode, die bei der Bewältigung des Riesenstoffes nothwendig befolgt werden mußte, wenn das Buch überhaupt zu Stande kommen und seinen Zweck erfüllen sollte.

Breslau. Professor Dr. Richard Muther.

Heinrich der Obotrit oder der Kampf um das Christenthum. Nationalepos in XXX Gesängen von Adolf Zehlicke.

Unstreitig ist die größte That der Germanen die Zerstörung des römischen Reiches; aber die Germanen sind nicht, wie Hunnen und Mongolen, blos Eroberer und Zerstörer, sondern sie sind ein Volk von staatenbildender Kraft, ein Kulturvolk ersten Ranges. An die Stelle der hellenisch-römischen Kultur des Alterthumes setzten sie die christlich-germanische Kultur. Seit der Zerstörung des römischen Reiches beherrschten die Germanen das Abendland und bildeten ein Weltreich, das ein Jahrtausend Bestand hatte. Sobald diese große welthistorische That durch Karl den Großen zur Vollendung gebracht war, nahmen die Deutschen

ihre gewaltige Kulturarbeit im Norden und Osten auf. Dort hatten sich die Slaven an der Elbe und über sie hinaus festgesetzt. Dieses Land wieder zu gewinnen und die Slaven aus ihm zu verdrängen, war durch Jahrhunderte die wichtigste Aufgabe der deutschen Nation. Heinrich III., nächst Karl dem Großen unstreitig die mächtigste Erscheinung, hatte dem Deutschen Reiche eine feste Grundlage vom Rhein bis zur Weichsel geschaffen. Aber sein Einfluß reichte auch nach Dänemark und Skandinavien. Das Patriarchat des Nordens in Hamburg hatte die christlich-deutsche Kultur in den skandinavischen Ländern bis nach Island und Grönland verbreitet und dorthin seine Sendboten gesandt. Als nun Heinrich III. starb, ohne sein großes Werk, die Einheit dieses Reiches, fest zu begründen, vollendet zu haben, da stürzte das stolze Gebäude zusammen. Man hat bisher immer nur als Folgen der Vormundschaftregirung Heinrich des Vierten den Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum und die Empörung der Vasallen, namentlich der Sachsen, hervorgehoben; aber wichtiger war es noch, daß sich das heidnische Slaventhum an der Ostsee wieder erhob und die christliche Kultur, welche Kaiser Heinrich III. und der Erzbischof Adalbert von Hamburg in Holstein, Brandenburg, Mecklenburg und Pommern verbreitet hatten, mit einem Schlage vernichtete und sich vom Deutschen Reiche losriß. Auf diesem Boden habe ich mein Epos aufgebaut. Ich zeige darin das Bemühen der Deutschen, die Kultur nach Osten zu tragen; wie durch den Kampf mit dem Papste und mit den Vasallen, namentlich den Sachsen, Heinrichs Macht vollständig gelähmt wird und er trotz momentanen Siegen das heidnische Slaventhum nicht niederzuhalten vermag. So wurden diese Länder wieder auf zwanzig Jahre dem Deutschen Reiche entrissen, nachdem der König Gottschalk, ein Freund und Vasall der Sachsen und des Deutschen Reiches, sowie sein Sohn und Nachfolger Buthur von den Slaven ermordet und der jüngere Sohn Heinrich mit seiner Mutter Sigrita zu deren Vater, dem König Swend von Dänemark geflüchtet war. Ihm war es aber vorbehalten, nach zwanzigjähriger Abwesenheit von der Heimath mit Hilfe der skandinavischen Könige und der sächsischen Herzöge in Magdeburg und Lüneburg den heidnischen Usurpator Kruto zu besiegen und die verlorenen Länder zurückzugewinnen. Dieser Heinrich, der in der Geschichte den Namen „Heinrich der Obotrit" erhalten hat, war also ein Vorkämpfer christlich-deutscher Kultur in den Ostseeländern und errichtete dort ein großes Königreich, das alle Länder bis an die Weichsel umfaßte und im engsten Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche stand. So verherrlicht das Epos die deutsche Kulturarbeit an der Ostsee als Vorläuferin jener großen Staatenbildung, die in späterer Zeit von den Hohenzollern aufgenommen wurde und in der Gegenwart vollendet ist. Um diese ganze gewaltige Zeit sich in einem Epos wiederspiegeln zu lassen, lasse ich den Helden an allen diesen kurz aufeinanderfolgenden Kämpfen theilnehmen, bis er seine Lebensaufgabe durch die Besiegung des heidnischen Slaventhums an der Ostsee vollendet. So bewegt sich dieses Gedicht auf realer historischer Grundlage und wandelt nicht die phantastischen Wege der Romantiker, obwohl es den Charakter und die Anschauungen jener Zeit möglichst treu wiederzugeben sich bestrebt. Adolf Zehlicke.

Kälte-Industrie.

Wie man in der Wüste sich blühende Oasen vorzaubert, so lockte die Hitze, unter der wir in diesen Tagen litten, die Gedanken an Eis und Schnee förmlich hervor. Vielleicht interessirt denn auch gerade jetzt die folgende kleine Studie doppelt. Ich möchte kurzweg von Kälte-Industrie sprechen und meine damit die Industrie, die für künstliches Eis und künstliche Kälte sorgt. Der Konsum beginnt mit dem Wohnhause, vergrößert sich in den Brauereien, Schlacht- und Viehhöfen bis zu riesigen Quantitäten und erreicht eine sehr stattliche Ziffer auch in jenen chemischen Instituten, die vor Allem von Anilinfarben ihre glanzvollen Dividenden bezahlen.

Das Natureis ist „natürlich" das billigste; und da, wo es in reinem Zustande und in Mengen zu haben ist, kann kein Kunstprodukt mit ihm konkurriren. In Petersburg ist z. B. kürzlich die große Brauerei des Fürsten Kalinkin von Stuttgart-Berg aus eingerichtet worden. Die Produktion wurde mit nicht weniger als 300 000 Hektolitern vorgesehen und dennoch keine Eismaschine angeschafft. Dort hat man eben durch die Nähe der Seen viel und gutes Eis. In Schweden giebt es überhaupt kein Kunsteis. Bei uns in Deutschland aber, wo das Natureis vielfach von Wiesen stammt, die im Frühling gedüngt werden, richtet sich die Fabrikation von Kunsteis ganz nach der Wohlhabenheit der Großstädter. Berlin hat die Landseen, die ein gutes Produkt liefern, dort tritt also das Kunsteis stark zurück und die dortigen Fabriken empfehlen es nicht sehr eifrig. Auch in München herrschen ähnliche Verhältnisse, wie überall, wo billige Lieferung und gute Qualität sich vereinen. Lindes Eismaschine veranlaßte die Errichtung von Kunsteisfabriken zunächst in Straßburg und Köln, dann in Frankfurt, in dessen Nähe chemische Institute sich noch heute sogar Eisweiler halten. Von einer höheren Rentabilität dieser Fabriken ist wenig zu merken; sie haben vielleicht ein- oder zweimal eine vorzügliche Dividende gegeben und später nichts mehr. Der Grund hierfür wird klar, sobald man bedenkt, daß z. B. der Hausverbrauch nur einige Monate dauert und daß in diesen Monaten gerade die vermögenden Leute zu verreisen pflegen. Auch giebt es leider renommirte Kaffeehäuser, deren Wirthe sich nicht scheuen, z. B. ihren Sherry-Kobler mit Natureis anzumachen. Aus diesen Umständen ist denn endlich eine Preiserhöhung erwachsen, gegen die eine heftige Opposition sogar Einmischung der Behörden verlangte.

Vom Auslande sei noch die Schweiz erwähnt, wo das natürliche Eis meistens die helle Durchsichtigkeit des dortigen Wassers wiedergiebt; ferner Italien, wo fast nur Kunsteis verbraucht werden muß, da das andere nicht vorkommt. Ungeheuer ist der Bedarf New-Yorks; dorthin wird das Natureis von den kanadischen Seen in Schiffsladungen gebracht. Endlich sind in Indien sehr viele Kunsteisfabriken, trotz der uralten Landessitte, nachts Thonschüsseln mit Wasser an die Luft zu setzen, das dann durch die Kälte bis zum Morgen in Eis verwandelt werden soll. Ich konnte zufällig in ältere Preisverzeichnisse einer ganzen Anzahl indischer Städte Einsicht nehmen und glaube, der beträchtliche Preisunterschied

gegen Deutschland dürfte die Leser interessiren. Nehmen wir einmal an, daß eine Tonne Kristalleis, also 20 Centner, in Berlin zwischen 14 und 20 Mark kostet, so würde das gleiche Quantum in Aga für 23.6.8 Pfund Sterling verkauft, in Allahabad für 18.13.4, in Delhi für 42, in Benares und Rangoon wiederum für 14 Pfund Sterling. Zwar kostet dort die Kohle 35 Shilling per Tonne, allein die Preise der dortigen Eisfabriken sind dennoch nur durch die Diktatur so hoch getrieben worden; es giebt dort Compagnien, die mit 5000 Pfund Sterling Kapital einen Jahresgewinn von netto 7000 Pfund Sterling einheimsen. Was unsere deutschen Fabriken betrifft, so würden sie besser rentiren, wenn z. B. die Brauereien noch bedeutende Abnehmer wären; aber was diese über das billigere Natureis (den Centner zu zehn Pfennigen) hinaus gebrauchen, bereiten sie sich schon längst selbst. Lindes Eismaschine hat dort den Eiskeller durch den Gährkeller ersetzt und erzeugt selbst Kälte. Diese Maschine soll sich auf ein lange bekanntes Verfahren gegründet haben: daß nämlich jedes Gas bei der Verdampfung Kälte schafft. Allein das Verfahren selbst wurde in der Industrie nicht angewandt und erst vor etwa zwanzig Jahren konnte Professor Linde am Polytechnikum zu München eine fabrikmäßige Gestaltung vornehmen. Er war es, der einen sogenannten Kompressor zum Komprimiren von gasförmigem Ammoniak erfand, das im Kondensator abgekühlt wurde und dann als flüssiges Ammoniak entweder in den Eisgenerator oder in den Verdampfungraum strömte, — je nachdem Eis oder Kühlung geschaffen werden sollte. Aus Gründen, die nicht ganz aufgeklärt sind, wurde auf diese Erfindung hin in Wiesbaden eine Aktiengesellschaft mit $1^1/_2$ Millionen Mark Kapital gegründet. Dort war die kaufmännische und technische Leitung, während Linde selbst zum Bau von Kälte- und Dampfmaschinen sich mit einer ersten augsburger Maschinenfabrik assoziirte. Eine solche kombinirte Anlage umfaßt: die Dampfmaschine, den Kompressor, den Kondensator, den Eisgenerator oder auch Verdampfer und endlich die Rohrleitung zwischen den Apparaten. Erst neuerdings, und nur da, wo die Stadt besonders billig Strom abgeben kann, tritt an die Stelle der Dampfmaschine ein Elektromotor. Natürlich kostet eine solche Anlage viel Geld. So wird mir gesagt, Nr. 6, die in der Stunde 1000 Kilogramm Eis erzeugt, koste 50 000, Nr. 7 mit der doppelten Erzeugung 80 000 Mark. Ja, mir ist eine Anlage für 130 000 Mark bekannt, die sich jetzt eine chemische Privatfirma anlegen lassen wollte und die nur wegen der Ueberbeschäftigung unserer sämmtlichen Maschinenfabriken noch aufgeschoben werden mußte. Es giebt aber auch kleine Anlagen für 7000 bis 10 000 Mark. Die Gewinne des wiesbadener Etablissements waren ganz enorm. Professor Linde besaß die meisten Aktien und stand bis zum Erlöschen seines Patentes fast ohne Konkurrenz da. Abgeliefert hat die Gesellschaft bisher 2400 Kompressoren, zu dem ungefähren Durchschnittspreise von 50 000 Mark; Das ergiebt also als Bruttoerlös die Kleinigkeit von 120 Millionen Mark.

Wer sind nun die Abnehmer der Eismaschinen? Zunächst die Brauereien mit ihrem über alles Erwarten großen Wachsthum. Oft bringt auch ein einziger milder Winter, wo wenig Eis zu haben ist, eine ungeheure Nachfrage. Zuweilen wird erst eine größere Dampfmaschine eingerichtet und dabei das Fundament für einen Kompressor Nr. 6 vorbereitet, so daß bei einer Ausdehnung des Absatzes nicht mehr lange gebaut zu werden braucht. Kann doch in der Hauptsache, der

Unabhängigkeit von der Witterung, nur durch jene Eismaschine ein sicheres Resultat erreicht werden. Es giebt noch stärkere Abnehmer als die Brauereien, aber keine, deren Zahl größer ist. Dann kommen die Schlacht- und Viehhöfe; diese brauchen solche Anlagen im größten Maßstabe, da in ihren Räumen niemals über fünf Grad Wärme herrschen darf und außerdem die Luft sehr trocken sein muß. Es giebt übrigens auch Metzger, die 10 000 Mark für eine kleine Kühlanlage als rentabel ansehen. Endlich die chemischen Industrien und die Färbereien. Bekanntlich hängt ein großer Theil der Farbenfabrikation von einer ganz bestimmten Erniedrigung der Temperatur ab; deshalb hatten solche Fabriken früher auch große Hallen zum Lagern von Natureis, während heute sie sowohl als die Brauereien und Schlächtereien ungleich mehr Kälte als Eis erzeugen. Der entscheidende Werth der lindeschen Maschine liegt überhaupt in dem Kühlverfahren.

Selbst in England herrscht noch heute das System Linde vor. Nach dem Erlöschen des Patentes erschien der Franzose Pictet mit einem gleichen Verfahren; der Unterschied war nur, daß er statt des Ammoniaks schweflige Säure anwandte. Indessen haben sich diese Kältemaschinen nicht recht eingebürgert. In neuerer Zeit versucht man es auch mit Kohlensäure; zwei Fabriken sind dabei in Wettbewerb getreten, ohne es aber zu einem wünschenswerthen Ergebniß zu bringen. Nach den mir gemachten Mittheilungen ergiebt die Verdampfungwärme bei schwefliger Säure circa 93, bei dem gleichen Quantum Ammoniak circa 320 und bei dem gleichen Quantum Kohlensäure circa 62 Wärmeeinheiten. Die zuletzt genannten Maschinen lassen sich etwas kleiner bauen. Alle drei Arten sind aber ungefähr gleich theuer; sie kosten etwa 50 000 Mark. Im Uebrigen sollen die Amerikaner kecker als wir sein, da sie überall, wo es sich um Ammoniak handelt, dieses direkt in die Röhren leiten, deren Dichtigkeit doch keine absolute ist. Bei uns dagegen verdampft das Ammoniak vorher im Maschinenraum und nur das Salzwasser kommt in die Röhren. Die Wände, an denen die Rohrleitungen liegen, sind mit Asche oder Holzwolle als schlechten Wärmeleitern gefüllt. Hergestellt werden solche Kühl- oder Eisanlagen von sehr renommirten Maschinenfabriken in Stuttgart-Berg, Augsburg und Chemnitz, hier sogar von zwei Etablissements. Auch giebt es ein System Windhausen mit komprimirter Luft. Hier soll wieder der Nachtheil in den zu weiten Röhren liegen, die sich leicht mit Schnee auffacken. Linde selbst ist auf seinem Wege rüstig fortgeschritten und hat die Kältefabrikation bereits zur Erzeugung von Sauerstoff benutzt, der früher sehr theuer war, weil er aus Braunstein hergestellt wurde, — ein Verfahren, das im Großen nicht anwendbar gewesen sein soll. Natürlich ist man in Fachkreisen auf die Resultate der neuen Erfindung Lindes sehr gespannt.

Die Kälte-Industrie hat zwar eine große Ausdehnung bereits erreicht, aber ein schier unübersehbares Feld steht ihr noch offen. Erwähnt sei hier nur das Gebiet der Desinfektion, ferner das Transportiren von Konserven, die Einrichtungen für Schiffe und Eisenbahnen, auch für die Durchkühlung der Personenwagen.

Pluto.

Durch!

Eine schöne adelige Dame pflegt vertrauten Freunden stolz ein kleines Bild zu zeigen, das den jetzigen Kaiser als Prinzen darstellt und in kühn geschwungenen Zügen die Unterschrift trägt: „Durch!!! Wilhelm, Prinz von Preußen.“ Ob zu ihren vertrauten Freunden auch leibhaftige Minister gehören, die das kecke Draufgängerwort gierig eingeschlürft haben, wie die innerste Wesensessenz ihres höchsten Herrn? Vielleicht; sicher ist jedenfalls, daß man das parlamentarische Programm der Regirungen, mit denen wir nach Bismarcks Entlassung beglückt worden sind, nicht knapper und klarer bezeichnen kann als mit dem einsilbigen Wörtchen: Durch! Irgend Etwas soll immer durchgedrückt werden, möglichst rasch, möglichst glanzvoll, und wenn es mit der Schnelligkeit und dem Glanz mehr oder minder hapert, dann schwinden sofort die letzten Bande ehrfürchtig frommer Scheu und in hastigen Ausverkäufen wird zu Schleuderpreisen das Lager der Gunst und der Gewährungen geräumt. So war es bei der berühmten Militärvorlage, so bei den berühmteren Handelsverträgen Leos des Unermeßlichen: jedesmal wurde die Ernte unter Hurrahgebrüll in die Reichsscheune geschleppt und jedesmal erkannte man über ein Kleines, daß in der Hast und Hatz unheilvolle, für die Gesundheit des Reiches schädliche Entschlüsse gefaßt worden waren. Aber böse Beispiele schrecken die Braven nicht, die sich jauchzend in ewigen Boettichertänzen drehen. Jetzt, beim Bürgerlichen Gesetzbuch, haben wir im Reichstag Erscheinungen erlebt, denen man nur gerecht werden kann, wenn man vorher das gute Hauptwort Schamlosigkeit von allem Rost gereinigt und in seiner ursprünglichen Bedeutung wiederhergestellt hat. Die Regirung trägt diesmal den weitaus geringeren Theil der Schuld; sie hätte ohne die von den Erbärmlichen des Wallotbräues ihr willig geleistete Hilfe nichts durchsetzen können. Zwar: Herr von Boetticher, der bei solchen Aktionen immer im Vordertreffen kämpft, meinte, es sei gar nicht abzusehen, wie der Kaiser den Versuch einer Vertagung des Bürgerlichen Gesetzbuches aufnehmen würde, und er schien, mit sorgenvoll gerunzelter Stirn, die Möglichkeit furchtbarer Wirkungen andeuten zu wollen. Aber der ausgezeichnete Herr mit dem Neunmänneratteſt, der in Durchcampagnen stets für sein Haupt und sein Leben ficht, hatte offenbar vergessen, daß es eine Reichsverfassung giebt, nach deren Bestimmung der Reichstag nur mit dem Bundesrath und nicht mit dem Kaiser über Fragen der Gesetzgebung zu verhandeln hat. Die Vorlagen, die an den Reichstag kommen, gehen von den Verbündeten Regirungen und ihrem Organ, dem Bundesrath, aus; der Kaiser ist nach Artikel 16 verpflichtet, die vom Bundesrath beschlossenen Vorlagen an den Reichstag zu bringen, und er bedient sich dazu des Präsidialministers, des Reichskanzlers, der nach Artikel 18 für alle Anordnungen und Verfügungen des Bundespräsidiums, also des Kaisers, durch seine Gegenzeichnung die Verantwortlichkeit übernimmt. Es ist deshalb nicht einzusehen, weshalb es nöthig war, auch in diese Erörterungen den Kaiser hineinzuziehen; und Herr von Boetticher muß eine sehr merkwürdige Meinung von dem Monarchen haben, wenn er glaubt, Wilhelm der Zweite würde in zornige Wallung gerathen, weil die rechtmäßig gewählte Vertretung des deutschen Volkes für die Berathung eines ungewöhnlich wichtigen Gesetzgebungwerkes Zeit und Muße zu ernster Prüfung verlangt. Aber dieses wundersamste aller je erschauten Parlamente erhebt solchen Anspruch gar nicht, — und so ist es überflüssig, der Frage

überhaupt erst nachzudenken, wie der Bundesrath und dessen Präsidium den Wunsch nach Vertagung aufgenommen hätten. Die Sache wickelte sich ganz glatt ab, täglich wurden in drei, vier, höchstens fünf kurzen Stunden etwa fünfhundert Paragraphen angenommen, und wenn auch, während diese Zeilen geschrieben werden, der schmähliche Handel noch nicht ganz beendet ist, so haben verständige Leute, im Angesicht solcher Ruchlosigkeit, doch längst jedes Interesse an der Schachermachei verloren. Die wichtige und nicht im Allergeringsten eilige Angelegenheit — in einem ausgezeichneten Artikel der Hamburger Nachrichten, der deutlich die Klaue des Löwen verräth, wurde treffend gesagt, ein Civilgesetzbuch sei doch schließlich kein Theaterstück, das zum festgesetzten Termin „herausgebracht" werden muß — ist von vorn herein völlig verfahren worden. Statt die Grundlagen des weitausschauenden Werkes zu prüfen und gemäß dem Anspruch der Zeit zu gestalten, hat die Reichstagsmehrheit das traurige Rumpfprodukt, das nirgends im modernen Geist und im deutschen Boden wurzelt, mit Hurrahgebrüll begrüßt und sich darauf beschränkt, mit ihrer Durchschnittsamtsrichterweisheit an den einzelnen Bestimmungen herumzuzupfen, die doch von den besten Theoretikern des Civilrechtes formulirt und leider auch stilisirt worden waren. Von den Schwachen, den Frauen, den kleinen Bauern und Handarbeitern, ist Niemand gehört worden und ihr spät noch warnender Zuruf ist ins Leere verhallt. Nach diesen Anfängen muß man sich eigentlich freuen, daß nun das Ende so schändlich, so über jeden Begriff schamlos ist. Die Berathung der Kommission, von der Jeder erwartet hatte, sie würde für zwei Lesungen der 2400 Paragraphen mindestens zweihundert Sitzungen brauchen, war eine Posse; und ehe noch Zeit gewesen war, auch nur oberflächlich den Bericht der Kommission zu studiren, war die Sache schon in das Plenum gebracht und der Sodomiterbund zwischen den schwarzen Strebern des Centrums und der sogenannten nationalliberalen Partei war bündig geschlossen. Und nun gings in sausendem Galopp und der Präsident, der dieses Hauses wahrhaft würdiger Hüter ist, erdreistete sich, völlig ausreichend begründete Urlaubsgesuche schnaubend abzulehnen und anständigen Männern, die das Gehetz hemmen wollten, wüthend über den Mund zu fahren. Wie eine schlechte, eingeschmuggelte Waare wird das angeblich große nationale Werk, das aus liberalem Phrasiergeist gezeugt und mit süßlichem Lieberthee aufgepäppelt worden ist, hastig und heimlich ins Dunkel geborgen, daß nur ja Niemand Zeit finde, es gründlich zu mustern. Die einzige Freude werden die Sozialdemokraten daran erleben, die ganz konsequent handelten, als sie mit verschränkten Armen der Durchstecherei zusahen: ihnen ist das Gesetzbuch der Koprolith, den die todkranke Gesellschaft vor dem Verscheiden fallen läßt, und sie werden nicht zögern, der Sterbenden den Aasstein ins verzerrte Gesicht zu schleudern. Daß von den übrigen Parteien keine einzige den Muth hatte, mit einer offenen Erklärung die Theilnahme an der würdelosen Komoedie abzulehnen, beweist, wie weit die Politik der Effekthascherei und Gunstbuhlerei schon gediehen ist. Der Reichstag, die Institution, nicht nur die schlotternde Zufallsversammlung, wird diese Sünde zu büßen haben; und vielleicht, wenn eines Tages eine Vorlage, die das Reichswahlrecht ändert, mit ähnlichen Mitteln durchgepeitscht worden ist, wird eine mächtige Mehrheit des Volkes, wie von einem Alben befreit, aufathmend jubeln: Gott sei Dank — Durch!

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109775004